

Lubojatzky

Der

Weltkampf gegen Rußland

und

seine großen Ereignisse.

Verbunden

mit den Schilderungen der Oertlichkeiten, der Sitten und Lebensweisen der verschiedenen bei dem Kampfe betheiligten Völker; nebst den Biographien der hervorragendsten Persönlichkeiten aller Krieg führenden Parteien.

Ein

geschichtliches Gedenkbuch für alle Volksklassen

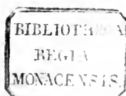
von

Fr. Lubojatzky.

Löbau,

Verlag der J. G. Walde'schen Buchhandlung.

Buchdruckerei von Ferdinand Rühle in Dresden (gr. Brüderg. 4).



Erstes Kapitel.

Die heiligen Stätten der Christenheit.

Jerusalem und seine heiligen Stellen. — Die heilige Stätte von Bethlehem. — Die Verwandlung der heiligen Stätten-Frage. — Christliches Unwesen. — Geschichtliches und Frankreichs peremtorisches Auftreten. — Rußland als Gegner Frankreichs in der heiligen Stätten-Frage. — Die Sunniten. — Beurtheilung des türkischen Volks-Charakters. — Türkische Toleranz im Vergleich zu der christlichen in verschiedenen Staaten Europas. — Mohameds Religion ist des Fortschritts fähig. — Was Mohamed von Christus lehrte. — Die blutige Palmsonntagsfeier 1853 in der heil. Grabkirche zu Jerusalem.

Die Frage wegen der heiligen Stätten, das heißt, wegen jener Oerter, wo der Stifter unserer heiligen Religion, Jesus, geboren, gewandelt, gelehrt, gelitten und begraben worden, ist eine aus früheren Jahrhunderten auf die gesammte Christenheit vererbte und um des gangbaren Ausdrucks uns zu bedienen, unaufhörlich fort brennende. Die Kreuzzüge haben Hunderttausende von Menschenleben im Kampfe mit den Saracenen um den Besitz dieser heiligen Oerter verschlungen. Palästina, das den Juden wie Christen heilige Land, fraß die Blüthe der christlichen Ritterschaft, und auf demselben Boden, wo der Heiland wandelte, bleichten die Gebeine der Streiter für seine Lehre.

Mit Strömen Blutes war damals Jerusalem erobert und zu einem christlichen Herzogthum gemacht worden; aber dessen Dauer leider nur von kurzer Zeit. Nach hundertjährigem Bestande ging Jerusalem im Jahre 1187 wieder in die Hand der Türken über, und blieb in derselben unter allen Stürmen der Jahrhunderte. Die Pforte (Regierung des Sultans) sah sich im Sommer 1833 genöthigt, Syrien, von welchem Palästina ein Theil ist, an Mehemed Ali, dem Vicekönig von Egypten, abzutreten, aus dessem Besitz es wieder in dem der Pforte überging. Durch Verträge zwischen den christlichen Fürsten Europas und den Sultanen ward den christlichen Pilgern — und deren gab es in den früheren Jahrhunderten jährlich mehrere Hunderttausende, jetzt kaum ein Viertel dieser Anzahl — gestattet, die ihnen heiligen Orte in Palästina als Wallfahrtsstätten gegen eine festgesetzte Abgabe zu besuchen.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Türken diesen Pilgern harte Bedrückungen auferlegten, indeß ist auch leider nicht zu leugnen, daß das Betragen der frommen christlichen Beter keineswegs geeignet war, Achtung vor der erhabenen Christusreligion ihnen einzuflößen. Fast immerwährender Zank und Streit, ja nicht selten Ausbrüche des rohesten fanatischen Hasses, der in blutige Handgreiflichkeiten ausartete, fanden zwischen den verschiedenen christlichen Sekten statt, um den Vorrang an den heiligen Orten, in Angesicht des Grabes Desjenigen zu erlangen, welcher als Lehrer der Bruderliebe diese mit seinem Tode am Kreuze besiegelt hatte.

Den Türken blieb bei solchen Gelegenheiten

die Aufgabe, unter den sich blutig schlagenden Christen Ruhe und Friede mit Gewalt wieder herzustellen. Natürlich konnten die Ruhestifter keine Hochachtung vor den Christen hegen, die ja nicht einmal so viel Hochachtung vor der Heiligkeit der Orte hatten, wo sie sich des Erlösers, seiner Liebe, seines Leidens erinnern sollten, statt sich in Faustkämpfen zu ergehen. Leider können wir nicht sagen, daß es in unserer Gegenwart anders geworden ist; derselbe Haß, dieselbe Feindschaft wie früher umlagert noch das heilige Grab, wie der Leser später erfahren wird.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die heiligen Stätten.

Jerusalem ist nicht nur Christen und Juden, sondern auch den Mohamedanern heilig, weshalb sie diese Stadt Kudsi-Cherif, die Heilige, nennen. Von den Arabern wird sie in gleicher Bedeutung Elkods genannt. Die Ursache, weshalb sie ihnen heilig ist, beruht auf dem Umstande, daß in der von dem großen Kalifen Omar an Stelle des weltberühmten Tempels Salomon's erbauten Moschee, genannt El Haram, welche aus mehreren türkischen Gebethäusern besteht, der halbrunde schwarze Stein, Sacra-Kalah, sich befindet, welcher von den Christen als das Kopfkissen, worauf der Stammvater der Juden, Jakob, sein Haupt gelegt (als er von der Himmelsleiter träumte), von den Türken aber als der Schemel ihres Propheten Mohameds, von dem dieser in den Himmel gestiegen sein soll, verehrt wird. Diese Moschee ist im Innern auf's Reichste ausgeschmückt, eine prachtvolle von 8 korinthischen Säulen getragene Pforte führt in dies türkische Heiligthum.

Die heilige Grabeskirche dagegen ist ein weitläufiges Gebäude mit zwei majestätischen Rundgewölben und faßt die heiligen Leidensörter Christi in sich. Die Türken haben die Schlüssel zu ihr, die immer verschlossen gehalten wird, in Verwahrung, und öffnen sie den Pilgern gegen eine kleine Vergütung von 3 oder 4 Piastern. Während die Pilger hineingehen, bleiben die Türken am Eingange, strecken sich auf Polstern, rauchen Tabak und trinken Kaffee.

Gleich am Eingange in diese große Kirche bezeichnet eine viereckige Marmorplatte auf dem Fußboden ein wichtiges Ereigniß für die Christen, es ist der Salbungsstein. In Mitte des Schiffes der Kirche befindet sich eine kleine in zwei Theile geschiedene Kapelle. In der ersten Hälfte liegt eine Steinplatte mit Marmor eingefaßt und soll diese der Stein sein, auf welchem der Engel saß, und den Frauen die Auferstehung verkündete, als sie kamen, um Jesu Leichnam einzubalsamiren. Die zweite Hälfte der Kapelle enthält das Grab Christi, einen Sarkophag von weißem Marmor. Der Zugang dahin führt durch eine sehr niedere Pforte, wo man sich bücken muß, um hineinzukommen. Das Grab nimmt die ganze Länge der Kapelle ein und wird als Altar verwendet. Tag und Nacht brennen hier 47 Lampen über dem Grabe. Der Raum ist so eng, daß, wenn der Priester Messe liest, kaum noch 3 bis 4 Personen Platz haben. Die Kapelle ist ganz von Marmor und gehört den Lateinern (Römischen Katholiken); abwechselnd dürfen auch die Griechen hier Messe lesen. Rings um diese Kapelle befinden sich in einer Entfernung viele Nischen, die den verschiedenen christlichen Glaubenssekten angehören.

In der Kirche giebt es ferner die unterirdische Nische, in der Jesus als Gefangener saß, dann die Nische, in welcher die Soldaten um seine Kleider würfelten, dann des heil. Nicodemus Grab. Ferner ist auch die Kapelle der Lateiner da; abwärts auf einer Treppe von 27 Stufen kommt man zur Kapelle der heil. Helena, welche das Kreuz Christi suchen ließ; einige Stufen tiefer bezeichnet eine Marmorplatte die Stelle, wo man es gefunden. Wieder emporgestiegen, findet man die Schimpf- und Spott-Säule, wo Jesus gebunden und gekrönt wurde; auch die, an der er die Geißelung empfing, sie ist mit einem Gitter umgeben. Eine Treppe von 18 Stufen Höhe führt zur Schädelstätte, wo Jesus gekreuzigt wurde; auf dem Fußboden bezeichnet ein Kreuz von Marmor die Stelle,

wo man ihn an's Kreuz nagelte. Gleich daneben befindet sich die Schmerzen-Kapelle, in der Maria gestanden haben und Zeugin geworden sein soll, als man ihren Sohn an's Kreuz schlug. Die Schädelstätte ist ganz ummauert, der Fels nicht sichtbar, sondern oben von Marmorplatten bedeckt. Auf der andern Seite der Schmerzen-Kapelle gegenüber, ist die Oeffnung zu sehen, in der das Kreuz gestanden; hier und auch unten in der Kirche der Riß bemerkbar, der den Felsen spaltete. Oben ist er mit einer Silberplatte eingefaßt, um ihn gegen das viele Küssen der Pilger zu schützen.

Die Kapelle der Griechen ist die größte, schönste und reichste unter allen Kapellen, man kann sie, eine Kirche in der Kirche nennen.

Die Lateiner besitzen in diesem großen weitläufigen Kirchenraume das Heilige Grab, die Geißelungs-Säule, die Grotte der Kreuzauffindung, den Ort der Annagelung und die Schmerzenkapelle. Die andern Stätten gehören den Griechen, Armeniern und Kopten (egyptische Christen).

Stets um 4 Uhr des Nachmittags halten die Lateiner Prozession zu allen den genannten Stätten und Mitternachts erhebt sich ein wahrhafter Höllenlärm, die verschiedenen Gottesdienste beginnen. Die Griechen und Armenier schlagen und hämmern auf freihängende Metallstangen oder Bretter, die Lateiner spielen auf der Orgel und singen und beten, während die Priester der übrigen Sekten ebenfalls singen und schreien. Zu bemerken ist, das die Priester sämmtlicher christlicher Confessionen, die hier Gottesdienst halten, auch hier wohnen und daß die Pilger des Nachts über in der Kirche bleiben, um ihre Andacht zu verrichten.

Alle Berichte Reisender stimmen darin überein, daß es als eine Art Unglück zu betrachten sei, wenn die griechischen Ostern mit denen der Lateiner zusammen fallen, weil es dann stets in der Kirche blutige Köpfe, ja sogar Leichen als Opfer gegenseitigen christlichen Hasses giebt.

Außer den genannten heiligen Stellen giebt es in und außer Jerusalem noch eine Menge, der Oelberg, eine halbe Stunde von der Stadt, bietet dafür einen ziemlich ansehnlichen Raum. Zu den heiligen Stätten gehören ferner noch Bethlehem, Nazareth, Kana, Tiberias u. s. w.

Bethlehem besitzt ein kleines Kloster und dazu gehörige Kirche, welche genau auf der Stelle erbaut worden sein sollen, wo Christus geboren wurde. Die Zeit hat an dem Bau dieser Kirche arg ihren Zahn gewetzt, sie ist sehr zerfallen und wird nur durch gelegentliche Reparaturen etwas aufgefrischt, ehedem besaß sie unter den Kirchen Palästinas den Vorrang der Schönheit und Größe. Alle Pilger, welche Jerusalems heilige Stellen besuchen, wandeln auch hierher zu dem Geburtsorte des Heilands. Das kleine Bethlehem ist der Anfangspunkt, Jerusalem der Endpunkt des großen Lebens Jesu.

Unter dem Hochaltar der großen Kirche zu Bethlehem liegt die Grotte, in der er geboren wurde. Ihre Wände und Fußboden sind mit Marmor ausgetäfelt und eine Marmorplatte enthält die lateinische Inschrift: „Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren worden". Eine strahlende Sonne im Hintergrunde, die ihr Licht von vielen immerwährend brennenden Lampen erhält, deutet als Symbol den Aufgang des Lichts durch die Geburt Christi an. Der Platz, wo die drei Könige zu dem Kinde Jesu kamen und der Ort wo die Krippe stand (welche sich in Rom befindet) sind nahe bei. Die Bethlehemsche große Kirche gehört den Lateinern, Griechen, Armeniern gemeinschaftlich, welche jede Part für sich, ein Klösterchen an die Kirche gebaut haben. Die Nähe von Bethlehem enthält noch mehrere solche heilige Stellen, unter andern die Milchgrotte, in der sich der Sage nach die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten verborgen und Marie dem Säuglinge Jesu die Brust gereicht haben soll. Unweit davon befindet sich das Feld, wo der Engel den Hirten die Geburt Jesu verkündete.

Daß von den Christen noch eine Menge solcher heiligen Stellen der Erinnerung an den Heiland besucht werden, bedarf wohl keiner weiteren Versicherung. Kana, Tiberias und an

dere Städte sind Haltpunkte ihrer Wallfahrten, der Jordan und die Wüste reihen sich an jene an. Jeder Fleck Erde, welcher nur einiger Maaßen mit dem Andenken an Jesu in einer Berührung stand, ist benutzt, um die Aufmerksamkeit und Andacht der Pilger zu fesseln.

Mit dieser kurzen Schilderung der Oertlichkeit der Sanctuarien oder heiligen Stätten mag es genug sein, da wir durch dieselben nur beabsichtigen, den Leser hinsichtlich ihrer Wichtigkeit auf dem religiösen Gebiete zu unterrichten und gewiß nicht ohne Grund glaubten, daß die Kenntniß, was man eigentlich unter Bezeichnung „Heilige Stätten" zu verstehen habe, Vielen unbekannt geblieben sei.

Palästina war in früheren Zeiten der Quell blutiger Streitigkeiten und ist es jetzt, wenigstens scheinbar wieder geworden, indem der Glaubenseifer als Deckmantel zur Erreichung politischer Pläne benutzt wurde. Der Haß zwischen Griechen und Lateinern ist ein unabreißbarer, wahrhaft labyrinthischer Faden, dessen Ende Niemand absieht. Aus ihn hat sich die orientalische Frage entwickelt, die sich bald in eine europäische verwandelte, welche sowohl in Petersburg und Konstantinopel als in London und Paris die Geister in heftige Bewegung setzte. Sie kann sehr leicht eine asiatische werden, wenn es Rußland gelänge vermöge seiner geographischen Lage auf Persien, Khiwa und Bockhara einen militairischen Einfluß zu üben und mit den Afghanen schließlich ein Bündniß gegegen die Engländer in Indien einzugehen.

Vollkommen treu dem von Rußland so grell hervorgehobenen Charakter der Anmaßung, der Selbstüberschätzung hatten die griechischen Christen im Laufe eines Jahrhunderts bezüglich der heiligen Stätten es dahin zu bringen gewußt, daß die Lateiner, welche im Jahre 1740 neunzehn solche Heiligthümer in Palästina besaßen, im Jahre 1850 nur noch Herren von zehn derselben waren. Durch allerlei Machinationen und Intriguen war es den Griechen gelungen, sich neun der Heiligthümer der Lateiner anzueignen. Wie weit die gegenseitige Eifersucht der christlichen Cofessionen in Jerusalem geht, mag folgender Vorfall beweisen. Im Jahre 1852 ward die Kuppel der heiligen Grabeskirche schadhaft, so daß der Regen ungehindert auf die Kapelle des Grabes, welche allen Nationen gemeinschaftlich gehört, herabströmte. Nun sollte man auch denken, daß Alle gemeinschaftlich sich beeilt haben würden, um den Schaden zu bessern und das größte ihrer Heiligthümer zu schützen. Davon geschah gerade das Gegentheil. Jede Confession stritt der andern das Recht ab, die schadhafte Kuppel ausbessern zu lassen, der Streit zog sich dermaßen in die Länge, daß da der Regen zur Winterzeit sehr unangenehm zu werden drohte, die Türken sich ins Mittel schlugen und der Sultan auf seine Kosten die schadhafte Kuppel ausbessern ließ. An diesem Pröbchen christlicher Einnigkeit wird der Leser genug haben.

Die geschichtlichen Ereignisse stehen mit der heiligen Stätten-Frage in folgender Weise in Verbindung: Frankreich übte, auf Verträge gestützt, seit den ältesten Zeiten, eine Art Protektorat (Schutzrecht) über die Lateiner (katholische Christen) im Orient aus. Es war seit uralten Zeiten Beschützerin des heiligen Grabes und nahm sich besonders von je her der Franciskanermönch in Syrien an. Keiner Menschenseele fiel es ein, Frankreich das Schutzrecht streitig zu machen, bis es im Jahre 1852 einige alte Mönchsstreitigkeiten durch seinen Einfluß zu Gunsten der Lateiner zu entscheiden und die katholische Religion, welche von der Ueberlegenheit der reichern und geschätzteren Griechen sehr unterdrückt wurde, aus dieser Unterordnung zu erheben suchte. Das rief den alten streitigen Geist zwischen Griechen und Lateinern ins Leben. Frankreich berief sich auf die Dekrete der Sultane bezüglich der heiligen Stätten zu Gunsten der Lateiner und da die Verhandlungen sich lau und schläfrig bis zum Februar 1852 hinzogen und wie es schien, von keiner Entscheidung im Sinne Frankreichs so bald die Rede sein würde, entwickelte das Letztere etwas mehr Nachdruck und verlangte peremtorisch, daß fol-

gende sieben heilige Orte ausschließlich dem Besitz der Lateiner zugesprochen würden:

1) die große Kuppel um die Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem; 2) die kleine Kuppel um das Grab Christi; 3) den Stein der Salbung; 4) die sieben Bogen der heiligen Jungfrau; 5) die große Kirche in Bethlehem; 6) den Altar der Geburt; 7) die Grotte der Verkündigung.

Der Marquis von Lavalette, welcher auf einem Kriegsschiffe von Frankreich aus nach Konstantinopel gesendet wurde, erhielt von der Pforte die Bewilligung dieser Forderungen in Aussicht gestellt; kaum erfuhr dies der russische Kaiser, als er sogleich die Pforte bedrängen ließ, einen Ferman auszufertigen, vermöge dessen Alles beim Alten belassen werden sollte. Damit noch nicht zufrieden, wurde der russische Gesandte in Konstantinopel vom petersburger Hofe angewiesen, die Pforte überdieß zum Erlaß eines sogenannten Vezier-Schreibens zu drängen, welches das Versprechen enthielt, daß den Lateinern die Schlüssel der großen Kirche zu Bethlehem nicht übergeben würden. Kaum hatte Frankreich Kunde von dieser Wendung der Dinge bekommen, als es mit bedeutenden Reclamationen auftrat, und das Resultat davon war, daß die Pforte den Lateinern den Schlüssel genannter Kirche zusagte und die Absicht hatte, denselben den Griechen abzunehmen.

Zur besseren Verständlichkeit muß hier bemerkt werden, daß früher Lateiner, Griechen und Armenier gemeinschaftlich einen Schlüssel zur Grotte der Geburt Christi besaßen, die Ersteren aber dies Vorrecht verloren und es also nur von dem guten Willen der Griechen und Armenier abhing, sie die in diese Grotte führenden Stufen passiren zu lassen.

Die Absicht der Pforte, den Lateinern den Schlüssel zu übergeben, brachte unter den bigotten Griechen die heftigste Entrüstung hervor und der griechische Patriarch von Jerusalem fand sich durch diese vermeinte Beeinträchtigung seiner Gerechtsame und Vorrechte so sehr empört, daß er — abreiste. Niemandem kam diese von der Pforte den Lateinern gemachte und von den griechischen Unterthanen derselben als die entehrendste Zurücksetzung und Unterdrückung ihrer Religion betrachtete Zusage, welche den tiefsten Groll bei den Letzteren hervorgerufen, mehr zu Statten als eben Rußland, welches lange schon im Stillen geheime Pläne genährt hatte, auf gute Weise ohne großen Lärm sich das Recht der Einmischung in der Türkei zu erwerben und im Verlaufe der Zeiten bei günstigen Gelegenheiten die Türkei selbst als eine sehr schmackhafte friedliche Eroberung an sich zu bringen.

Das Auftreten Rußlands durch seinen Gesandten den Großadmiral Fürst Menschikow in Konstantinopel war von einer Art und Weise, welche deutlich verrieth, daß Kaiser Nikolaus mit Gewißheit annahm, die Pforte werde sich einschüchtern und die übrigen Mächte Europa's ihn, aus Furcht vor einem Zusammenstoße mit dem als so unüberwindbar verschrieenen Coloß Rußland, ruhig gewähren lassen. Die Erzählung von Menschikows Ankunft in Konstantinopel und dem verfehlten Zweck seines Aufenthalts daselbst sei der Gegenstand des folgenden Kapitels.

Es sei uns erlaubt zum Schlusse dieses ersten in Kürze auf die von Rußland bis dahin sehr stark bezweifelte Lebensfähigkeit der Türkei einen Blick zu werfen und bei der Gelegenheit auch des Volkscharakters, der mohamedanischen Religion, so wie deren Ansichten von der Religion und der Person Jesu zu gedenken, da eine solche Kenntniß dem Leser unstreitig eine richtige Anschauung dieser Dinge von besonderer Wichtigkeit zu verleihen im Stande sein und manches von Jugend auf genährte Vorurtheil gegen diese andersgläubige Nation beseitigen dürfte.

Der größte Theil der Mohamedaner besteht aus Sunniten, was so viel bedeutet, als Leute die der ihnen von Mohamed vorgeschriebenen Sitte oder Regel gemäß leben, denn Sunna ist ein arabisches Wort und heißt so viel wie Sitte, Brauch oder Regel. Die Sunna ist für den Moha-

medaner nächst dem Koran die heiligste Ueberlieferungsquelle und er findet darin für Alles Rath und Belehrung. Sunniten sind also die echten Bekenner Mohameds und obwohl sie sich in vier verschiedene Ritus theilen, die nur in einigen Gebräuchen und Ansichten über die Aussprüche Mohameds von einander abweichen, so bilden sie doch gewissermaaßen die feste Grundlage des Islams, es ist keine Feindseligkeit zwischen ihnen, sie sind in vollkommenster Einigkeit und zählen zusammen ohngefähr 150 Millionen Anhänger der strengen orthodoxen Lehre ihres Propheten. Die Bewohner Afrikas, Egyptens, Syriens, Arabiens, der Tartarei gehören zu diesem starken Phalanx. Im Gegensatze zu ihnen stehen die Schiiten, d. h. Sektirer in sehr bedeutender Minderzahl.

Eine Angelegenheit, die den Bestand des Islams überhaupt betrifft, ist selbstverständlich also eine allgemeine Angelegenheit für alle Sunniten ins Besondere. In diesem Hauptheil der muselmännischen Bevölkerung der Türkei beruhen noch viele und wesentliche Bedingungen zur Erhaltung des Staatsorganismus. Dies kann von der europäischen Türkei nicht mit derselben Bestimmtheit behauptet werden, denn es giebt in derselben große Mängel und Schwächen, Zerklüftungen und Abweichungen von dem türkischen Volkscharakter insgemein und die Regierung findet wegen der Ueberzahl Andersgläubiger so viele Schwierigkeiten in Ausübung ihrer Hoheitsrechte, daß ihr Bestehen allerdings nicht zu besonderer Lebensfähigkeit gedeihen kann. Die europäische Türkei ist für die Pforte eher ein schadhaftes Anhängsel, das ihr viel Sorgen macht, ohne ihr einen wesentlichen Nutzen zu gewähren.

Der Volkscharakter der Türken ist das treueste Abbild der wunderbarsten Gegensätze ihres Vaterlandes, ein sich widerstreitendes Gemisch von schönen und schlimmen Eigenschaften. Der Despotismus, die Tirannei hat sclavische Unterwürfikgeit erzeigt. Man findet in der Türkei die feigste Ergebung, die unsäglichste Schlaffheit des Willens und doch ist dieselbe feige, willenlose Nation, sobald der rechte Funke in ihre Herzen fällt, voll Energie, ritterlicher Tapferkeit und einer erhabenen würdevollen Repräsentation, wenn es gilt im Rathe über wichtige Angelegenheiten zu entscheiden. Ueberhaupt liegt der Hang zu feierlichem Wesen im türkischen Charakter, dessen Grundzug ein tiefer ruhiger Ernst ist, welcher Letztere vorzüglich von Mohameds Lehre genährt und unterstützt wird. Eine besonders auffallender Gegensatz im Charakter der Türken ist die Toloranz, Duldung die sie allen andern Religionen erzeigen, und dann wieder der sie zuweilen bis zum Wahnsinn treibende religiöse Fanatismus, in welchem sie Alles vernichten, was nur die Spur einer andern Religion trägt. Einmal von diesem religiösen Fanatismus ergriffen, sind sie Meister aller Grausamkeiten, die man sich nur denken kann, sie sinken zu derselben Bestialität herab, wie im dreißigjährigen Kriege die katholischen Croatenschaaren oder die protestantischen Schweden.

Im Ganzen beurtheilt ist das Volk schrecklich unwissend, aber es ersetzt den Mangel an Kenntnissen durch gesunden Menschenverstand und die richtige Beurtheilung des Charakters Derjenigen, mit Denen es in Berührung kommt. Die von den Türken unterworfenen und ihnen tributpflichtigen Völker, wie z. B. Beduinen, Araber, Drusen, Maroniten, Kurden, Serbier, Bosnier u. s. w. genießen große Freiheiten, welche ihnen von keiner andern Regierung eingeräumt werden würden.

Der größte Krebsschaden der Türkei ist die heillose Beamtenwirthschaft, wo Jeder, der nur Macht erlangen kann, sein Schäfchen nach Möglichkeit zu scheeren sucht auf Kosten der Unglücklichen, über die er gesetzt ist. Die Gesetzgebung und das Finanzwesen leiden an großen Mängeln. Für Handel und Industrie lebt keine große Neigung im türkischen Volke, obwohl von der Regierung die weit ausgegehnteste Handelsfreiheit begünstigt wird. Ein großer Nachtheil sind die in wahrhaft traurigem Zustande befindlichen Communikationswege. Von alle dem läßt

sich leicht schließen, daß die Türkei kein gesunder Staat ist; aber das sind nur Uebel, die der Besserung fähig sind und unter einer umsichtigen starken Regierung mit Ernst angegriffen, auch gewiß verbessert werden können.

Die Ruhe und lasse Gleichgültigkeit der Türken sind seit Beginn dieses Jahrhunderts im Abnehmen, weil die Zeit selbst sie um ihrer eigenen Selbsterhaltung willen zu Reformen drängte. Der Einfluß des Verkehrs mit den Christen macht sich immer bemerkbarer und der jetzige Krieg ist vollkommen geeignet, nicht nur Verbesserungen im Staats- und Volksleben herbeizuführen, sondern auch die alten Vorurtheile gegen die Christen zu vertilgen, eine Sühne zwischen den Türken und ihnen anzubahnen. Sie werden von den Freunden und Bundesgenossen lernen, was sie von den Feinden ihrer Religion anzunehmen verschmähten und mit fanatischen Eifer und Entrüstung von sich abstießen. Dies wird der größte und einzige Segen sein, den die Türken aus diesem mörderischen Kampfe davon tragen.

Was der vorige Sultan Mahmud durch Blutvergießen und Gewaltthat hinsichtlich großen tief in's Staatsleben eingreifender Reformen erzwang, das führt sein Sohn, der jetzige friedliebende Padischah (Großherr) Abd-ul-Medschid, mittelst Unterstützung seines humanen Ministerchefs, Reschit-Pascha, auf gütlichem Wege durch und schon mancher schwere Uebelstand ist auf dem Wege der Milde bereits beseitigt, so mancher Fortschritt in's Leben gerufen worden. Man muß nur in Betracht ziehen, daß in einem so großen Reiche die Ausführung von Reformen unendlich schwieriger ist, als in einem kleinen Staate, daß oft beim besten Willen die Leute nicht aufzutreiben sind, welche die die Reorganisation des Reiches fördernde Befehle klug und geschickt auszuführen verstehen. Bei allen ihren großen Mängeln, Schwächen und Schäden ist die Türkei doch in einer Beziehung für so manchen christlichen Staat ein Muster, nämlich in der Toleranz oder Duldung anderer Religionsgesellschaften.

Wir brauchen wahrlich gar nicht weit um uns zu blicken, um mit Schreck zu bemerken, daß die Liebe, welche Jesus lehrte, wohl von den Kanzeln gepredigt, aber durchaus nicht oder nur sehr wenig geübt wird und es in manchem christlichen Lande heißt: „richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten.“ Ist es etwas Neues, daß den Leuten das Lesen der Bibel verboten ist, daß die Juden verfolgt werden, weil sie in den Augen fanatischer christlicher Priester das Unglück haben, von dem Volke abzustammen, das dereinst schrie: „Kreuzige ihn! kreuzige ihn!“ — giebt es nicht protestantische Länder, in welchem die Katholiken gedrückt werden und katholische Länder, wo trotz aller Schönrednerei die Protestanten ein erbärmliches Dasein hinfristen, keine Kirchen bauen, keine Gottesäcker anlegen, kein Glockengeläute haben dürfen? Oder ist das christlicher Duldungsgeist, wo wie in Rom, Neapel, Spanien, Schweden u. s. w., die Staatskirche keinen anderen öffentlichen Gottesdienst gestattet?

Man nennt die Türken blutige Christenverfolger und vergißt dabei, daß Frankreich Hunderttausende seiner Bevölkerung hinschlachtete, dem Feuertode opferte, als Bettler über die Grenzen jagte, weil sie . . . Protestanten waren, daß die spanische Inquisition in ihren Kerkern viele Tausende Unglücklicher verschmachten ließ und zuweilen dem dummen bigotten Volke ein Freudenfest gab, indem sie Ketzer öffentlich verbrennen ließ. Ist der dreißigjährige Krieg, welcher Deutschland so sehr entvölkerte, daß ein Reichstagsbescheid sogar den Männern erlaubte, zwei Frauen zu ehelichen, damit der große Menschenverlust wieder ersetzt werde, welcher Folge der blinden Religionswuth, der Mordsucht der katholischen und lutherischen Mordbanden eines Tilly, Wallenstein, Bannier, Torstensohn u. s. w. gewesen war? Haben wir nicht in der Neuzeit Beispiele der Intoleranz genug, ohne erst den Blick nach Rußland wenden zu dürfen, wo das Seligmachen durch die Staatskirche gesetzlich zu sein scheint, um uns, erröthend vor uns selber, gestehen zu müssen, daß

die Christen, welcher Confession sie auch angehören mögen, wahrlich keinen Grund haben, den Stein der Verdammung auf die Türken wegen Verfolgung Andersgläubiger schleudern zu dürfen?

Es ist ein großer Irrthum, wenn man die Türken ihrer Religion wegen haßt, dies ist wahrlich das übelste Zeichen eines beschränkten Geistes. Ehe man haßt, muß man das genau kennen, was uns verabscheuungswürdig erscheint, man muß gerecht sein und die Türken von ihrem eigenen Standpunkte, nicht vom christlichen beurtheilen.

Der Islam, die Lehre Mohameds, hat viele Halbheiten, uns ungereimt Scheinendes, weil wir keine Orientalen sind, welche Phantastisches brauchen, um zu geistiger Erhebung zu gelangen, aber er hat auch große ewige Wahrheiten in sich, er ist keine Religion, die es ihren Bekennern leicht macht, ihren Geboten gemäß zu leben, sondern ihnen schwere Verpflichtungen auferlegt. Wie das Judenthum und das Christenthum im Verlaufe der Zeiten sich verändert haben, denn Niemand wird läugnen, daß das Judenthum ehemals ein anderes als das jetzige und unser Christenthum heutzutage sehr verschieden von dem zu Zeiten der Apostel ist, so auch verhält es sich mit der Religion Mohameds. Es nimmt in unseren Tagen einen andern Standpunkt als früher ein, viele Stellen im Koran haben durch die veränderten Verhältnisse der Zeit ihre Bedeutung verloren und so ist der Islam wie Christen- und Judenthum des vernünftigen Fortschritts und der freieren Entwickelung fähig. Mohamed entnahm dem Juden- wie dem Christenthum die Lehren der von ihm gestifteten Religion, in der sich eine große Nächstenliebe, Gerechtigkeitsliebe und Gotterhebung als Hauptbedingung findet. Sie ist eine Religion voll tiefen Ernstes und einer Strenge, die uns Christen sehr fremd vorkommt. Gebet und Mildthätigkeit sind ihre unerläßlichen Forderungen an ihre Bekenner. Kann sie also schlecht, verachtenswerth sein? Nein.

Der Hauptgrundsatz des Islams ist folgender: „Es giebt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet.“ Mohamed lehrte keinen Haß der Lehre Christi. Nach ihm giebt es sechs Propheten und Apostel: Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und er selber, Mohamed. Jeder von diesen Sechsen hat ein geoffenbartes Gesetz erhalten. Mohamed, der letzte Prophet, war aber der größte. Nach dem Koran, dem heiligen Buche der Mohamedaner, hat Gott keinen Genossen, keinen Sohn, und es heißt wörtlich darin: „Wahrlich, der Messias Jesus, der Sohn Marias, ist ein Gesandter Gottes, auch sein Wort, daß er in Maria übergetragen, und sein Geist. Glaubet daher an Gott und seinen Gesandten, saget aber nichts von einer Dreieinigkeit.“

Im Koran wird Jesus, obwohl seine Sohnschaft zu Gott nicht anerkannt wird, als durch eine wunderbare Veranstaltung Gottes ohne einen menschlichen Vater von der heiligen Maria, einer reinen Jungfrau, empfangen, bezeichnet. Mohamed nennt ihn wie der Evangelist Johannes „Das Wort“, wenn gleich er ihn nicht als Erlöser der Welt betrachtet. Der Name „unser Herr Jesus“ wird bei den Türken nie ohne den Zusatz: „Friede über ihn,“ und der Name „unsere Herrin Maria“ nie ohne den Zusatz: „Gott sei mit ihr zufrieden“ ausgesprochen.

Der Mohamedaner glaubt, das Christus nicht gestorben, sondern von Gott lebendig in den Himmel geführt und statt seiner ein ihm ähnlicher Mensch von den Juden gekreuzigt wurde. Manche christliche Sekten glauben dasselbe. Auferstehung und Gericht, Unsterblichkeit des Geistes, Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, das sind die Glaubenssätze, die der Koran enthält und es muß Jedem überlassen bleiben, ein Urtheil über eine Religion zu fällen, die mit den Glaubenssätzen der unsrigen so viel gemein hat. Nie wird es einem Mohamedaner einfallen, sich über die Gebräuche einer andern Religion lustig zu machen, nie wird er einen frommen andächtigen Pilger stören, er geht schweigend an ihm vorüber, weil sein Herz von dem Glauben erfüllt ist, es giebt nur einen Gott.

Die Zwietracht unter den verschiedenen christlichen Sekten ist es allein, welche dazu beiträgt, die Christen ihnen verächtlich zu machen. Der 20. März des Jahres 1853 war in neuerer Zeit ganz besonders dazu geeignet, ein sehr trauriges Bild der christlichen Eintracht zu geben. In der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem schlugen sich am genannten Tage bei der Palmsonntagfeier die Griechen und Armenier so sehr, daß Blut floß und an 40 Personen arg zerschlagene Köpfe davon trugen. Die Türken sahen sich genöthigt einzuschreiten und die Tempelschänder gewaltsam zu entfernen.

Wir schließen hiermit dies Kapitel, in der Hoffnung, daß wir so viel an uns war, gethan haben, um den Leser einen vorurtheilsfreien Standpunkt bei der Ueberschau der folgenden von uns zu schildernden Wirren, welche aus den Forderungen Rußlands entsprangen, geboten zu haben.

Zweites Kapitel.

Die dem Kriege vorhergehenden Ereignisse in Konstantinopel.

Die Ankunft des russischen Großadmirals und außerordentlichen Bevollmächtigten, Fürsten Menschikow in der türkischen Hauptstadt. — Gutgewählter Zeitpunkt seines Eintreffens daselbst. — Schilderung über Fürst Menschikows bisheriges Leben, seinen Charakter und Persönlichkeit. — Menschikows verletzendes Erscheinen beim Großvezier. — Fuad-Effendi, des Ministers des Auswärtigen Rücktritt von seinem Amte. — Menschikows Audienz beim Sultan. — Er bereitet dem Pfortenministerium neue Demüthigungen. — Rifeat Pascha. — Fermans des Großherrn. — Menschikows Forderungen. — Verwerfung derselben. — Note des Fürsten an die Pforte. — Antwort des Pfortenministerium. — Menschikows zweite Note. — Die türkischen Minister lehnen sie als unannehmbar ab. — Menschikow setzt einige Erläuterungen hinzu, wenn der Vertrag in eine Zusage umgewandelt werde. — Fürst Menschikows Abreise. — Vermuthungen über sein auffallendes Benehmen und Früchte, die sein Aufenthalt in Constantinopel getragen. — Menschikows Antwort an Kaiser Nikolaus. — Verhalten Englands und Frankreichs gegenüber Rußlands Forderungen. — Lord Stratford de Redcliffe, Englands Gesandter. — Herr de la Cour, Frankreichs Gesandter. — Der Vertrag von 1841. — Folgen. — Rußlands Ultimatum als Anlaß des Einlaufens der verbündeten Flotten in die Besika-Bucht. — Letzte Antwort der Pforte auf das russische Ultimatum.

Am 28. Februar 1853 versammelten sich einige tausend Griechen auf den Hafenkais von Topschana zu Konstantinopel, um bei Gelegenheit der Ankunft des russischen Großadmirals, Fürsten Menschikow, als außerordentlichen Bevollmächtigten seines Kaisers an die Pforte, eine Demonstration an den Tag zu legen, welche geeignet sein sollte, die türkische Regierung von den Sympathieen ihrer sämmtlichen griechischen Unterthanen für Rußland zu überzeugen und somit in Furcht zu treiben. Man kann Niemand erwarten und ihm einen Empfang

vorbereiten, von dessen Ankunft man nicht im Voraus Nachricht hat. Da dies aber von Seiten der Griechen geschah, so ist es auch natürlich, daß sie von der Sendung Menschikows vorher unterrichtet und ihre zu Tage geförderte Demonstration bei dieser Gelegenheit eine im Voraus gemachte war.

In der That ließ die Ankunft Menschikows nach dem ihm bereiteten Empfange etwas Wichtiges erwarten. Das ganze russische Gesandtschaftspersonal hatte sich am Hafenplatze eingefunden, um ihn, dem außerordentlichen Gesandten ihres Gebieters, des Kaisers Nikolaus, zu begrüßen. Kaum war er dem Kriegsdampfschiffe entstiegen und hatte den Fuß auf festes Land gesetzt, als auch der unbändigste Jubel unter den Griechen losbrach und sie ihn wie im Triumphe nach seinem Absteigequartier geleiteten. Jede andere Regierung würde einer so auffälligen Demonstration, die, das wußte die Pforte sehr wohl, da sie im Laufe der Jahre aus hunderten von Anläßen die Ueberzeugung gewonnen, daß Rußland und ihre griechischen Unterthanen sehr miteinander sympathisirten, den Character der Feindseligkeit unter der Maske des Willkommensjubels an sich trug, jedenfalls entschieden entgegengetreten sein, die türkische Regierung blieb jedoch ruhig und ließ die Lärmenden gewähren, um jedmöglichen Conflikt mit Rußland zu vermeiden.

Wie gut von Rußland der Zeitpunkt des Eintreffens Menschikows berechnet war, um die Pforte zu Concessionen an Rußland zu treiben, geht daraus hervor, daß zur selben Zeit von Seite Frankreichs keine hervortretende diplomatische Persönlichkeit in Konstantinopel sich befand. Herr von Lavalette, der französische Gesandte, welchem von der Pforte die Uebergabe des Schlüssels der großen Kirche von Bethlehem in Aussicht gestellt worden, war nach Frankreich zurückgereist und obwohl der französische Botschafts-Sekretair, Herr Benedetti, als ein in der orientalischen Verhältnissen große geläufige Kenntnisse besitzender Mann bekannt war, so entbehrte er doch eines bedeutenden diplomatischen Rufes, befand sich in einer untergeordneten Stellung und Menschikow sah sich also Meister auf dem diplomatischen Felde der Pforte gegenüber. Auch England hatte zu der Zeit blos den Obersten Rose als seinen Geschäftsträger in Konstantinopel anwesend. Der Zeitpunkt der Sendung Menschikows war von Rußland sehr glücklich gewählt, denn dieser Gesandte hatte keinen Gegner von höherer diplomatischer Bedeutung gegen sich.

Was England betrifft, so hatte Menschikow, sobald seine Sendung nur die zu ordnende Angelegenheit der Heiligen Stätte zum Zwecke hatte, wie man anfänglich glaubte, kein feindliches Entgegentreten zu bekämpfen gehabt, wenn auch ein Mann von größter diplomatischer Berühmtheit als Gesandter zugegen gewesen wäre, denn England hat sich mit der heiligen Stätten-Frage nie ernstlich befaßt, die Heiligen Stätten und der Geldsack sind zwei so verschieden von einander abweichende Fragen für das englische Volk, daß nur die letztere für dasselbe von Wichtigkeit ist. Die Heiligen Stätten bringen nichts ein, erregen für den spekulativen englischen Zahlengeist kein weiteres Interesse. Frankreich allein als Schutzherr der Lateiner hat die Verpflichtung in dieser Frage Rußland die Spitze zu bieten und dessen Forderungen in Betreff der fraglichen Anordnung dieser religiösen Angelegenheit zu überwachen. Wer mit dem Winde in den hohen diplomatischen Regionen etwas näher vertraut war, dem mußte allerdings auffallen, daß Rußland gerade den Fürsten Menschikow als außerordentlichen Bevollmächtigten gesandt hatte. Um die Lösung der Heiligen Stätten-Frage allein konnte doch das nicht geschehen sein, jeder andere russische Diplomat ohne solche hohe Bedeutung wie der Fürst hätte diese Frage zur Erledigung bringen können, dahinter mußte also noch eine andere Absicht verborgen liegen, die man jetzt freilich noch nicht ahnte und zu deren Durchführung nur ein Mann wie Fürst Menschikow als tüchtig befunden wurde.

Die biographische Skizze des Fürsten dürfte hier am rechten Platze sein. Sein Stammva-

ter, der unter Peter den Großen vom Pastetenbäckerlehrling zu den einflußreichsten Großen des russischen Reichs erhobene und berühmte Fürst Alexander Menschikow, hinterließ, nachdem er unter Peter II. von seiner Höhe in Nichts zurückgestürzt worden war, einen Sohn, welcher es durch List und Gewandtheit verstand, Paul I. dahin zu bewegen, daß dieser die sämmtlichen confiscirten Menschikowschen Güter wieder an ihn, den Sohn des gestürzten Großen zurückerstattete. Von diesem klugen Vater stammt Fürst Alexander Sergius Menschikow, der außerordentliche Bevollmächtigte Rußlands ab, welcher im Jahre 1789 geboren, 1806 in die Armee eintrat.

In den Feldzügen von 1812 und 1813 begleitete er den Rang eines Flügeladjutanten des Kaisers Alexander, der ihn für treugeleistete Dienste zum General ernannte. Es gehörte schon damals zu den Lieblingsideen Menschikows, Rußland als Wiederhersteller des Byzantinischen (griechischen) Kaiserthums zu betrachten und der leicht zur Schwärmerei für große Pläne geneigte Kaiser Alexander gab, wie man sagt, ihm Versprechungen, diese Idee zu verkörpern, indeß die Militairrevolution in Spanien, Piemont und Neapel verdarben den großen Plan und Kaiser Alexander war nun durchaus nicht zu bewegen, den dringenden Vorstellungen der Griechen, sich an ihre Spitze zu stellen, Gehör zu geben, weshalb Menschikow in Gemeinschaft mit dem ihm Gleichgesinnten, Capodistrias, Stroganow und andern Männern von Bedeutung seine Entlassung nahm.

Kaum hatte Kaiser Nikolaus den Thron bestiegen und am petersburger Hofe ein totaler Umschwung der Gesinnungen sich Bahn gebrochen, als auch Menschikow wieder in Activität trat. Seine erste Sendung führte ihn nach Persien, um den dortigen Schah (Fürst) zu einem Bündniß **gegen** die Türkei zu bewegen.

Statt das Ziel zu erreichen, erklärten die Perser an Rußland den Krieg, weil ihnen das Gerücht zugekommen war, das russische Militair sei im vollen Aufstande gegen den Czaar begriffen. Hiermit war die 1825 bei der Thronbesteigung Nikolaus ausgebrochene Militairemeute gemeint, das Gerücht davon hatte sich auf dem langen Wege von Petersburg bis nach Teheran, der persischen Hauptstadt, zu einer colossalen Lüge vergrößert, welche in Persien Glauben fand und den Schah zur Ueberzeugung brachte, jetzt sei der günstige Moment, seinen bis dahin gefürchteten Nachbar, eins auszuwischen. Persien hatte keine sonderliche Ursache, mit den Ergebnissen dieses Krieges sehr zufrieden zu sein, sie erhielten große Schlappen. Fürst Menschikow führte in diesem Kriege kein Commando, obwohl er aus Liebhaberei den ersten Ereignissen desselben beiwohnte.

Der Ausbruch des Krieges mit den Türken im Jahre 1828 sah ihn an der Spitze einer Heerabtheilung. Er eroberte die Festung Anapa (an der westl. Spitze des Kaukasus). Kaiser Nikolaus rief ihn auf den europäischen Kriegsschauplatz zur Belagerung von Varna. Hier streifte ihn eine Kanonenkugel zwischen den Beinen hindurch und verwundete ihn so schwer, daß er für diesen Feldzug unfähig wurde, die fernere Leitung desselben zu führen. Graf Woronzoff trat an seine Stelle und zwang Varna zur Uebergabe. Nach seiner Wiederherstellung ernannte ihn der Kaiser zum Vice-Admiral und Chef des Generalstabes der Marine.

Es ist anzuerkennen, daß Fürst Menschikow in diesem neuen Wirkungskreise Bedeutendes geleistet hat. Die russische Marine erhielt einen großen Aufschwung unter seinem Befehl. Vom Jahre 1831 an begleitete er den hohen Posten eines General-Statthalters von Finnland. Der Kaiser erhob ihn 1834 zum Admiral und übertrug ihm 1836 das See-Ministerium. Der Fürst trat jedoch bald wieder in seine Stellung als General-Statthalter von Finnland zurück, nebenbei sorgte er für die Vergrößerung der Ostseeflotte. Daß ein Mann von solcher Treue und Eifer vom Kaiser zu einer der schwierigsten Mission verwendet wurde — wir meinen, die Sendung nach Konstantinopel

— bezeugt, daß der Kaiser wohl wußte, was von diesem Manne zu erwarten war.

Fügen wir noch Einiges über die Persönlichkeit und sonstigen Eigenschaften Menschikows*) hinzu, der, nachdem er seine Stellung als General-Statthalter von Finnland aufgegeben zum Großadmiral der gesammten russischen Flotten ernannt worden war. Fürst Menschikow ist von mittlerem Wuchs, hat schneeweißes, sehr kurzes Haar, eine hohe Stirne, feste Züge und blitzende Augen. Seine Haltung ist stolz, doch hinkt er ein wenig in Folge der bei der Belagerung von Varna erhaltenen Wunde. Die Gelegenheit, bei der er diese empfing, war folgende: Eines Tages nämlich machte er auf einem Spaziergange Halt, stand mit gespreitzten Beinen da und nahm eine Priese. In selbem Augenblick ordröhnte ein Kanonenschuß und der Fürst stürzte, so lang er war, zu Boden. Als man ihn aufhob, zeigte es sich, daß er schwer verwundet war, wiederhergestellt hinkte er auf dem einen Fuße. Menschikow als einer der reichsten Grundbesitzer Rußlands, zählt seine Leibeigenen nach Tausenden und seine Reichthümer häufen sich von Tag zu Tage, denn er ist sparsam ohne Gleichen und zuweilen sogar kniderig. Nur wenn es gilt, Pracht zu entfalten, so zeigt er einen wahrhaft fürstlichen Aufwand. In Petersburg besitzt er ein herrliches Palais, welches mit dem ausgesuchtesten Luxus ausgestattet ist. Der Fürst ist durch und durch Russe, seine Abneigung gegen Ausländer allgemein bekannt. Kein Ausländer, nicht einmal ein Gesandter hat je seine Schwelle überschritten. Von unzugänglicher harter Gemüthsart ist er daher in in seinem Benehmen barsch, abstoßend und fällt leicht ins Pöbelhafte, wenn er beleidigt wird. Außer dieser Untugend ist er ein Mann von großer Begabung und von einem unbeugsamen Muthe. Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehört noch, daß er sich stets geweigert, dem Maler für sein Portrait zu sitzen. Seine Gemahlin ist eine geborene Fürstin Dolgoruki, von der er einen Sohn, welcher bereits General ist, und eine Tochter hat.

Wir haben somit die Schilderung eines Mannes hier eingewebt, auf dem der russische Kaiser sein ganzes Vertrauen gesetzt und ihn für die schwere Mission, Pläne zur Ausführung anzubahnen, die auf nichts anderes hinausliefern, als die Regierung der Türkei in ihrem Lande völlig machtlos zu machen, um sich bei Gelegenheit zum Herrn des Landes zu erheben, auserwählt hatte. Fürst Menschikow war bei seiner Mission von ungewöhnlichen Mitteln unterstützt. Für jeden Tag bezog er außer den gewöhnlichen Unterhaltungskosten noch 800 Tha- Gold, um so glänzend als möglich aufzutreten. Unter seinem Gefolge befanden sich eilf Personen von Rang, darunter ein General, zwei Obersten, zwei Linienschiffcapitains. So war noch kein russischer Bevollmächtigter in Konstantinopel erschienen, bald sollte sich's auch zeigen, daß auch das Benehmen des Fürsten von so ungewöhnlicher Art sei, wie man ein solches von einem Gesandten bei der Pforte noch nie gesehen. Von Petersburg aus waren, wie wir bereits erwähnt, die griechischen Bewohner Konstantinopels in Kenntniß von seiner Ankunft gesetzt und beauftragt, so viel als möglich ihm Ehrenbezeigungen zu erweisen.

Darum also die gewaltige Aufregung unter diesen zu Intriguen und Empörungen leicht geneigten Menschen, denen es die größte Freude macht, der Pforte immer neue Verlegenheiten zu bereiten. Tagtäglich war der Palast, den Fürst Menschikow bewohnte, von Schaaren griechischen Gesindels umlagert. Sobald er sich blicken ließ, wurde Freudengeschrei hörbar und die Masse entblößte ehrerbietig das Haupt, was der Grieche sonst nur bei religiösen Feierlichkeiten zu thun pflegt.

Ganz Konstantinopel war auf die Dinge, die da kommen sollten, gespannt und zwar mit größtem Rechte, da sich von Rußland bisher so wenig Gutes für die Türkei gezeigt, im Gegentheil derselben von dieser befreundeten Macht

*) Wir entnehmen das Folgende aus dem „Londoner Expreß."

so manche arge Verlegenheit bereitet worden war. Es blieb nicht Geheimniß, daß Fürst Menschikow, bevor er Odessa verlassen, Musterung über die Flotte gehalten hatte und daß russische Streitkräfte bereits in Bessarabien eingerückt wären. Wozu? wußte man nicht, aber man würde sehr kurzsichtig gewesen sein, wenn man diese auffälligen Anstalten nicht mit der Ankunft Menschikws im genausten Zusammenhang hätte annehmen sollen.

Der 2. März brachte die türkische Hauptstadt in ein bedeutendes Erstaunen. Jeder fremde Botschafter — so ist es hergebrachte Sitte, machte den Großvezier (Chef des Psorten-Ministeriums) seinen Besuch, um bei dieser Gelegenheit die Verhandlungnn, zu derem Zwecke er nach Konstantinopel gekommen, einzuleiten und ein freundschaftliches Verhältniß anzubahnen. Dieser Besuch ist demnach eine nicht gut erläßliche Höflichkeitsformel und daß die Türken, überhaupt Freunde feierlicher und würdevoller Repräsentation, etwas darauf geben, geht daraus hervor, daß der Großvezier in Gala an der Spitze reich gekleideter Vornehmer den Gesandten in seinem Palais empfängt und die Musik beim Erscheinen des Letzteren zu spielen beginnt. Welcher Schreck für die Türken, als der Fürst statt in seiner glänzenden voll Gold und Edelsteinen schimmernden Uniform, in einem gewöhnlichen Geherock, einen Paletot darüber, den runden Hut auf dem Kopfe und wie von englischen Zeitungscorespondenten versichert wurde mit bestaubten Stiefeln erschien. Es konnte keine größere Verletzung aller Form und Artigkeit geben und aus dieser verächtlichen Art uud Weise des Fürsten sich bei dem ersten der türkischen Minister einzuführen, ließ sich in der That nicht sehr Erfreuliches hinsichtlich der von Rußland zu stellenden Forderungen schließen.

Als diese merkwürdige Audienz beendigt war, wurde Menschikow eingeladen, der Sitte gemäß, einen Besuch bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Fuad-Effendi zu machen. Der Fürst lehnte diese Einladung mit kurzen barschen Worten ab und erging sich in eine Menge der stärksten Ausdrücke gegen Fuad-Effendi, den er einen Feind Rußlands nannte. Die schroffe Gemüthsart Menschikows hatte sich hier ein freies Feld gebahnt, die türkischen Minister waren in der That über dies rücksichtslose Benehmen eben so verblüfft, wie empört. Die Folge davon war, daß der so sehr gelästerte Fuad-Effendi seine Entlassung einreichte, da Menschikow nichts mit ihm zu thun haben wolle. Nur durch den schnellen Rücktritt Fuad-Effendis war es möglich, die Verhandlungen, um derenwillen der Fürst hierher gekommen, einem möglich günstigen Ausgange zuzuführen — unter diesen Umständen sah sich der Sultan genöthigt, Fuad Effendi seiner hohen Stellnng zu entlassen, in welche nun Rifaat Pascha trat.

Der merkwürdigen Art und Weise, wie sich Fürst Menschikow eingeführt, folgten schnell hintereinander ähnliche Kundgebungen von seiner Seite, wie sehr er darauf ausgehe, durch Verletzung des Anstandes und aller bisher üblichen Höflichkeitsformen die türkische Regierung zu beleidigen. Am 8. März war seine Audienz beim Sultan anberaumt. Eine Audienz beim Sultan ist, wie sich von selbst versteht, von feierlichen Ceremonien begleitet. Im höchsten Glanze, umgeben von seinem Gefolge verläßt der Audienz habende Gesandte sein Quartier, besteigt das Schiff, welches ihn hinüber nach dem Palaste des Sultans bringt und begiebt sich am jenseitigen Ufer angekommen, durch in Parade aufgestellte Truppen in den Palast, wo ihn der Großvezier empfängt und zum Sultan geleitet.

Ehedem waren diese Audienzen für die Gesandten der christlichen Mächte allerdings höchst demüthigender Natur, da die türkischen Sultane und ihre Minister solch eine Audienz für eine zu große Gnade für einen Christen ansahen und die hohe Würde eines Gesandten auf dieselbe Stufe gesetzt wurde, wie jeder Bittende steht. Im Verlanfe der Zeit ist auch diese türkische Ansicht sehr herabgekommen, der meist aus gebildeten kenntnißvollen Männern bestehende Ministerrath, dessen meiste Mitglieder Gesandtschaftsposten in Wien, Paris, London, Berlin und

Petersburg begleitet haben, hat sich in die civilisirten Sitten der christlichen Höfe hineingelebt und somit sind auch die althergebrachten türkischen Gebräuche bei derlei Gelegenheiten meist in Wegfall gekommen, d. h. man trug dem Zeitgeist soviel als möglich Rechnung.

Die Türken wareu außerordentlich gespannt auf das Benehmen Menschikows bei dieser Audienz; aber wer beschreibt ihr Erstaunen, ihren Schreck, als der Fürst umgeben von seinem zahlreichen Gefolge im Gehrock und Paletot, den runden Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand (wahrscheinlich um sich seines hinkenden Ganges wegen darauf zu stützen) aus seinem Hotel trat und in seine Fregatte begab, die ihn ans jenseitige Ufer brachte. Indeß, da solche Verletzung aller Form doch etwas zu stark gewesen sein würde, so kleidete sich der Fürst auf der Fahrt hinüber in seine Galla-Uniform und erschien beim Aussteigen aus dem Schiffe in würdiger Kleidung. Die nun in aller Form vor sich gehende Audienz beim Sultan bestand aus zwei Theilen; der erste Theil umfaßte die Ueberreichung der Creditive (Beglaubigungsschreiben), die Vorstellungen des Gesandtschaftspersonals, wobei der Fürst nur von dem Wunsche seines Kaisers sprach, die freundschaftlichen Beziehungen Rußlands zu der Pforte aufrecht erhalten zu sehen.

Den zweiten Theil bildete nach Entfernung des russichen Gesandtschaftspersonals eine Privataudienz, welcher außer dem Sultan und dem Fürsten nur der Minister des Auswärtigen, der erste Dragoman (Dollmetscher) und der Dragoman der russischen Gesandschaft beiwohnte. Daß nichts ganz Genaues über diese Privataudienz öffentlich wurde, versteht sich von selbst, indeß gut unterrichtete Leute wollten wissen, daß es sich um die heiligen Stätten gehandelt habe. Fürst Menschikow hätte im Namen seines Kaisers die Eile getadelt, mit welcher die Pforte den Wünschen eines Regenten, dessen Thron nur erst schwach befestigt (Napoleon III.), so wie jenen eines Volkes nachgekommen sei, dessen geschichtliche Leichtfertigkeit noch immer seine Freunde und Verbündeten zu Schaden gebracht habe. Wir wissen uicht, ob den Sultan dieser Hieb auf die Franzosen besonders angenehm war oder nicht, nur das ist bekannt, daß er, während Menschikow die größte Höflichkeit beobachtete, sich kalt, gleichgültig, ja sogar geringschätzend zeigte.

Des Fürsten Auftreten seinen Ministern und namentlich Fuad-Effendi gegenüber war von ihm sehr übel aufgenommen worden, wie es auch in der That nicht anders zu erwarten stand, denn in seinen sich zur Seite stehenden so gegen alle Sitte gering und verächtlich behandelten ersten Staatsbeamten mußte sich der Großherr beleidigt und empfindlich verletzt fühlen. Nur Fuad-Effendis Vorstellungen, jeden Bruch mit Rußland zu vermeiden, vermochten den Sultan diesen Minister seines Dienstes zu entlassen. Doch, nachdem ihm gemeldet worden war, wie Menschikow sich benommen und wie er überhaupt in Constantinopel aufgetreten, befahl der Sultan, sogleich an die in Paris und London sich befindenden türkischen Gesandten die Nachricht von diesen Vorfällen zu schicken, damit sie die beiden Höfe von Paris und London um Unterstützüng in diesen sehr widerwärtigen Handel ersuchen möchten.

Ganz Konstantinopel befand sich in einer Art geistiger Aufregung, eine unzählige Menge von Gerüchten hielt Umlauf in Aller Munde, Jeder wollte etwas Anderes über den Zweck der Mission des Fürsten wissen. Da hieß es z. B. Rußland handle im Einverständniß mit Oestreich, dann wieder, es betreffe eine Theilung der Türkei unter diese beide Großmächte und mehr dergleichen Sagen, die die Gemüther in starke Bewegung setzten. Das Hauptgespräch jedoch war die üble Laune Menschikows, die sich bedeutend breit machte und bald nach der Audienz beim Sultan abermals reichlichen Stoff zum Erstaunen lieferte. Er schickte nämlich eine ihm vom türkischen Ministerium zugefertigte Depesche durch einen einfachen Kawassen (eine Art Polizeidiener) als unbeantwortbar zurück. Das war für die Türken in der That eine Art von

Infamie, von offener Verachtung, noch niemals war an das Ministerium auf solche Weise eine Zufertigung gelangt.

Das Letztere ertrug schweigend diese Außerachtlassung und absichtlichen Verstoß gegen alle Schicklichkeit, da es Alles vermeiden wollte, was irgend von Rußland, das gern einen Anlaß zum Bruch zu suchen schien, als Anlaß dazu angesehen werden konnte. Eine andere, von dem Pfortenministerium ihm übersandte Depesche, die mehrere Zugeständnisse enthielt, beantwortete der Fürst, jedoch in sehr wenig versöhnlicher Weise. Darauf beschlossen die Minister eine Rückäußerung, die dem Fürsten in einer Conferenz übergeben werden sollte, zu welcher man ihn durch den Dragoman des Serails offiziell einlud und der außer dem Großvezier und dem Minister des Auswärtigen auch noch mehrere hohen Würdenträger der Türkei beiwohnen sollten.

Zur festgesetzten Stunde waren die Minister zu Kuru-Tschesme, der Residenz des Großveziers, versammelt und erwarteten den Fürsten. Da sahen sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Fregatte Menschikows, die Botschaftsflagge vom großen Mast wehend, an den Fenstern des Palastes von Kuru-Tschesme vorüberdampfen und bei Beschik-Tasch, dem Palaste des Sultans selbst anlegen, als ob der Fürst das am Tage vorher angenommene Stelldichein ganz vergessen hätte. Auch diese Rücksichtslosigkeit, die so nahe an absichtliche Beleidigung streifte, daß es schwer sein dürfte, eine von der anderen zu unterscheiden, nahm das türkische Ministerium ruhig hin. Menschikow bestand auf einer abermaligen Audienz beim Sultan. Man sagte ihm, dieser befinde sich leidend und wolle Niemand sehen, doch der Fürst ließ sich nicht abweisen und um die Sache zu einem erträglichen Ausgang zu führen, wurde ihm endlich eine Audienz vom Großherrn bewilligt.

In derselben machte er dem Letzteren Vorwürfe, Rußlands Wünschen nicht eifriger entgegenzukommen und machte den Sultan aufmerksam, daß er alle Personen zu Rathe ziehen möge, deren Urtheil ihn über die ganze Tragweite einer Ablehnung der vom Kaiser Nikolaus gestellten Forderungen aufklären und belehren könnten. Nach dieser Audienz kehrte er auf sein Schiff zurück, statt aber nach Bujukdere zu fahren, ließ er die Fregatte vor den Fenstern des großherrlichen Palastes halten, abermals eine neue Erscheinung für die Türken, die bis dahin es noch nicht erlebt hatten, daß ein fremdes Kriegsschiff sich gleichsam drohend vor den Fenstern des Palastes ihres Sultans vor Anker legte.

Wenden wir den Blick jetzt auf die Forderungen, welche Menschikow im Namen des russischen Kaisers an die Pforte stellte.

Gleich bei seinem ersten so auffallend verletzenden Auftreten in der Ministerversammlung verlangte er, wie schon erwähnt, die Entfernung des Ministers des Auswärtigen, Fuad-Effendi, von seinem Posten, indem er ihn als einen Feind Rußlands erklärte, mit dem er nicht verhandeln werde. Bei dieser Forderung wurde er durch die alttürkische Partei (die in der Türkei ohngefähr dieselbe Rolle spielt wie die Kreuzzeitungspartei in Preußen) unterstützt, welche Fuad-Effendi als einen dem Fortschritte zugeneigten Manne gehässig war. Auch der Großvezier soll auf besagten Fuad Effendi, welcher bei dem Sultan in großer Gunst stand, einen Zahn gehabt haben, wie es heißt, wenigstens schrieb der englische Geschäftsträger, Oberst Rose, nach London: „Der Fürst (Menschikow) will Fuad-Effendi nicht, der Großvezier will ihn auch nicht; zwei Feinde haben sich somit vereinigt, um eines Dritten los zu werden.“

An seine Stelle kam Rifaat Pascha, ein Staatsdiener, der damals Minister ohne Portefeuille war, von Jugend auf in türkischen Staatsdienst bald in der einen, bald in der andern Eigenschaft fungirt hat, früher die Stelle eines Finanzministers bekleidete, dann dem Ministerium des Auswärtigen vorstand, später Präsident des Staatsrathes wurde, aber im Jahre 1852 dem Uebergewichte Reschid Pascha's weichen mußte. Jedenfalls traute Fürst Menschikow dem sanften und gemäßigten Charakter Rifaat Paschas eher

Nachgiebigkeit zu als dem des eifrigen Fuad-Effendis, weshalb er auf des Letzteren Absetzung drang. Rifaat Pascha ist ein Mann von großer politischer Erfahrung und zugleich einer der besten Staatsschriftsteller der Türken. Die alttürkische Partei soll mit ihm deshalb besonders sehr zufrieden sein, weil er das große Verdienst habe, weder französisch, noch sonst eine fremde Sprache zu sprechen. Diese Angabe scheint deshalb unrichtig zu sein, weil Rifaat-Pascha als ein fein gebildeter Mann in seinen früheren Stellungen mit den fremden Gesandten zu verkehren hatte und es ihm gewiß lästig gefallen sein würde, stets einen Dollmetscher an seiner Seite zu haben.

In der That bezogen sich die ersten Verhandlungen des Fürsten mit der Pforte auf eine specielle Frage, die Rechte der griechischen und lateinischen Kirche in Hinsicht auf das heilige Grab zu Jerusalem und die dort befindlichen gottesdienstlichen Räumlichkeiten. Die Pforte hatte im Ganzen dabei keinen weiteren Antheil, wie den, als Oberherrin jener Oertlichkeiten die Entscheidung zu geben, daß sie diese früher zu Gunsten Frankreichs ertheilt hatte, ist bereits erwähnt worden. Rußland sah jedoch in dieser den Lateinern oder Frankreich günstigen Entscheidung eine beleidigende Partheilichkeit und offenbaren Nachtheil gegen sich. Frankreich erklärte im Moniteur (französische Staatszeitung) daß es hinsichtlich der heiligen Stättenfrage die möglichste Mäßigung beobachten und seinerseits (vorläufig wenigstens) zur Erhaltung des Friedens beizutragen wünsche.

England war bei dieser Frage, die blos Heiliges betraf, nicht besonders betheiligt, es blieb den Engländern gleich, wer das heilige Grab besitze, indeß Rußland war trotzdem nicht zu trauen, man kannte den Forderungsgeist des petersburger Kabinets zu gut, um nicht ein sehr scharfes Auge auf alles sich möglicherweise Ereignende zu richten. Die Engländer calculirten sehr richtig, daß zu einer für Rußland günstigen Entscheidung bezüglich der Heiligen Stätten-Frage kein solches Auftreten wie das Menschikows erforderlich sei, es müsse folglich noch eine andere vor der Hand noch nicht bekannte Absicht dahinter verborgen sein. Eine Zeit lang blieb auch in der That nur eben die heilige Grab-Frage die anscheinend alleinige Ursache der Anwesenheit Menschikows zu Konstantinopel und der Letztere versicherte den Vertretern Englands und Frankreichs in der türkischen Hauptstadt „er sei als Unterhändler, nicht wie der kurz vorher von Oestreich in Sachen Montenegros an die Pforte geschickte Fürst Leiningen als Ueberbringer drängender Forderungen gekommen; er habe nur die Vollziehung der den Griechen ertheilten Fermans (Privilegien) und eine Genugthuung für den Kaiser zu verlangen, diese letztere sei aber bereits gewährt durch Fuad-Effendis und mehrere Zugeständnisse der Pforte."

Die gemäßigte Haltung Frankreichs und der gute Wille des Sultans, den Frieden zu erhalten, waren die Ursache, daß von der Pforte zwei Fermans, datirt 5. Mai 1853, dem Fürsten mitgetheilt wurde. Der eine beider Erlasse enthielt den zur Schlichtung des Streites zwischen den Griechen und Lateinern über einige Wallfahrtsorte in Jerusalem gefaßten Beschluß, der andere versprach die vorzunehmende Ausbesserung der großen Kuppel von Kameme. Der Streit zwischen den Griechen und Lateinern oder zwischen Rußland und Frankreich war zu Gunsten der Ersteren entschieden und Fürst Menschikow selbst erklärte sich in Bezug auf die Heiligen Stätten befriedigt. Frankreich hatte in diesem Streite eine wahrhaft edle Rolle wegen Erhaltung des Friedens durchgeführt; indem es der türkischen Regierung keine Hartnäckigkeit entgegensetzte und den den Griechen verliehenen Ferman schweigend anerkannte, hatte es ein Opfer gebracht, dessen Rußland mit seinen großen immer wachsenden Ansprüchen nie fähig. Die Pforte war sehr froh in dem Glauben, daß sie jetzt allen Forderungen Rußlands Genüge geleistet habe und der vierzigjährige Friede Europa's als gesichert zu betrachten sei.

Jetzt aber kam ganz unerwartet des Pudels Kern zu Tage.

Fürst Menschikow trat nach Beseitigung erwähnter Angelegenheiten mit Forderungen ganz anderer Art bezüglich des griechischen Cultus und Klerus auf. In wiederholten Unterhandlungen mit den Pfortenministern, für welche er die strengste Verschwiegenheit forderte, drang er gestützt auf die Stipulation des Belgrader Friedens 1739, auf den Vertrag von Kainardschi 1774 und auf den Hattischerif von Gülhane *) 1839, durch welche den Rajahs, Unterthanen der Pforte, die sich zu einer andern als der türkischen Religion bekennen — verschiedene bessere Bedingungen und Privilegien zugesichert worden, im Namen des ruff. Kaisers auf einen Vertrag, durch welchen der Sultan diesem das Protectorat über die gesammte griechisch orthodoxe Kirche in der Türkei zuerkenne. Rußland seinerseits wolle der Türkei jederzeit, wenn es nöthig wäre, 400,000 Mann gegen die Westmächte zur Verfügung stellen. Er suchte also im Namen des russischen Kaisers durch Verträge oder durch Zusagen, welche die Kraft von Verträgen haben sollten, zwischen dem Sultan und vielen Millionen von dessen Unterthanen ein Recht der Einmischung zu erlangen, welches nicht blos einem wirklichen Protectorate gleichgekommen sein, sondern dem russischen Kaiser die eigentliche Regierung der griechischen Christen in der Türkei übertragen haben würde.

Wie vorauszusehen war, verwarf die Pforte dieses Ansinnen, welches den Souverainetätsrechten des Sultans so stark zu nahe trat, daß es diese gänzlich aufhob, wenn er nämlich darauf eingegangen wäre. Allem, was geschehen ist, nach zu urtheilen, scheint Fürst Menschikow in der That die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß es nur einer Einschüchterung bei der Pforte bedürfe, um sie zu allen von ihr verlangten Zusagen zu treiben. Er lebte in derselben großen Täuschung, wie sein Kaiser, daß die Pforte ein sehr kranker dem Tode naher Mann sei, der um jeden Preis noch nach ein paar Lebensstunden geize. Dieser Glaube hat sich zum Verdruß der Russen im Kriege als ein sehr irrthümlicher gezeigt.

Fürst Menschikow entbrannte von Zorn, als ihm vom Pfortenministerium die Verwerfung seines Ansinnens zugefertigt wurde und erließ am 19. April 1853 eine Note an die türkische Regierung, worin er in den heftigsten Ausdrücken, in denen er überhaupt eine Meisterschaft erlangt zu haben schien, den Ministern Zweideutigkeit, Rücksichtslosigkeit gegen Rußland, absichtliche Verleitung des Sultans zum Bruche gegebener Zusagen verwarf, die Großmuth seines Kaisers rühmte, welcher der Pforte Gelegenheit geben wolle, aus der Verlegenheit, in welcher sie diese treulose Handlungsweise ihrer Minister gestürzt habe, herauszukommen, schließlich aber im Namen seines Gebieters, des Kaisers von Rußland erklärte: Derselbe könne sich nach dem Geschehenen nicht mit der Entlassung eines wortbrüchichen Ministers und der offenen Erfüllung feierlicher Versprechungen zufriedenstellen, sondern müsse feste Bürgschaften für die Zukunft zum Schutze der religiösen Gemeinschaft verlangen, welcher die Mehrzahl der christlichen Unterthanen des Sultans sowohl als des Kaisers angehöre.

Solche Bürgschaften gewähre nur ein Vertrag oder ein Akt, welcher die Giltigkeit eines Vertrages habe, das heißt, dessen Deutung nicht

*) Hattischerif heißt so viel als „erhabenes Schreiben" und wird dieser Ausdruck jedem vom Sultan erlassenen Rescript beigelegt. In neuerer Zeit ist der Hattischerif von Gülhane am berühmtesten geworden. Die Grundzüge dieses Rescripts, welches man eigentlich die am 3. Novbr. 1839 eine vom Sultan seinem Volke octroyirte Verfassung nennen kann — sichern Leben, Ehre und Vermögen der Unterthanen, verbürgen die Regelmäßigkeit des Rechtes, sichern die Gleichheit der Rechte ohne Unterschied der Religion zu, regeln die Abgaben, setzen die gleichmäßige Aushebung zum Militair und die Besoldungen fest. — Daß die Pascha's in den entfernteren Provinzen nicht immer nach den Grundzügen dieses Hattischerifs handeln und die Regierung nicht immer im Stande ist, die Uebertreter zur Strafe zu ziehen, sind freilich Uebelstände, indeß dergleichen paßirt ja auch in christlichen Staaten und in Rußland vor Allen.

von dem Gutbefinden eines böswilligen und gehässigen Bevollmächtigten abhänge. Daß mit solch einem vom Sultan dem russischen Kaiser gemachten Zugeständnisse durchaus keine Art politischer Absichten von Seiten des Letztern verbunden sei, hob der Fürst besonders hervor — ein solches Zugeständniß sei die mildeste Form der Genugthuung, welche der russische Kaiser für die ihm angethane Beleidigung nur fordern könne. Der Fürst betrachtete nämlich die Verwerfung seines Ansinnens als eine dem Kaiser, seinem Herrn, geschehene Beleidigung, obwohl von einer solchen gar nicht die Rede sein konnte, da einen Antrag annehmen oder ablehnen lediglich doch nur von dem guten Willen der Pforte abhing.

Das türkische Ministerium erließ auf diese Note des Fürsten in einer von Fuad-Effendis Nachfolger, Rifaat Pascha unterzeichneten Erwiederung ohngefähr Folgendes:

„Die von den Sultanen den christlichen Religionsgemeinschaften zugestandenen religiösen Freiheiten beständen noch in voller Kraft und ihrem Herrn, dem Sultan, habe nie der Gedanke genaht, daran etwas zu ändern. Er sei sehr gern erbötig, dem Kaiser in dieser Beziehung jede nur mögliche Zusicherung zu geben, indem er feierlich im Angesichte der ganzen Welt verspreche, daß die religiösen Freiheiten der christlichen Unterthanen der Pforte, namentlich der Bekenner des griechischen Glaubens, jederzeit gewissenhaft beobachtet und vor Verletzungen geschützt werden sollten. Jedoch darüber einen Vertrag mit Rußland zu schließen, dazu könne sich die Pforte niemals verstehen, ohne die Grundlagen ihrer Unabhängigkeit und ihre Souveränetät preiszugeben.

„Die Pforte appellire nicht nur an die Gerechtigkeit und Loyalität des Kaisers sondern an das Urtheil der ganzen Welt, welche eine solche Verletzung ihrer Unabhängigkeit und ihrer nationalen Rechte nimmermehr zugeben könne."

Um jeden Vorwurf, daß der ausgesprochene Wille blos eine Schönrednerei sei, wodurch der Fürst beruhigt werden sollte, von sich zu entfernen, beeilte sich die Pforte durch feierliche Fermans die Beschwerden wegen den heiligen Stätten gänzlich zu entledigen. Sie wünschte, da durch die betheiligten und stark aufgeregten Parteien über die Aufrechthaltung ihrer Rechte zu beruhigen.

Ueber die Stellung der Rajah, d. h. der christlichen Unterthanen des Großherrn zur Pforte, wie überhaupt über die Lage der Christen in der Türkei werden wir im nächsten Kapitel sprechen, da dieser Gegenstand von besonders großer Wichtigkeit und als Grundlage zu den Forderungen Rußlands zu betrachten ist, mithin einer sorgsamen Auseinandersetzung bedarf, damit dem Leser das volle Verständniß in dieser zu einem Weltereigniß herangereiften Angelegenheit werde. Man muß die Ursachen der Wirkungen kennen, um ein richtiges Urtheil fällen zu können. Für jetzt wollen wir uns lediglich mit der zwischen der Pforte und dem Fürsten Menschikow in Gang gekommenen Verhandlungen beschäftigen und nach Besprechung derselben zum Schluß dieses Kapitels einen Blick auf das Verhalten der vier andern Großmächte gegenüber der russischen an die Türkei gestellten Forderungen werfen. Wir glauben dadurch dem Leser den Ueberblick dieser großen Angelegenheit zu erleichtern, indem wir alle Ereignisse derselben einzeln schildern.

Fürst Menschikow erließ an demselben Tage, den 5. Mai, als die Pforte die erwähnten Fermans zur Beruhigung ihrer christlichen Unterthanen bezüglich der Aufrechthaltung ihrer Rechte und der Beilegung der Beschwerden wegen der Heiligen Stätten bekannt machte, eine Note an das Ministerium, welche in einem noch drohenderen Tone als die erste, schon erwähnte, abgefaßt war. In dieser zweiten Note waren die Forderungen erweitert, vermehrt, obwohl der Fürst behauptete, sie beziehe sich lediglich auf bestehende und anerkannte Rechte. Um allen Weitläufigkeiten vorzubeugen, hatte er sogar das Schema eines förmlichen Vertragsentwurfes beigefügt. Gebieterisch forderte er die Antwort auf dieses Schreiben binnen fünf Tagen,

indem er zugleich erklärte, das eine längere Verzögerung von ihm als ein offenbarer Beweis des Mangels an Achtung gegen den Kaiser, seinen Herrn, betrachtet werden würde. Die Folge einer solchen Ansicht von seiner Seite dürften der Pforte keineswegs angenehm sein. Das war ein Wink, daß er in dem Falle der Verzögerung der geforderten Antwort abreisen und dann ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei unvermeidlich sein werde.

Hätten wirklich Rußlands Forderungen auf Aufrechthaltung bestehender und anerkannter Rechte der griechischen Christen allein beruht, so würde die Sache sehr schnell erledigt worden sein. Bei der Nachgiebigkeit und dem nicht zu läugnenden Beweise von Friedensliebe des Pfortenministeriums hätte sich keine lange Verhandlung entspinnen können und sie würden in einen Vertrag eingewilligt haben, der nur Billiges beanspruchte. Aber des Fürsten zweite Note beschränkte sich nicht darauf, daß keine Aenderung an den Rechten, Privilegien und Freiheiten vorzunehmen seien, deren sich die Kirchen, frommen Stiftungen und die Geistlichkeit des griechischen Clerus in den Ländern der Pforte von alten Zeiten erfreut habe, sondern trug auch den Zusatz, daß alle Rechte und Vortheile, welche sie (die Pforte) den andern christlichen Kirchen durch Verträge, Uebereinkünfte oder besondere Verfügungen einräumen möchte, als zugleich der griechischen Kirche eingeräumt zu betrachten sein sollten.

Ein Vertrag, der diesen Zusatz sanctionirte, würde die Pforte in eine sehr abhängige Lage Rußland gegenüber gebracht haben, sie band sich für die Zukunft selber die Hände, sobald sie denselben unterzeichnete und was noch vor allen Dingen zu berücksichtigen, sie schmälerte die Achtung ihres Volkes und bot zugleich den andern christlichen Mächten ein ganz gerechtfertigtes Motiv, sie zu Concessionen über Concessionen an die von ihnen vertretenen christlichen Gemeinschaften zu drängen. Frankreich würde es als Beleidigung haben ansehen müssen, wenn es Rußland nachgesetzt worden wäre.

Inzwischen ereignete sich bei der Pforte ein Ministerwechsel, an Rifaat Pascha's Stelle trat Reschid-Pascha, ein durch seine Humanität bekannter Mann, der die volle Gunst des Sultans besaß. Reschid-Pascha richtete an den Fürsten das Gesuch, wegen des Ministerwechsels die angesetzte Frist von 5 Tagen um 5 Tage, zu verlängern damit das neue Ministerium seine (des Fürsten) Anträge sorgfältiger Prüfung unterwerfen und einen Mittelweg ausfindig machen könne, um beide Theile zufrieden zu stellen.

Am 17. Mai trat der türkische Ministerrath zum Conseil zusammen, und die Entscheidung fiel dahin aus, daß die Forderungen Rußlands als unannehmbar abgeworfen wurden.

Redschid-Pascha übernahm die schwierige Mission, dies Resumé dem Fürsten persönlich mitzutheilen und zugleich den Versuch zu machen, ihn dahin zu bewegen, daß er mit jeder andern nur denkbar möglichen Bürgschaft sich zufrieden stelle. Dieser Versuch lief schlecht ab, denn das einzige Ergebniß desselben war, daß der Fürst zugestand, daß die strenge Vertragsform in die einer von der Pforte an ihn, den russischen Bevollmächtigten, zu richtenden Note, welche die gleiche Kraft wie der Vertrag besitze umgewandelt werde. Indeß in Fürst Menschikows Charakter lag es nicht, ein Zugeständniß ohne einen dabei entfallenden Vortheil zu machen.

Als Entschädigung für die von ihm bewilligte Nachgiebigkeit, sollte der von der Pforte zu erlassende Notenentwurf zwei neue Erweiterungen zu den ursprünglichen russischen Forderungen enthalten. Erstens: die Erklärung, daß die verlangten Zusicherungen nur als ergänzende Erläuterungen, der schon in früheren Verträgen zwischen Rußland und der Türkei enthaltenen Bestimmungen sein und Zweitens: die ausdrückliche Gleichstellung der griechisch-christlichen Unterthanen des Sultans in Bezug auf alle — geistliche und weltliche — Rechte ihrer Geistlichen, Kirchen, frommen Stiftungen, nicht nur mit allen andern der Oberherrschaft der Pforte unterworfenen christlichen Religions-

gemeinschaften, sondern auch **mit den fremden Gesandtschaften.**

Dergleichen konnte die Pforte nun schon gar nicht gewähren, und der Fürst drohte in einer neuen Note dem Ministerium des Sultans, daß da die uneigennützigen Forderungen Rußlands kein Gehör und keine Neigung zur Erfüllung bei der Pforte fänden und jeder neue Aufschub bezüglich einer zustimmenden Antwort derselben auch eine neue Beleidigung gegen seinen Herrn, den Kaiser, sei, so sähe er sich genöthigt, mit dem gesammten russischen Gesandschaftspersonal Constantinopel zu verlassen. Alle Folgen der Verweigerun eines Vertrags mit Rußland müsse die Pforte tragen, denn **Kaiser Nicolaus werde diese Bürgschaften nun in seiner eigenen Macht suchen.**

Somit stand also ein Krieg in Aussicht und bei dem Charakter des russischen Kaisers konnte ein solcher mit Bestimmtheit in der nächsten Zeit erwartet werden.

Der Fürst verweilte die letzten zwölf Tage seines Aufenthalts in der türkischen Hauptstadt nicht mehr in derselben, sondern lebte auf seiner Fregatte in Bujukdere.*) Ueberhaupt ließ er dies Schiff bei allen Verhandlungen eine große Rolle spielen. In der Nacht vom 21. zum 22. Mai 1853 reiste er wirklich ab.

Ehe wir ihn aus dem Gesichte verlieren, müssen wir noch Einiges ihn Betreffendes hier einweben. Die auffallende nnd bisher ganz unerhörte Manier seines Auftretens ließ bei der Pforte sowohl als bei den Vertretern der vier Großmächte der Vermuthung Raum, er überschreite seine Instruktion, man wollte diese Vermuthung auf seinen schroffen rauhen Charakter gründen, obwohl es Wunder nahm, daß in der Zeit von fast drei Monaten, in denen er seine Rolle in Konstantinopel spielte, von Petersburg kein Befehl kam, der ihn zu anderem Benehmen nöthigte oder ihn gänzlich abrief. Abermals tauchte die erwähnte Vermuthung auf, als man hörte, er sei ganz still in Petersburg angekommen, indeß die spätere Zeit hat erwiesen, daß man sich getäuscht, der Kaiser von Rußland ganz einverstanden mit der seltsamen Weise seines außerordentlichen Bevollmächtigten, sich seiner Aufträge zu entledigen, gewesen sei. Der Fürst reiste von Petersburg nach Moskau und hierauf nach dem schwarzen Meere.

Sein Verweilen in Konstantinopel hatte Früchte getragen, denn er richtete ganz im Geheim ein recht gut organisirtes Spionirsystem ein, sein mit vollen Händen ausgestreutes Gold fund käufliche Seelen genug, welche es sich zur Aufgabe machten, jeden Vorgang bei der Pforte Rußland anzuzeigen. Die bedeutende Niederlage die die Türken im Hafen von Sinope erlitten, soll unter andern eine Frucht dieses geheimnißvollen Systems gewesen sein. Daß übrigens Fürst Menschikow als Großadmiral der russischen Flotte eines Sieges derselben gegen eine gut armirte feindliche Flotte, wie die englische, sehr ungewiß ist, geht aus seiner Antwort auf die Anfrage des Kaisers Nikolaus, ob er sich in solch einem Kampfe zu siegen getraue, hervor. „Ob wir die Engländer und Franzosen besiegen werden", schrieb er nach Petersburg zurück — „weiß ich nicht; aber daß wir Alle, Offiziere und Matrosen, für Ew. Majestät und für Rußlands Ehre bis auf den letzten Mann kämpfen werden, das weiß ich".

Menschikow ist eine harte Soldatennatur und hat mit dem Marschall Blücher viel Aehnlichkeit in seinem Wesen. Er ist durch und durch Russe und würde, träte der Fall ein, mit ruhigem Blute, Moskau zum zweitenmale in Asche

*) Bujukdere, auf deutsch, das große Thal, ist ein unweit von Kostantinopel auf der asiatischen Küste des Bosporus (Meerenge, die in's schwarze Meer führt) reizend gelegener Ort, in dem sich die Sommerwohnungen und Gärten der europäischen Gesandten befinden. Budjukdere ist namentlich zur Zeit, wenn ansteckende Krankheiten in Konstantinopel wüthen, der Zufluchtsort für alle Vornehmen, Türken und Christen. Besonders zeichnet sich unter den Gebäuden der russische Gesandtschaftspalast durch seine Schönheit und der dazu gehörende Garten durch die herrlichen Anlagen aus. Bei der Aussprache des Wortes Bujukdere muß das erste e nur ganz kurz wie halb verschluckt gehört werden.

legen, wie es im Jahre 1812 zum Verderben der Franzosen von Rostopschin geschah, um nur den Feinden Rußlands eine Wunde zu schlagen.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf das Verhalten der vier Großmächte gegenüber den russischen Forderungen.

Es ist bereits erwähnt, daß die Ankunftszeit des Fürsten Menschikow so gut gewählt ward, daß als Vertreter einer der Großmächte kein Mann von großer politischer Bedeutung in Konstantinopel zugegen war. Lord Stratford de Redcliffe, der englische Gesandte, befand sich auf Urlaub in England, Frankreich hatte seinen Gesandten, Herrn von Lavalette, abberufen, weil er gegen die Pforte in der heiligen Stätten-Frage etwas zu schroff gewesen sein soll; Herr de la Cour, sein Nachfolger war noch nicht angekommen.

Für England fungirte als Geschäftsträger Obrist Rose, ein Mann voll Energie und großer Kenntniß der Verhältnisse im Orient. Gleich nach den ersten drohenden Schritten Menschikow's fand es Rose für zweckmäßig, dem mit seinen Schifferk im Hafen von Malta Station haltenden englischen Viceadmiral Dundas Befehl zuzuschicken, sich den türkischen Gewässern zu nähern, um gleich bei der Hand zu sein. Admiral Dundas folgte jedoch nicht, weil seine ihm von der Regierung gewordenen Instruktionen nicht dahin lauteten, in den türkischen Gewässern Station zu nehmen. Die englische Regierung sonst so spekulativ, erwies sich diesmal außerordentlich kurzsichtig. Entweder vermeinte sie, daß die Heiligen Stätten-Frage blos das Zerwürfniß zwischen Rußland und der Türkei herbeigeführt und keine ernstlichere Verwickelung daraus sich ergeben werde oder hatte sie so viel Vertrauen auf das ihr vom Kaiser Nikolaus gewordene Versprechen, nichts zu unternehmen, was gegen die Unabhängigkeit der Türkei sei, kurz welcher von Beiden Gründen auch der vorherrschende gewesen sein mochte, sie gab dem Viceadmiral Dundas Recht, daß er des Obristen Rose Befehl nicht respectirt habe.

Frankreich hatte den Stand der Dinge mit tieferem Blick durchschaut und ertheilte bereits am 20. März seiner Flotte Befehl, sich in die Nähe des Schauplatzes der Ereignisse zu begeben. Bekanntlich herrschte zu damaliger Zeit zwischen Frankreich und England noch ein großes Mißtrauen; dem zufolge die französische Flotte blos bis nach Salamis vorrückte, da die englische ruhig im Hafen von Malta liegen blieb.

In den ersten Tagen des Aprils langten der englische Gesandte Lord Stratford de Redcliffe, sowie der neue französische, Herr de la Cour, in Konstantinopel an.

Es dürfte nicht unintressant sein, hinsichtlich dieser Beiden im Verlaufe des großen Weltereignisses noch oft zu nennenden Männer etwas Näheres über deren früheres Wirken hier zu finden.

Lord Stratford de Redcliffe führt diesen seinen Namen erst seit 1852, es ist sein Peerstitel, der ihn der höchsten Aristokratie Englands einreiht. Bis zum genannten Jahre hieß er Stratford Canning. Die Familie Canning ist berühmt durch den großen Minister Canning. Der Name Stratford ist durch die Heirath eines Vorfahren der Cannings in die Familie gekommen. Der Diplomat von welchem wir sprechen, entstammt einem Gliede der Familie Canning, welches den Namen Stratford-Canning führte, einer der reichsten Kaufherrn Londons war und zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ.

Unser Stratford-Canning wurde nachdem er die Schulen zu Eton und Cambridge besucht hatte, anfänglich Privat-Sekretair bei seinem Vetter Canning, welcher damals im Jahre 1807 Sekretair der auswärtigen Angelegenheiten war. Im Jahre 1808 schickte ihn dieser Canning mit dem Gesandten Englands Adair nach Konstantinopel. Die Pforte war damals nicht eben gut auf die Engländer zu sprechen, indeß es gelang den unablässigen Bemühungen Adairs und Stratford-Cannings die üble Stimmung der Türken zu beschwichtigen, so daß, unterstützt durch die damaligen Zeitereignisse, der Friede zwischen England und der Pforte schon in den

ersten Tagen des Jahres 1809 abgeschlossen wurde. Zu Ende 1810 als der Gesandte Adair abberufen ward, accreditirte England den gewandten Stratford-Canning an dessen Stelle bei der Pforte.

Im Jahre 1812 lag den Engländern außerordentlich viel daran, dem gerade zur Zeit, als Napoleon seinen großen Feldzug gegen Rußland begann, mit der Pforte im Kriege begriffenen russischen Kaiser den Frieden zu verschaffen, damit dieser sich mit seiner ganzen Macht auf die Franzosen werfen könne. Dies war ein äußerst schwieriges Werk, denn die Pforte wollte durchaus keinen Frieden mit Rußland machen, doch Stratford - Canning gelang auch dies. Endlich wurde er von Konstantinopel abberufen und benutzte einige Jahr auf Reisen, wobei er indeß nicht unthätig war und außer großen Kenntnissen auf dem Felde der Staatenkunde noch die Ehren davon trug, für sein Vaterland England manchen nützlichen Vertrag angebahnt zu haben.

Im Jahre 1824 war ihm eine Mission in Petersburg übertragen und zwei Jahre später befand er sich wieder auf dem Gesandtschaftsposten in Konstantinopel. Damals war der griechische Befreiungskampf in voller Blüthe. Es glückte ihm einen Friedensabschluß zwischen Rußland und der Pforte herbeizuführen, aber den Sultan freundlich für die Griechen zu stimmen, mißlang ihm. Nach der Katastrophe von Navarin sah er sich genöthigt, Konstantinopel zu verlassen und bald darauf trat Stratford-Canning ganz aus dem Staatsdienste. Das Ministerium Wellington ließ ihn unbeschäftigt; aber das folgende Ministerium des Lords Grey schickte ihn wieder als Gesandten nach Konstantinopel. In den Grenzstreite zwischen der Pforte und dem neuen Königreiche Griechenland leistete er in sofern gute Dienste, als seine Ansicht die durchgreifende war, indeß England mußte den Schein festhalten, als wäre es ihm unlieb, daß sein Gesandter sich in diese Geschichte gemischt habe und berief ihn daher ab.

Von nun an führte er wieder ein Wanderleben, lebte bald in Petersburg, bald in Madrid und Lissabon u. s. w. Die englische Regierung bot ihm zweimal die Statthalterstelle von Canada in Amerika an, er schlug sie aus, überzeugt, daß man ihn bald wieder nach Konstantinopel werde schicken müssen, da man auf diesem Posten seine Kenntnisse der Verhältnisse des Orients brauchen würde. Dies traf ein, 1841 wurde er wieder Gesandter bei der Pforte und ist es seitdem geblieben mit Ausnahme des Jahres 1847, wo er von Lord Palmerston als Gesandter nach der Schweiz beordert wurde, nach dieser Mission aber sogleich wieder nach Konstantinopel sich begab.

Einen mit so eisernem Fleiß ausgerüsteten Diplomaten wird es selten geben. Von Anbruch des Tages arbeitet er bis 5 Uhr Abends und ist es nöthig bis tief in die Nacht hinein. Kommt ein Courier des Nachts, steht er auf und arbeitet sogleich, so daß gewöhnlich die Couriere nach kurzen Warten die Antwort gleich mitnehmen können, wenn nämlich keine weiteren Umstände, wie Erkundigungen einziehen u. s. w. die zu gebende Antwort verzögern müssen. Stratfort de Redcliffe ist der vertrauteste Freund des türkischen Ministers Reschid-Pascha. Aus dieser engen Freundschaft ist viel Gutes hervorgegangen, manche althergebrachte und barbarische Maaßregel in den türkischen Gesetzen fand dadurch ihre Abstellung.

So z. B. wurden diejenigen Renegaten, die wieder zum Christenthum zurücktraten, früher mit dem Tode bestraft, durch Stradfort de Redcliffes Vorstellungen bei der Pforte wurde die Todesstrafe aufgehoben. Seiner Anregung ist es gelungen, daß Streitigkeiten zwischen Mohamedanern und Christen gemischten Gerichten übertragen werden und das Zeugniß der Christen vor diesen Gerichten gilt. Der im Jahre 1845 vom Großherrn erlassene Ferman, wornach den Protestanten gestattet wird, in Jerusalem eine Kapelle zu erbauen, ist Stradfort de Redcliffe's und des preußischen Gesandten Werk. Im Jahre 1853 ist ein noch viel bedeutsamerer zweiter Ferman durch die Bemühung der beiden ge-

nannten Gesandten zu Gunsten der Protestanten erschienen. Allen Protestanten des türkischen Reichs sind bürgerliche Rechte und völlig freie Ausübung ihres Glaubens gestattet. Stratford de Redcliffe hat als kinderloser Wittwer seine jetzige Gemahlin, eine Nichte des Grafen Clarendon, geheirathet und ist Vater mehrer liebenswürdiger Töchter. Dies ist die Schilderung von Viscunt Stratford de Redcliffe.

Der französische Gesandte Herr de la Cour ist in den meisten Stücken das Gegentheil desselben. Zwanzig Jahre lang von 1828 bis 1848 arbeitete er in den aufeinanderfolgenden Ministerien Frankreichs, seine Stellung als Director des auswärtigen Amtes war, obwohl sie große Kenntnisse erforderte, doch eine sehr wenig beachtete; der große Haufe kannte dieses Amt fast gar nicht. Erst im Jahre 1848 wurde er im Ausland verwendet und zwar als erster Gesandtschaftssekretair bei dem Wiener Hofe, Napoleon III. ernannte ihn, da er in ihm einen fügsamen Charakter erkannte, zum Gesandten bei dem genannten Hofe und Herr de la Cour war, durch Dankbarkeit geleitet, sehr glücklich in dem Bestreben das alte östreichische Kaiserhaus zur Anerkennung des neuen Kaisers von Frankreich zu bewegen.

Nach Herrn von Lavalettes Zurückberufung nach Frankreich wurde Herr de la Cour zum Gesandten bei der Pforte gewählt, indeß es zeigte sich sehr bald, daß diese Wahl keine zufriedenstellende war. Ein Diplomat, der solch eine Stellung und zwar in einer Zeit, wo die Wirren wie empörte Wogen überschäumen, einnimmt, muß ein energischer Charakter sein und einen sicheren Blick haben, örtliche Verhältnisse und die Menschen genau kennen und zu schätzen verstehen. Herr von Lacour ermangelte dieser unerlaßbaren Eigenschaften. Er ist zu langsam, um einen Entschluß zu fassen, es fehlt ihm die nöthige Spannkraft. Seine Bemühungen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten, schadeten zu einer Zeit, wo drohender Ernst und ernste Drohung von kräftigerer Wirkung gewesen sein würden, als schwache Vermittelungsversuche, die einen Gegner wie Rußland in dem Wahne bestärken, man fürchte sich vor ihm.

An dem Mangel von nöthigen Fähigkeiten blieben deshalb auch alle Mahnungen des französischen Kabinets an de la Cour verloren. Er hatte den ausdrücklichen und bestimmten Befehl, die französische Flotte nach Konstantinopel zu senden, sobald die Russen über den Pruth gingen, wenn nämlich die Pforte den Schutz der Flotte verlangte. Die Pforte forderte denselben, doch Herr de la Cour vermeinte im Interesse des Friedens den ihm gewordenen Befehl überschreiten zu können.

Nachdem man in Paris zu der Einsicht gelangt war, daß dieser Gesandte zu allen anderen Aemtern besser als zu diesem passe, welches Energie verlangte, wurde er abgesetzt und nach Frankreich zurückberufen. An seine Stelle kam General Baragnay d'Hilliers, ein Mann, welcher niemals Liebhaber von vielen Reden und Notenwechsel gewesen. Doch sein Wirken gehört dem weiteren Verlauf unserer Darstellung der kriegerischen Ereignisse an, weshalb wir uns, zu den in Konstantinopel geführten Unterhandlungen zurückwenden.

Gleich nach seiner Ankunft ward Lord Stratford de Redcliffe von dem türkischen Ministerium, das ihn als ein mit allen Verhältnissen der Pforte vertrauten Diplomat kannte, zu Rathe gezogen. Lord Stratford's Rath ging dahin, daß, wenn Rußland wirklich, was er jedoch nicht glauben wolle, etwas von der Pforte verlange, was deren Unabhängigkeit in Frage stellen könnte, sie sich sofort an die Vertreter der vier Großmächte wenden solle, welche mit Rußland im Jahre 1841 den Vertrag zu London abgeschlossen hätten. Diesem Vertrag zufolge stand nämlich die Pforte unter dem Schutze der fünf Großmächte Oestreich, Frankreich, England, Preußen, Rußland. Lord Stratford ließ es gleichfalls nicht an geeigneten Vorstellungen bei Fürst Menschikow fehlen, die aber ganz und gar keinen Erfolg hatten.

Frankreich hatte die vollkommen richtige Ansicht, daß da Oestreich und Preußen den Ver-

trag von 1841 mit unterzeichnet hätten, Beide jetzt auch gehalten wären, dem unberechtigten Vorschreiten Rußlands entgegen zu wirken. Deshalb flogen Couriere nach Wien und Berlin, um diese genannten deutschen Großmächte zu einmüthigem Handeln aufzufordern.

Wenn man auch in Wien und Berlin nicht wenig erstaunt war über das merkwürdige Auftreten Menschikows der Pforte gegenüber, so geschah doch nichts weiter, als daß die Gesandten, welche von dem türkischen Ministerium ersucht worden waren, gleichsam als Schiedsrichter in dieser schwebenden Angelegenheit zu handeln, angewiesen wurden, der Pforte zu erklären, daß da Rußlands Verlangen ihre Souveränetät berühre, so habe auch nur die Pforte allein zu entscheiden, in wie weit sie darauf eingehen könne und wolle.

Das war eine Art Orakelspruch, den man nach zwei Seiten hin auslegen konnte. Indem man die Pforte nicht zum Widerstand gegen Rußland aufforderte, unterstützte man auch nicht die Forderungen der letzteren Macht. Das Pfortenministerium schien das meiste Vertrauen zu Lord Stratford zu haben, ihm theilte es die Absicht mit, die Anträge Menschikows gänzlich zu verwerfen und der Lord widersprach dieser Absicht auch nicht. Die Gesandten der vier Großmächte thaten alles Mögliche, um Menschikows Hartnäckigkeit zu brechen oder ihn wenigstens zu mehr Nachgeben zu bewegen, indeß das war Alles umsonst. Während der 12 Tage, als er in Bujukdere auf seiner Fregatte sich befand, wurden von den vier betheiligten Gesandten viele Berathungen in dieser Angelegenheit abgehalten und der östreichische Gesandtschaftsekretair, Herr von Kletch hatte die Resultate dieser Berathungen an Menschikow zu überbringen; indeß nach wie vor blieb jedes Auskunftsmittel erfolglos.

Frankreich allein zeigte in diesem widerwärtigen Handel mehr Energie und Scharfblick als die übrigen vier Mächte. Durch Absendung der Flotte hatte es der Pforte bewiesen, daß es geneigt sei eine kräftige und entschiedene Haltung gegen Rußland anzunehmen und zugleich dadurch die Ueberzeugung an den Tag gelegt, wie es der Meinung sei, daß nur der Ernst, durchaus nicht viele Worte, Redensarten und Vorschläge eine Entscheidung herbeiführen könnten. Dadurch ward die Pforte in ihrer Ansicht bestärkt, daß sie keineswegs gegen die Meinungen der Westmächte handele, wenn sie auch das ihr vom Fürsten Menschikow gestellte Ultimatum (letztes Schreiben) verwürfe. Dies geschah. Wollte die Pforte sich nicht nur in den Augen ihrer Unterthanen zum Gespötte machen, ihre Ehre im Angesichte Europas und der ganzen Welt preisgeben, so mußte sie diesen Schritt thun, er war der Einzige, welcher ihr übrig blieb. Menschikows Abreise entschied also gleichsam den Krieg.

Wenige Tage nach derselben übergab das Pfortenministerium den Gesandten der vier Großmächte die Erklärung, daß die Drohungen des russischen Bevollmächtigten und Rußlands Kriegsrüstungen es ihr zur heiligsten Pflicht machten, sich zur Vertheidigung zu rüsten und es sei in der vollen Ueberzeugung, daß die vier Mächte ihr das vollste Recht zusprechen würden. Die bereits erwähnte Muthmaßung, Fürst Menschikow sei hinsichtlich der von seinem Kaiser empfangenen Instruktionen zu weit gegangeu, wurde bald als sehr irrig bezeichnet, indem Rußland bedeutende Kriegsrüstungen zu Lande wie zur See betrieb, somit also die Drohungen, welche der Fürst noch bei seiner Abreise gegen die Pforte erlassen, bekräftigte.

England und Frankreich fanden sich dadurch veranlaßt, nachdem zwischen den Regierungen beider Staaten in dieser Beziehung ein Einverständniß herbeigeführt worden war, ihre Flotten in die Nähe Konstantinopels zu bringen, damit sie gleich bei der Hand seien, wenn sie gebraucht würden. Demzufolge warfen beide Geschwader in der Bucht von Besika unmittelbar am Ausgange der Dardanellenstraße Anker.

Vielleicht würden Frankreich und England mit dieser Demonstration noch gezögert haben, jedoch ein vom russischen Reichskanzler Grafen von Nesselrode der Pforte im Namen seines

Kaisers am 31. Mai übersandtes Ultimatum drängte. In demselben erfolgte nach Wiederholung der vom Fürsten Menschikow formulirten Beschwerden über die Verkennung der uneigennützigen und freundschaftlichen Absichten Rußlands, die Ankündigung, daß „die in einigen Wochen bevorstehende Ueberschreitung der Grenzen der Türkei durch kaiserlich russische Truppen" nicht etwa als eine kriegerische Maaßregel, sondern nur als ein materielles Pfand zu betrachten sei, welches der Kaiser so lange behalten werde, bis die Pforte ihm die vollständigsten Bürgschaften gegeben haben werde, welche er seit zwei Jahren und noch zuletzt durch die Sendung Menschikows jedoch vergebens zu erlangen gesucht habe.

Auch jetzt wolle der Kaiser seine Friedensliebe bethätigen, wenn die Pforte sofort und unverändert den ihr vorgelegten Notenentwurf unterzeichnen und nach Odessa senden werde.

Auf dies Ultimatum konnte die Antwort der Pforte nicht anders lauten, als daß sie gegen die angedrohte Gebietsbesetzung protestire und sich gezwungen zur Selbstvertheidigung, aber auch nur zu dieser rüsten werde. Wenn aber noch ein Abkommen zu treffen möglich sei, welches ihrer Souveränetät nicht zu nahe trete, sei sie geneigt, einen außerordentlichen Gesandten nach Petersburg zu senden, um dasselbe zur Vereinbarung zu bringen.

Wir schließen hiermit das zweite Kapitel, dessen Inhalt wir in Kürze zusammengedrängt haben, da es für viele Leser doch eine sehr trokkene und langweilige Unterhaltung sein würde, Berichte der zwischen den beiden Parteien gewechselten Noten zu lesen, was nur dem Politiker von Fach Interesse gewähren kann. Rußland hatte sich dem Irrthume hingegeben, die Zeit sei für ein kühnes Rechenexempel reif und sah sich bald in eine höchst unangenehme Enttäuschung von diesem seinen großen Plänen so sehr schmeichelnden Wahne versetzt und zu der Ueberzeugung gedrängt, daß es sich verrechnet habe. Leider sind Hunderttausende diesem Irrthum zum Opfer gefallen und zahllose Familien sind zu Bettlern geworden unter der Geißel des von Rußland heraufbeschworenen Krieges nach einem 40jährigen europäischen Frieden.

Drittes Kapitel.

Die Stellung der Rajah unter der türkischen Regierung.

Die Macht der höheren türkischen Geistlichkeit und der Einfluß ihres Oberhauptes, des Mufti auf alle Staatsgesetze. — Geschichtliches aus früherer und jetziger Zeit. — Der auf der Rajah lastende Steuerndruck. — Ausschluß der Rajah vom Militairdienste. — Die Rajah vor Gericht. — Barbarisches Strafverfahren der Türken gegen zum Christenthum Uebergetretene. — Die Protestation der vier Großmächte und die darauf erfolgte Antwort des Sultans. — Die Rajah dürfen keine Kirchen bauen. — Sonstige Unterschiede zwischen der Rajah und den Türken. — Russische Klagen. — Rußlands Eroberungen seit 1721. — Abd-ul-Medschid. — Reschid Pascha.

Zur richtigen Auffassung der Ursache dieses großen und in seinen Folgen, mögen dieselben sein, welche sie immer wollen, für die Welt und ausschließlich für Europa besonders wichtigen

4*

Krieges gehört vor Allen die Kenntniß der Stellung der Rajah oder christlichen Unterthanen in den türkischen Ländern der Regierung derselben gegenüber. Wir geben hier eine solche in Kürze zusammengedrängt.

Die türkischen Staatsgesetze sind wie alle Welt weiß nur der Ausfluß aus der Lehre des Korans und in dieser Hinsicht steht der mohamedanische Staat ganz auf derselben Stufe wie das alte Judenthum, in Beiden ist die Justiz und Staatsverwaltung aufs Innigste mit den Religionslehren verschmolzen, so daß das Eine nicht ohne das Andere bestehen kann. Den Koran richtig auslegen und diese Auslegung für die Vorfälle des Lebens anwenden, ist die Kunst der Gesetzgebung unter Mohamedanern und zwar die Sache der Mulasim und Muderri, die man unter den allgemein bekannteren Namen „Ulemas oder Wissende" kennt. Diese Ulemas nennen sich „die Kette" und es giebt unter ihnen 8 Stufengrade.

Die Mollahs bekleiden den höheren Stufengrad und sind Professoren, Präsidenten wissenschaftlicher Collegien. Den höchsten Grad nimmt der Mufti oder Scheik-ul-Islam ein. Er ist für die Mohamedaner dasselbe, was der Papst für die Katholiken ist, mithin unfehlbar und kein Staatsakt kann in Kraft gesetzt werden, wenn er nicht vorher sein Fetwa oder gesetzliches Gutachten gegeben hat, denn dadurch erst wird der Staatsakt zum Staatsgesetz erhoben. In dieser religiösen Justiz liegen alle die Uebel und Nachtheile begründet, welche in den muhamedanischen Staaten auf deren christlichen Unterthanen lasten, wenn die Regierung auch aus Männern bestehen sollte, die noch weit toleranter als der jetzige Sultan und seine Minister sind. Auf die Auslegung der Lehren des Koran kommt Alles an und somit ist der Mufti die allerwichtigste Person im Reiche.

Es hat nun fanatische aber auch freisinnige Muftis gegeben. So war der Mufti, der unter Mohamed dem Eroberer die Gesetzlichkeit des Brudermordes erwies, nach welchem jeder Sultan bei seiner Thronbesteigung verpflichtet ist, seine sämmtlichen männlichen Verwandten, wenn nur die Thronfolge dadurch gesichert bleibt, tödten zu lassen, gewiß ein Fanatiker ersten Grades. Daß die meisten Mufti's lehrten, den Ungläubigen brauche man kein Versprechen zu halten, ist eine Wahrheit, welche indeß unter der römischen Hierarchie genugsame Seitenbelege findet. Dem Koran zu Folge ist jeder, der nicht an Mohamed glaubt, ein Feind des Islams und selbst der gebildete Türke glaubt heutzutage noch, daß jeder gjaour (Ungläubige) dem Großherrn tributpflichtig sei.

Wie der Unterschied zwischen Christus und Mohamed ein großer war hinsichtlich Beider Gemüther, so ist er auch ein solcher in ihren Lehren. Christus hegte nur den Wunsch durch Liebe die Herzen der Menschen für seine heilige Lehre zu gewinnen, Mohamed breitete die Seine durch Schwert und Feuer aus, daher ist die christliche Religion eine sanfte, liebende, die mohamedanische eine erobernde. Indeß nur wenige Sultane waren vom Eifer erfüllt, Proseliten zu machen, die Geschichte weiß nur, daß unter Sultan Mohamed II. dergleichen Uebertritte in Masse vom Christenthume zum Islam in der europäischen Türkei, besonders in Albanien und Bosnien erzwungen wurden.

Derselbe Mohamed II. jedoch, welcher Tausende von Christen durch Zwang und Todesstrafen zu Mohamedanern machte, scheint dies lediglich deshalb gethan zu haben, um den mohamedanischen Priestern ein Genüge zu thun. Er war staatsklug genug, die Erhaltung des Christenthums in seinen Staaten als einen Vortheil anzuerkennen. Gleich den Tag nach der Eroberung Konstantinopels verlieh er dem griechischen Patriarchen Gennadios die Investitur, empfing und entließ ihn bei seiner feierlichen Aufwartung mit großen Ehren. Indem er ihn zum Pascha von drei Roßschweifen (Pascha ersten Grades) ernannte, übertrug er ihm aufs Neue die geistliche und Civil-Gerichtsbarkeit über die griechische Nation. Ein Gleiches wiederfuhr dem Patriarchen der Armenier. Er gab den Geistlichen beider christl. Kirchen die Versicherung (durch

Ferman) besonderen persönlichen Schutzes, völliger Steuer- und Abgaben-Freiheit, allen Christen insgemein den ungestörten Besitz ihrer Kirchen, ungehinderten Vollzug ihrer religiösen Gebräuche. Die Griechen durften sogar im Fanar (Stadttheil in Konstantinopel, in dem des griechischen Patriarchen Palast gelegen ist) ihre Ostern öffentlich (Prozessionen u. s. w.) feiern. Auch die im 17. Jahrhundert aus Spanien des harten Druckes wegen auswandernden Juden erhielten von Mohamed II. gleiche Vergünstigungen. Diese Gerechtsame sind den genannten Parteien pünktlich gehalten worden.

In neuerer Zeit erhielten die katholischen unirten Armenier, die vom Patriarchen der Alt-Armenier hart bedrückt wurden, durch die Pforte einen Erzbischof, der in Konstantinopel residirt. Der im Jahre 1846 an Stelle des Lords Stratford de Redcliffe bei der Pforte beglaubigte englische Gesandte Lord Cowley und die amerikanische Gesandtschaft erwirkten für die unter den Armeniern entstandenen protestantischen Genossenschaften volle Religionsfreiheit, nur gab ihnen die Pforte, da sie kein geistliches Oberhaupt unter sich anerkennen, einen weltlichen Inspector, der ihre bürgerlichen Gerechtsame, damit sie nicht den türkischen Behörden anheimfällt, wahrzunehmen hat. Daß es den Bemühungen des Lords Stratfort de Redcliffe und denen des preußischen Gesandten gelang, den Protestanten Anerkennung und freie Ausübung ihres Cultus in den türkischen Staaten zu verschaffen, ist bereits erwähnt. Die Katholiken unter dem Schutze Frankreichs genießen von Alters her dieselbe freie Religionsübung, wie die übrigen christlichen Gemeinschaften.

Obwohl im ersten Kapitel gesagt worden ist, daß der Mohamedaner in seinem Charakter die schroffen Gegensätze einer bis zur lassesten Gleichgültigkeit in der Duldung anderer Religionen und eines wilden blutgierigen Fanatismus vereinigt, ohne den Christen in seinem Gebet zu stören, an ihn vorübergeht, keinen Spott über ihn ausgießt und Mohameds Lehre von Christus, wenn sie auch nicht mit unserm Glauben an ihn übereinstimmt, doch keineswegs ihn in den Augen der Bekenner des Islams herabsetzt, so reichte das doch Alles nicht aus, um das Schicksal der in der Türkei und überhaupt im Oriente lebenden Christen zu einem beneidenswerthen zu machen. Ihre Stellung ist bis jetzt keine besonders glückliche gewesen.

Der jetzige Krieg wird für Christen und Türken von gleichem Segen sein, indem er erstens die Ursache geworden ist, daß von Seiten der Regierung des Sultans für die Christen die Unterschiede in der Gleichberechtigung ihrer bürgerlichen Stellung zu den mohamedanischen Unterthanen beseitigt und zweitens die Schranken des Vorurtheils, welches im mohamedanischen Volke gegen die Christen überhaupt eingewurzelt ist, zerstört werden. Sie werden von den Bundesgenossen lernen, was sie nie von den Feinden gelernt hätten; sie werden nicht nur von außen, sondern auch von innen civilisirt werden.

Trotz aller Gesetze und Mahnungen von Oben herab kommt es nur auf die Paschas an, in ihren von ihnen verwalteten Distrikten den Ton anzugeben, wie die Christen angesehen werden sollen; das Volk merkt sich dergleichen Beispiele zu gut, um nicht gelegenlich dieselbe Tonart wiederzuhallen. Die Rajah (christliche Unterthanenschaft) ist daher immer der Willkür preisgegeben, und wird immer ein feindliches Element in den Bekennern des Islam gegen sich haben, die die Christen überhaupt nur als Tribut-Pflichtige ansehen oder was bei ihnen gleich ist, als überwundene Feinde.

Die Steuer-Vertheilung ist von so ungleicher Art, daß die größte Masse Steuern auf der Rajah lastet und für dieselbe fast unerschwinglich wird. Die schimpflichste aller türkischen Steuern ist der Haradsch, die Kopfsteuer, welche die Rajah zahlen muß, um dafür auf türkischen Grund und Boden leben zu dürfen. Sie wird von allen männlichen Rajahs vom 7. bis zum 60. Lebensjahre erhoben und beträgt durchschnittlich des Jahres auf den Kopf 40 Piaster oder $2\frac{1}{2}$ Thaler preußisch. Priester, Blinde, Lahme und Krüppel sind davon ausgenommen. In einigen

Provinzen finden jedoch Ermäßigungen dieser Steuer statt. Außer diesen Haradsch zahlt der auf dem Lande lebende Rajah den Zehnten an die Aga's und Spahi's. Wenn diese Steuer von den Lehngütern an den Pascha entrichtet wird, sobald nämlich durch Aussterben diese Güter wieder an die Krone zurückgefallen sind, wird außerdem noch eine Neunt für die Tschibutschki (Pfeifenträger, Adjutanten) des Pascha's gefordert.

Dann liegt ferner der Rajah auch die Pflicht ob, die Rauchfangs- oder Familienheerd-Steuer an ihre Bischöfe und Klöster jährlich zu entrichten. Alle drei Jahre muß die Familiensteuer an den Patriarchen oder Bischof entrichtet werden, damit er den jährlichen Tribut an die Pforte und seine sogenannten Hofschulden decken kann. Jede Gemeinde muß ihren Geistlichen und seine Familie erhalten, dies wird durch freiwilligen Beitrag gewöhnlich zu großen Festzeiten bewirkt. Die Existenz dieser Priester würde die kümmerlichste von der Welt sein, wenn ihre heiligen Amtshandlungen, Taufen, Trauungen, Leichenbegleitung, Seelenmessen nicht bezahlt werden müßten. Das sind die regelmäßigen Steuerlasten für die Rajah, zu der noch die Grundsteuer gerechnet werden muß. Die unregelmäßigen bestehen in der Konaksteuer für den persönlichen Bedarf der Pascha's, in den Naturallieferungen, Kriegscontributionen, Frohndiensten (von denen auch die Geistlichen nicht ganz ausgeschlossen sind) und die Einquartirungslasten, womit jederzeit die Rajah drückender als die mohamedanische Bevölkerung bedacht wird. Da die Pascha's ihre Einkünfte an jüdische, griechische, armenische Wucherer verpachten, da sie immer Geldsummen brauchen, so kann man sich denken, mit welcher Härte die Steuern eingetrieben werden, denn die Wucherer wollen verdienen. Bei den Frohndiensten giebt es gar keine regelmäßige Eintheilung. Man treibt einen Haufen Menschen zusammen, wie und wo man sie gerade findet. Nur in den Städten wird auf Gerechtigkeit und Billigkeit mehr Rücksicht genommen, weil die Commune die Steuervertheilung und Erhebung durch die einzelnen Zünfte selbst ausführt. Bei dem Schlimmen ist jedoch auch etwas Gutes. Kein Steuereintreiber darf dem Bauer, wenn derselbe nicht Zahlung leisten kann, sein Ackerwerkzeug und seine Bienenkörbe im Wege der Execution verkaufen oder ihn wegen Rückständen ins Gefängniß werfen. Ist der Steuerdruck in einem Paschalik zu groß steht den Gedrückten auch das Recht der Auswanderung in ein anderes zu.

Die Rajah ist übrigens gänzlich vom Militairdienste ausgeschlossen. Dies ist eine nothwendige Politik der Pforte. Sie calculirt, daß wenn die 13 Millionen Rajah im Kriegsdienste unterwiesen würden, sie bald, da im ganzen türkischen Reiche nur 17 Millionen Mohamedaner leben, die Oberhand gewinnen dürften. Bei den 17 Millionen sind jedoch die 4 Millionen afrikanischer Mohamedaner, die der Pforte tributpflichtig nicht eingezählt. Dieses Ausschließungssystem wird in diesem Kriege jedenfalls ein Ende finden, da die türkische Regierung zu der Einsicht gelangt ist, daß sie dasselbe nicht für die Zukunft aufrecht halten kann.

Die frühere Beeinträchtigung der Rajah, vor Gericht gegen Mohamedaner zur Ablegung eines Zeugnisses als unfähig zu gelten, ist durch einen vom jetzigen Sultan im Jahre 1854 erlassenen Ferman dahin abgeändert worden, daß Mohamedaner wie Christen vor Gericht ganz gleich sein sollen. Es ist schon erwähnt, daß, ginge es dem Sultan und seinen Ministerium nach, alle Uebelstände aus barbarischer Zeit in Bälde verschwinden würden, indeß die Ausführung der bezüglichen Befehle leidet an den starrköpfigen Pascha's nur zu oft Schiffbruch, sie sind die Herren in ihren Distrikten und handeln nach ihrem Gutdünken und der edle Wille des Sultans und seiner Minister bleibt somit in den meisten Fällen nur ein schön in's Ohr klingendes Wort.

Eben diese nichts geltende Stellung der Rajah hat die Mohamedaner übermüthig gemacht und nur durch große Schicksale können sie zu der Einsicht gebracht werden, daß sie, die

meist Uncivilisirten, das wenigste Recht haben, sich zu überheben. Welche entsetzliche Schmach war es für die ganze Christenheit, daß, wenn ein Türke vom Islam abfällig ward und zum Christenthume übertrat, er entweder durch den Strang oder durch's Schwert hingerichtet wurde. Die Ursache, welche das eigenhändige schriftliche Versprechen des jetzigen Sultans hervorrief, daß künftighin Niemand in seinen Staaten wegen seiner religiösen Meinung verfolgt werden solle, entsprang einen solchen schandbaren Execution an einem im Jahre 1843 zum Islam übergetretenen, jedoch noch vor der Beschneidung reuevoll geflüchteten Armenier, den türkische Spione in Pera (Vorstadt von Constantinopel) entdeckten, worauf er auf öffentlichem Markte hingerichtet und drei Tage lang seine Leiche den Hunden zum Fraße auf der Straße liegen gelassen wurde. Damals traten die Gesandten der vier Großmächte, Frankreich, England, Preußen und Rußland zusammen und richteten eine so energische Protestation wider dies barbarische Verfahren an die Pforte, daß das erwähnte eigenhändige schriftliche Versprechen des Sultans erfolgte. Als eine geschichtliche Merkwürdigkeit muß erwähnt werden, daß der k. k. östreichische Internuntius, Graf Stürmer, sich bei dieser Protestation nicht betheiligte. Wie wenig man jedoch auf die Befehle der Pforte achtet mag daraus hervorgehen, daß erst im Winter von 1853 zu 54 auf Befehl des Mufti ein zum Islam übergetretener und wieder Christ gewordener Renegat in Adrianopel öffentlich hingerichtet wurde.

Daß der Rajah der Bau neuer Kirchen nicht erlaubt ist, stammt aus der Zeit her, wo die Türken erobernd, den Säbel in der Hand, ihr Reich gründeten. Wäre die Toleranz so weit gegangen, würde die Welt nicht jene traurigen und zuweilen nicht unblutigen Schlägereien zwischen den verschiedenen Christen-Confessionen erlebt haben. Der jetzige Sultan und sein aufgeklärtes Ministerium ist in sofern beklagenswerth als es sozusagen die Folgen der Sünden und Thorheiten seiner Vorfahren tragen muß und beim besten Willen die Steine des Anstoßes zwischen Christen und Moslims aus dem Wege zu räumen, nicht vermag. Welch eine Verblendung und dummer Haß gehört dazu, in den Fermanen der früheren Sultane die heilige Grabkirche nie anders als mit dem Namen „Kamama“, was so viel als der Ort des Unflathes bedeutet, zu bezeichnen. Das geschieht freilich heut zu Tage nicht mehr, deshalb aber sind im mohanedanischen Volke die Abneigung und der albernste Haß gegen die Christen immer noch nicht ausgestorben.

Daß für die Rajah keine Ehrenämter existiren, versteht sich von selber; nur in den Donaufürstenthümern wird von dieser Regel Ausnahme gemacht, desgleichen sind die Fürsten von Samos und das Oberhaupt der Maroniten vom Libanon Rajahs. Außerdem giebt es für die Nichtmohamedaner noch eine Menge anderer, wahrhaft alberner Demüthigungen.

Rajahs dürfen nicht den weißen oder grünen Turban tragen, in Egypten müssen sie schwarze tragen. Die Weiber der Rajah dürfen nie gelbe Pantoffeln anziehen, blos rothe, blaue, schwarze, je nachdem sie Griechinnen, Armenierinnen oder Jüdinnen sind. Ueberhaupt ist die grüne Farbe blos den Mohamedanern zu tragen erlaubt, da sie als Farbe des Propheten heilig ist. Da auch das Kameel ein dem Propheten geheiligtes Thier ist, dürfen die Rajah in Klein-Asien keins besteigen. Die christlichen Kirchen dürfen keine Portale nach der Straße zu haben, auch kein Kreuz darf auf ihnen sichtbar sein, Glocken sind blos einigen Klosterkirchen vergönnt, als besondere Ausnahme, die Kirchhöfe der Rajah müssen entfernt von den mohamedanischen angelegt werden, jedoch darf auf keinem christlichen Grabe eine Cypresse stehen, dies Recht haben blos die Mohamedaner. In der Nähe der Moschee, der Derwischklöster, der mohamedanischen Heiligengräber darf sich in der Regel kein Rajah blicken lassen, eben so wenig ein Franke (Fremder, Christ, der nicht zu den türkischen Unterthanen gehört).

Rußland beklagte sich in seinem an seine diplomatischen Agenten im Auslande gerichteten

Memorandum vom 18. Februar 1854 bitter über die den griechischen Christen in der Türkei angethanen Bedrückungen und doch sollte gerade Rußland zuerst in seinen Busen greifen, ob es mit gutem Gewissen seinen Nachbar des Hasses, der Ungerechtigkeit, der Tirannei gegen dessen andersgläubige Unterthanen beschuldigen kann. Die türkische Regierung erließ Verbote hinsichtlich der Einführung von Gebetbüchern aus Rußland in die Donaufürstenthümer, warum? weil in diesen von Rußland in Masse verbreiteten Gebetbüchern für den Czaren Gebete voll Lobpreisungen, für den Sultan Gebete voll Flüche enthalten waren. In Rußland wird keine Verbreitung fremder Bibelübersetzung geduldet, sondern die Verbreiter mit Verbannung gestraft. Sollte der Sultan nicht auch das Recht haben, in seinem Reiche keine Gebetbücher zu dulden, worin er verflucht wird?

Rußland beklagte sich ferner in diesem Memorandum, daß in Bosnien Christen zum Uebertritt zum Islam gezwungen worden wären. Es hat dabei vergessen, sich an sein eigenes Thun in Polen und in den Ostseeprovinzen zu erinnern. Es ereiferte sich über den Stellenhandel mit der Patriarchatswürde und den Bischofssitzen, und schiebt diesen Handel der türkischen Regierung in die Schuhe; aber das ist eine Unrichtigkeit, denn ehe noch das türkische Reich existirte, existirte schon dieser abscheuliche Handel unter der griechischen Geistlichkeit.

Wir haben im Vorstehenden dargethan, welche Stellung die Rajah im türkischen Reiche einnimmt und Jeder wird beistimmen, sie sei schlecht genug. Daß Rußland jedoch sich nicht wegen der Stellung der griechischen Christen allein mit der Pforte in Feindseligkeit setzte, wird gewiß Jeder einsehen, der aus der Geschichte weiß, daß die politischen Zwecke Rußlands nur ein Ziel, Erwerbung, hatten. Es hat seit dem Jahre 1721 33,000 Quadratmeilen, also mehr als den sechsfachen Umfang Preußens, mit 22 Millionen Menschen an sich gebracht. Schweden hat Rußland 8000 Quadratmeilen mit 3 Millionen Menschen abgetreten; Polen 10,000 Quadratmeilen (die doppelte Größe Preußens) mit gegen 12 Millionen Menschen. — Das ist der Zuwachs am Territorium und Menschenzahl, welche Rußland im Westen erworben. Die übrigen Errungenschaften liegen im Süd-Osten und sind, wenn auch im Ertrage nicht so ergiebig, doch für Rußland von großem Vortheil, da sie seinen weiteren Plänen hinsichtlich des Ostens eine Basis verleihen.

Wir haben über die Stellung der Rajah im türkischen Reiche getreulichen Bericht abgelegt, damit Niemand sagen könne, unser gegenwärtiges Werk sei parteiisch abgefaßt und werden bei späterer Gelegenheit über den Plan Rußlands, über die griechischen Christen in der Türkei das Protectorat zu führen und über Rußlands Toleranz in Bezug auf Andersgläubige das Nöthige mit einweben, denn nur wenn man diese Thatsachen kennt, vermag man das rechte Urtheil zu fällen über die Forderungen, zu welchen, in großer Täuschung befangen, Rußland sich selber verleitete.

Es hat sich in der Kunst den rechten Augenblick zu treffen, verrechnet, sich in arger Selbstüberhebung betrogen, indem es vermeinte Europas Völker lägen ihm bereits zu Füßen und würden nicht wagen sich gegen den allmächtig scheinenden Willen des gefürchteten Rußlands zu erheben. Dieser Rechnungsfehler kostet Rußland den seit 40 Jahren um sich gesammelten Nimbus, den es doch eigentlich Niemand Anderem als Deutschland zu verdanken hat, das gutmüthig genug war, ihm im Jahre 1813 den größten Antheil des Kriegsruhmes bei der Besiegung Napoleons I. zu gönnen, obwohl Rußland erwiesener Maaßen dabei nicht das Meiste gethan hatte.

Möge der Schluß dieses Kapitels von den beiden biographischen Skizzen des jetzigen Sultans Abd- ul- Medschid und seines Ministers Reschid-Pascha, des Freundes von Lord Stratford de Redcliffe, gebildet werden.

Abd- ul- Medschid, der 31ste Souverain vom Stamme Osmanns und 28ster Regent nach der Eroberung von Konstantinopel, wur-

de am 23. April 1823 geboren. Seine Thronbesteigung im Jahre 1839, am 1. Juli geschah keineswegs unter sehr erfreulichen Umständen. Eben war die Nachricht angelangt, daß sein Heer von der Truppenmacht Mehemed Alis, total geschlagen worden und seine Flotte abgefallen sei. Der 16jährige Sultan konnte bei seiner gar zu großen Jugend unmöglich für sein Reich eine lebendige Hoffnung des wiederkehrenden Glückes sein, indeß er hatte einen leitenden Freund an der Seite und dies war Redschid-Pascha, der Vertreter des Fortschrittes und der erleuchtetste und zugleich humanste aller türkischen Minister.

Unter dieser Leitung, der sich der so junge Sultan ganz hingab, entstand der Hattischerif von Gülhane noch in demselben Jahre seines Regierungsantrittes, am 2. November 1839. Abd-ul-Medschid beschwor diese neue seinem Reiche gegebene Verfassung auf's Feierlichste. Indeß erregte dieser Hattischerif bedeutende Unruhe bei der Partei der Alttürken, denen diese Neuerung gar nicht geheuer vorkam. Die Angelegenheit zwischen dem Sultan und dem Vicekönig von Egypten, Mehemed Ali, wurde durch den im Jahre 1840 in London zu Stande gebrachten Quadruppelvertrag beigelegt. Der junge Sultan hatte nur noch die Sorge, die in verschiedenen Theilen seines Reiches nacheinander ausbrechenden Aufstände, unter denen der wichtigste der im Libanon war, unterdrückt zu sehen. Auch dies gelang.

Abd-ul-Medschid liebt den Fortschritt, seine Jugend sträubt sich gegen das verrottete Alte, welches jedoch nur mit großer Mühe auszusondern sein wird. In dieser Beziehung ist das Türkenreich einem Fuße zu vergleichen, welcher an einer Menge Leichdornen und Hühneraugen leidet. Nur wenn es gelingt, diese eingefleischten Uebel mit der Wurzel auszuschneiden, ist dem Fuße geholfen, ein leichtes Abschneiden derselben ist blos eine augenblickliche Hilfe. Abd-ul-Medschid will aufrichtig das Beste für sein Volk, er will es zu einer Versöhnung mit den Christen, so gut als sich dies nur thun läßt, heranziehen und hat in Bezug auf die Art, wie er zu reformiren sucht, den entgegengesetzten Weg von seines Vaters Handlungsweise, welche gewaltsam durchgriff, eingeschlagen. Dies hängt auf's Innigste mit seinem Charakter und ganzem Wesen zusammen. Er ist weichen Herzens, sanften Gemüthes und verabscheut daher harte grausame Befehle. Schwächlich und zart hinsichtlich seines Körpers hätte er denselben doch durch eine etwas härtere Lebensweise stärken können, indeß er gab sich zu früh dem Genusse der Liebesfreuden hin, das Seraillleben hat die physische Kraft dieses jungen Herrschers, wenn auch nicht gebrochen, doch in der Ausbildung gehindert. Schon mit dem 17. Lebensjahre ward er Vater. Sein Thronerbe und Sohn, Sultan-Mehemed-Murad-Effendi, wurde am 22. September 1840 geboren.

Trotz der Verweichlichung des Serailllebens fehlt es Abd-ul-Medschid im rechten Augenblicke nicht an Entschlossenheit und es ist vielleicht zu beklagen, daß seine Erziehung bei den schönen geistigen Anlagen und einem so edlen Herzen, wie er es besitzt, nicht Personen anvertraut wurde, welche durch Fähigkeiten geeignet waren, den jungen Sultanssohn auf Wege zu leiten, auf welchen er höhere Ausbildung in Wissenschaften und männlicher Kraft erlangt hätte. Indeß wird seine Regierung in der Geschichte des Türkenreiches eine der folgenreichsten, ein Wendepukt sein, der den Völkern des Orients mit großen erhabenen Beispielen voranleuchtet. Alle Diejenigen, welche vermöge ihrer Stellungen persönlich mit Abd-ul-Medschid in Berührung kommen, rühmen seine sanfte gewinnende Freundlichkeit.

Er ist von schlanker Gestalt, sein Gesicht blaß, aber interessant, die Züge tragen den Ausdruck seines ganzen Wesens, Sanftmuth, ohne jedoch weibisch zu sein. Außer seiner Muttersprache versteht und spricht er französisch. Seine Kleidung ist europäisch und besteht in einem blauen Sammet- oder Tuchrock und langen Beinkleidern mit breitem Goldbesatz, der orientalische Firlefanz, wie er sonst von den Sulta-

nen hinsichtlich der Kleidung getragen wurde, ist vor den Reformen, die sich im ganzen türkischen Reiche seit einer Reihe von Jahren bemerkbar machen, gewichen. Obwohl Abd-ul-Medschid ein aufrichtiger Freund und Schützer des Fortschrittes ist, so hält er sich doch fern von dem Pfade, den sein Vater wandelte, indem er den strenggläubigen Türken keinen Anlaß giebt, an seiner aufrichtigen Anhängerschaft an den Islam zu zweifeln.

Sultan Mahmud, sein Vater, war für diese Strenggläubigen ein lebendiger Greuel, denn er trat allen Vorurtheilen seiner Umgebung und den Vorschriften des Korans absichtlich entgegen, trank Wein im Uebermaß, schenkte sein Bildniß allen Kasernen und Kriegsschiffen seines Land- und Seeheeres, ja selbst dem Mufti, obwohl der Mohamedaner keine Bilder in Moschee und Haus duldet, indem er sie als eine Verhöhnung Gottes, des Schöpfers betrachtet, er errichtete ferner Quarantainemaßregeln gegen die aus von Krankheiten angesteckten Gegenden kommenden Schiffe und sonstigen Reisegelegenheiten, wodurch er der Lehre des Islam bezüglich des Fatalismus (bestimmtes Schicksal) entgegen handelte, er führte europäische Sitten, Trachten und Erziehungsgrundsätze in seinem Reiche ein und versetzte somit allen alten Gewohnheiten der Moslims einen Todesstreich; mit Wagniß seines Lebens und seiner Krone vernichtete er, wie bekannt, die Janitscharen, welche jederzeit zu Aufständen geneigt, so manchen seiner Vorfahren den Tod gebracht hatten, ja selbst an die Ausrottung des Lehnswesens in seinem Reiche wagte er sich. Trotz dieser Reformen war Mahmud kein Freund der Christen, er machte ihnen nie Concessionen, nur mit Mühe gelang es zuweilen den christlichen Gesandten ihn zu einer kleinen Vergünstigung für die in seinem Staate lebenden christlichen Gemeinschaften zu stimmen. Diese Hartnäckigkeit war die einzige Versöhnung zwischen den strenggläubigen Türken und ihm, den sie als einen Renegaten, Ungläubigen und Gjaour ansahen.

Abd-ul-Medschid stellt ihnen in seiner Regierung und Person das stricte Gegentheil auf. Mohamedaner, der treu die Gebräuche seiner Religion beobachtet, keinen Verstoß dagegen begeht, ist er Freund der Christen und die Ausflüsse seiner Regierung sind ihnen in allen Stücken günstig. Vorzugsweise hat er den europäischen Großmächten einen entscheidenden Einfluß auf die türkischen Reform-Angelegenheiten eingeräumt. Daß an vielen Orten diese wohlthätigen Reformen von den hohen Pfortenbeamten nicht Gnüge geleistet wird, ist leider wahr, kann aber nicht dem Sultan zur Last gelegt werden. Bedenkt man, daß in den Augen der ächten Moslims die Christen immer Schweine und Hunde bleiben und das Vorurtheil in Herz und Gemüth der Strenggläubigen gegen Christen ein wahrhaft verknöchertes ist, so wird man auch die Ueberzeugung haben, wie schwer es der türkischen Regierung gemacht wird, Reformen, die dem alten Religionshasse den Tod bringen sollen, einzuführen.

Erinnern wir uns an das große und in seinen Folgen so blutige Ereigniß der Reformation Luthers in Deutschland, wie da der Haß, das Vorurtheil, die hartnäckigste Verstocktheit die Gemüther erbitterte, die Herzen gegen einander verfeindete, wie die Wogen dieses gegenseitigen Hasses nur erst nach dem 30jährigen Kriege, der für das gebildete Europa ein für alle Zeiten in der Weltgeschichte verzeichneter Schandfleck bleiben wird, sich allmählig beruhigten, obwohl jetzt nach Verlaufe von 200 Jahren derselbe Haß, die nämliche dumme Bigotterie sich in manchen Ländern leider bemerkbar genug machen, so haben wir ohngefähr einen Maaßstab für die jetzige Reformbahn in der Türkei. Nur die Nothwendigkeit, das Gefühl der großen Schwäche hält das am Alten hängende Volk nieder, nur in einzelnen Zuckungen kann es dem unterdrückten Grolle Raum geben. Dies ist ein Glück, welches den Reformbestrebungen zu Gute kommt.

Erst die späteren Generationen, die aufgewachsen unter den Segnungen dieser Neuerun-

gen andere Ansichten in ihr Leben übertragen, werden fähig sein, die Keime des Guten und der Vernunft, welche jetzt von der Regierung der Pforte mit so vieler Mühe gelegt werden, zu schätzen, ihren Werth zu erkennen und das von ihnen für das osmanische Volk ausströmende Heil der Versöhnung mit den christlichen Völkern zu fühlen.

Sultan Abd-ul-Medschid hat keinen treuern Beistand in seinem ganzen Reiche hinsichtlich dieser Reform-Anbahnung als seinen Minister Redschid Pascha. Der türkische oder überhaupt mohamedanische Staat ist der einzige unter den auf Civilisation Anspruch machenden Staaten der Welt, wo es keine Geburtsaristokratie giebt und die wichtigsten und schwierigsten Aemter von Menschen der niedrigsten Bildungsstufe und ohne alle Befähigung als die, welche die Natur ihnen gegeben, und doch durchschnittlich nicht ohne Geschick verwaltet werden. Es ist ein ewiges Steigen und Fallen der hervorragenden Persönlichkeiten in den dortigen Staatsämtern. Nur ein einzigmal kommt es in der türkischen Reichsgeschichte vor, daß drei mächtige Großveziere einer und derselben Familie, dem Hause Kupaili, entsprossen, und hintereinander dieses wichtigste Amt im ganzen Reiche für lange Jahre bekleideten. Dieser Fall steht daher auch einzig da.

Es gehört zur inneren Politik der Sultane, sorgfältig zu vermeiden, die hohen einflußreichen Aemter ihres Reiches von den Gliedern einzelner durch Bildung und Reichthum bevorzugter Familien öfterer verwalten zu lassen, damit sie nicht etwa in deren Besitz erblich werden. Daher giebt es blos reiche angesehene türkische Familien, aber keine Aristokratie. Die Herkunft der meisten Minister der Sultane ist sehr obscurer Art. So war Chosrew Pascha, fünfmal Großvezier, seiner Geburt zufolge ein Sclave; der Schwager des jetzigen Sultans, früher auch Großvezier, Mohamed Ali Pascha, ehedem Aufwärter in einem Kaffehause; der bekannte Riza Pascha, Minister des Krieges, vorher Großvezier, hatte als Tabakshändler ehedem sein tägliches Brod verdient, ehe er an des verstorbenen Sultans Hof als Page Anstellung fand.

Redschid Pascha machte hierin eine Ausnahme. Im Jahre 1802 in Konstantinopel geboren, war er der Sohn des Mustapha-Effendi, Verwalters der reichen Besitzungen der Moschee Bajazet. Dies Amt war in seiner Familie bis dahin erblich gewesen, jedoch als Redschid's Vater starb, nahm der überhaupt zu Gewaltthaten aller Art stets bereite Sultan Mahmud das Amt von der Familie und gab es einem seiner Günstlinge. Mustapha-Effendis Familie befand sich im Besitz von einem ansehnlichen Vermögen und einer höheren Bildung als viele weit reichere türkische Familien. Redschid's Mutter sorgte auf's Eifrigste für die Ausbildung ihrer vier Kinder, besonders ward eine solche Redschid zu Theil, da er sich sehr frühzeitig durch Geist und Anlagen auszeichnete. Eine seiner Schwestern wurde mit Ali Pascha, dem Gouverneur einer asiatischen Provinz, verheirathet, starb aber bald. Zwei Jahre später starb auch Redschid's Mutter, der 15jährige Knabe wurde von seinem Schwager Ali Pascha in's Haus genommen, der ihn sogleich zu seinem Privatsekretair machte.

In dieser Stellung blieb Redschid mehrere Jahre lang, begleitete seinen Schwager nach dessen neuen Gouvernements von Morea und Brussa und im Jahre 1822 nach Constantinopel, wohin Ali Pascha als Großvezier berufen wurde. Ali war ein Mann von sanftem Wesens, welcher harte gewaltsame Mittel nicht liebte. Dieser Ursache wegen verlor er sein Großvezierat, weil er nicht in die gewaltsamen Mittel einstimmte, welche im tükischen Ministerrath zur Unterdrückung des griechischen Aufstandes zur Berathung kamen. Da die Niederlagen der Türken in Morea jedoch fortdauerten und Sultan Mahmud wußte, daß Niemand so genaue Kenntniß des Landes als eben Ali Pascha besaß, ernannte er ihn zum Feldherren gegen die Griechen. Redschid begleitete ihn auch dahin, doch Ali war nicht glücklicher im Kampfe als

seine Vorgänger und wurde abgesetzt, worauf er bald als zu Grunde gerichteter Mann starb. Man war nicht blind für die Fähigkeiten Redschid's und er verwaltete das Amt eines Geheimsekretairs bei zwei auf einander folgenden Großvezieren.

Da er als Sekretair der türkischen Bevollmächtigten bei dem mit Rußland geschlossenen Adrianopler Frieden sehr gute Dienste leistete, ernannte ihn Sultan Mahmud zum Amedzi oder Großreferendar. In dieser Eigenschaft machte er zwei diplomatische Reisen nach Egypten. Das Resultat der Letzteren war für Redschid hinsichtlich der für die Pforte mit Mehemed Ali, Vicekönig von Egypten möglichst günstig sich herausgestellten Bedingungen erfolgreich. Vermöge dieses Friedenschlusses, der unter dem Namen „Der Friede von Kutahia" bekannt ist, an dem Redschid den größten Antheil hatte, erwarb sich Redschid des Sultans volle Gunst und ward zum Lohn dafür als Gesandter nach Paris geschickt.

Redschid ganz vertraut mit der französischen Sprache und Literatur, war dort auch auf seinem Platze. Von Paris ging er nach London, wo er zwei Jahre als Gesandter blieb. Hatte er früher durch Erziehung und fortgesetzte höhere Ausbildung die Ueberzeugung gewonnen, daß nur eine totale Reformirung der Verhältnisse seines Vaterlandes denselben eine Stütze werden könnten im Laufe der Zeit, die mit immer höheren Ansprüchen den Fortschritt bedingte, so bildete sein Aufenthalt in Paris und London diesen großen erhabenen Gedanken ganz aus. Er erkannte das unermeßliche Uebergewicht europäischer Bildung über seine in trauriger Rohheit versunkene Nation. Ein Umstand trug besonders dazu bei, ihn gegen die Letztere einen tiefen Abscheu empfinden und die einmal gefaßte Idee in seinem Geiste feste Wurzel schlagen zu lassen. Als er von Petrew Pascha, seinem Freund, dem Großvezier, von London nach Konstantinopel zurückberufen worden war, fand er Petrew auf Befehl des Sultans strangulirt. Petrews Feinde hatten den Moment benutzt, wo der Sultan einen sehr starken Weinrausch hatte und von demselben einen Hinrichtungsbefehl erschlichen.

Es glückte indeß Redschid bei seiner Rückkehr den Sultan von der Unschuld Petrews zu überzeugen und die Mörder derselben wurden schwer gestraft; aber in Redschids Seele ward der Abscheu gegen diese Rohheiten so groß, daß er sein Leben daran setzte, die Grundgesetze der Türkei zu reformiren. Der Sultan, reformsüchtig, war sein Freund und Gönner, nur mit dem Unterschiede, daß er die gewaltsamste blutigste Art zu reformiren, für die Beste fand, Redschid dagegen die Milde als den Haupthebel betrachtete, der dem Gedeihen der Reformen als besonders ersprießlich dienen werde. Indeß er mußte sich dem Willen des Sultans fügen und fast hatte es damals das Ansehen, als sollte die Türkei über Nacht in einen europäischen Staat umgeschaffen werden; jedoch diese Eile machte viel böses Blut, die Alttürken und selbst die Partei der Reformfreunde, denen dies Ueberstürzen nicht gefiel, erhoben Aufstände, die jedoch immer glücklich im Keime unterdrückt wurden.

Jetzt galt den gläubigen Mohamedanern der Vicekönig von Egypten als der Einzige, welcher den bedrohten Islam retten konnte, Redschid beschleunigte den Ausbruch des Kampfes, indem er den Befehlen des Sultans Folge leistete. Das Endresultat war nicht besonders erfreulich, Redschid wurde seines Einflusses enthoben und der Sultan, in Erwägung, daß derselbe doch nur seine Befehle ausgeführt habe, verwandelte die über ihn ausgesprochene Verbannung in eine nochmalige Gesandtschaftssendung nach London. Redschid hatte große Erfahrungen gemacht. Er wußte, daß es die russische Politik sei, die den Vicekönig von Egypten gegen den Sultan aufgehetzt, um dessen Länder zu schwächen und dann einer gelegentlichen Occupation durch russische Armeen leichter zu unterwerfen. Redschid's Plan war daher wo möglich ein großes Gegenbündniß gegen Rußland zu Stande zu bringen, indeß dies Ziel er-

reichte er nicht, ganz Europa lag vom russischen Einfluß eingeschläfert.

Wie Lord Redcliff, so machte auch Redschid Pascha jetzt Reisen, besuchte die wichtigsten Theile Europas, begab sich sogar nach Rom, wo er, was eigentlich noch nie der Fall gewesen, als Türke, beim Pabst Audienz erhielt, der ihn sehr freundlich aufnahm. In Paris traf ihn die Nachricht, daß nicht nur Sultan Mahmud todt, sondern auch Landheer*) und Flotte**) vernichtet waren. Unverzüglich eilte er nach London und ehe er sich dem Rufe Abd-ul-Medschids zufolge nach Konstantinopel einschiffte, gelang es ihm die sogenannte Quadruppel-Allianz zur Erhaltung der Türkei zu Stande zu bringen.

Daß auch Rußland ein Theilnehmer bei dieser Allianz ward, konnte Redschid nicht hindern, obwohl er recht gut die Ursache durchschaute, weshalb sich Rußland zur Erhaltung der Türkei daran betheiligte. Es fürchtete, daß Mehemed Ali, der siegende Vicekönig von Egypten, die Türkei an sich reißen und einen lebenskräftigen Staat daraus machen werde. Solche unangenehme Nachbarschaft mußte verhindert, das alte Staatsgebäude für spätere günstigere Zeiten aufrechterhalten werden.

Bei Rückkehr Redschid's nach Konstantinopel ereignet sich der merkwürdige Fall, daß der neue Sultan, Abd-ul-Medschid, ihm seine ganze Gunst schenkte, was in der Türkei zu den außerordentlichen Ereignissen gehört, indem die Diener des vorhergegangenen Sultans in der Regel von der neuen Regierung entfernt werden.

Redschids Feuerseele hat seit der Zeit an allen den großen Reformen, welche seit Abd-ul-Medschids Thronbesteigung im türk. Staate Platz griffen, nicht nur den meisten Antheil, sondern sie gehen auch fast alle von ihm aus. Wir wollen hier nicht die Verbesserungen aufführen, die ihm das Dasein verdanken. Außerdem, daß er hinsichtlich der Steuern, der Rechtspflege und Verwaltung große Veränderungen eingeführt, hat er auch durch Gründung einer Universität den Wissenschaften eine Stätte bereitet, Posten eingerichtet, das Münzwesen geregelt u. s. w.

Daß ein Mann von solchem Eifer beseelt, auch viele Feinde hat, liegt am Tage. Niemand war weniger mit diesen türkischen Reformen gedient als Rußland, das seiner Pläne willen alles Andere nur keine Kräftigung seines Nachbars wünscht. Es erspähte, da es mit allen in Konstantinopel möglicherweise in Bewegung setzenden Springfedern vertraut war, einen Moment, wo Redschid Pascha in seiner Aufmerksamkeit auf das Thun seines ihm bekannten diplomatischen Gegners etwas nachließ und der Letztere siegte. Redschid wurde am 29. März 1841 vom Sultan entlassen und als Zeichen dessen fortdauernden Vertrauens als Gesandter nach Paris geschickt, wo er sehr gute Aufnahme fand, da man wußte, er sei ein Russenfeind.

Sechs Jahre lang blieb er in Europa und erst 1847 trat er wieder in den Ministerrath, zu dessen Chef oder Großvezier, auch Grodejan genannt, ihn der Sultan ernannte. Von diesem Posten zurückgetreten, hat er das Amt der auswärtigen Angelegenheiten übernommen. Obwohl es zuweilen seinen mächtigen Feinden gelang, ihn von den Staatsgeschäften zurückzudrängen, ruft ihn der Sultan doch immer wieder zu denselben. Redschid Pascha ist eine seltsame Erscheinung unter den Türken, von denen ihn die echten hassen, weil er die europäische Bildung über Alles schätzt, der vertrauteste Freund Lord Redcliff's und der abgesagteste Feind aller soldatischen Brutalität ist, da er die Ueberzeugung hat, daß die zukünftigen Geschicke der Staaten ohne Bajonette, Kanonen und Säbeln entschieden werden werden, d. h. daß er auf die menschliche Vernunft rechnet, welche, wie er hofft, allmählich zu der Einsicht gelangen wird, wie entehrend Krieg und

*) Das türkische Landheer wurde bei Nisik im Laufe weniger Stunden vernichtet.

**) Die türkische Flotte wurde von ihrem eigenen Kapudan Pascha (Admiral) treuloser Weise in den Hafen des Feindes hinübergeführt

Blutvergießen für die Menschen, die von Gott so hoch begabten Wesen, ist.

Die Alttürken bezeichnen ihn spöttisch als einen Dichter. In der That hat er früher als junger Mann Verse geschrieben, indeß schreibt er jetzt andere Verse, die vielen Leuten nicht gefallen. Er ist gründlich, nicht nur in der Geschichte seines Vaterlandes bewandert, sondern auch in der europäischen überhaupt, die Litteraturen und Wissenschaften des Abendlandes kennt er genau, die türkischen Gelehrten bezeugen ihm die größte Hochachtung, da er auch tüchtige Kenntnisse in der arabischen, persischen und türkischen Litteratur besitzt. Man staunt ihn als einen ausgemachten Staatsmann an, weil er mehrmals von seinen Feinden verdrängt und gestürzt, sich stets wieder schwunghafter erhoben hat und das gilt in den Augen der Türken, als etwas Außerordentliches.

Redschid Pascha ist ein Mann von mittlerer Gestalt, eher klein als groß, aber kräftig und gedrungen, so daß er von etwas plumpen Aeußern erscheint. Sein Gesicht ist vollkommen türkisch, d. h. die Züge sind regelmäßig, seine Hautfarbe dunkel, seine braunen Augen nadelförmig geschnitten. Der Ausdruck seiner Züge ist milde, nach dem ersten Anblick könnte man ihn für träge und theilnahmlos halten, indeß das ist nur Täuschung, diese Ruhe in seinen Zügen, welche den Grundzug seines Wesens ausmacht, beherrscht nicht allein sein Gesicht, sondern seine ganze Haltung. In den schlimmsten Stunden seines Lebens, und er hat schon manche gefährliche Krisis durchgemacht, ist diese Ruhe sein unzerstörbares Eigenthum geblieben, sie ist durch nichts erschüttert worden.

Seine Eigenschaften sind Schlauheit, Ordnungsliebe, Gewandheit und eiserner Fleiß. In seinem Charakter liegt eine unverkennbare Milde, selbst Weichherzigkeit, obwohl Beide nicht recht zu seiner Stellung passen wollen. Man kann von ihm mit Bestimmtheit sagen, daß er, obwohl er mit Leib und Seele an der Ausführung der Idee, sein Vaterland zu reformiren hängt, er eher diese große Idee aufgeben, als sie durch blutige Befehle auf türkische Weise zur Geltung bringen würde. Alle Brutalität und Grausamkeit ist ihm ein Greuel. Zu seinen Schattenseiten gehört die Liebe zum Gelde. An ihn gerichtete und schwer ins Gewicht fallende Gesuche soll er vor allen andern berücksichtigen, was ganz türkische Sitte wäre.

Seine Frau, er hat blos eine, um auch in diesem Punkte seinen Landsleuten voranzugehen, ist nicht mehr jung und hat ihm mehrere Kinder geboren. Das Gerücht erzählt von ihr, daß sie in aller Stille ein Handelsgeschäftchen treibt, nämlich schöne junge Sclavinnen kauft, sie dressirt, d. h. ihnen die Bildung beibringt, welche sie haben müssen, um in den Harans vornehmer Türken eine Stelle einzunehmen und sie dann den Meistzahlenden verkauft. Ob dieser stille einträgliche, jedoch sehr unehrenhafte Handel ihrem Gemahl Redschid bekannt ist und er denselben schweigend gestattet, ist ungewiß. Obwohl sehr aufgeklärt, giebt es doch einige Punkte, worin er Türke geblieben ist, mit den Gebräuchen des Islams hat er nicht ganz gebrochen, man sieht ihn zuweilen in den Moscheen mit voller Hingebung seine Gebete verrichten.

Sein Haus in Konstantinopel ist ganz auf europäischen Fuß eingerichtet und stets der Ort des Zusammenflusses der gebildeten Reisenden aller Nationen. Redschids Vorzimmer wimmeln stets von Besuchern. Bei ihm wird des Beispiels wegen auf europäische Art, mit Messer und Gabel gespeist und dabei zum Sitzen sich der Stühle bedient. Daß wir dies hier bemerken, mag lächerlich erscheinen, weil wir es gar nicht anders gewöhnt sind, als essende Menschen mit Gabel und Messer umgehen zu sehen, indeß für die Türken ist das ein Beispiel. Dort ißt man mit den Gabeln, die den Menschen von Gott gegeben sind, mit den zehn Fingern und sitzt statt auf Stühlen, mit untergeschlagenen Beinen auf den auf dem Fußboden hingebreiteten Polstern an sehr niedrigen Tischen. Die Zähne dienen da statt des Messers. Ehe diese Art zu speisen nicht gänzlich in der

Türkei aufgehört hat, eher kann von wahrhafter Cultur nicht die Rede sein.

Zu den türkischen Eigenthümlichkeiten seines Hauswesens gehört die Unverschämtheit seiner Dienerschaft, die ohne Umstände von jedem Fremden ihr Backschisch (Trinkgeld) verlangt. Das ist kein Trinkgeld, wie wir es hier bei uns gewöhnt sind, sondern es sind Summen, die dies Dienstvolk den Fremden abpreßt. Lord Redcliffe schlägt jeden seiner Besuche bei Redschid Pascha auf 500 Piaster, ohngefähr 25 Thaler nach unserm Gelde an, was er dessen Dienern als Backschisch zahlt. Das ist allerdings eine theure Freundschaft, die eben nur ein reicher englischer Lord aushalten kann.

Redschid ist Inhaber einer Menge Orden. Vom Sultan hat er außer dem Stern des großen türkischen Ordens noch eine Menge anderer Dekorationen, die Abd-ul-Medschid ausdrücklich für ihn erschaffen hat. Er ist Großkreuz der französischen Ehrenlegion, Ritter des preußischen rothen Adlerordens, der spanischen Orden Karl III. und Isabella der Katholischen (welche Mohamedaner und Juden aus ihrem Land trieb), des holländischen Ordens des niederländischen Löwen, des Ordens Leopolds von Belgien, des schwedischen Schwertordens und anderer Zierrathen mehr. Er hat also alle Ursache mit der Anerkennung Europas für seine Verdienste zufrieden zu sein. Hiermit sei dies Kapitel geschlossen.

Viertes Kapitel.

Die Wiener Conferenz.

Numerischer Stand des damaligen Türkenheeres. — Gebahren der höchstgestellten griechischen Geistlichen in der Türkei. — Die Hindernisse für die russische Armee auf dem Kriegsschauplatz in den Fürstenthümern. — Ein Artikel der Times. — Russische Pfandnahme und deren Erklärung. — Gegenerklärung Frankreichs und Englands. — Schilderung der Fürstenthümer in Bezug auf ihren geschichtlichen Theil, ihre Topographie, Statistik, Einrichtungen und Trachten ihrer Völker. — Der Vertrag von Kainardji und Adrianopel in Bezug auf die Stellung der griechisch-christlichen Unterthanen der Pforte. — Die Wiener Conferenz sendet eine Note an den Sultan ab, deren Hauptpunkte. — Ablehnung derselben von Seiten der Pforte. — Die russische Antwort darauf enthüllt die wahre Absicht des Kaisers Nicolaus. — Die Monarchen-Zusammenkünfte in Ollmnütz, Warschau, Berlin. —

Nach den Vorgängen zwischen der Pforte und dem Fürsten Menschikow war der Krieg zwischen Rußland und der Türkei, wenn nicht noch ein Vermittelungsweg ausfindig gemacht wurde, so gut als entschieden. Rußland erließ an ihre bei den verschiedenen Höfen Europas angestellten Gesandten ein Circular (am 1. Juni) des Inhalts, daß im Falle der Verwerfung des von dem Fürsten Menschikow der Pforte gestellten Ultimatums es Mittel ergreifen werde, um sich durch eine entschiedene Stellung die Genugthuung zu verschaffen, welche es bis jetzt auf friedlichem Wege zu erlangen vergebens gesucht habe.

Das war deutlich genug gesprochen und somit, da der Sultan unmöglich auf das Ultimatum eingehen konnte, auch keine Frage, daß Rußland nicht lange zögern werde, die Mittel ihn dazu zu zwingen, in Anwendung zu setzen. Dieser Aussicht zufolge, sah sich die Türkei genöthigt, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Der Haß des Volkes gegen Rußland, welches von jeher der ärgste Feind der Türkei gewesen, entflammte gewaltig bei der Aussicht auf Krieg mit diesem alten Erbfeinde.

Alle mohamedanischen, dem Sultan tributpflichtigen Vasallen sandten ihm Deputationen mit der Erklärung, daß sie mit allen ihren militairischen Kräften ihn unterstützen würden, die Ulemas (der Stand der Rechtsgelehrten und Geistlichkeit) erschienen mit ihrem Oberhaupte, dem Mufti, an der Spitze beim Sultan mit der Erklärung, daß er auf ihre thätigste Unterstützung in dem Kriege mit Rußland, dem Erbfeind, zählen könne. Was konnte dem Pfortenministerium erwünschter sein, als diese Erklärung der Ulemas, einer Corporation, die so hohes Ansehen im türkischen Volke genießt? Somit war also der kommende Krieg als ein volksthümlicher bezeichnet, nur eine Partei, die der Alttürken, denen Menschikow geschmeichelt, da er wußte, daß sie keine Freunde der westlich-europäischen Mächte, dagegen für Rußland seien, war unzufrieden mit den kriegerischen Kundgebungen, die sich aller Orten zeigten. Wir werden später Gelegenheit haben, die Bestrebungen dieser sogenannten Friedenspartei näher zu schildern.

Der damalige Stand des türkischen aus der activen und Reserve-Armee bestehenden Heeres war folgender. Die active Armee umfaßte 6 Corps mit je 6 Infanterie-, 4 Cavallerie- und 1 Artillerieregiment. Sämmtliche 6 Corps zählten zusammen 147,684 Mann und mit Einschluß des Geniecorps 160000. Die Artillerie gebot über 2000 Geschütze, außer den Belagerungsgeschützen. Die Reserve oder Redif (Landwehr) bestand aus 4 Corps mit ohngefähr 150,000 Mann. Rechnet man zu dieser 300,000 Mann starken Armee noch die Militairmacht der vertragsmäßig zur Stellung von Contingentenpflichtigen Vasallenländer, Serbien, Bosnien, die Herzegowina, Ober-Albanien, Egypten, Tripolis und Tunis hinzu, so steigt die Zahl auf 420,000 streitbarer Truppen, unter welchen nur 60,000 Mann Irreguläre sich befanden.

Die Seemacht zählte 16 Linienschiffe, 14 Fregatten, 12 Corvetten und etwa 20 Brigs und kleinere Schiffe. An Dampfern besaß die Pfortenregierung 18 Boote von 3700 Pferdekraft. Man hat viel von dem schlechten Zustande dieser Land- und Seemacht gefabelt, die Folge hat bewiesen, daß sie doch nicht so schlecht sein müssen, als man die Welt gern von gewisser Seite glauben machen wollte.

Einen merkwürdigen Eindruck machte es, daß der griechische Patriarch in Konstantinopel sowohl, als der griechische Metropolit (Erzbischof), Sofronius Miglesko, welcher in Jassy (Hauptstadt der Moldau) seinen Sitz hat, einen Protest gegen die Unterstellung unter russisches Protectorat bei der Pforte einreichten und die Bitte aussprachen, die fragliche Angelegenheit, das Protectorat nämlich zum Gegenstande eines Congresses aller christlichen Mächte machen zu lassen. Also diese Häupter der griechischen Rajah hatten keine Lust unter russische Oberhoheit zu treten. Die Ursache lag auf der Hand. Der Czar ist der Pabst der griechischen Kirche Rußlands, dehnt er seine Macht in diesem Bezug auch auf die Länder seines Nachbars aus, so sinken der Patriarch von Konstantinopel sowohl wie die in den türkischen Provinzen angestellten Metropoliten zu der Stellung herab, welche ihre Amtsbrüder die griechische Geistlichkeit in Rußland einnimmt, d. h. sie werden dem russischen Pabst unterthänig, eine Aussicht, die den genannten Kirchenoberen nicht besonders angenehm gewesen zu sein scheint, zumal sie in der Türkei die Herren ihrer Kirchengemeinschaften sind und die Pforte sich um ihre kirchlichen Angelegenheiten und Einrichtungen nicht bekümmert, sondern ihnen freie Hand in derselben läßt.

Die kriegerischen Vorbereitungen Rußlands ließen vermuthen, daß es auf sehr empfindlichen Ernst abgesehen sei. Die Kriegspartei der Türken dachte an nichts weniger, als daß der Plan ihres Erbfeindes auf Stambul (Konstantinopel) gerichtet wäre und wer verbürgte den Gegensatz dieser Vermuthung, wenn Rußland vom Glücke begünstigt worden wäre? Die türkische Hauptstadt, so glücklich gelegen, der Schlüssel zweier Welttheile, ist bekanntlich seit Peter des Großen Zeit ein unverrücktes Ziel der Aufmerksamkeit Rußlands, welches nur auf eine günstige Gelegenheit wartet, um sich daselbst festzusetzen. Um gegen Konstantinopel vorzurücken, hatten die Russen zwei Haupt-Operationen auszuführen, nämlich den Uebergang über zwei unermeßliche Hindernißlinien, die gut vertheidigt, gradezu uneinnehmbar sein dürften: die Donau und das Balkangebirge.

Ueber die Donau, welche meist zwischen Sümpfen, namentlich mit ihren links gewendeten zahlreichen Armen fließt, und darum dem Brückenbau unendliche Schwierigkeiten entgegenstellt, giebt es nur nachstehende Punkte für den Uebergang. Tultscha (dieses ist ein russischer Brückenkopf, die einzige Stelle, wo Rußland festen Fuß auf dem rechten Ufer des Stromes hat), Satunowa (hier ging im letzten Kriege mit der Pforte die russische Armee über den Fluß), Brallow-Malschin (dies kann nur bei niedrigem Wasserstand, wo die vielen zwischenliegenden Inseln gangbar sind, benutzt werden), Hirsowa (vortrefflich, aber ganz unvertheidigt von den Türken), Kallarasch-Silistria (dieser Uebergangspunkt wird von der Festung Silistria vertheidigt und ist der einzig nach den Regeln der militairischen Befestigungskunst gedeckte), endlich noch Turokay (welches aber zu weit auf dem rechten Flügel einer russischen Armee liegen würde und von den Türken vertheidigt ist). War es eine Unmöglichkeit, daß Rußland in seinen kriegerischen Plänen glücklich sein und die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse der Donau-Linie überwinden und dann das Balkangebirge, eben so von Glück unterstützt, überschreiten konnte? Nein, im Gegentheil war es wohl vorauszusehen, daß der Plan Rußlands ein mit allen seinen Kräften unterstützter sein dürfte, um die diplomatische Niederlage, die es bereits erlitten, im Angesichte Europas zu verwischen. Wie sich von selbst versteht, war dies russisch-türkische Zerwürfniß, welches, wenn dessen schnelle Ausgleichung nicht gelang, mit den ernstesten Folgen drohte, die Ursache, daß die Cabinette von Paris, London, Wien und Berlin in nicht geringe Aufregung versetzt und alle Möglichkeiten, die aus einem Kriege folgen konnten, in Frage genommen wurden. War blos die Türkei gefährdet, wenn Rußland, was, mit Bestimmtheit vorausgesehen werden konnte, die Donaufürstenthümer besetzte? Die Times (größte englische Zeitung) sagte in dieser Beziehung sehr richtig:

„Eine Bewegung, welche die russische Grenze von Orsowa bis ans schwarze Meer an das Donauufer vorschiebt, ist ein Ereigniß von größter Wichtigkeit; sie würde die Handels-Interessen ganz Deutschlands und die commerciellen Rechte, die England kraft des brittisch-östreichischen Vertrages von 1838 besitzt, direct berühren. Noch weniger kann Oestreich die Vollherrschaft über jenen Strom, der die Hauptpulsader seines Reiches bildet, in die Hände Rußlands fallen lassen, und wenn es im Rathe des jungen Kaisers noch einen Staatsmann giebt, so wird er, auf jedes Wagniß hin, der Gefahr entgegentreten. Der feste Entschluß, jene Prinzipien aufrecht zu erhalten, welchen der Czar jetzt zum erstenmal Trotz zu bieten scheint, würde über die Beistimmung Englands, Frankreichs und Preußens gebieten können und wenn je die Zeit war, wo die vier Mächte, wie 1840, der Separatpolitik der fünften Macht Schranken setzen mußten, so ist sie jetzt gekommen. Wesentlich zu dieser Combination nothwendig ist, daß die deutschen Staaten eine Hauptrolle dabei spielen, und es ist in ihrem tiefsten Interesse, die Politik des französischen Cabinets, so wie den mäßigenden Einfluß Englands, mit der ihren zu indentificiren (vereinbaren); denn

dulden sie die Uebergriffe Rußlands, so werden ihre eigenen Länder am Rhein oder in Italien die Entschädigung zu liefern haben, die Louis Napoleons Ehrgeiz oder künftige Politik verlangen mag. Wenn andrerseits dem Kaiser der Franzosen daran liegt — und wir glauben, es liegt ihm daran — das Vertrauen der fremden Mächte in etwas höherem Grade zu gewinnen, so hat er eine vortreffliche Gelegenheit in innigere Beziehungen zu ihnen zu treten, und neue Bürgschaften für jene Friedensliebe zu geben, die er bisher bekannt hat. Für einen Herrscher in seiner Stellung hat eine Quadruppel-Allianz der ersten Staaten Europas, mit einer guten Sache und einem bestimmten Zwecke, größeren Werth, als ein glücklicher Feldzug." — Den Schluß dieses Times-Artikels bildet eine Warnung an den Kaiser Nikolaus, nicht übermüthig jedes Band zu zerreißen, welches ihn an Europa bindet.

Wir haben den Inhalt des Artikels deshalb hier mit aufgeführt, weil er die vollkommene richtige Ansicht der fraglichen Angelegenheit bespricht. Niemand bedarf der Sicherheit vor russischen Uebergriffen mehr, als Deutschland. Sobald die Donau, diese große Pulsader nicht nur Oestreichs, sondern auch des ganzen Deutschlands ein russischer Strom würde, wären alle jene Handelsinteressen, welche Deutschland mit den östlichen Ländern verbinden, vernichtet. Jene unseligen Plackereien, die an den gegen jede freie Bewegung hermetisch abgesperrte Grenzen Rußlands den Handel fast unmöglich machen, würden ihre Fortsetzung an der Donau finden und dem Handel Deutschlands den Todesstoß geben. Rußland hat schöne Versprechungen; aber dabei bleibt es auch, wenn es nicht grade durch Worthalten einen höheren Vortheil zu erringen weiß.

Was sich mit Bestimmtheit voraussehen ließ, geschah. Nachdem die Truppenmärsche der Russen nach der türkischen Grenze ununterbrochen fortgesetzt worden waren, kündigte am 26. Juni der Kaiser von Rußland mittels eines Manifestes an, daß seine Armeen die beiden Fürstenthümer Moldau und Walachei besetzen werden, welche Besatzungen er „ein Pfand für die Wiederherstellung der von der Pforte verletzten Rechte Rußlands" nannte und dabei die Absicht einer Eroberung ganz in Abrede stellte.

In der That war eine solche Pfandnahme zur Wiederherstellung der verletzten Rechte Rußlands ein ganz eigenthümlicher Akt, der sehr stark nach Unrecht roch. Wenn derlei Art und Weise sich ein Recht zu verschaffen in den europäischen Staaten gangbar würde, dürfte bald die Zeit des Faustrechtes für uns wiederkehren, wo der Stärkere allemal der Rechthabende war, weil der Schwächere nichts gegen ihn thun konnte. Natürlich erhob die Pforte gegen solche Pfandnahme Protest; aber was half das? der Kaiser von Rußland sah sich immer als schwerbeleidigt an und am 2. Juli erfolgte der Uebergang der russischen Truppen unter Oberbefehl des Fürsten Gortschakoff über den Pruth, um „das Pfand in Besitz zu nehmen."

Gleichzeitig am 2. Juli erließ das russische Cabinet eine Circularnote an seine Gesandten bei den verschiedenen Höfen, worin es sich bitter beklagte, daß Frankreich und England trotz der ihnen im Voraus gemachten Anzeige von den Schritten, welche Rußland im Falle der Verwerfung seines Ultimatums (von der Pforte) werde thun müssen, und trotz der Bitte, den Widerstand der Pforte nicht zu ermuntern, und die Ehre des Kaisers, welche die Durchsetzung der gemachten Forderungen erheische, nicht noch mehr zu engagiren, dennoch das Gegentheil von dem, um was man sie ersucht, gethan und sogar eine nur eventuell (für den Fall der Verwerfung des Ultimatums seiten der Pforte) angekündigte Maaßregel Rußlands durch eine thatsächliche (die Sendung der Flotten in die Besikabai) überboten hätten. Nach dieser drohenden Demonstration, welche die Weigerung der Pforte das russische Ultimatum anzunehmen, unterstützt habe, sei es dem Kaiser mehr denn je unmöglich gewesen, seine Entscheidung zu ändern und seine Truppen gehorch-

ten daher nur seinem Befehle die Fürstenthümer zu besetzen.

Die Stellung der Flotten in den türkischen Gewässern, gleichsam im Angesicht Konstantinopels achte er als eine Besatzung der Türkei zur See und um des Gleichgewichts willen, nehme er nun auch eine militairische Stellung ein. Sobald die Pforte ihm die Genugthuung gewähre, die sie ihm schuldig sei und sobald die Flotten der westlichen Mächte sich zurückzögen, würde er auch seine Armee zurückziehen. Was die Verhältnisse der Donaufürstenthümer betreffe, so deutete der Kaiser auf die Proclamation, welche der Oberbefehlshaber seiner Armee an die Einwohner der Fürstenthümer erlassen habe und welche folgendermaßen lautete: „Er (Fürst Gortschakoff) komme nicht in der Absicht, die Regierungseinrichtungen der Fürstenthümer oder ihre politische Lage, welche feierliche Verträge denselben verbürgt hätten, umzugestalten; er werde den Einwohnern weder neue Auflagen, noch neue Leistungen anderer Art auflegen; die Lieferungen für die Armee würden zur passenden Zeit bezahlt werden, nach einer im Einvernehmen mit der Regierung der Fürstenthümer im Voraus festgesetzte Taxe. Die Bevölkerung solle nach wie vor den bestehenden Gesetzen und öffentlichen Gewalten gehorchen.“

Bei Lesung dieser Proclamation mochten sich die mit Recht beklagenswerthen Einwohner der Fürstenthümer wohl fragen: Was ist mit der passenden Zeit hinsichtlich der Bezahlung gemeint? denn frühere bittere Erfahrungen in dieser Hinsicht mußten ihnen zur Lehre dienen, daß im russischen Kalender keine solche Zeit, weder schwarz noch roth gedruckt zu finden sei. Rußland zahlt nie, wo es nicht gezwungen wird und das Letztere ist bis jetzt noch nie der Fall gewesen. Was russisches Gouvernement kostet, hat Sachsen von 1813 bis 1814 erfahren.

Von Seiten der Westmächte erfolgte auf diese russische Circularnote natürlich eine Erwiederung, in der es klar dargethan wurde, daß von Seiten Frankreichs und Englands der Befehl zum Auslaufen der Flotten erst am 2.—4. Juni ertheilt worden sei, während die russische Circularnote vom 1. Juni bereits von der zu machenden Genugthuung, gegen die Pforte spreche. Uebrigens sei ein himmelweiter Unterschied zwischen der Stellung der Flotten in der Besikabai und der Besatzung der Fürstenthümer durch russische Truppen. Durch die Flotten-Stellung werde kein Vertrag verletzt, Niemand in seinem Rechte gekränkt, wohl aber mit der Besitzung der Fürstenthümer den Souveränetätsrechten der Pforte und den Bestimmungen des Vertrages von Balta Liman (vom Jahre 1849) offenbar zuwider gehandelt. Der Vertrag von Balta Liman gestattet nämlich erst dann eine Besatzung der Donaufürstenthümer durch russ. Truppen, wenn sie in Gemeinschaft der Pforte geschehen.

Frankreich antwortete noch obendrein, daß die Pforte sogar in ihrem Rechte sein würde, wenn sie die Handlungsweise Rußlands als einen Kriegsfall (casus belli) ansähe und in Folge dessen dem Vertrage von London (1841) gemäß, die Dardanellen den Kriegsschiffen der westlichen Mächte öffne.

Rußland hatte durchaus nicht Ursache mit den Zurechtweisungen, welche ihm von Frankreich und England bei Gelegenheit dieser Erwiederung gemacht wurden, zufrieden zu sein. England z. B. wahrte in sehr bestimmten Ausdrücken der Pforte das Recht, zu prüfen, ob die neuen Rechte, welche Rußland beanspruche, mit ihrer Souveränetät verträglich sein oder nicht und bestritt das Vorhandensein der von Rußland behaupteten Verletzungen des bestehenden Rechtszustandes der christlichen Bevölkerungen in der Türkei.

Der papierene Krieg hatte somit seinen Anfang genommen, die Diplomatie der Großmächte arbeitete auf eine Ausgleichung zwischen Rußland und der Pforte hin und es zeigte sich endlich, daß alle diese Bemühungen nichts anderes waren, als leeres Stroh gedroschen. Auch kein einziges Körlein fiel zu Gunsten der Versöhnung aus all dem diplomatischen Hinundher heraus. Unter der Zeit ließen sich die Russen vollkommen häuslich nieder, sie hatten das wohlthuende

Gefühl, auf fremde Kosten sich zu nähren, denn daß von der „passenden Zeit" zum Bezahlen sobald keine Rede sein werde, wußten die bedauernswerthen Einwohner der Fürstenthümer nur zu gut und es war gewiß eine sehr traurige Voraussicht für diese Beklagenswerthen, daß sie das Opfer der Ansprüche Sr. Majestät des Kaisers von Rußland werden mußten, ohne sich im Stande zu sehen, dieser fühlbaren Ehre sich entledigen zu können.

Ehe wir der Wiener Conferenz und ihrer Vermittelungsversuche, und der Kriegserklärung des Sultans an Rußland nebst den sogleich darauf erfolgenden Einlaufen der englischen und französischen Flotten in den Bosporus gedenken, wollen wir eine Schilderung der Fürstenthümer und des Oberbefehlshabers der russischen Armee, Fürst Gortschakoff, „hinsichtlich ihrer geographischen Lage und Zustände" als Ueberschau für den Leser hier einweben.

Unter der Bezeichnung „Donaufürstenthümer" versteht man die verschiedenen Provinzen, welche auf linkem Ufer der Donau gelegen und von derselben gleichsam eingegürtelt werden. Sie sind folgende, Bessarabien, Moldau und Walachei. Serbien kann deshalb nicht dazu gerechnet werden, weil es auf dem rechten Donauufer liegt. Unter den drei genannten Fürstenthümern hat Bessarabien vor der Hand weniger Interesse für uns, da es schon seit 1812, wo die Türken im Bukarester Frieden es an Rußland abtraten eine russische Provinz ist, die vom Dniestr, dem schwarzen Meere, der Donau und dem Pruthflusse begrenzt wird und auf 550 Quadrat-Meilen noch keine Million Einwohner zählt. Unter türkische Oberhoheit gehören nur die Moldau und die Walachei.

Die Moldau ist nördlich und westlich von Oestreich durch dessen Provinz Siebenbürgen, östlich von der russischen Provinz Bessarabien, von der sie durch den Pruth getrennt wird und südlich von der Walachei (an einer kleinen Strecke jedoch, wo die Donau die Grenze bildet, auch von der Dobrudscha begrenzt. Die Moldau umfaßt einen Flächenraum von 725 Quadrat-Meilen mit ¾ Millionen Einwohnern. Das Land ist zum Theil sehr fruchtbar, jedoch in Folge des harten Druckes und der früheren Kriege liegen sehr viele Strecken wüst, unangebaut. Die Viehzucht steht rücksichtlich der trefflichen Weiden auf einer sehr hohen Stufe und bildet einen bedeutenden Handelsartikel. Leider aber ist der Handel fast ausschließlich in den Händen der vielen Juden, Armenier, Griechen und Russen, die sich im Lande aufhalten.

Mit der Walachei hat die Moldau fast immer gleiches Schicksal gehabt. Von den Römern erobert, wurde das Land Dacia transalpina, d. h. das jenseit der Karpathen gelegene Dacien genannt. Im 11. und 12. Jahrhundert setzten sich hier die Kumanen fest und das Land wechselte den Namen und hieß nun Kumanien. Im Jahre 1239 siedelten sich die Kumanen nach Ungarn über und nun kamen die Wlaichen aus Thrazien, einem Landstrich oberhalb Macedoniens und nahmen es in Besitz. Jetzt erst kam die Namen Walachei und Moldau (von dem Flusse Moldowa) in Aufnahme. Gewiß ist es merkwürdig, daß obgleich die Moldauer und Walachen einerlei Ursprunges sind und ihre Sprachen bis auf einige kleine Abweichungen in der Aussprache einander gleich sind, zwischen Beiden doch eine starke Abneigung gegen einander herrscht.

Früher hatte die Moldau ihre eigenen Fürsten, die aber viel mit den öfterer in das Land einfallenden Türken zu kämpfen hatten, bis endlich ein moldauischer Regent, Boydan III., dem Sultan Soliman II. es zu Lehn übertrug und von nun an Tribut zahlte. Dies geschah im Jahre 1529. Die Türken trieben sehr schlechte Wirthschaft, setzten die moldauischen Fürsten nach Gefallen ein und ab und ertheilten die Fürstenwürde endlich einem Griechen. Ehe dies geschah, war der untere Theil der Moldau von den Türken den Moldauern entrissen worden und hieß nun Bessarabien. Im Jahre 1777 mußte die Pforte einen Theil der oberen Moldau an Oestreich abtreten, der von da an Bukowina genannt wurde. Im Frieden zu Buka-

rest 1812 erhielt Rußland nicht nur das türkische Bessarabien, sondern auch einen beträchtlichen Theil der Moldau, so daß nun der Pruth die Grenze Rußlands bildet. Als Griechenland gegen die Pforte sich erhob, wurden 1821 in der Moldau alle Griechen aller Aemter entsetzt und ein moldauischer Bojar (Edelmann), Johann Stourdza, zum Hospodar oder Fürsten von der türkischen Regierung eingesetzt. Im Friedensschlusse von Adrianopel, der 1834 den russisch-türkischen Krieg endigte, wurde festgestellt, daß die Moldau und die Walachei unter türkischer Oberhoheit verbleiben sollten, jedoch bekamen diese Länder eine größere Selbstständigkeit, sie hatten nur Tribut an die Pforte zu zahlen, die Türken mußten beide Fürstenthümer gänzlich verlassen, Rußlands Protectorat deckte von nun an die Moldauer und Walachen. Die Moldau hat 2 Millionen Piaster Tribut an die Pforte zu zahlen.

War das Türkenregiment für die Bewohner der Moldau ein sehr drückendes, so ist das **der Hospodaren und der Bojaren, des Adels nämlich, wahrlich kein geringeres Joch und der unaufhörliche Druck, welcher seit Jahrhunderten auf dem Volke der Moldau gelastet hat, grub seine Spuren in dessen Charakter ein. Es ist träge und faul. Das immerwährende Bewußtsein immer nur das Lastthier zu sein, auf welches alle Schicksalsschläge, die das Land im Laufe der Jahrhunderte betrafen, doppelt niederfielen, schweigend tragen und in dem Adel ihres eigenen Vaterlandes einen unablässigen Feind des Wohlstandes der untern Volksklassen sehen zu müssen, hat auf den Charakter derselben, den übelsten Einfluß gehabt, es hat ihn abgestumpft, die Despotie hat ihn erniedrigt zur Gleichgültigkeit gegen alles Bessere, gegen den Fortschritt. Und was kann trauriger sein, als solche Abspannung in dem Charakter eines Volkes?**

Die Haupt- und Residenzstadt des Landes ist Jassy, Hauptthandelsstadt Galacz. Die Einnahme beläuft sich auf 9,368,770, die Ausgabe auf 7,718,130 Piaster und so günstig es auch für ein Land sein mag, mehr einzunehmen als auszugeben, so fällt hier das Mehr doch nur in den Seckel der Bojaren, Juden u. s. w., dem Volke selbst kommt wenig davon zu Gute. Die gesammte Militairmacht nebst Einschluß der 12,730 Mann starken Bürger- und Grenzgarde beträgt ohngefähr 15,904 Mann.

Am 4. Juni 1853 besetzten die Russen die Moldau und nahmen bald darauf die Verwaltung in ihre Hände. Der Hospodar der Moldau, Gregor Ghika, Sprößling eines aus Albanien stammenden Fürstengeschlechtes, seit 1849 auf seinem hohen Posten, und allgemein als ein wohlwollender und tüchtiger Regent bekannt, übertrug, da es ihm nicht möglich war unter der russischen Regierung in seiner Stellung zu bleiben, am 18. October dem außerordentlichen Verwaltungsrathe die Regierung des Landes und begab sich nach Wien, der Kaiser von Rußland bestimmte zuerst den Fürsten Urusoff, dann den Grafen von Osten-Sacken unter dem General-Gouverneur Freiherrn von Budberg als Gouverneure.

Wenden wir uns jetzt der Walachei zu.

Sie ist ein Fürstenthum, das im Norden von Siebenbürgen und der Moldau, im Osten von der Dobrudscha, im Süden von Bulgarien und im Westen von Serbien begrenzt wird, 1300 Quadrat-Meilen umfaßt, auf welchen gegen $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner leben. Das Land gehört zum größten Theile der Tiefebene der untern Donau an, und wird im Norden und Nordwesten von der südlichsten Kette der siebenbürgischen Karpathen eingeschlossen. Diese Ebene, die den größten Theil des Landes ausmacht ist wagrecht und bildet längs der Donau hin eine ununterbrochene, meilenbreite Reihe von Sümpfen und Morästen. Die vorzüglichsten Flüsse des Landes sind: der Schyl, die Aluta, der Argis, die Jalonnitza und der Sereth.

Mit Ausnahme der Hochgebirgsstrecken gehört die Walachei zu den fruchtbarsten Gegenden Europas. Nach den Bestimmungen des Friedens von Adrianopel darf die hohe Pforte

keinen befestigten Punkt auf dem linken Donauufer haben und kein Türke mehr im Lande wohnen. Die Walachei ward frei von allen Lieferungen an die Pforte, die nur einen Tribut von 2 Millionen Piaster erhielt und sich jedes Rechtes einer Einmischung in die innern Angelegenheiten des Landes entsagte. Für diese 2 Millionen Piaster Tribut haben die Walachen das Recht, im ganzen türkischen Reiche ohne Beschränkung Handel zu treiben. Der Werth der Einfuhr in die Walachei beträgt (im Durchschnitt gerechnet) 666,000 Dukaten, die Ausfuhr übersteigt diese Summe jedoch um das Doppelte. Die Einkünfte des Landes belaufen sich auf 16 Millionen 544,755 Piaster, die Ausgaben betragen jedoch nur 14 Millionen 493,158 Piaster.

Die Militairmacht bestand im Jahre 1850 nach der neuen Militairorganisation aus 18,208 Mann, nämlich 4678 Dorobanzen (Grenzsoldaten), 7292 Grenzer, und 6236 reguläre Truppen. Die Walachei zerfällt hinsichtlich ihrer geographischen Lage in die große und kleine Walachei. Die große Walachei begreift das Land östlich von der Aluta und zerfällt in das Unter- und Oberland, von denen jedes in 6 Bezirke abgetheilt ist; die kleine Walachei, westlich von der Aluta, zerfällt in 5 Bezirke.

Bukarest, die Hauptstadt der Walachei, auch Bakareschi geschrieben, heißt auf deutsch Freudenstadt und liegt am Abhange der südlichen Ebene, welche von hier bis zur Donau weder Baum noch Stein erhält, also eine ungeheure kahle Fläche ist. Nach dem letzten großen Brande, der obgleich er für viele Millionen Schaden angerichtet hatte, doch eine große Wohlthat für die Stadt selbst wurde, indem man die meist mit Schindeln gedeckten alten niedergebrannten Häuser — die Stadt zählte damals 10,000 Gebäude — durch neue meist prächtige Bauten ersetzte. Jetzt trägt Bukarest allerdings das Ansehen einer Freudenstadt, denn es ist fast durchgängig neu, das ehemalige Straßengewinkle ist breiten schönen Straßen gewichen, die Häuser, wenigstens die der Reichen stehen in schönen umfangreichen parkähnlichen Gärten, wodurch natürlich die Stadt ungeheuer ausgedehnt worden ist. Ein Anhauch orientalischen Geschmacks hat sich über diese große und reiche Handelsstadt, die die Residenz des Hospodars und eines griechischen Erzbischofs ist und an 100,000 Einwohner zählt, verbreitet. Sie entbehrt jedoch wegen ihrer örtlichen Lage den Vorzug einer befestigten Stadt.

Sowohl die Moldau als die Walachei haben hinsichtlich ihrer Hauptstädte den eigenthümlichen Nachtheil, daß diese im Lande und nicht an dem Hauptflusse, an der Donau, liegen und es ist nichts mehr wahrscheinlicher, als daß diese beiden Hauptstädte, Jassy und Bukarest dereinst, vielleicht in nicht gar zu langer Zeit, den beiden so wichtigen an der Donau gelegenen Handelsstädten Gallacz und Giurgewo weichen müssen, daß diese zu den Hauptstädten beider Fürstenthümer erklärt werden. Gallacz in der Moldau ist einer der wichtigsten Donauhäfen, eben so wie das nur 4 Stunden davon entfernte und durch den großen Serethfluß, welcher die ganze Moldau durchströmt, geschiedene Braila den Vorzug bedeutender Schifffahrt besitzt.

Bisher waren die Moldau und die Walachei so zu sagen, die Ammen Konstantinopels hinsichtlich ihres Getreide- und Holzreichthums. Die gewaltigen Tannen- und Eichenwälder der Moldau lieferten mittelst des Serethflusses und der Donau dem großen Konstantinopel das nöthige Bau- und Schiffsholz und waren für die türkische Hauptstadt zugleich unerschöpfliche Kornkammern. Indeß seit mehreren Decenien (Jahrzehnten) ist der Getreidehandel beider Fürstenthümer auch nach außen hin zu einem außerordentlichen Aufschwung gekommen, indem auch andere Länder den Weg dahin gefunden haben. Wenn die Nachfrage aus Algier, London, Irland und Marseille nach dem ausgezeichnet schönen Weizen der Moldau und Walachei zunimmt, gleichen Gallacz und Braila ungeheuren Magazinen, die Einwohner räumen sogar ihre Wohnhäuser zur Ausschüttung der aus dem Inneren beider Länder in Massen kommenden

Fruchtladungen ein. Der unerschöpfliche Reichthum der Moldau und Walachei an Weizen geht auf der Donau entlang über das schwarze Meer und durch die Dardanellenstraße auf die Märkte Frankreichs, Englands, Afrikas u. s. w.

Ehemals verstand man es übrigens besser als in der Folge von dem Reichthum der Donaufürstenthümer Vortheil zu ziehen. Die Stadt Giurgewo, welcher dereinst die glänzende Aussicht, Hauptstadt der Walachei zu werden, bevorsteht, dankt ihre Entstehung dem Unternehmungsgeiste genuesischer Handelsherren, die eben so wohl Kaufleute als Krieger waren. Sie erkannten die Wichtigkeit des Donauhandels, legten im 13. Jahrhundert Factoreien auf demselben Platze an, wo jetzt Giurgewo steht, und errichteten zum Schutze dieser bald zur größten Blüthe sich emporringenden Factoreien ein Fort an, das sie nach der darin von ihnen dem heiligen Georg zu Ehren erbauten Kirche, Sanct Giorgeo nannten. Wenn man bedenkt, daß diese genuesischen und venetianischen Seefahrer nur schwache Schiffe besaßen, den Compaß gar nicht kannten und sich doch hierher zwischen die rohen Völker wagten, die damals hier an der Donau hausten, so gedenkt man dieser Handel treibenden Helden mit Ehrfurcht. Nachdem die Türken das Fort St. Giorgeo überwältigt hatten, wandelten sie dasselbe zu einer starken Festung um, die von da an den Namen Giurgewo führte.

Erst seit 15 Jahre, wo die Donau-Dampfschifffahrt die Küsten des Stromes völlig umgewandelt hat, empfindet Bukarest, was es heißt, eine Hauptstadt ohne einen großen Fluß sein. Es sieht mit Neid auf das neu emporblühende Giurgewo, das für alle Reisende nach der Walachei einer der wichtigsten Landungspunkte geworden ist, denn sie lassen Bukarest, die Hauptstadt des Landes nun links liegen.

Ganz derselbe Fall wie zwischen Gallacz und der moldauischen Hauptstadt Jassy, welche 2 Stunden entfernt von dem in die Donau fallenden Pruthflusse liegt.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Volke der Walachen und Moldauer zu, so finden wir in demselben einen schönen Menschenschlag, dessen Nationaltracht außerordentlich angenehm ins Auge fällt, um so mehr als das Volk selbst sehr reinlich ist und selbst der ärmste Bauer auf reine Wäsche hält. Wenn in Bezug auf Kleidung vom Volk im Allgemein gesprochen wird, ist es fast selbstverständlich, daß die Vornehmen natürlich nicht mit gemeint sind; in unsrer Zeit, wo die Moden von Paris, London und Wien so ein gewaltiges Scepter führen, können sich die höheren Stände der verschiedenen europäischen Völker unmöglich deren Einflusse entziehen. Dies ist in der Moldau und Walachei auch der Fall.

Die Bojaren sind ganz nach der französischen Mode gekleidet, desgleichen die Stadtbewohner, die meist aus einem Gemisch von allerlei Volk Griechen Armenier, Deutsche und Juden bestehen, außer den Armeniern sind alle europäisch. Nur auf dem Lande hat sich in beiden Fürstenthümern die alte schöne Nationaltracht unverändert erhalten.

Die gewöhnliche Kleidung des Bauern ist ein weißes Hemd über den weißen langen weiten Beinkleidern, mit einem Gürtel um den Leib, so daß das Hemd einer römischen Tunika ähnlich ist. Dazu trägt er in der Regel eine spitze Mütze, Sandalen mit Riemen um die Füße. Dies einfache Costüm macht sich ungemein malerisch, besonders da die Träger desselben fast durchgängig schön gebaut von Körper sind. Der wohlhabende Bauer geht eben so, nur daß seine Kleider von weißem Tuche mit buntfarbigen Streifen besetzt sind, dazu trägt er Stiefel und einen schwarzen oder weißen gleichfalls mit bunten Streifen besetzten Mantel. Im Winter zieht der Aermere eine Weste ohne Aermel von Schaffell, das rauhe auswärts, über sein Hemde; ist es sehr kalt, einen Schafpelz. Vorzüglich schön nehmen sich die Bäuerinnen aus. Das weiße lange oft sehr feine Hemde ist der Hauptbestandtheil ihrer Kleidung, es hat lange Aermel und Manschetten, diese und der obere Theil, sowie der un-

tere Rand dieses Kleidungsstückes ist entweder mit rother oder bunter Wolle, ja öfters auch mit buntem Glasschmelz gestickt. Ueber dies lange Hemd tragen sie von vorn und von hinten eine Schürze von brauner Wolle und hellen buntfarbigen Streifen. Zuweilen sind diese beiden Schürzen nur sehr kurz, ein paar Spannen lang und haben am untern Saume lange bunte Fransen, die bis an den buntgestickten Saum des sehr langen Hemdes reichen. Zu diesem schönen Costüm gehören rothe Stiefelchen. Der Kopfputz besteht meist in langen über den Rücken hängenden sehr kunstvoll geflochtenen Zöpfen oder diese sind um den Kopf gewunden und in ein buntseidenes Tuch gehüllt. Je nach dem Wohlstande der Familie tragen Frauen und Mädchen ganze Reihen von Gold und Silbermünzen oder Perlschnüre um den Hals, im Sommer und bei feierlichen Anlässen schmücken sie sich die Haare mit Blumen. Der Winter verändert diese Tracht bei den Frauen und Mädchen nur dahin, daß sie eine Schaffellweste, jedoch die Wolle einwärts und der Ueberzug höchst geschmackvoll mit grüner Seide gestickt, tragen. Bei der körperlichen Schönheit des Volkes überhaupt und der Frauen insbesondere ist dies Nationalcostüm nur ein sehr vortheilhaftes, es sieht reich aus und giebt Jedem die Freiheit, es durch Geschmack besonders in die Augen zu heben. Vor Allen aber sind die Zigeunerinnen Meister der Kunst sich zu schmücken, besonders da man unter ihnen die schönsten Frauen findet.

An Zigeunern fehlt es in der Moldau und Walachei, wie überhaupt im östlichen Europa ganz und gar nicht. Dies Volk aus seiner einstigen Heimath, wahrscheinlich in der Nähe Chinas, durch die Tartaren vertrieben, ergoß sich über die Ostländer Europas nach dem Westen dieses Welttheils und hat sich seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. in immerwährendem Zuzuge erhalten. Es zeichnet sich merkwürdiger Weise durch Körperschönheit, besondere Geistesgaben und vor allem durch einen nicht zu unterdrückenden Hang zur Ungebundenheit aus. Den ersteren schönen Eigenschaften verbindet sich jedoch eine der ekelhaftesten, sie sind über allen Begriff schmutzig und um so mehr muß dies Wunder nehmen, da sie wie z. B. als Soldaten im östreichischen als die propesten Leute bekannt sind. Kaum aber sind sie frei, so verfallen sie in das alte Stadium des Schmutzes, sie ziehen das Leben in Elend mit ihrer Horde Allen vor, wenn sie nur ungebunden dabei sein können. In Jassy und Bukarest sieht man sie als äußerst elegant gekleidete Kammerdiener und Lakaien in den vornehmsten Häusern. Religion haben sie keine, nehmen aber stets die ihrer Herren oder des Landes an, wo sie leben. Bis zum 15. Jahre gehen sie meist nackend. Wie schon erwähnt, machen die schönen Zigeunerinnen durch ihre geschmackvolle Kleidung Aufsehen und mancher reiche Bojare sucht sich unter diesen Schönheiten eine Geliebte aus. Vorzüglich empfehlen sie sich durch die Tanz- und Musikkunst.

Im Laufe der Schilderungen des russisch-türkischen Krieges werden wir öftere der Doronbanzen, eines bewaffneten Corps, gleich einer Landmiliz, erwähnen, weswegen wir hier in Kürze nur bemerken wollen, daß diese Doronbanzen, welche zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung ohngefähr das sind, was bei uns die Gensdarmerie. Dies Corps stammt von den Schaaren bewaffneter Bauern ab, die voll Freiheitsluft sich vom 13. bis zum 17. Jahrhundert der Macht der überhandnehmenden Osmannen stets entgegensetzten. Zuweilen verbanden sie sich mit den Polen und Ungarn, erfuhren aber manchen Verrath von diesen. Endlich gelang es der türkischen Uebermacht nach langen Kämpfen auch die so tapferen Freiheitsliebenden Bauernschaaren zu unterwerfen; diese Unterwerfung war aber auch darnach, sie benützten jede Gelegenheit gegen die Türken feindlich aufzutreten. Obgleich es immer noch bewaffnete Bauern, vorzüglich in den Gebirgen, giebt, so führen diese doch jetzt den Namen Panduren, wenn sie zum Kriege gebraucht werden. Das Doronbänzen-Corps soll seinen Namen von dem

deutschen Namen „Trabanten" bekommen haben, welches von dem Worte „traben" herstammt.

Als einer besonderen Eigenthümlichkeit der moldau-walachischen Fürstenthümer muß deren vortreffliches Postwesen bezeichnet werden. Man reist daselbst mit einer Schnelligkeit, die fast die Eisenbahnen ersetzt. Glaube man nicht etwa, daß die Ausrüstung der Postillone und der Pferde so vortrefflich sei, das wäre ein großer Irrthum, im Gegentheil kann man nichts Elenderes sehen. Von Riemwerk ist wenig Spur vorhanden, Stricke sind an dessen Stelle vorhanden, jedes Pferd geht in zwei derselben, die an den Wagen gebunden sind, in 2 oder 3 Minuten werden, wenn es nöthig ist, an 32 Pferde vorgelegt und diese Gespanne brausen dann wie der Sturmwind über die Ebenen hin. Unter 4 Pferden wird auch der allerleichteste Postkarren nicht bespannt, ein sehr leichter Wagen hat in der Regel 8 Pferde, man kann sich also denken, daß man mit ungeheurer Schnelligkeit befördert wird, trotzdem die Straßen jämmerlich sind. Woher kommt das?

Die der hohen Pforte unterworfenen Hospodaren der Moldau und Walachei hatten die Aufgabe, Alles, was in den angrenzenden christlichen Ländern sich ereignete, sofort eiligst nach Konstantinopel zu berichten. Unterlassung oder Nachlässigkeit in der Eile dieser Sendungen brachten den Hospodaren nicht selten den Tod, wenigstens Absetzung, darum also wurde Alles aufgeboten, um gleichsam auf Sturmesflügeln nach Konstantinopel Nachricht zu senden. Obwohl die Alles ausgleichende und regelnde Zeit hinsichtlich der Abhängigkeit der Hospodaren von der Pforte große Veränderung herbeigeführt hat, so ist doch die schnelle Postbeförderung in der Moldau wie in der Walachei als eine Einrichtung übrig geblieben, an der glücklicherweise nichts verändert wurde. Wahrlich, die Zeit liefert die merkwürdigsten Veränderungen, welche kaum oft von den Zeitgenossen, das heißt von denen, die sie erleben, bemerkt und in ihrem ganzen Umfange gewürdigt werden. Gewöhnlich ist es erst der Nachwelt vorbehalten, die geschehenen Ereignisse in ihrem Zusammenhange wie ein entrolltes Bild anzustaunen.

Als sich nach Jahrhunderte langer vergeblicher Kämpfe die Romainen (Moldauer und Walachen) von ihren christlichen Nachbarn verlassen sahen, auf deren Hilfe nicht rechnen konnten, mußten sie sich der Pforte unterwerfen und so kam es, daß Sherban Kantakuzeno einen bedeutenden Heerhaufen Reiterei von Moldau-Walachen zur Unterstützung des türkischen Heeres 1683 mit unter die Mauern von Wien führte. Wie? wird man fragen — wie konnten Christen gegen Christen und zwar als Verbündete der Türken kämpfen? Die Antwort lautet: Weil diese Christen (die katholischen Oestreicher nämlich) die griechischen Christen für verdammte, wenn auch nicht ganz so arge Ketzer wie die Protestanten ansahen und ihnen früher gegen die Türken nicht geholfen hatten. Die griechischen Christen der Moldau und Walachei waren von der Christenheit ohne alle Hilfe gelassen worden.

Erst in Mitte des 17. Jahrhunderts wirkte der russische Patriarch von Kiew dahin, daß die Moldau-Walachen in engere Verbindung mit ihren russischen Glaubensgenossen traten. Peter der Große erschien mit einem Heere am Pruth und die Hospodare der Moldau und Walachei schlossen sich ihm an. Indeß noch war es noch nicht so hoch an der Zeituhr, um die Fürstenthümer unter russischen Zepter zu bringen. Als die Russen wieder abzogen, büßten die Hospodaren ihre Untreue gegen die Pforte mit dem Tode und der Druck der türkischen Oberherrschaft machte sich nun bedeutend in beiden Fürstenthümern fühlbar. Darum freute man sich auch nicht wenig in der Moldau und Walachei, daß durch den Frieden von Kainardji 1774 zum erstenmal von dem russischen Protektorate die Rede war. In Deutschland nahm man gar keine Notiz davon, den deutschen Diplomaten damaliger Zeit schien Alles, was jenseits der deutschen Grenzen lag, eine fremde Welt zu sein, die ihnen nichts anging. Oestreich begnügte sich gutmüthiger Weise mit einem hüb-

schen Fetzen von der Moldau, den es von nun an Bukowina nannte.

Viel deutlicher jedoch wurde den Moldau-Walachen die Bedeutung des Ausdruckes „russisches Protektorat“ klar, man erkannte, daß es nichts anderes heiße, als: ein guter Mantel, unter dessen Verhüllung es den Russen jederzeit freistehe, die Karten so zu mischen, daß sie Ursache haben über den Pruth in das moldau-walachische Gebiet einzurücken. Welche Aussichten stehen einem nach Eroberung lüsternen Kaiser der Russen durch dies Protektorat zu Gebote! Wahrlich die beiden Fürstenthümer sind ein köstlicher Bissen, denn sie übertreffen Baiern und Würtemberg zusammengenommen an Größe. Auch das Vorspiel, welches Rußland zu seinen Plänen gab, indem es einen Theil der Moldau an sich brachte (das jetzige Bessarabien), ließen die europäischen Diplomaten unberücksichtigt vorübergehen, bis endlich jetzt ihnen die Augen über die Bestrebungen Rußlands aufgingen und der verwickelte Knoten nicht anders mehr als durch Schwerdt und Kanonen zu lösen war.

Wenden wir uns nun zu den Ereignissen zurück, die unmittelbar dem Einrücken der Russen in die Walachei im Jahre 1853 folgten. Der Hospodar Stirbey legte seine Regierung nieder und begab sich nach Wien. Fürst Gortschakoff ergriff die Zügel der Verwaltung, bis am 27. November desselben Jahres auf Befehl des Kaisers von Rußland General-Lieutenant von Budberg als außerordentlicher Comissair und Bevollmächtigter die Regierung beider Fürstenthümer übernahm. Die erste Maßregel war die walachische Miliz in die russische Armee einzureihen, indeß eine große Anzahl von Offiziere waren keineswegs gesonnen, sich wie Puppen nach Belieben gebrauchen zu lassen, nahmen den Abschied, und einige derselben gelangten in das türkische Hauptquartier, der Sultan war ihr rechtmäßiger Kriegsherr. Bei diesen Vorgängen in den Fürstenthümern zeigten sich die Parteiungen in ihrer vollen Gestaltung, theils für, theils gegen Rußland. Gold beschwichtigte manches Gemüth, welches Rußlands Bestrebungen nicht ganz günstig gestimmt war.

Während sich die Russen in den Fürstenthümern ausbreiteten, um „ein Pfand zur Wahrung ihrer gerechten Ansprüche“ in der Hand zu haben, trat in Wien eine Conferenz der Gesandten der vier Mächte zusammen, den bösen Handel wo möglich zu schlichten und Vorschläge zur gütlichen Einigung zwischen Rußland und der hohen Pforte aufzufinden. Natürlich mußten die zwischen beiden streitenden Mächten früher stipulirten Verträge diesen Vermittelungsvorschlägen zu Grunde gelegt werden und da war vorzüglich der Vertrag von Kainardsi vom Jahre 1774, bestätigt durch den im Jahre 1829 zu Adrianopel abgeschlossenen, die Religionsverhältnisse der Christen in der Türkei betreffend, von Entscheidung. In Bezugnahme auf diesen so wichtigen Gegenstand enthält der genannte Vertrag blos die drei folgenden Artikel.

Artikel VII. „Die Pforte verspricht, fortwährend die christliche Religion in allen ihren Kirchen zu schützen, und genehmigt, daß die Gesandten des russischen Hofes, sich bei ihr verwenden, zu Gunsten der Kirche, welche in Konstantinopel gebaut werden soll, und ihrer Diener, und verspricht diese Vorstellungen aufzunehmen als solche, welche von einer befreundeten Macht kommen“,

Artikel VIII. „Es steht frei, und ist gestattet den Unterthanen des russischen Reiches, sowohl Weltlichen als Geistlichen, die heilige Stadt Jerusalem, und andere der Aufmerksamkeit würdige Oerter zu besuchen, und soll von diesen Wallfahrern Niemand, weder zu Jerusalem noch anderswo noch unterwegs eine Kopfsteuer, Abgabe, Recht oder Steuer erheben, sondern sie sollen Päße führen, wie man sie den Unterthanen anderer befreundeter Mächte ertheilt, sie sollen unter dem strengsten Schutze der Gesetze stehen.“

Artikel XIV. „Der russische Hof soll berechtigt sein, außer der Hauskapelle noch eine Kirche im Quartier Galata (Vorstadt von Konstantinopel) zu erbauen, und diese Kirche soll

stets unter dem Schutze des russischen Gesandten stehen, von allen Steuern frei und gegen alle Angriffe gesichert sein".

Der durch den Adrianopoler Vertrag neu bestätigte von Kainardji enthält außer diesen genannten drei Artikeln auch keine Sylbe, die auf bestimmte Privilegien aller griechischen Christen in der Türkei, oder einem Schutzrechte Rußlands über die griechisch-christlichen Unterthanen der Pforte. Dies war von den in Wien zur Conferenz zusammen getretenen Gesandten besonders ins Auge zu fassen und sie faßten daher eine Note ab, welcher der Kaiser von Rußland seine Zustimmung gab und die am 10. August in Konstantinopel anlangte, damit der Sultan sie unterzeichne. Sie enthielt in drei Hauptpunkten folgendes:

„Der Sultan möge anerkennen, daß die Kaiser von Rußland sich stets einer thätigen Sorgfalt für die Aufrechthaltung der Freiheiten und Privilegien der griechischen Kirche in der Türkei befleißigt hätten, so wie es gleichfalls von Rußland anzuerkennen sei, daß die Sultane sich niemals geweigert hätten, von Neuem durch feierliche Akte diese Freiheiten und Privilegien zu bestätigen.

2) Der Sultan möge die Zusage leisten treu zu bleiben dem Vertrage von Kainardji und Adrianopol hinsichtlich des Schutzes des Christenthums in seinem Reiche. Es sei für ihn Ehrensache, die Privilegien, die seine Vorfahren der orthodoxen Kirche im Orient bewilligt hätten, aufrecht zu erhalten.

3) Er möge die Zusage leisten, das die griechische Kirche an allen den Vortheilen Theil nehmen solle, welche sie den andern christlichen Kirchen durch Verträge, Uebereinkünfte oder sonstige Bestimmungen ertheilen werde.

Vorauszusehen war, daß der Inhalt dieser Note von dem Sultan nicht unterzeichnet werden konnte, da sie theils große Unrichtigkeiten, theils auch Forderung einer Zusage enthielt, welche kein Regent (ausgenommen einer, der durch vieles Kriegsunglück all seiner Macht beraubt ist und dem gar keine andere Wahl bleibt, sich zu retten, als solche Forderung zu unterzeichnen) mit seiner und seines Landes Ehre verträglich finden kann. Der Sultan machte folgende Ausstellungen an den erwähnten Punkten.

Punkt 1) sei geschichtlich unrichtig und er könne sich nicht entschließen, die bestehenden Freiheiten der Christen in seinem Reiche als einen Ausfluß der Einwirkungen Rußischer Kaiser zu betrachten. Dies sei zu bedenklich für die Pforte, indem Rußland dadurch leicht einen Grund zu beliebigen Einmischungen finden könnte. Punkt 2) finde seine Wiederlegung in dem Vertrag von Kainardji, der durchaus nichts enthalte, als das Versprechen der Pforte: „die christliche Kirche schützen zu wollen". Von Feststellung bestimmter Privilegien der griechischen Kirche sei in dem Vertrage nicht die Rede und er, der Sultan, könne sich nicht bequemen, dergleichen als eine vertragsmäßige Pflicht zu erachten, was doch nur auf seiner freien Entschließung beruhe. Punkt 3) könne er nicht annehmen, da ihm durch denselben der freie Wille, andern christlichen Kirchen durch Uebereinkunft Rechte zu gewähren, gebunden würde. Wenn, setzte der Sultan hinzu, der Inhalt der Note geändert werde, wolle er sie unterzeichnen und unter der Bedingung, das vorher die Fürstenthümer von den Russen geräumt würden, einen außerordentlichen Gesandten nach Petersburg schicken. Uebrigens erwarte die Pforte sichere Bürgschaft von den Großmächten, daß solche Angriffe Rußlands nicht wiederkehrten.

Dies war nur ein ganz vernünftiger Wunsch und der Inhalt der Antwort des Sultans auch vernünftig. Nichtsdestoweniger erstaunten die Conferenz-Mitglieder, daß die Pforte sich weigere die Note in dieser Fassung anzunehmen. Sie ahnten gar nicht, daß sie ganz im russischen Sinne Forderungen an den Sultan gestellt und daß man in Konstantinopel fein genug war, zwischen den Zeilen zu lesen und alles Das herauszufinden, was darauf hinauslief, dem russischen Kaiser durch Zugeständniß des Inhalts besagter Note das vollkommenste Recht der Ein-

mischung zu wahren. Man schickte die türkische Antwort nach Petersburg und in der Rückäußerung des russischen Staatskanzlers, des Grafen von Nesselrode, mittelst einer Note vom 8. September an den russischen Gesandten in Wien, fand man erst die wahre Absicht Rußlands heraus.

Diese Absicht aber war, die 10 — 12 Millionen als Unterthanen in der Türkei lebenden griechischen Christen sollten in eine Ausnahmestellung unter russischen Schutz versetzt werden, wie die kleinen Gemeinschaften anderer christlicher Confessionen unter auswärtigem Schutze, z. B. die Katholiken unter Frankreich, standen. Auf den ersten Blick scheint diese Forderung ganz und gar nicht anmaßend zu sein — warum sollten die griechischen Christen nicht eben so wie die Lateiner, die Armenier, Kopten u. s. w. unter dem besondern Schutze des russischen Kaisers, ihres Glaubensgenossen, stehen? man übersehe jedoch nicht, daß fast die Hälfte der Bevölkerung der Türkei griechische Christen sind, die anderen christlichen Gemeinschaften höchstens einige Hunderttausende im ganzen türkischen Reiche betragen. Einer kleinen Zahl kann man eher Bewilligungen machen, weil sie trotzdem immer machtlos bleibt; aber 10 — 12 Millionen Einwohner eines Landes unter den Schutz einer andern Macht stellen, als die der eigenen Landesregierung, ist ein Anspruch, der von keinem Fürsten der Erde je erfüllt werden kann. Was würde z. B. das katholische Oestreich sagen, wenn Preußen sich den Schutz der Protestanten in östreichischen Staaten anmaßen wollte? ein Krieg wäre die unvermeidliche Folge davon.

Das russische Ministerium antwortete nach Wien zurück, die Note sei ein Ultimatum gewesen; dem Sultan zu gestatten, Abänderungsvorschläge zu machen, sei nicht ziemlich und die vier Mächte hätten nun die Pflicht, die Pforte zur Annahme dieses Ultimatums zu zwingen. Nur dann, wenn ein türkischer Gesandter dem Kaiser von Rußland die Annahme der unveränderten Wiener Note bringe, werde der Befehl zur Räumung der Fürstenthümer von russischen Truppen ertheilt werden. Als diese russische Antwort am 21. September nach Konstantinopel gelangte, versuchten die Gesandten Oestreichs, Frankreichs und Preußen, noch einmal die Pforte zu versöhnlicher Entschließung zu stimmen, nur der englische Gesandte blieb diesen Zusprechungen fern, er hatte den wahren Kern der russischen Forderung erkannt und enthielt sich daher jeder Theilnahme, das türkische Ministerium zu irgend einer Entscheidung zu bestimmen.

Auf Berufung des Sultans versammelte sich am 26. September der große Rath sämmtlicher geistlicher und weltlicher Würdenträger des Reichs und das Resultat fiel, wie zu erwarten gewesen, dahin aus, daß man auf Rußlands Forderungen nicht eingehen könne und überhaupt, wenn Rußland der Aufforderung, die Fürstenthümer zu räumen nicht nachkäme, der Krieg zu erklären sei.

Während dies in Konstantinopel vorging, hatte der Kaiser von Rußland am 25. Septbr. eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oestreich zu Olmütz und am 2. October zu Warschau, und stattete am 8. October dem Könige von Preußen zu Potsdam einen Besuch ab. Dieser Besprechungen zu Folge rieth Oestreich in einer Note vom 20. October der Pforte abermals die Annahme der russischen Forderungen oder was gleich war, der bereits verworfenen Wiener Note an. Natürlich lehnte der Sultan dies Ansinnen ab. Die Lage der Dinge hatte sich gänzlich nach der russischen Antwort verändert. Frankreich und England hatten aus derselben die wahren Absichten Rußlands erkannt und erklärten durch ihre Gesandten einstimmig, der Pforte zur Annahme der neuen Wiener Note nicht mehr rathen zu können. Zum Schlusse dieses Kapitels wollen wir der Feierlichkeiten bei den Zusammenkünften der beiden Kaiser und des Königs von Preußen gedenken.

Das Rendezvous zu Ollmütz ward durch die großen combinirten Manövers eines Armeecorps von 40,000 Mann, welches daselbst ein

umfangreiches Lager aufgeschlagen, verherrlicht. Für den östreichischen Kaiser und sein Gefolge hatte man auf der Anhöhe gegen Wistrowna zu ein prächtiges kleines Lager von 12 Zelten aufgeschlagen. Das vorderste gegen das Gesammtlager gewendet, war das für den Kaiser bestimmte — ein Geschenk der Königin von England. Es bestand aus einem großen Mittelraum und zwei kleinen Zeltabtheilungen miteinander durch gedeckte kurze Gänge verbunden. Rückwärts von diesem schönen Zelte befand sich ein anderes ähnliches, gleichfalls ein Geschenk der Königin von England für den Erzherzog Wilhelm. Rechts davon stand das Zelt des k. k. Generaladjutanten Graf Grünne. Merkwürdiger Weise war dies dasselbe Prachtzelt, das der fliehende türkische Großvezier, Kara Mustapha, bei der Belagerung von Wien zurückließ. Das Innere dieses geschichtlich merkwürdigen Zeltes ist mit einem aus rother Seide gewobenen mit Gold und Silber reich durchwirkten Stoffe ausgeschlagen. Daneben stand das große Zelt für die k. k. Centralkanzlei und links vom Zelte des Kaisers erhob sich ein chinesischer Thurm mit roth und weißem Stoffe überzogen, zu welchem eine Wendeltreppe führte. Mittels eines auf der Thurmhöhe angeschraubten Fernrohres ließ sich das ganze Lager in seiner enormen Ausdehnung übersehen. Zu beiden Seiten reihten sich noch einige Zelte für die vornehmsten Befehlshaber an, auf Allen flatterten die schwarzgelben Fahnen und die Spitzen der Zelte waren mit dem kaiserl. Doppeladler verziert.

Der Prinz von Preußen traf in seiner Eigenschaft als Inspecteur der drei Armeecorps, welche Oestreich zum deutschen Bundesheere zu stellen hat, am 21. September in Ollmütz ein und ward vom Kaiser am Bahnhof empfangen. Ollmütz wimmelte von fürstlichen Häuptern und militairischen Notabilitäten, welche Alle zu Ehren des erwarteten russischen Kaisers hierher gekommen waren. Der Einzug, der dem Czaar in Ollmütz bereitet war, schien allerdings ganz geeignet, ihn in der Meinung zu befestigen, daß nur er allein über die Geschicke der europäischen Staaten zu bestimmen habe. Glänzende Illumination feierte seine Ankunft und überall herrschte Jubel. Am 25. September ward früh 10 Uhr auf der Ebene vor Ollmütz eine große Kirchenparade und Feldmesse abgehalten. Welch militairischer Prunk! wohin das Auge sah, überall flimmerten Orden und volle Epauletten. Außerhalb des Cavallerielagers, auf dem Platze, auf dem sonst Manövers abgehalten werden, waren zwei Zelte errichtet; in dem einen, dessen Rückwand der Stadt zugekehrt war, las der Erzbischof die Messe, in dem andern gegenüber traten die beiden Kaiser, der Kronprinz von Preußen, der Erzherzog Wilhelm, die anwesenden fremden Prinzen, die militairischen und diplomatischen Großwürdenträger, nachdem die Revue über die Truppen vorüber war, ein. Nach der Messe, die eine halbe Stunde, von 12 bis halb 1 Uhr gedauert hatte, sprengte der prachtvolle Zug dem kaiserlichen Zelte zu, wo die Truppen in großer Parade vorüberdefilirten und als auch dies beendigt war, begab man sich in den erzbischöfflichen Palast zur Tafel.

Hätte nicht Jeder darauf schwören müssen, das sei eine Freundschaft für die Ewigkeit? doch wer in der Geschichte der vergangenen Tage liest, weiß, daß die seltsamsten unvorhergesehensten Ereignisse oft wie Diebe in der Nacht hereinbrachen und im Laufe eines Jahres sich gar Vieles in der Physiognomie der Zeit verändern kann. Die Zeitungsschreiber berichteten ein Langes und Breites über das große Concert von 33 Regimentsmusiken, von dem brillanten Feuerwerk und den glänzenden Theatervorstellungen; aber was in den Conferenzen beschlossen worden, darüber mußten sie natürlich schweigen, weil nichts davon verlautete. Am 28. September Abends verließ der Czaar mit seinem Sohne, dem Großfürsten, dem Fürst Statthalter Paskiewitsch, und dem Grafen Nesselrode die Stadt Olmütz; der Kaiser von Oestreich reiste mit dem Prinzen von Preußen am 30. September nach Wien.

Damals behaupteten alle Freunde Rußlands, es bedürfe nur des Erscheinens des Kai-

sers Nikolaus bei der Ollmützer Conferenz, um die beiden deutschen Großmächte zur Neutralität in dem zwischen dem Osten und Westen Europas sich erhobenen Streite zu bestimmen. In wie weit diese Behauptung wahr war, konnte natürlich erst die Zukunft bestimmen. Hinsichtlich Preußens, dessen Königshaus durch Familienbande an den Czaar geknüpft ist, war vorauszusehen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit dasselbe zu einem entscheidenden Schritte gegen Rußland werde bewegen können. In Bezug auf Oestreich war die Sachlage eine ganz andere, Oestreichs Interessen mußten durch einen Krieg in den Donaufürstenthümern aufs Empfindlichste berührt werden, es mußte einschreiten, um sich nicht in eine abhängige Situation gebracht zu sehen, für oder gegen Rußland? die Antwort darauf war der Zukunft vorbehalten; aber alle Die die Erhaltung des Weltfeindes wünschten und alle Freunde Rußlands waren der Ansicht, daß Oestreich durch die Pflicht der Dankbarkeit, da der Czaar die Revolution in Ungarn niedergeworfen, an Rußland gebunden sei, sich auf dessen Seite zu stellen.

Wie man später hörte, sollten die Besprechungen in Ollmütz und Warschau nicht allein den Wunsch des Czaaren, die deutschen Großmächte durch Neutralität zu fesseln, zum Gegenstande gehabt haben, sondern der Stand der europäischen Angelegenheiten insgesammt Gegenstand sehr ernster Berathungen gewesen sein. Die Demokratie, die wohl unterdrückt, aber nicht ausgerottet, sich immer noch als drohendes Gespenst erwies, sollte, wenn nämlich zwischen Rußland und der Türkei die Sache in's Klare gebracht wäre, den letzten Schlag empfangen, zugleich die Franzosen aus Rom geworfen werden, eine Angelegenheit, die besonders für Oestreich sehr wichtig war. Die Kriegserklärung der Pforte an Rußland war noch nicht erschienen und der Kaiser Nikolaus schien auch gar nicht zu glauben, daß der durch seine Friedensliebe hinlänglich bekannte Sultan, selbst bei dem eifrigsten Drängen seiner Minister und Räthe sich zu solch einem Schritte werde geneigt finden lassen.

So tagten also auch in dieser Hoffnung die beiden Kaiser von Oestreich und Rußland und der König von Preußen in Warschau. Auch dort verherrlichten die Manöver eines Armeecorps die Anwesenheit der hohen Gäste des russischen Kaisers, der ihnen — der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen waren in Ratibor (Oberschlesien) zusammengetroffen und hatten die Reise nach Warschau gemeinschaftlich fortgesetzt — am 3. October bis Skiarnewitz entgegenfuhr und sie festlich einholte. Der 4. October war theils dem militairischen Pomp, der wie zu Ollmütz auch in einer glänzenden Kirchenparade bestand, theils geheimen Conferenzen gewidmet. Der östreichische Kaiser kam am 6. October bereits wieder nach Wien zurück, nachdem er kaum volle 48 Stunden sich in Warschau aufgehalten. Der Kaiser von Rußland machte nun einen Besuch in Berlin, indem er den König von Preußen dahin zurückbegleitete.

Vielleicht dürfte es als charakterisch bezeichnet werden, daß der königliche Domchor Befehl erhalten hatte, russische Kirchengesänge einzuüben, welche derselbe bei dem für den Kaiser von Rußland während seines Aufenthalts am preußischen Hofe abzuhaltenden Gottesdienste vortragen sollte; Czaar Nikolaus war von dieser Aufmerksamkeit seines hohen Verwandten außerordentlich überrascht. Auch hier fand große Parade statt. Wir wissen nicht ob der Kaiser von Rußland von dem Kaiser von Oestreich mit denselben Gefühlen schied, als dies jedenfalls in Bezug auf den König von Preußen stattfand; aber wir glauben annehmen zu dürfen, die Ueberzeugung, daß der Kaiser von Oestreich, ein junger Fürst, welcher mit einem thatkräftigen Charakter ausgerüstet, durch eine Wendung des Geschickes — und wer kann eine solche voraussehen und in menschlicher Voraussicht unterdrücken! — eben so leicht sein Gegner werden könne, wie er jetzt noch sein Bun-

desgenosse war, habe dem Czaren vorgeschwebt. Die Unternehmungslust, der Thatendurst der Jugend ist mehr zu fürchten als das Bedenken eines gereiften Mannes.

Fünftes Kapitel.

Die Kriegserklärung des Sultans.

Der Divan. — Die Prophetenfahne. — Die Dardanellenstraße, das Marmorameer und der Bosporus. — Die türkischen Festungen und festen Punkte an der Donau. — Die Dobrudscha. — Eigenschaften der türkischen Soldaten. — Die türkische Armee und deren Bestandtheile. — Der russische Soldat und seine Eigenschaften. — Ein Pröbchen russischen Verpflegungssystems. — Bestandtheile des russischen Heeres zu Lande und zur See. — Fürst Michel Dinitriwitsch Gortschakoff, Oberbefehlshaber der russischen Donauarmee. — Omer Pascha, Oberbefehlshaber der türkischen Donauarmee. —

Während Ollmütz, Warschau und Berlin Zeugen des Einverständnisses zwischen den beiden Kaisern und dem König von Preußen wurden, hielt der Divan oder große Staatsrath des Sultans Berathung hinsichtlich einer Kriegserklärung an Rußland.

Der Divan besteht aus 121 Mitgliedern und begreift diejenigen oberen und unteren Aemter, die unter dem Namen Gualemiio (die Feder) bekannt sind, mithin ist der Divan ohngefähr dasselbe, was wir Staatskanzlei nennen. Er zählt fünf Range Beamten. Dieser Divan steht außerhalb des Ministeriums und der besondern Reichsconseils. Nur erst dann, wenn das Ministerium, die Reichconseils, geheimen Räthe, Beamten ersten Ranges wie die Muschirs (Feldmarschälle) den Antrag des Divans zu ihrem Beschlusse erheben, ist derselbe von entscheidendem Gewicht. Bereits in einer Versammlung der Divansmitglieder am 26. September war beschlossen worden, dem Sultan zu rathen, die Fahne des Propheten auszustecken, somit das Zeichen zu geben, welches alle Mohamedaner zum Kampfe ruft. Das Volk stimmte dem kriegerischen Divan ganz bei, indeß der Sultan und sein Ministerium widestrebten dem Andrängen der zum Kriege Begeisterten und die Prophetenfahne, oder sogenannte Blutfahme ward noch nicht ausgesteckt.

Diese Fahne wird, sobald der Sultan den Krieg beschlossen, auf der Sophienmoschee aufgepflanzt. Dem Gesetze zufolge ist nun jeder waffenfähige Türke verpflichtet, in den Kampf zu ziehen, denn es gilt den Vernichtskampf aller Ungläubigen (Christen). So wie die Prophetenfahne auf der Sophienmoschee flattert, ist der Todschlag eines Christen eine geheiligte Sache. Schon früher jedoch wurde den Gesandten Frankreichs, Englands, Oestreichs und Preußens, wie überhaupt allen andern mit Gesandschafts- wie Consulargeschäften in Konstantinopel betrauten Beamten anderer christlichen Staaten mitgetheilt, daß, im Falle die Prophetenfahne ausgesteckt würde, der Mufti oder Scheih-ul-Islam (der oberste türkische Geistliche) in allen Moscheen verkünden werde, daß die Prophetenfahne diesmal nur als Kriegszeichen gegen die russischen Ungläubigen ausgesteckt

worden. Diese Maaßregel war von der Nothwendigkeit der Schonung ihrer christlichen Bundesgenossen bedingt.

Nur die Friedensliebe des Sultans war es, welche den Ausbruch des Krieges noch verzögerte, er hoffte immer von Tag zu Tage, daß es der Diplomatie gelingen werde, den Kaiser von Rußland dahin zu bestimmen, daß er Abänderungen der schon erwähnten Wiener Note zuließe, wie solche von der Pforte, ohne deren Hoheitsrechte zu beeinträchtigen, angenommen werden könnten, doch diese Hoffnung war eine Täuschung, die sich bald in Nebel auflöste. Kraft eines Vertrages vom Jahre 1841 hatte kein fremdes Kriegsschif das Recht in die Dardanellenstraße einzulaufen. Da Rußland durch die Pfandnahme der Fürstenthümer bereits mit dem Beispiel des Ernstes vorangegangen war, so mußte es auch im Interesse der Pforte liegen, sich so viel als möglich gegen jede mögliche Eventualität zu schützen.

Am 9. October erklärte der Sultan den Krieg gegen Rußland, womit die alttürkische Partei einen bedeutenden Schlag empfing, denn sie war es, welche zu Rußland hielt und durch alle Mittel, energische Kriegs-Maaßregeln zu treffen, hintertrieb. Eine unruhige Bewegung in Konstantinopel im Monat September hatte bereits Anlaß gegeben, daß einige der Kriegsschiffe der französischen und englischen Flotte, welche zu dieser Zeit noch in der Besikabai ankerten, vor der türkischen Hauptstadt erschienen, um nöthigenfalls die Freiheit des Sultans nach innen und die Sicherheit der christlichen Bevölkerung zu schützen. Sowie der Sultan den Krieg erklärt hatte, ersuchte er die Westmächte, die ganze Flotte in den Bosporus einlaufen zu lassen, was auch am 20. October in Vollzug gesetzt wurde.

Der Betreffende im Jahre 1841 von den fünf Großmächten unterzeichnete Vertrag lautet in Bezug auf das Einlaufen von Kriegsschiffen in die Dardanellenstraße folgendermaaßen: „Die fünf Großmächte geben auf's Neue das Versprechen, kein Kriegsschiff in die Dardanellenstraße einlaufen zu lassen und der Sultan verpflichtet sich, die alte Grundregel seines Reiches unverändert aufrecht zu erhalten, nach welcher es zu allen Zeiten den Kriegsschiffen fremder Mächte verboten war in die Straßen der Dardanellen und des Bosporus einzulaufen. So lange die Pforte in Frieden ist, soll kein fremdes Kriegsschiff in die besagten Meerengen zugelassen werden“.

Die Pforte befand sich nach ihrer Kriegserklärung aber nicht mehr in Frieden und hatte also das vollkommene Recht, die Schiffe ihrer Bundesgenossen zu Hilfe zu rufen. Vielleicht dürfte manchem Leser die örtliche Erklärung der Dardanellenstraße und des Bosporus nicht unlieb sein. Denke man sich die Meerenge zwischen Europa und Asien gleich einem nicht allzu breiten in drei in der Länge verschiedenen Theilen zusammenhängenden Wasserbande oder natürlichem Canal, dessen eines Ende die Dardanellenstraße, das andere der Bosporus bildet. Die Mitte dieses Wasserbandes nimmt ein kleines Binnenmeer ein, das Marmorameer in jetziger, Propontis in alter Zeit genannt. Die 10 Meilen lange Dardanellenstraße hat ihren Namen von den sechs, an beiden Ufern dieser Meerenge befestigten Schlössern. Hier entwikkelt sich ein doppeltes System von Batterien, welche mit 400 Geschützen bewaffnet, zur Bedienung eine ganze von einem Pascha befehligte Brigade Artillerie haben. Ein Regiment ist auf jedem Ufer in wohlgebauten Kasernen untergebracht und die Ausbildung der Manschaft in Handhabung der Geschütze ist wie die Erfahrung in dem von uns zu schildernden Kriege lehrt, eine vollkommene zu nennen, so wie überhaupt die Artillerie die beste Waffe in der türkischen Armee ist. Die stärksten Batterien erheben sich an dem Punkte wo die Dardanellen am engsten sind und eine Flotte, welche hier den Durchgang versuchen wollte, müßte das Kreuzfeuer von 188 Geschützen ungerechnet derjenigen, die noch an andern Punkten placirt sind, aushalten. Das Schiff, welches glücklich

aus diesem furchtbaren Feuer herauskäme, dürfte Anspruch auf die höchste Bewunderung machen.

Der engste Punkt dieser Wasserstraße ist ein halbes Stündchen breit und durch die Sage von Heros und Leander berühmt geworden. Leander, ein kühner Schwimmer, stürzte sich um zu seiner Geliebten Heros, die einen Thurm am jenseitigen Ufer bewohnte, zu gelangen, zu nächtlicher Zeit in die Fluth und durchschwamm sie — mit Morgengrauen kehrte er auf demselben nassen Wege wieder zurück. Aber eines Nachts, in welcher furchtbarer Sturm tobte, sah er das auf dem Thurm, wo Heros wohnte, ihm als Zeichen geltende stets brennende Licht nicht und in der tiefen Finsterniß kam er in den Wellen um, die am andern Morgen seine Leiche an den Fuß des Thurmes spülten. Heros ward aus Schmerz darüber wahnsinnig. Dieselbe merkwürdige Schwimmpartie machte am 3. Mai 1810 der berühmte Schriftsteller Lord Byron glücklich durch.

Die Dardanellen sind nicht immer so gut vertheidigt gewesen, als wir sie in oben Stehendem schilderten. Die frühere grenzenlose Faulheit der Türken hatte die Befestigungswerke auf beiden Ufern dermaaßen verfallen lassen, daß die englischen Admirale, Elphinstone, am 26. Juli 1770 und Duckworth am 19. Februar 1807 mit Kriegsschiffen den Durchgang forciren konnten.

Der Bosporus, auf deutsch Ochsenfurt, die Meerenge zwischen Europa und Asien, welche aus dem Marmoarmeere und somit von Konstantinopel aus nach dem schwarzen Meere führt, hat 17 Meilen in die Länge und 1200 bis 3000 Meter (jeder zu 3 pariser Fuß) in die Breite, an der die Türken wichtige Werke zur Vertheidigung des Eingangs aus dem schwarzen Meere errichtet haben. Diese wichtigen Werke bestehen in 21 wohlarmirten Batterien auf der europäischen und asiatischen Seite, wovon jede derselben eine kleine Festung bildet, die mit steinernen Verkleidungen versehen sind, und worinnen sich die Cisernen, Pulvermagazine und eine Moschee befinden. Im Rücken einer jeden solchen Batterie liegt ein kleines Dorf, und die ersteren sind größtentheils eine der andern gegenüber angelegt, um so das nöthige Kreuzfeuer zu erzielen. Viele andere Batterien sind außerhalb des Bosporus, nämlich zwei auf der europäischen und zwei auf der asiatischen Küste placirt, während jene am Eingange zu beiden Seiten desselben mit zwei Leuchtthürmen versehen sind, welche die Türken „Anatoli Fanar“ Leuchtthurm von Asien, und „Rumili Fanar„ Leuchtthurm von Europa nennen.

Im Bosporus selbst und am Eingange desselben bemerkt man 8 Batterien, 4 auf jedem Ufer, mit einer Geschützzahl von 165 Stükken des schwersten Calibers. Diese 8 Batterien beherrschen den engsten und schmalsten Punkt der Meerenge, der nur 1200 Meters breit ist. Hier ist das Meer eingeengt und förmlich zusammengepreßt, weshalb die Wellen auch stets sehr hoch und unruhig gehen. Zu dieser Schwierigkeit bezüglich der Passage kommt eine noch weit größere, nämlich die vielen Untiefen, seichte Stellen, die sich an der europäischen Küste befinden und welcher Gefahr auszuweichen die Schiffe sich veranlaßt sehen, auf eine Entfernung von nur 200 Metres an dem asiatischen Ufer vorbeizusegeln.

Daß es für ein fremdes Kriegsschiff wohl unmöglich sein dürfte, hier ohne in den Grund geschossen oder in die Luft gesprengt zu werden, vorbeizukommen, ist leicht begreiflich. Eine Brigade Artillerie ist besonders mit dem Dienste in den Batterien des Bosporus und am schwarzen Meere beordert, deren Stärke zwei Regimenter zu 6 Compagnien, jede zu 150 Mann, zusammen also 1800 Mann beträgt. Die Ausbildung dieser gut disciplinirten Truppen wurden von dem tüchtigen preußischen Artillerie-Oberst von Kutzkowski geleitet, welcher im Jahre 1838 mit vier Unteroffizieren, als Unter-Instructeuren, in türkische Dienste trat und das schwierige Werk, für ein ganzes Heer die Artillerie auf solche hohe Stufe zu bringen, wie die türkische auf einer solchen zu

stehen sich jetzt rühmen kann, bis zu Ende des Jahres 1845 vollendet.

Er hatte es durch rastlose Thätigkeit dahin gebracht, daß in Konstantinopel eine Kanonengießerei errichtet wurde und unter seiner Leitung arbeiteten türkische Handwerker die Laffetten dazu. Die Türken haben diesem thätigen Mann, dem sie so viel verdanken, den schönen Namen Muchklis-Bey, das ist, der aufrichtige, redliche Bey, gegeben.

Am nördlichen asiatischen Ende der Meerenge befindet sich eine Ausbuchtung, unter dem Namen Beikosbucht bekannt. Dieselbe wurde der Hauptstationspunkt der brittisch-französischen Flotte, von wo sie ab und zu in das schwarze Meer segelt.

Der Krieg, diese Geißel der Menschheit, war somit heraufbeschworen, und der Welt stand das traurige Schauspiel bevor, den Mord in Masse zu sehen. Fragen wir, hatte Rußland Ursache, die Verbindung der Türkei mit Frankreich und England zu fürchten, selbst wenn ihm die Streitkräfte derselben die schwersten Niederlagen beibrachten, so müssen wir mit einem entschiedenen Nein darauf antworten. Rußland wird seit Jahrhunderten von einem seltsamen Geschicke geleitet, kein Staat kann sich solches erstaunlichen Glückes rühmen, als eben Rußland. Nicht Siege haben dieses Reich zu solcher Höhe erhoben, nein Unfälle, an denen andere Staaten ganz bestimmt zu Grunde gegangen wären. Der Fall, durch eine fast ununterbrochene Reihe von Unfällen aller Art zu Macht und Größe zu gelangen, Länder auf diese Weise zu erobern, ist einzig in der Weltgeschichte, Rußland allein stellt ihn dar und man kann ohne Uebertreibung sagen „dieses merkwürdige Geschick ist unter den vielen Wundern Rußlands das größte".

Kaiser Nikolaus hat keine Ursache, über den Ausgang des Krieges in Sorge zu sein, sich bei Verlusten, die seine Armee treffen, gedemüthigt oder gar entmuthigt sich zu fühlen, er kennt die Geschichte seines Landes und diese lehrt ihn, daß es lauter Unglücksfälle waren, die das große russische Reich zu dem Gipfel der Macht emporhoben, welche es bis jetzt besitzt. Peter der Große hat an den Ufern des Pruth capitulirt, die Krim zu erobern gelang der Kaiserin Katharina nur in Folge fortdauernder Unfälle ihrer Waffen, kein Kampf Rußlands gegen die Türkei ist beendigt worden, ohne daß er für Rußlands Stolz eine Menge Demüthigungen und Niederlagen gebracht hätte und doch gewann Rußland täglich an Einfluß. Polen eroberten die Russen, indem sie Schlachten auf Schlachten verloren, gegen Frankreich zeichnete sich Rußland durch eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen und der blutigsten Niederlagen aus und trotzdem errang Rußland eine Stellung in Europa, die Furcht erweckend ist. Daß in Deutschland die Furcht vor Rußland eben so groß ist als die Bewunderung für dasselbe, weiß Jeder. Mithin ist der Kampf, welcher von den Mächten des europäischen Westens gegen Rußland geführt wird, von der höchsten Bedeutung für ganz Europa.

In diesem Kampfe muß es sich zeigen, ob das seltsam begünstigende Geschick Rußlands demselben treu bleibt, es muß sich zeigen, ob Licht oder Dunkel in Europa ins Künftige herrschen soll. Nicht nur einzelne Völker Europas haben von der Entscheidung in diesem Kampfe zu fürchten oder zu hoffen, sondern alle, es ist eine Angelegenheit von so großer Wichtigkeit, daß sie selbst den Einzelnen betrifft.

Während die Großmächte immer noch in ihren Ausgleichungsversuchen zwischen Rußland und der Türkei fortfuhren, gestalteten sich die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze in den Donaufürstenthümern immer ernstlicher und es kam bald zu heftigen Kämpfen. Der Natur der Sache nach muß, ehe wir auf eine Schilderung der Kriegsereignisse selber eingehen können, eine Beschreibung des Kriegsschauplatzes erfolgen. Das Terrain zu kennen, auf welchem sich solche wichtige Ereignisse begaben, ist eine unerläßliche Nothwendigkeit, denn wie könnte man den Sinn eines Bildes genau verstehen, wenn dessen Figuren keinen Grund, keine Umgebung besitzen?

Die Länderstrecken der Moldau und Walachei sind gegen einen Angriff Rußlands fast vertheidigungslos. Beide Länder gleichen einer ungeheuren Schaubühne, welche nach Osten zu ganz offen ist, indem der dortige Vordergrund von dem schwarzen Meere gebildet wird. Zu beiden Seiten dieser ungeheuern Bühne steigen mächtige Gebirge, gleich Kulissenwänden einer wirklichen Bühne empor und zwar im Norden die sogenannten transsylvanischen Alpen, welche die Grenze Siebenbürgens gegen die Walachei bilden und im Süden das gewaltige Balkangebirge. Diese beiden nördlichen und südlichen als gleichsam einschließende Wände bezeichneten Gebirge bilden nach Westen zu einen weiten Halbkreis, einen Bergwall, welcher Serbien, Ungarn und das Bannat von der Walachei trennt. Dieser Bergwall gestattet nur bei Weiskirchen und Orsowa der Donau einen Durchgang.

Die walachische Tiefebene dehnt sich 140 Stunden in der Länge und 16 bis 40 Stunden in der Breite aus und ist ein Flächenraum von ohngefähr 600 Quadratmeilen. Die einzige Abwechselung, die in dieser Tiefebene sich bemerkbar macht, wird durch die in ungeheuren Bogen sich durch diesen großen Raum windende Donau bewirkt. Der Pruth, der Sereth sind keineswegs Flüsse, welche einer tüchtig organisirten Armee Annäherungshindernisse entgegensetzen. In der Moldau würde es einem türkischen Heere ganz unmöglich werden, sich in einer vertheidigenden Stellung zu halten, indem in Bassarabien concentrirte Massen von Russen sehr leicht die Sellung dieser feindlichen Armee abschneiden oder das ganze feindliche Heer erdrücken könnten. Die russischen Festungen am Donaudelta sind dabei von ungemeiner Wichtigkeit. Die Walachei theilt mit der Moldau dasselbe Loos, einem vom Norden eindringenden Feind ganz widerstandslos sich zu befinden. Nur erst die Donau giebt einem türkischen Heere die Möglichkeit einer Vertheidigungslinie. Eine Flankenstellung in der vom schwarzen Meere begrenzten Dobrudscha würde hier allein von großem Nutzen sein, indeß die alle Begriffe übersteigende Nachlässigkeit der Türkei hat es auch hier außer Augen gelassen, ihr Interesse zu wahren. Die auf walachischem Grund und Boden gelegne wichtige Handelsstadt Braila ist als Schlüssel zur Dobrudscha zu betrachten. In dem letzten russisch-türkischen Kriege mußte sich das von den Türken mit glänzender Tapferkeit vertheidigte Braila (1828) ergeben, im Frieden von Adrianopel 1829 erhielten es die Türken wieder zurück. An die Herstellung der Festungswerke ward nicht gedacht, das türkische Phlegma schien dem Gedanken, daß wieder eine Zeit eintreten werde, wo es von höchstem Nutzen sein dürfte, sich auf eine gut armirte und wohlgebaute Festung gegen das Andrängen des Feindes stützen zu können, gar nicht als möglich zu betrachten und erst als im Jahre 1853 die Russen die Fürstenthümer als Pfand mit gewaffneter Hand in Besitz nahmen, erkannten die Saumseligen, welche unverzeihliche Nachlässigkeit sie begangen.

Die Donau ist die Scheidegrenze zwischen der Walachei und Bulgarien, somit ist das eine und zwar das linke Ufer, walachisch, das andere, rechte, bulgarisch. Auf einer Strecke von mehr als 20 Meilen durchrauscht dieser mächtige Fluß das breite Thal. Das linke oder walachische Ufer ist niedrig, flach, das rechte bulgarische, von der Stadt und Festung Widdin abwärts, fällt steil gegen die Donau ab und ist demnach höher als das jenseitige Ufer, was für ein Ueberschreiten des Stromes vom linken zum rechten Gestade einer andringenden feindlichen Armee kein geringes Hemmniß entgegensetzt. Das Fürstenthum Walachei ist also eine fast wechsellose Ebene, dieselbe setzt sich am rechten Donauufer, welches wie erwähnt, schon ziemlich höher, als das walachische ist, auf eine kleine Strecke fort und steigt dann allmählig zu einem hügelreichen, weiterhin zu einem gebirgigen Terrain empor, das endlich in das bedeutende Balkangebirge übergeht.

Verfolgen wir den Lauf der Donau nachdem sie den Bergwall, welcher Serbien, Un-

garn und das Bannat von der Walachei trennt, durchbrochen und nun zwischen dem letztern Fürstenthum und Bulgarien hinströmt, so ist die erste große türkische Festung, die wir hier auf bulgarischem Ufer finden, Widdin mit ihrem wichtigen und in diesem Kriege besonders berühmt gewordenen Brückenkopfe Kalafat am walachischen Ufer. Widdin ist die stärkste Festung in Bulgarien an der Donau, der Sitz eines Paschas und eines griechischen Bischofs. Von Widdin aus machte der türkische Gouverneur, Sami Pascha, starke Recognoscirungen längs des rechten Donauufers nach der serbischen Grenze hinauf, um die Operationen des russischen rechten Flügels zu überwachen. Durch eine Schiffbrücke mit Widdin verbunden, liegt am jenseitigen Ufer Kalafat, ein elendes walachisches Dorf von ohngefähr 450 Familien bewohnt, die Hütten meist mit Schilf und Stroh gedeckt.

Omer Pascha machte dies Dorf zum Mittelpunkte eines verschanzten Lagers, welches er hier errichten ließ, theils um eine feste Position am linken Donaufer zu gewinnen, theils um die Russen von dem befreundeten Serbien abzuschneiden. Die Widdin und Kalafat verbindende Schiffbrücke geht zuerst von Widdin aus in schiefer Richtung stromaufwärts, berührt die daselbst befindliche Donauinsel gar nicht, sondern biegt sich oberhalb derselben nordwärts bis zum walachischen Ufer. Eine zweite kleinere Schiffbrücke führt aus den Redouten von Kalafat nach besagter Insel, welche somit einen festen Rückhaltspunkt bildet. Da wir später Gelegenheit finden werden über die gediegenen Befestigungen von Kalafat zu sprechen, welche für die Russen zur unknackbaren Nuß wurden, so wenden wir uns zu den übrigen Festungswerken der Türken, indem wir zugleich bemerken, daß von der serbischen Grenze an bis Widdin die befestigten Posten: Orsowa, Berza-Polanka und Florentin den Flußübergang decken, von Widdin abwärts bis zur Festung Nikopoli aber die eben so gut befestigten Punkte: Arcer, Lom, Zibru-Palanka und Orchawa jedem Versuch der Russen, die Donau zu überschreiten, entgegen stehen.

Nikopoli ist eine feste bulgarische Stadt an der Donau gegenüber Turau, wo die Aluta einmündet. Omer Pascha ließ sie in den Stand setzen, heftigen feindlichen Angriffen zu widerstehen.

Die Nachbarstadt Sistowa, berühmt durch ihre Baumwollenfabriken und Gerberei, wurden in diesem Kriege gleichfalls befestigt von den Türken, welche von hier aus mehrere Uebergänge in die Walachei unternahmen und die im Besitze der gegenüber gelegenen walachischen Stadt Simnitza befindlichen Russen mit großer Tapferkeit angriffen. Bedeutend wie Widdin ist das nun als ziemlich ansehnliches Verbindungsglied in der längs der Donau sich hinziehenden türkischen Festungen, der walachischen Stadt Giurgewo gegenüber gelegene Ruscuk.

An und für sich schon wichtig als der bedeutendste aller Handelsplätze auf dem rechten oder bulgarischen Ufer und bewölkert von einer 30,000 Köpfe übersteigenden Einwohnerzahl, präsentirt sich diese durch ausgezeichnete Festungswerke, welche mit 400 Kanonen armirt sind, umgebene Stadt als außerordentlich imposant. Von hier aus beunruhigten die Türken die das am jenseitigen Ufer befindliche Giurgewo vertheidigenden Russen seit Beginn des Krieges. Um den Donauübergang und die Befestigung Kalafats zu maskiren, alle Aufmerksamkeit der Russen von da ab und auf einen bevorstehenden Kampf um Giurgewo zu lenken, plänkelten die Türken immerwährend, setzten oft über die Donau und griffen die russischen Vorposten an. Hier befindet sich eine große und für kriegführende Gegner höchst wichtige Insel Mokan in dem Donaustrome und fünfmal suchten die Türken sich derselben zu bemächtigen, indeß das Feuer aus den russischen Batterien war so mörderisch, daß sie weichen mußten. Die Türken haben, um der Wahrheit die Ehre zu geben, in ihrer Stellung Giurgewo gegenüber sehr edel gehandelt, mit ihren auf dem ohnehin erhöhten Ufer errichteten 4 Bat-

terien schweren Geschützes hätten sie diese ansehnliche walachische Stadt in einem einzigen Tage in einen Schutthaufen verwandeln können und sie thaten es nicht, machten von ihren Batterien nur dann Gebrauch, wenn sie von den Russen angegriffen wurden. Die im Laufe des Krieges hier geschehenen ferneren Ereignisse gehören unserer bald folgenden Erzählung der Gesammtkämpfe zwischen Russen und Türken an und wenn wir derselben scheinbar vorgriffen, so geschah es nur um die Wichtigkeit der Festung Ruscuk anzudeuten.

Ein den Donaustrom vertheidigendes Mittelglied der türkischen Festungsketen ist Turtukai, eine kleine schmutzige Stadt auf einem Hügel, dem großen walachischen Dorfe Oltenitza gegenüber gelegen. Turtukai ist mit Hilfe englischer und französischer Ingenieure zu einem wahrhaften Meisterwerke in der Befestigungskunst umgeschaffen worden und bildet den höchst wichtigen Mittelpunkt der hinsichtlich ihrer Lage ein Dreieck darstellenden Festungen Ruscuk, Silistria und Schumla, was voraussetzt, daß es besonders gut bewacht wird. Die Schlacht von Oltenitza wird uns Gelegenheit geben, auf Turtukai zurück zu kommen.

Silistria, die längs des Donaustromes nun folgende Festung hat durch die heldenmüthige Vertheidigung, an welcher die russische Uebermacht in diesem Kriege scheiterte, einen so berühmten Namen errungen, daß sie in Jedes Erinnerung stehen wird. Da die Darstellung dieser berühmten Belagerung uns ohnehin bedeutend beschäftigen wird, so sagen wir hier blos daß Silistria eine ziemlich große Stadt Bulgariens mit 20,000 Einwohner, ihres ausgebreiteten Handels wegen, mehr noch aber ihrer Festungswerke wegen von größter Wichtigkeit ist. Die Laßheit der Türken im Frieden hatte die Festungswerke bis zum Sommer 1853 ziemlich herabkommen lassen, als ihnen aber der Krieg auf die Nägel brannte, rief man preußische Genieofficiere herbei und was diese leisteten, wissen wir durch die Belagerung der Festung, an der der russische Ruhm einen schlimmen Stoß erlitt und viele Tausende von Menschen ihr Leben verloren. Das am jenseitigen Donauufer gelegene walachische Dorf Kalarasch war der Stützpunkt der Russen.

Der letzte von den 14 längs der Donau sich erhebenden wohlbefestigten Punkte ist Rassowa. Hier hat die Natur schon ihr Möglichstes gethan, um Versuche zum feindlichen Ueberschreiten des Stromes von der Walachei aus unmöglich zu machen, da das linke, also das jenseitige (walachische) Ufer ein Complex von lauter Morästen ist. Dies Rassowa ist besonders darum merkwürdig, weil man allgemein annimmt, daß die Donau, welche jetzt auf ihrem Laufe von Silistria hierher sich nordwärts bis Galacz wendet und dann plötzlich in östlicher Richtung nach dem schwarzen Meere sich hinwindet, ehemals hier sogleich gradeaus dem Meere zugeströmt, ehe sie durch ungeheure Versandung gezwungen, sich nordwärts nach Galacz und dann erst in östlicher Richtung ins Meer mündete. Ehemals, wenn wirklich die Donau bei Rassowa sogleich dem Meere zuströmte, durchlief sie einen Flächenraum von nur 10 Stunden Weges und fiel bei Kustendje ins Meer, jetzt wälzt sie ihre Wogen, gezwungen durch die ungeheuren Sandanschwemmungen aus alter Zeit, bei Rassowa vorbei noch 60 Stunden weiter, ehe sie sich in eine Menge Arme zersplitternd, ins Meer stürzt. Der Hauptarm, das heißt der am besten befahrbare heißt die Sulinamündung.

Von der türkischen Regierung soll der Plan gefaßt worden sein, einen Canal für die Donau von Rassowa aus bis Kustendje graben zu lassen. Nicht nur daß die Donauschifffahrt, welche jetzt, da die Sulinamündung in russischem Besitz ist, einen viel näheren Weg zum Meere hätte, nur 10 Stunden, während sie jetzt noch, wie schon erwähnt, eine Strecke von 60 Stunden bis zur Sulinamündung zurückzulegen hat und den russischen Plackereien ausgesetzt ist. Die russischen Festungen Kilia, Ismail und Reni in Bessarabien, welche gleichwie Galacz in der Moldau und Braila in der Walachei die Do-

nau von Rassowa an bis zu der Sulinamündung beherrschen, wären dann von keiner Wichtigkeit, nicht Rußland, sondern die Pforte wäre Herr des großen Stromes.

Von Rassowa an haben die Türken über keine besonders tüchtig befestigten Punkte den Russen gegenüber zu gebieten. Die sogenannte Dobrudscha, das ist die Landenge zwischen der Donau wo sie sich nordwärts nach Galacz zuwendet und dem schwarzen Meere, ist von Vertheidigungsposten ziemlich entblößt. Da sind nur Hirsowa, welches als befestigte Stadt noch nennenswerth ist, dann Matschin, Braila gegenüber, Jsaktscha, unweit von Galacz, und Tultscha in der Nähe der Donaumündung, welche nur als Beobachtungsposten zu betrachten sind.

Die Dobrudscha ist ein ganz eigenes Ländchen. Auf drei Seiten vom Wasser eingeklemmt, ist es nur im Süden mit dem übrigen Bulgarien zusammenhängend. Der nordöstliche besonders sumpfige Theil der Dobrudscha gehört seit 1829 an Rußland. Das Klima ist höchst ungesund. Die Sommerhitze brütet Fieber aus und Milliarden giftiger Mücken plagen die Bewohner des Landes auf das Fürchterlichste. Die Dobrudscha, arm an Holzwuchs, an Trinkwasser, hat ohngefähr 10,000 Einwohner im Ganzen, die ein Gemisch von bulgarischen Türken, Tartaren, Griechen, Juden und Armenier sind.

Der Reisende Andersen erzählt von der Gegend zwischen Czernawoda und Küstendje Folgendes: „So weit wir um uns herblickten, sahen wir nur Meer oder eine ungeheure Steppe (öde Fläche), kein Haus, keinen Rauch von dem Holzfeuer eines Hirten, keine Viehheerden, keinen lebenden Punkt; alles war nur ein unendliches grünes Feld. Dicht an der Stadt zeigten sich einige Flecke ohne alle Einzäunung, wo Korn wuchs, nicht höher als das Gras und von derselben Farbe. Im Winter hausen hier oft Schneestürme, welche die Heerden mit ihren Hirten über die Steppen jagen."

Die Dobrudscha hat jedoch auch einen Reichthum und zwar ihre vielen wildschweifenden Büffelheerden. Die meisten Geographen bezeichnen die Dobrudscha nur als die Landenge von Rassowa oder den Trajanswalle bis zu den Donaumündungen hin, Andere wieder sagen, sie dehne sich sogar bis jenseits des Balkangebirges bis Aitos aus, wornach also die Festung Schumla, Varna und Basardschick dazu gehören würden.

Somit haben wir den Kriegsschauplatz an der Donau geschildert und wenden unsrere Aufmerksamkeit auf die militairischen Kräfte der Türken und der Russen, so wie auf die Feldherrn beider Krieg führenden Heere.

Der Geist, welcher das türkische Heer beseelt, ist ein ziemlich selbstständiger, den erst die neueste Zeit ein wenig gemodelt hat. Wie im Nationalcharakter der Türken ein buntes Gemisch von Eigenschaften aller Art, bewunderungswürdigen sowohl als Tadel und Abscheu verdienende, liegt, so auch sind die Eigenschaften des türkischen Soldaten ein solches Gemisch merkwürdiger Extreme. Kein Militair der Welt ist so genügsam, muthig und tapfer wie das türkische. Der Soldat duldet ohne Klage Hunger und Entbehrung, aber er muß auch wissen, warum? der Fanatismus thut hier Wunder, der Gedanke seine Rechtgläubigkeit zu vertheidigen, Ungläubige zur Ehre des Propheten zu vertilgen, erhält den türkischen Krieger in den schwersten Prüfungen aufrecht. Wild und tollkühn ist sein Angriff auf den Feind, seine Tapferkeit steigt bis zur Raserei, grausam mordet er den Fliehenden, aber selbst geschlagen nimmt die Unordnung unter den türkischen Regimentern mit derselben Schnelligkeit überhand, als beim Siege das felsenfesteste Vertrauen.

Vom langsamen Rückzuge geschlagener Truppen weiß der türkische Soldat nichts, er flieht in aller Eile, der Kleinmuth, die Verzweiflung macht ihn leichtfüßig, er hat in solcher Stunde scheinbar alle Besinnung verloren, giebt Alles preis, um sein Leben zu retten. Gilt es jedoch der Vertheidigung fester Plätze, so ist der Türke auf seiner richtigen Stelle. Hier entwickelt er eine Ausdauer, über welche man erstaunen muß und der von jedem Militair-Verständigen gewiß die

höchste Bewunderung gezollt wird. Die Schatten, welche jetzt noch auf dem türkischen Krieger lasten, wir meinen die Ordnungslosigkeit im Unglück, werden weichen, wenn die seit 1843 wirklich ins Leben getretene, nach französischem und preußischem Muster ausgeführte Reorganisation des Heeres ganz vollendet ist. Jetzt ist die neue und fremde Art den Krieg zu führen, wie überhaupt der ganze Militairdienst nach europäischer Weise noch nicht tief genug eingewurzelt, um zur leichten Gewohnheit geworden zu sein.

Der jetzige Krieg ist eben darum die beste Schule für das in der Umwandlung begriffene türkische Heer, weil es das Gute der fremden Kriegsführung erkennen lernt und sogleich die Vortheile davon zieht. Die Bundesgenossenschaft mit Franzosen und Engländern bringt dem türkischen Soldaten mehr Nutzen, als wenn er gute Einrichtungen beim Feinde sähe. Von den Freunden nimmt er sie eher an, prüft sie, ob sie auch für ihn taugen und erkennt er sie als gut, nimmt er sie sicher an, wogegen sein Stolz verschmähen würde, etwas zu thun, was sein Feind thut.

Die einzelnen Waffen haben hinsichtlich des Forschrittes nicht gleichen Schritt mit einander gehalten, was wohl in der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters und der Verhältnisse liegt. Die Artillerie, eine Waffe, zu welcher der Türke besondere Neigung und Geschick zeigt, hat bereits in dem jetzigen Kriege Proben abgelegt, vor denen jede Tadelsucht verstummt und vielleicht dürfen wir stolz darauf sein, sagen zu können, daß deutsches Instructionstalent die türkische Artillerie zu solchem Fortschritt gebracht. Die Reorganisation der Infanterie ist wenn sie auch Anerkennung verdient, doch gegen den Fortschritt, den die Artillerie gemacht hat, noch bedeutend zurückgeblieben. Der unglückseligste Gedanke war jedoch der, die türkische Reiterei nach europäischem Zuschnitt zu modeln. Daraus ist ein Unding geworden, das nicht zu gebrauchen ist. Der türkische Reiter faßt mehr als seine Kriegsgefährten zu Fuße und bei den Geschützen die Eigenthümlichkeit seines Volkes in sich. Auf flüchtigen Rossen stürmten die Türken heran, als sie aus Asien nach Europa vordrangen, der türkische Reiter und sein Roß sind gleichsam die lebendig gebliebene Ueberlieferung aus jener Zeit. Kann er nicht stürmisch einherbrausen wie Wettersturm, dann ist der türkische Reiter nicht die Hälfte von dem mehr, was er sein könnte, wenn man ihn ohne den Schnürleib enger europäisch-militairischer Formen ins Feld schickte.

Das türkische Heer besteht aus Nizams und Redifs. Nizam bedeutet Mannschaften des activen Dienstes, Redif heißt Reservist. Die Dienstzeit für den Nizam ist 5 Jahre, dann tritt der Soldat auf 7 Jahre in die Reserve über und wird also Redif. Jedes Armeecorps zieht einmal des Jahres ihre Redifs zu den größeren Uebungen zusammen. Diese Einrichtung gleicht also ganz der unsern. Die active Armee ist in 6 Armeecorps oder Ordu eingetheilt. Jede Ordu hat 6 Infanterie-, 4 Cavallerie und 1 Artillerie-Regiment. Jede Ordu wird in zwei Divisionen und jede Division in drei Brigaden getheilt. Der Befehlshaber der Ordu heißt Muschir, Feldmarschall; der Befehlshaber einer Division Ferick, der einer Brigade aber Liwa-Pascha. Die Infanterie-Regimenter bestehen durchgängig aus 4 Bataillionen jede zu 8 Compagnien. Das Bataillon beträgt 815, das Regiment 3263 Mann. Jedes Reiter-Regiment zählt 6 Schwadronen, nämlich 4 Schadronen Lanciers und 2 Schwadronen Chasseurs. Die Schwadron zählt 120, das Regiment also 720 Pferde. Die gesammte türkische Reiterei ist Linientruppe. Ein Artillerie-Regiment wird von 15 Batterien, jede zu 4 Geschützen gebildet, es zäht 1300 Mann. Die Haubitzen sind jedoch in besondere Batterien formirt.

Das türkische Heer stützt sich auf bedeutende Hilfscontingente. So z. B. stellt Egypten 20,000 Mann, das Contingent von Serbien 40,000. Obwohl Moldau und Walachei unter Oberhoheit der Pforte gehören, so kann doch diese unter Umständen wie die waren, als die

Russen beide Fürstenthümer in Pfand nahmen, auf kein Contingent von daher rechnen. Albanien und arabische Stämme unterstützen die Pforte ohne einen Vertrag deshalb geschlossen zu haben durch Stellung von Zuzügen. Irregulaires Militair hat die Türkei über 100,000 Mann, wozu die Gensdarmerie zu Fuß und zu Pferd, die Feldwächter oder Soubechis, die Tataren und Jznat oder ausgewanderte Kosaken verstanden werden und die Freiwilligen des In- und Auslandes zu rechnen sind.

Die Verpflegung der türkischen Armee ist gut, der Staat sorgt für die Bekleidung des gemeinen Mannes, so wie für die der untern Offiziersklassen. Der Soldat empfängt täglich eine hinreichende Brodportion mit Reis, wöchentlich zweimal Fleisch. Die Seemacht der Türkei beträgt 70 Schiffe verschiedener Art und erhält durch das Flottencontingent, welches Egypten stellt und das aus 2 Linienschiffen, 4 Fregatten, 4 Kriegsdampfern und einigen kleineren Segelschiffen besteht, einen nicht unansehnlichen Zuwachs. Der Flottendienst beschäftigt 32,000 Matrosen, die theils zum Schiffs- theils zum Geschützdienst verwendet werden. Außerdem ist die Flotte noch mit 4000 Mann Marinesoldaten bemannt.

Daß der jetzige Krieg, welcher einen so großen Aufwand von Mittel aller Art in Anspruch nimmt, der fast täglich die numerische Zahl der Kämpfer schwächt, die Türkei zu besonderen Anstrengungen nöthigt, um die Armee in Stand zu halten, ist begreiflich.

Wenden wir uns nun zu der russischen Streitmacht.

Rußland hat eine Land- und Seemacht, welche unter guter Führung höchst respektabel sind, aber zu einer zweckmäßigen Führung gehören natürlich auch Männer, die den Bereich der Mittel kennen, die ihnen zu Gebote stehen. Diese Mittel aber bestehen in der rechten Verwendung der verschiedenen Massen von Kriegern über die sie zu gebieten haben, denn das russische Heer besteht aus einer Zusammensetzung einer Menge von Völkerstämmen, von denen fast jeder seinen eigenthümlichen Charakter hinsichtlich der Kriegsweise besitzt und die denn auch ganz natürlich nach diesen verschiedenartigen volksthümlichen Eigenschaften in den Kämpfen zur Verwendung kommen müssen.

Um eine Verschmelzung der Krieger von so verschiedener Abstammung zu ermöglichen, ist die lange Dienstzeit als das einzige Mittel erkannt worden. Durch sie allein wird der Soldat gezwungen, da ihn keine Hoffnung gelassen ist, unter 25 Jahren in seine Heimath zurückzukehren, seine Compagnie als seine Heimath, seine Familie zu betrachten. Zuletzt weiß er es nicht anders mehr und man kann nicht läugnen, daß Regimenter aus solchen Mannschaften bestehend, für die jedes andere Familienband zerrissen ist, auf dem Schlachtfelde eine Ausdauer an den Tag legen müssen, an der sich der Sturm der Tapfersten bricht. Ein Bild, ganz ähnlichen Familienlebens der Compagnien unter sich, lieferten die Franzosen unter Napoleon I. und der schöne Gardemarsch: „Wo ist das Leben süßer, als in der Seinen Mitte?“ ist ein Ausfluß des Gefühls einer solchen Kameradschaft, die sich unbedingt dem Tode opferte, wenn es Ehre und Ruhm ihres Regimentes, ihrer Compagnie galt.

Nur eben der Ehrgeiz ist der große Unterschied zwischen dem französischen und russischen Soldaten. Während der Franzose sich hochgeehrt fühlt, das Lob der Bravheit unter seinen Kameraden sich erringen zu können, indem ihn gegenseitige Hochachtung und Liebe zu den tapferen Kameraden beseelt und er den Umgang mit ihnen als eine Ehre betrachtet, Alles nebenbei vergißt, fühlt sich der russische Soldat durch Zwang, durch furchtbar strenge Disciplin gewaltsam zum Mitglied seiner Compagnie gemacht, er hat keinen Eigenwillen mehr, er ist durch und durch Maschine, die blos auf Befehl sich bewegt. Ein solch willenloser Soldat ist tapfer, weil, nicht tapfer zu sein, ihm Strafe einträgt. Ertödtung des Eigenwillens ist der große Hebel der russischen Kriegsmacht. Darum stürmen die russischen Massen, ohne sich um die in ihre Reihen einschlagenden Geschosse zu küm-

mern, auf die feindlichen Batterien los und fallen auch Tausende, ziehen sich die Massen doch festgeschlossen wieder zurück. Natürlich kommt Alles auf die Intelligenz des Führers an. Ist der Commandirende ein Mann von Umsicht, kann er bei solcher nur allein seinem Willen gehorchender, nicht selbstdenkender Masse auf Sieg rechnen, doch trotzdem, daß der russische Soldat im heftigsten Feuer eine kalte Todesverachtung zeigt, eine Bravour ohne Gleichen, so hat die Regierung doch eingesehen, daß diese Tugenden ohne Geist in manchen Fällen eher von nachtheiligen als guten Folgen begleitet sind. Die russischen Massen im Kaukasus konnten keinen Erfolg erzielen, da sie nur Maschinen waren. Man gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß man der Gewandheit der Bergvölker gleiche Behändigkeit, gleiche Regsamkeit des Geistes entgegensetzen müsse. Die einzigen, welche fähig waren, hinsichtlich des Scharfsinnes, der Schnelligkeit und überhaupt geistiger Geschwindigkeit den Bergvölkern annähernd die Spitze zu bieten, waren die Kosaken von Kiljar, Mosdok, vom Kuban u. s. w., sie errangen in der That mehr Vortheile über die Schaaren Schamyls als die ohne Geist gehorchenden großen Massen der durch die strengste Disciplin gebildeten russischen Soldaten. Der Gedanke, zum Unglück verdammt zu sein und der, Soldat werden zu müssen, steht bei dem russischen Volke auf einer und derselben Stufe, darum fängt man die junge dienstpflichtige Mannschaft bei Nachtzeit ein und transportirt die ihrer Eltern und Heimath auf diese schaurige Weise Entrissenen unter starker Eskorte nach dem Orte, wo der Sammelplatz der Rekruten ist, und von wo aus sie den verschiedenen Regimentern zugetheilt und zugestutzt werden. Ein solcher Abschied von Vater und Mutter und der Heimath, die sie im günstigsten Falle als Verstümmelte oder als gänzlich Fremde wiedersehen, denn es gehört unter die Glücksfälle nach 25jähriger Abwesenheit, seine Freunde und Verwandte wiederzufinden, soll herzzerreißend sein. Der größte Krebsschaden, an dem die russische Armee leidet, ist das Verwaltungs- und Verpflegungssystem, obgleich dessen Sätze normirt sind. Betrug und Unterschleif wetteifern mit einander, Alle trachten darnach, sich zu bereichern, die Beamten treiben das schändlichste Spiel und können es auch ganz ungestraft, da dem gemeinen Soldat die Möglichkeit, sich zu beschweren, gänzlich entzogen ist. Als Beweis, wie man verwaltet, mag folgende kurze Erzählung eines Vorfalls geben, der gewiß für den Leser nicht ohne Interesse sein wird. Im Kriege zwischen Rußland und der Türkei, 1829, hatte Kaiser Nikolaus zur Stärkung der vielen Fieberkranken seiner Armeen aus dem kaiserlichen Schatze die Anschaffung von 60,000 Flaschen ungarischer Weine verfügt und bald darauf traf dieser für die armen kranken Soldaten zur Stärkung ihrer geschwundenen Kräfte bestimmte Transport in Bukarest ein. Nun trank alle Welt in dieser Stadt ungarische Weine, doch in den Spitälern sah man keinen. Eines Tages fiel es jedoch dem Generalissimus, Grafen Diebitsch (Sabalkanski) ein, die Kranken zu besichtigen, um sich durch den Augenschein von der Verwendung des kaiserlichen Geschenkes zu überzeugen. Kaum war dieser Entschluß Diebitschens bekannt geworden, als die Verwaltungsbeamten nichts Eiligeres zu thun hatten, als einige Weinkisten zu öffnen und dann zwischen je zwei Kranken Flaschen und mit Wein gefüllte Gläser stellen zu lassen. Die Fragen Diebitschens an die Kranken: „Wie geht es dir?" wurden wie immer auch diesmal selbst von den schon im Sterben Liegenden mit: „Gott sei Dank, gut," beantwortet. Diebitsch sagte ihnen, der Kaiser habe ihnen den Wein geschenkt, daß er ihnen Kraft gebe; die Kranken hörten das mit der Miene der Demuth und Ergebung an, wie solche unter allen Umständen das charakterische Merkmal des russischen Soldaten ist. Da Keiner dagegen sprach, glaubte der Feldmarschall, daß sie die kaiserliche Gnade im Stillen priesen und verließ nach kurzem Aufenthalte das Spital. Er war noch nicht ganz aus dem Hofe desselben hinaus, als die Beamten kein eiligeres Geschäft hatten, als den Wein aus den Gläsern

in die Flaschen zurückzugießen und ihn schnell mit fort zu nehmen — die Weinparade war zu Ende. Uebrigens geschah solche Betrügerei nicht mit dem Wein allein, sondern selbst mit den Medizinen. Statt China erhielten die unglücklichen Kranken Magnesia, welche allerdings bedeutend billiger ist, und ein hübsches Sümmchen in die Tasche der Spitalbeamten fallen läßt.

Freilich ist im französischen Kriege 1812 — 1813 auch nicht besser von Seiten der Verwaltung des französischen Heeres gehandelt worden und der Diebstahl gehörte gleichsam mit in die Rubrik der Tugenden der Beamten bei der Verwaltung, jedoch ist immer noch ein Unterschied zu machen, der Betrug war nicht so stabiler Natur wie in Rußland, dem französischen Soldaten stand der Weg der Beschwerden frei und Napoleon, wenn dergleichen zu seinen Ohren kam, kannte gegen den Schuldigen keine Schonung. Bis zu den Ohren des russischen Kaisers kann aber die Klage eines gemeinen Soldaten gar nicht dringen, er ist das Spielzeug seiner Obern. Wenn man also hört, daß der russische Soldat beim Abzuge aus einem Orte sich vieler Ungebührnisse schuldig gemacht hat, so darf man ihm dies nicht so hoch anrechnen, theils sucht er Ersatz für das, was er bekommen soll und nicht bekommt, theils ist es die Entfesselung der rohen bestialischen Natur, der er sich einmal von ganzem Herzen hingiebt.

Wir müßten, wollten wir die einzelnen Regimenter des Landheeres alle namentlich aufführen, den Raum von 2 — 3 Seiten in Anspruch nehmen, was den Leser langweilen würde. Wir beschränken uns demnach auf folgende gedrängte Mittheilung. Das gesammte Landheer zerfällt in folgende Theile: 1) in das Garde- und Grenadier-Corps; 2) in 6 Infanterie-Corps; 3) in die zu diesen Theilen gehörigen Reserven; 4) in zwei Reserve Cavallerie-Corps; 5) in die Garnisontruppen; 6) in die Militair-Colonien; 7) in das abgesonderte kaukasische Corps; 8) in die finnischen Truppen; 9) in das abgesonderte orenburgische Corps; 10) in das abgesonderte sibirische Corps; 11) in die Kosakenheere.

Sonach dürfte eine halbe Million Soldaten wohl im russischen Lande auf den Beinen sein. Die Seemacht ist nicht minder respektabel. Die Flotte zählt 60 Linienschiffe von 70 bis 120 Kanonen, 36 Fregatten von 40 bis 60 Kanonen, 70 Corvetten, Briggs u. s. w., 40 Dampfer und über 400 Kanonenboote. Die Bemannung beläuft sich auf 42,0000 Matrosen, 20,000 Seesoldaten und Artilleristen. Die Geschützzahl sämmtlicher Schiffe wird auf 9000 Stück angeschlagen. Eben so wohl als auf dem Kaspischen Meere, unterhält Rußland auch eine Flottille auf der Donau.

Das in die Fürstenthümer einrückende russische Heer belief sich auf circa 80,000 Mann und stand unter Oberbefehl des Generals Fürsten von Gortschakoff. Es dürfte nicht uninteressant sein zum Schlusse dieses Kapitels sowohl eine Schilderung des russischen als des türkischen in den Donaufürstenthümern Krieg führenden Oberfeldherrn hier zu finden.

Fürst von Gortschakoff, jetzt ein angehender Sechsziger hat, man kann sagen, von unten herauf gedient, was jedenfalls für ihn desto ehrenwerther ist.

Er ist der ältere Sohn eines russischen Fürsten, aus altem Stamme entsprossen, schloß sich der neuen Bildung an und trat selbst als Dichter in seinem Vaterlande auf, wodurch er wesentlich beitrug, die russische Sprache zu veredeln und sie für den Gesang und den höheren Umgang umzugestalten. Der Einfall Napoleons 1812 in Rußland, der Brand von Moskau, welcher fast alle waffenfähige russische Jünglinge ins Feld rief, führte auch den jungen Michael Dimitriwitsch Gortschakoff der militairischen Laufbahn zu. Er trat als Subaltern-Offizier in's russische Heer ein und machte die Feldzüge von 1812, 13 und 14 mit, wo er sich bei mehrern Gelegenheiten eben sowohl durch Unerschrockenheit als klare Umsicht auszeichnete. Dieser militairischen Eigenschaften wegen, die nicht unbemerkt blieben, avancirte er während der Feld-

züge von Grad zu Grad und nachdem der Krieg geendet war, rückte er in den Generalstab ein.

Im russisch-türkischen Kriege von 1828—1829 diente er in der Artillerie des Gardecorps und wurde dem Stabe des Generals Krassowski beigegeben. Das wichtigste Ereigniß, durch die Armee-Abtheilung Krassowskis herbeigeführt, war der Fall der Festung Silistria. Die Türken, obwohl sie diese Festung verloren, trugen doch den Ruhm einer heldenmüthigen Vertheidigung davon, denn die Festungswerke Silistrias — Außenwerke hatte es damals gar nicht — waren in so schlechtem vernachlässigten Zustande, daß die Russen Silistria mit einem Handstreich zu nehmen gedachten. Doch verging Woche um Woche, ehe sie zum Ziele gelangten. Schon war die sechste Woche verflossen, als nur eben Fürst Gortschakoff es war, der einen Hauptstreich der Belagerten, welcher dem russischen Corps vielleicht die ganze Belagerung vereitelt hätte, zu einem unverhofften den Feinden ungünstigen Ausgange brachte. In der Nacht des 4. Juni 1829 nämlich machten, begünstigt durch die Dunkelheit, die Türken einen großen Ausfall. Sie schlichen sich an die russischen Parallelen heran, und warfen sich, als der Mond aufging, auf die dritte Parallele, umgingen dieselbe mit mehrern Colonnen und griffen gleichzeitig auch die zweite an. Fürst Gortschakoff, der an diesem Tage in den Laufgräben befehligte, war durch Ueberläufer von dem Ausfalle benachrichtigt worden und da er seine Leute zum Empfange der Feinde in Bereitschaft hielt, so artete der Angriff bald in ein stehendes Gefecht mit der Feuerwaffe aus. Die Türken wurden mit großem Verluste in die Festung zurückgeworfen, bald darauf ergab sich die Letztere.

Während der Feldmarschall Diebitsch nach dem Falle Silistrias die Russen über das Balkangebirge führte, von welchem Zuge er den Ehrennamen Diebitsch-Sabalkanski erhielt, hatte Fürst Gortschakoff die untergeordnete Aufgabe, die Aufmerksamkeit der Türken abzulenken, die er mit Umsicht durchführte.

Erst in dem Kampfe gegen die polnische Revolution trat Fürst Gortschakoff mehr ans Licht, man übertrug ihm Leitung und Oberbefehl über die vereinigte Artillerie. Die Schlacht von Ostrolenka, denkwürdig in dem polnischen Revolutionskriege, machte Gortschakoffs Namen furchtbar. Seine 70 Geschütze schmetterten unaufhörlich den Tod in die Reihen der Polen, so ward die Schlacht soweit für die Russen gewonnen, daß ihre Grenadiere sich bereits diesseits der Narew befanden und die Brücke zum Kampfpreis des Tages wurde. Die Polen würden ihn trotzdem errungen haben, wenn die Geschütze Gortschakoffs ihre Angriffscolonnen nicht mit einem immerwährenden Regen von Kartäschenkugeln überschüttet hätten, so daß es ihnen unmöglich war, auf die russischen Grenadiere sich zu werfen und sie in die Narew zu stürzen. Den letzten Tag Polens, den Tag von Warschau, läutete Fürst Gortschakoff mit seinen Kanonen ein, indeß war es hier nicht die russische Artillerie, welche den Sieg davon trug, sondern die Strumcolonnen der russischen Infanterie, von denen jedoch nur Wenige als schwerverwundete Krüppel davon kamen. Noch während des polnischen Krieges war Gortschakoff Generallieutnant geworden und im Frieden ernannte man ihn zum Militairstatthalter von Warschau und General der Artillerie.

Daß er auch im Feldzuge der Russen gegen die Ungarn im östreichischen Interesse betheiligt war, ist nur zu erwähnen. Glänzende Thaten geschahen hier von Seiten der Russen nicht, wie Jedermann weiß. Sie unterwarfen Ungarn, das Wie? liegt unserer Schilderung zu fern. Zu dem Leichenbegängnisse des englischen Herzogs Wellington 1852 wurde er als Repräsentant der russischen Armee nach London geschickt, was als Zeichen der kaiserlichen Gunst betrachtet werden mußte, die ihm auch den Oberbefehl der im Jahre 1853 in die Donaufürstenthümer einrückenden russischen Armee anvertraute. Daß der ihm gewordene Auftrag ein sehr kitzlicher sei und eine Menge Hindernisse zu rascher Ausführung von Plänen gegen den Feind sich ihm, theils in der übeln Stimmung der Moldauer und

Walachen, dem erbärmlichen Zustand der Wege, dem schlechten Gesundheitszustand seiner Truppen, dem langen Ausbleiben der von ihm gehofften Verstärkungen, sonstigen Verräthereien und Veruntrauungen entgegenstellten, kann nicht geleugnet werden, weshalb auch jedes Urtheil über das Feldherrntalent Gortschakoffs ein vorzeitiges sein dürfte.

Ein tüchtiger Artillerie-General ist er ohnstreitig, eben so muthig, als unerschöpflich an Thätigkeit. Als er im Kriege mit den Ungarn nach mehrtägigem Kampfe so ermüdet war, daß er nicht mehr stehen konnte, gab er, auf einem Bunde Stroh liegend, die Schlachtbefehle nach wie vor fort. Fürst Gortschakoff ist durch und durch Russe, das heißt, er gehört zu jener Partei, die Alles aufbietet, um das russische Reich nach außen hin auszudehnen und im Innern von fremdartigen, also freisinnigen und nicht nationalen Elementen zu reinigen. Seine Stellung als Militairstatthalter von Warschau ist die zweite im Königreiche Polen.

Seine persönliche Erscheinung ist keineswegs abschreckend. Von Gestalt ist er hoch und stark, schlank gewachsen, sein Haar und Bart ist blond, wegen Kurzsichtigkeit trägt er eine Brille. Durch Uebungen aller Art ist sein Körper erstarkt und eine mäßige Lebensweise hat ihn immer bei guter Gesundheit erhalten, nur die Sumpflande der türkischen Donau waren geeignet ihm ein Fieber zuzuziehen. Sein Ruhm bei der Armee besteht in der großen Rührigkeit seines Wesens und — was den Soldaten so besonders an ihn fesselt — in der unermüdlichsten Sorge für die Verpflegung seiner Truppen. Während diese ihn lieben und wie einen Vater verehren, hassen ihn die Lieferanten, weil sie in ihm einen Feind aller Unterschleife wissen. Kein Offizier der russischen Armee kann sich rühmen, dem Lieferanten-Unwesen, dem Betrug mit solchem Nachdruck entgegen getreten zu sein, als Fürst Gortschakoff.

In seiner Kleidung ist er schlicht und einfach, seine Tafel ist nicht nur einfach, sondern sogar karg bestellt. Trotz den vielen geistigen und körperlichen Anstrengungen, die seine hohe Stellung als Oberbefehlshaber erfordern, macht ihm die große Mäßigkeit, die seines ganzen bisherigen Lebens Reichthum gewesen ist, es möglich, noch dem europäischen Schriftenthum, den Wissenschaften folgen zu können; dies ist seine Erholung. Neben seiner Muttersprache drückt sich der Fürst sehr geläufig im Französischen aus, spricht nebenbei noch polnisch und deutsch, welche letztere Sprache im Generalstabe des Feldmarschalls Diebisch Umgangssprache zu sein pflegte. Der Fürst hat einen älteren und jüngeren Bruder. Der ältere wurde im Jahre 1839 zum Generalstatthalter des westlichen Sibiriens ernannt, der jüngere ist Diplomat und trat mit Sendungen seines Kaisers nach Deutschland beauftragt im Verlaufe dieses jetzigen Krieges auf die diplomatische Schaubühne.

Wenn durch die kurze Schilderung, die wir im Vorstehenden von dem Fürsten Gortschakoff wahrheitsgetreu entworfen haben, der Leser die Ueberzeugung gewonnen hat, daß dieser Oberbefehlshaber der russischen Donauarmee ein ehrenwerther Charakter in jeder Beziehung ist, so wird er in der folgenden Skizze Omer-Paschas zu der Ansicht geleitet, daß oft die seltsamsten abenteuerlichsten Fügungen des Schicksals es sind, welche ein Talent auf den ihm gebührenden Standpunkt führen. Omer-Pascha ist ein solches Talent und für alle die Leser, welche vielleicht deshalb, weil er, der im Christenthum Geborene zum Islam übergetreten ist, eine ungünstige Meinung von ihm hegen, sei die Bemerkung hier im Voraus gethan, daß Omer-Pascha keineswegs der Mann ist, welcher seinem früheren, väterlichen Glauben feindselig gegenüber steht.

Dreizehn Stunden von Fiume entfernt, in dem Oguliner Grenzbezirk liegt ein Dorf, Plaski mit Namen. In demselben lebte ein Brüderpaar Namens Lattas. Der Eine war Soldat und zwar Verwaltungslieutenant, der Andere Priester der nicht unirten griechischen Kirche. Beide besaßen ein kleines bescheidenes Grundstück in dem Dorfe Plaski, wohin sich, nachdem

er den Abschied genommen, der Verwaltungslieutenant zurück zog. Vermögend war seine Familie nicht und die Kindheitsjahre Omers, des Sohnes des Verwaltungslieutenants, verflossen in einer sehr stillen bescheidenen Häuslichkeit. Als Soldatenkind erhielt er die herkömmliche Erziehung zuerst auf der Militair-Normalschule seines heimathlichen Dorfes und dann auf der höheren Schule zu Thurm bei Carlsstadt. In beiden Schulen hatte er etwas gelernt, was ihm zu seinem späteren Emporkommen besonders behülflich war. In Plaski zeichnete er sich durch eine besonders schöne Handschrift aus, in Thurm durch große Fortschritte in der Mathematik. Darauf wurde er Cadet im Oguliner Grenzregiment, doch eben seine schöne Handschrift und Kenntnisse in der Mathematik waren Ursache, daß man ihn dem Straßenbaudirector Major Kapitain Korczicz zuwies, welcher ihn theils zu Schreibereien, theils zum Straßenbau verwendete. Ein solches Leben konnte einem jungen feurigen Manne natürlich nicht lange gefallen, er vernachlässigte seine Arbeiten, kam oft deshalb in Streit mit dem Major, bis er endlich den Abschied forderte und jedenfalls denselben erhielt, obwohl von Vielen behauptet wird, er sei ohne Abschied entwichen, was aber nicht der Fall sein kann, da er sich, nachdem er den Straßenbau den Rücken gewendet hatte, längere Zeit in Zara, der Hauptstadt des östreichischen Dalmatinas aufhielt. Als Ausreißer wäre ihm das nicht möglich gewesen.

In Zara fand er keine Beschäftigung, wie er sie suchte und ging deshalb nach dem türkischen Bosnien, wo er einen sehr untergeordneten Posten bei einem türkischen Kaufmann anzunehmen sich genöthigt sah. Da er den Wunsch aussprach, seine Kenntnisse als Hauslehrer zu verwerthen, so sagte ihm sein Prinzipal, daß dies nur erst dann geschehen könne, wenn er zum Islam übergetreten sei. Er entschloß sich dazu und nahm nun als Mohamedaner den Namen Omer an, machte sich mit Sprache, Sitten und Gebräuchen der Türken so bekannt, daß sein Prinzipal und dessen Familie ihn, der nun als Hauslehrer in derselben fungirte, wahrhaft lieb gewannen. Hier lebte er eine geraume Zeit, bis der türkische Kaufmann seine Kinder nach Constantinopel schickte und ihn als Begleiter derselben mitgab.

Omer suchte in militairischen Kreisen Bekanntschaften, fand Gönner und wurde Lehrer an einer der neuen Militairschulen, nachdem er sein Verhältniß mit dem Kaufmann gelöst hatte. Seine schöne Handschrift war bei den Türken eine glänzende Empfehlung gewesen, wobei sie seine andern noch bedeutenderen Eigenschaften übersahen. Damals schrieb man das Jahr 1833, ein Jahr, in dem die Türkei außerordentlich große Reformen in ihrem Militairwesen vornahm. Omer hatte das Glück, dem Großvezier Chosrew Pascha, einem alten türkischen Staatsdiener, bekannt zu werden und durch diesen ward er zum Sultan Mahmud, geführt und von diesem zum Schreiblehrer seines Sohnes Abdul-Medschid (des jetzigen Sultans) ernannt. Von nun an stieg Omers Glück zusehends. Der alte Chosrew Pascha, sein Gönner, war Vormund über eine der reichsten Damen von Constantinopel, der Tochter eines Janitscharen-Agas (Obersten), den er selbst nach dem blutigen Vertilgungskampfe gegen die Janitscharen hatte hinrichten lassen. Diese Dame gab er Omer zur Frau. So war Omer nun ein reicher Mann geworden, er sollte es bald höher bringen. Im nächsten Jahre rückte er zum Major auf und arbeitete mit eisernem Fleiß mit an der Reorganisation des türkischen Heerwesens, welche damals von dem General Chrzonowski in Constantinopel geleitet wurde. Man gebrauchte ihn dann auf die Dauer von ein paar Jahren zu topographischen Aufnahmen in den Donaufürstenthümern und Bulgarien, wobei er sich eine sehr genaue Kenntniß der Gegenden erwarb, die ihm später als Oberfeldherr von höchstem Nutzen ward. Man sagt, daß es auf dem Kriegsschauplatze an der Donau keinen Wald, Bach, Morast oder sonst eine bemerkenswerthe Terrain-Eigenthümlichkeit gäbe, welche Omer-Pascha nicht genau bekannt wäre.

Noch wichtiger war das Commando, welches er bei Gelegenheit der syrischen Unruhen erhielt, eben so später in Albanien und Kurdistan. Die Unruhen in diesen Theilen des türkischen Reichs gingen von der alttürkischen Partei aus, welche im höchsten Grade unzufrieden mit den Reformen des Sultans, revoltirten. Bei diesen kleinen Revolutionen, die, hätte Omer-Pascha sie nicht mit energischer Kraft unterdrückt, sich bald ausgebreitet und zu bedeutenden Volkserhebungen geworden wären, handelte es sich meistens zugleich mit um die Beschützung der Christen, welche oft abscheulich mißhandelt wurden. Omer trat als der eifrigste Vertheidiger der Christen auf, was diesen mehr nützte, als wenn ihre Consuls sich für sie verwendet hätten. Gedenken wir, wie oft in unsern christlichen Ländern eine Confession die andere mit tödtlichem Haß verfolgt, der Altlutheraner z. B. den freigesinnten christlichen Bruder mit Blicken des finstersten Grolles betrachtet und ihn sicher bei keiner Gelegenheit vertheidigt, ja viel lieber das Verdammungsurtel über ihn ausspricht, so wird es gewiß Niemand einfallen, Omer Pascha in Hinblick auf seine Handlungsweise als Mohamedaner deshalb zu verabscheuen, daß er vom Christenthum zum Islam übertrat. Er handelte als Mohamedaner christlicher gegen seine früheren Glaubensgenossen, als diese gegenseitig unter sich selber.

Das Jahr 1848 verschaffte ihm die Bekanntschaft der Russen. Ein Aufstand in der Walachei veranlaßte nämlich eine gleichzeitige Besatzung dieses Fürstenthumes von Türken und Russen. Omer kommandirte die türkische Abtheilung, General Lüders die russische. In den Verhältnissen der Walachei lag Manches, was die Türken in den Augen der Walachen mehr begünstigte, als die Russen, die mit großer Strenge verfuhren. Omer Paschas Handlungsweise war eine ganz besondere Hauptursache, daß sich das türkische Regiment bald der größten Popularität erfreute. Er war mild und freundlich gegen sie, sicherte ihre Freiheiten und Privilegien, so viel in seiner Macht stand und gelangte dadurch bei den Russen in den Ruf revolutionärer Gesinnungen, was ihm indeß keinen Schaden brachte, denn in der Türkei giebt man wenig auf dergleichen Dinge. Ein Vorfall besonders war es, der bei den Russen ihn in diesen Ruf brachte, wobei Omer jedoch gleichzeitig zeigte, daß nicht der Kaiser von Rußland, sondern der Sultan der Herr des Landes sei. Der Russengeneral Lüders hatte eine Zigeunerbande, welche an öffentlichen Orten die Marseillaise und walachische Nationalmelodien gespielt hatte, bestrafen lassen. Kaum erfuhr Omer Pascha dies, als er die Musiker seiner Regimenter aufforderte, jene verpönten Musikstücke einzustudieren. So oft nun die türkischen Truppen zu Uebungen vor Bukarest zogen und an der Wohnung des Generals Lüder vorbei marschirten, wurden die genannten Musikstücke aufgespielt. Anfänglich vermerkten die Russen das sehr übel und forderten ihn barsch auf, seinen Musikern dies zu verbieten, indeß Omer Pascha war nicht der Mann, der sich einschüchtern ließ, die barschen wie die gemäßigten Vorstellungen der Russen blieben bei ihm ohne allen Erfolg, er erklärte ihnen, der Sultan sei der Herr des Landes und finde in dem Spielen eines Musikstückes, wenn es auch anderwärts verpönt sei, keine Gefahr. Die Russen verstanden die Lehre und maßten sich von der Zeit an keine Einschränkung der Hoheitsrechte der Pforte bezüglich der politischen Polizei mehr an.

Das Jahr 1851 gab ihm Gelegenheit, sich glänzend auszuzeichnen. Die Bosniaken mohamedanischen Glaubens — ein Theil der Bevölkerung Bosniens bekennt sich zum Christenthum — entrüstet über die Reformen der beiden Sultane, des verstorbenen nämlich und seines regierenden Sohnes, und empört über den in ihren Augen so großen Greuel, ihren christlichen Mitbürgern durch diese Reformen Erleichterung in ihrer gedrückten Lage entstehen zu sehen, griffen zu den Waffen, um sich der Herrschaft des Sultans zu entreißen, und ihr Land so unabhängig von der Pforte zu machen, wie Serbien, das nachbarliche Fürstenthum es ist. Der Aufruhr

war durch die Ungeschicklichkeit Tahir Paschas, der ihn bekämpfen sollte, bis zum höchsten Grade gestiegen, als Omer mit seiner Armee erschien, seine Colonnen mit Blitzesschnelle zwischen die aufrührerischen Banden schob, jede einzeln schlug, alle wichtigen Punkte in Besitz nahm und den Aufstand in kurzer Zeit bewältigte. Jetzt athmeten die schwer gedrückten Christen wieder frei, besonders da Omer Pascha die strengste Mannszucht unter seinen Truppen hielt und geordnete Zustände wieder einführte. Daß die bosnischen Christen die Wohlthat fühlten, welche er ihnen durch die Strenge gegen die Türken erwies, fand in der Dankadresse, welche ihm die Paters Franziskaner des Landes überreichten, den vollkommensten Beweis, da sie der Ausdruck der allgemeinen Meinung war.

Der Kampf gegen Montenegro im Jahre 1852, welchen Omer Pascha auf Befehl der Pforte führte, lieferte keine so glänzenden Resultate, denn erstens war die Verpflegung seiner Truppen, wofür er nicht konnte, eine mangelhafte und zweitens bot das Terrain so viele Hindernisse, denn das Land besteht fast nur aus Bergen und Schluchten, daß nur die größte Vorsicht eines Feldherrn dazu gehört, Unfälle unmöglich zu machen. Mehre russische Feldherrn haben bereits in diesen Bergen ihren Siegeslorbeer verloren. Vielleicht wäre es Omern nicht um ein Haar anders ergangen, wenn nicht ganz rechtzeitig für ihn, Oestreich intervenirte.

Wie sehr Omer Pascha es versteht, seinen Gegnern Hindernisse entgegen zu setzen und mit welchem Scharfblick er die Punkte zu wählen weiß, welche den Feind zwingen, seinen Bewegungen zu folgen und sich gleichsam auf eine kleine Scholle Erde mit seinen Colonnen gebannt zu sehen, beweist der jetzige Krieg unbestreitbar. Kalafat zum Brückenkopf von Widdin und somit die kleine Walachei zum Angriffspunkte zu machen, zeugt von der großen militairischen Umsicht Omers. Die verzweifelten Anstrengungen, welche die Russen machten, um diese Position zu nehmen, bestätigt, daß das Lob, das dem türkischen Feldherrn deshalb von Kriegsverständigen gezollt wurde, ein wahres war. Im Kriege beruhen die Erfolge nicht allein auf den Ausgang mörderischer Schlachten, auch der Tapferste kann überwunden werden, sondern hauptsächlich darauf, den Feind zu täuschen. Diese Kunst hat Omer Pascha ganz inne. Die Russen wurden durch an andern Punkten gemachten Donau-Uebergänge und Angriffe so sehr getäuscht, daß sie den Punkt Kalafat vernachlässigten, an dessem Besitz ihrem schlauen Gegner Alles gelegen war. Außer dieser Kunst, den Feind stets in Ungewißheit über seine Pläne zu lassen, versteht Omer noch die rechte Würdigung seiner Truppen, er verwendet sie nur in der Art und Weise, wie sie am vortheilhaftesten zu gebrauchen sind.

Der türkische Soldat ist in manchen Kampfesarten tüchtiger als der Russe. Er ist ein besonders guter Plänkler, der Russe, nur Maschine, ist dazu verdorben, der Türke vertheidigt Mauern und Schanzen mit beispielloser Ausdauer, der Russe ist beim Angriff auf feste Stellungen unbeholfen. Durch den kleinen Krieg weiß Omer Pascha den Feind zu ermüden, er machte sich zu dessen Gespenst auf allen Punkten zugleich und vermeidet große Schlachten, in denen die feindliche Uebermacht einen Sieg erringen könnte.

Omer Paschas Persönlichkeit ist eine bedeutende. Er ist nicht groß, aber seine gedrungene kräftige Gestalt trägt den vollen Ausdruck eines Kriegers. Seinen Soldaten ist er ein Gott, denn sie wissen, daß er für sie nach Kräften sorgt sie nie unnöthig opfert und selbst ein tapferer Mann ist. Die guten Eigenschaften der Türken, Treue, Ehrlichkeit, Uneinigkeit und Freimuth finden in ihm einen Repräsentanten. Ueberhaupt hat sein Charakter jene ehrenwerthe Färbung, welche man gewöhnlich bei alten Soldaten findet, bei denen Wort und That stets Hand in Hand gehen, ohne sich auf phrasenreiche Redensarten einzulassen. In seinen Lebens-Gewohnheiten ist er mehr Europäer, als Muselmann. Sein Haus ist ganz auf deutsche Art eingerichtet und trotz dem Verbote des Prophe-

ten trinkt er ohne Scheu und öffentlich Wein. Früher hielt er nach türkischer Weise einen Harem, das heißt er hatte mehrere Frauen, indeß in der neuesten Zeit hat er dieser Sitte entsagt und lebt nur mit einer einzigen Frau, der er jedoch die volle Freiheit christlicher Frauen läßt. Nach den Angaben Einiger soll sie eine Dame aus Siebenbürgen, also eine Christin, nach Anderer die Tochter eines Ministers des Sultans sein. Wie dem auch sei, sie hat als Gemahlin Omer Paschas den Vorzug vor andern türkischen Damen, an seiner Tafel, bei der fast stets Fremde aus allen Nationen zugegen sind, zu präsidiren. Sie singt und ist Meisterin im Pianofortespiel, ja componirt sogar mit vielem Glück Musikstücke. Eitelkeit kann man Omern nicht vorwerfen, in seiner Kleidung erscheint er zuweilen sehr nachlässig. Außer dem Türkischen spricht er das Deutsche, Serbische und Italienische mit großer Geläufigkeit. Als vorzüglich anerkennenswerth ist sein Bestreben, den ihm untergebenen Truppen den Geist der Ehre einzuflößen. Von allen Heeren, welche die Türkei in den letzteren Jahren ins Feld stellte, sind die von ihm befehligten die einzigen gewesen, in denen Mannszucht geherrscht und der Mangel an der hinreichenden Anzahl guter Offiziere und Unteroffiziere sich nicht fühlbar gemacht hat, ein Beweis, daß die Eigenschaften einer Armee stets von der Kraft und Energie des Commandirenden abhängen.

Sechstes Kapitel.

Die ersten Kriegsereignisse.

Stellung der Russen in den Donaufürstenthümern. — Schumla, türkisches Hauptquartier. — Kleine kriegerische Vorgänge. — Das Treffen bei Oltenitza. — Kalafat. — Kleinasien. — Der Kaukasus und seine Völkerschaften. — Beginn der kriegerischen Ereignisse im Kaukasus. — Die Türken geschlagen. — Das schwarze Meer. — Das Seetreffen bei Sinope. — Kapitain Slade. —

Gegen Ende August 1853 war die Dislocirung der russischen Truppen in den Donaufürstenthümern beendigt und Moldau nebst Walachei somit ganz und gar in der Gewalt derselben. Unter dem Oberbefehle des Fürsten Gortschakoff commandirten die Generale Dannenberg und Lüders, der Erstere das gesammte 4te Infanterie-Corps, der Andere einen Theil des 5ten Infanterie-Corps. Außerdem agirten noch 8 Regimenter Kosaken mit 2 Batterien der donischen Kosaken-Artillerie und 2 Artillerie-Reserve-Parks als Unterstützung mit. Die Avantgarde dieses russischen Heeres, aus der 5ten leichten Cavallerie-Division und einer Abtheilung Kosaken bestehend, wurde vom General-Adjutanten Anrep geführt und rückte schon am 15. Juli in Bukarest ein, welches, als General Dannenberg ihm mit seiner Heermasse gefolgt war, dessen Hauptquartier wurde, General-Adjutant Anrep mit der Avantgarde rückte dagegen nach Slobodseja an der Jalonnitza ab. Die Truppenstellungen des Centrums waren auf der Straße nach Giurgewo bis Frateschti und auf der Straße nach Oltenitza bis Budeschti vorgeschoben. Der linke Flügel, welcher zugleich die Sicherung der Moldau zu überwachen hatte, nahm Stellung

zwischen Kalarasch (Silistria gegenüber) und Galacz, ein Flächenraum von 24 Meilen. Der vom Generallieutnant von Fischbach befehligte rechte Flügel deckte die kleine Walachei gegen die Festung Widdin. Das Hauptquartier desselben wurde in Crajowa genommen und dessen Avantgarde bis Radowan vorgeschoben.

Das Dannenbergsche Infanterie-Corps formirte mit Ausnahme von 2 Regimentern, welche zum rechten Flügel detaschirt worden waren, das Centrum; der rechte Flügel bestand aus der Reiterei und der Brigade reitender Artillerie des 5ten Infanterie-Corps, den erwähnten beiden Regimentern des Dannenbergschen Corps nebst einer Abtheilung Kosaken; der linke Flügel wurde von der 15ten Infanterie-Division, der 15ten Fuß-Artillerie Brigade, dem 5ten Scharfschützen-, dem 5ten Sappeur-Bataillon und 4 Regimentern Kosaken gebildet.

Auf türkischer Seite wurde Widdin zum Stützpunkt des linken Flügels gemacht und das Commando darüber Achmed Pascha übergeben; Karasu bildete den Mittelpunkt des rechten Flügels, dessen Aufgabe es war, die Dobrudscha zu schützen, er ward von Halil-Pascha befehligt. Das Centrum unter Commando Mustaphas-Pascha hatte die Linie von Ruscuk bis Silistria zu vertheidigen. Omer Pascha machte das berühmte Schumla zu seinem Hauptquartiere und da es dieses auch während der Kämpfe zwischen Russen und Türken geblieben ist, so nehmen wir hier Gelegenheit, in Kürze diese Festung zu schildern.

Schumla ist eine ziemlich große bulgarische Stadt mit 30,000 Einwohnern und liegt in einer sehr angenehmen Gegend. Ihrer starken Befestigungen wegen, ihre unregelmäßigen Festungswerke nehmen einen bedeutenden Umfang ein, gilt sie als ein Hauptbollwerk der Türkei und zugleich für eine der festesten Stellungen Europas. Alle Straßen von den Donaufestungen vereinen sich hier, wo zugleich auch die Straßen auslaufen, welche über das Balkangebirge nach dem schwarzen Meere und nach Trazien führen. Sie ist also der Mittelpunkt aller Hauptwege, was von großer militairischer Wichtigkeit ist. Wer Schumla zum erstenmal sieht, geräth auf den Gedanken, die Stadt sei auf den Krater eines Vulkans gebaut. Der Sommer, der seine brennenden Sonnenstrahlen auf die felsige Umgegend wirft, bringt deshalb für die Schumlaer einen höheren Grad Hitze hervor, indeß es fehlt ihnen nicht an Wasser, von den benachbarten Hügeln ergießen sich zahlreiche Quellen des trefflichsten Wassers. Schumla besitzt alle Erfordernisse eines Hauptquartiers zur Gnüge. Es ist vollkommen gegen ein Bombardement gesichert und hat einen hinreichenden Raum, der es vertheidigenden Armee die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen. Natur und Kunst haben sich hier wetteifernd die Hände geboten, um einen festen Platz zu schaffen. Daß Omer Pascha einen solchen vollkommen gesicherten Punkt zum Mittelpunkt aller Operationen seiner Armee machte, beweist, daß er dessen besondere Wichtigkeit zu verwerthen wußte.

Die erste Aufgabe der Türken war es, die feindlichen Streitkräfte zu recognosciren und festen Fuß auf dem linken oder walachischen Donauufer zu fassen. Das Letztere konnte natürlich nur den türkischen Festungen gegenüber ausgeführt werden. Die vielen Donauinseln bieten indeß bei diesen Uebergängen hilfreiche Hand, indem sie den Truppen zum Sammelplatz, beim Zurückgehen als Ruhepunkt dienen und den auf ihnen errichteten Batterien vollkommene Gelegenheit geben, thätigen Antheil an den Kämpfen zu nehmen. Die Türken bemächtigten sich auf diese Art von Widdin aus der vorliegenden Donauinsel am 17. October 1853 und schoben von hier aus Truppenabtheilungen auf das linke Ufer vor, indeß nach einigen Scharmützeln mit den russischen Vorposten, mußten sich diese Colonnen wieder auf die Insel zurückziehen, welcher sie sich jedoch durch Anlegung von Schanzen versicherten. Omer Pascha, welcher sehr richtig erkannt, daß die weitausgedehnte Vertheidigungslinie der Russen für diese selbst ein Nachtheil sei, indem sie auf keinem Punkte mit Nachdruck

handeln konnte, da die russische Armee immer noch zu schwach war, um den türkischen Truppenmassen auf allen Punkten die Stirn bieten zu können, fand es für zweckmäßig, den Feind im Irrthum über seine (Omers) Pläne zu halten.

Diese Pläne liefen dahin aus, der Feinde Aufmerksamkeit von seinem beabsichtigten Unternehmen, Kalafat zum Brückenkopfe Widdins zu machen, auf andere Punkte zu leiten. So erfolgte der Angriff der Türken auf die russische Donauflottille bei Isaktscha am 23. Octbr. Wenn auch dieser Angriff in sofern keinen Erfolg hatte, als die russische Flottille nicht gehindert werden konnte, Munition und Proviant nach Galacz zu bringen, so waren die Russen doch auf diesem von Widdin so weit entfernten Punkte bedeutend alarmirt und ihr Augenmerk dahin gerichtet. Am 25. Octbr. machten die Türken und diesmal zwar in größeren Massen, den Versuch von Widden aus die Donau zu überschreiten. Es gelang, die russischen Vorposten wurden zurückgeworfen und Kalafat besetzt. In größter Eile wurde dies walachische Dorf durch Anlage von Verschanzungen befestigt und später durch die umfassendsten Befestigungsarbeiten in einen Brückenkopf umgeschaffen. Fürst Gortschakoff gelangte zu der Ueberzeugung, daß seine Streitkräfte nicht zur Genüge hinreichten, um einem Feinde, dessen Heer reich an militairisch erfahrenen Führern sei, mit Erfolg bekämpfen zu können. Deshalb erließ er Befehl an das 3te Infanterie-Corps Osten-Sacken, dessen meiste Truppentheile in Bessarabien standen und an das 5te Infanterie-Corps des General Lüders, dessen Hauptheile in der Ukranie cantonnirten, in die Fürstenthümer sofort einzurücken, indem er zugleich die Letzteren laut Bekanntmachung vom 26. Octbr. in Belagerungszustand erklärte.

Omer hielt seinen Plan fest, den Feind an der ganzen Donaulinie so viel als möglich zu beschäftigen, damit derselbe gehindert würde, die Befestigungsarbeiten Kalafats durch Angriffe schnell herbeigezogener Truppenmassen zu stören. Während er Befehl ertheilte, daß bei Nicopoli türkische Truppenabtheilungen übersetzen, Turnu und Giurgewo recognosciren und desgleichen andere Abtheilungen die zwischen Hirsowa und Kalarasch befindlichen Donauinseln besetzen sollten, was auch pünktlich ausgeführt wurde, verließ er selber am 27. Octbr. mit 7 Bataillonen, 1 Batterie und 2 Schadronen unter Selim-Paschas Commando sein Hauptquartier Schumla und erreichte am 30. Octbr. den Ort Belislar bei Turtukai. Die Besetzung der letztern Festung betrug unter dem Commando Mustapha-Pascha gegen 4000 Mann. Hier sollte ein Streich gegen die Russen ausgeführt werden, der besonders nöthig war, da Fürst Gortschakoff durch Truppenmassen seinen rechten Flügel verstärkte, um mit Nachdruck gegen Kalafat-Widdin operiren zu können.

Turtukai gegenüber liegt wie schon erwähnt, das walachische Dorf Oltenitza. Zwischen beiden Orten befindet sich eine Insel, um deren Besitz schon in den letzteren Tagen des Octobers kleine, jedoch bedeutungslose Kämpfe zwischen Russen und Türken sich ereignet hatten. Omer-Pascha befahl Selim-Pascha unter Unterstützung Mustapha-Paschas und einen Theil dessen Festungstruppen den Flußübergang zu forciren. Während am rechten Ufer Batterien aufgestellt wurden, um von hier das Vorgehen, so wie das Festsetzen der türkischen Truppen am jenseitigen Ufer zu schützen, bemächtigte man sich unter dem Deckmantel eines dichten Herbstnebels am 1. Novbr. der Insel, auf der man Batterien errichtete, acht Kanonenboote deckten am andern Tage den Uebergang von 3 Bataillonen, 120 Pferden und 6 Kanonen. Man erreichte wieder vom Nebel begünstigt unbemerkt das jenseitige Ufer und nahm hier, nachdem man auch den Fluß Argis passirt hatte, am Einflusse desselben in die Donau auf dessen linkem Ufer Stellung. Hier befindet sich das alte Quarantaine-Gebäude, welches man sofort befestigte. Alles war glücklich von Statten gegangen, der dichte Nebel ein wackerer Beschützer gewesen.

Die Russen waren nicht wenig überrascht,

plötzlich die Feinde neben sich zu sehen, Eilboten flogen sogleich an den Fürsten Gortschakoff, um ihn davon in Kenntniß zu setzen, denn man nahm an, daß die nur 8 Meilen zwischen Oltenitza und Bukarest betragende Entfernung Omer-Pascha zu den Entschluß bewogen haben könne, hier den Uebergang zu forciren, um direct nach der walachischen Hauptstadt vorzudringen. Der 4. Novbr. sah einen furchtbaren Kampf. Die Russen, 8000 Mann, begonnen in der sichern Ueberzeugung, die Türken in die Donau zu sprengen, das Gefecht, General Pawlof commandirte sie. Seine Infanterie, von 20 Geschützen und 3 Regimentern Cavallerie unterstützt, formirte sich in 5 Colonnen, die Cavallerie folgte auf beiden Flügeln. Vom rechten Ufer der Donau war dieser ganze Kampf zu übersehen und Omer-Pascha hatte daselbst Posto gefaßt, während General Dannenberg, der Commandeur des 4ten russischen Armeecorps, mit seinem Generalstabe auf einer kleinen Anhöhe unweit Oltenitza stand und die Operationen leitete.

Die russischen Geschütze arbeiteten vortrefflich, sie waren kunstgerecht aufgestellt und ihre Granaten platzten wunderschön, wie der Bericht eines Augenzeugen vom rechten Donauufer lautete. Dreimal gelang es den Russen, türkische Pulverkarren in die Luft zu sprengen und die Tunnels, welche die russischen Kanonenkugeln in die türkischen Verschanzungen bohrten, waren von bedeutender Länge. Aber auch das türkische Geschütz brüllte wacker in den Mordlärm der Schlachtscene hinein. Sie hatten blos 9 Kanonen in der Schanze, aber die Batterie auf dem östlichen Ende der Insel und die auf dem rechten Donauufer halfen. Fast hätte man voraussagen können, die Türken würden, nach altem Sprichworte, die Gemachten sein, denn es hätte nur von russischer Seite des Vorgehens auf dem rechten Ufer des Argisflusses bedurft, so wären sie ohne Weiteres genöthigt worden, ihre Stellung zu verlassen und so schnell als möglich den Rückweg anzutreten. Indeß die russischen Generale ließen diese so einfache und sichere von der schlagendsten Wirkung begleitete Maaßregel gegen den Feind außer Acht.

Die Türken fochten hier ganz nach ihrer Art, d. h. sie ließen den Feind so nahe heranrücken, bis sie gewiß waren, ihn mit Gewalt niederschmettern zu können. Die Russen sahen sich mit dem furchtbarsten Feuer empfangen, das sie reihenweise zu Boden riß. Massenweise lagerten die Todten auf dem Platze. Mit der alten Kaltblütigkeit ging die russische Infanterie aus dem ihr so verderblich gewordenen Bereich der türkischen Kugeln zurück. Fast alle ihre Bataillonschefs waren verwundet. Ein zweiter Angriff der durch die Reserven ergänzten russischen Truppen hatten keinen bessern Erfolg, denn nun spielten die türkischen Batterien von der Insel und dem rechten Donauufer ein grauenvolles Lied dazu.

Die Donau ist bei Turtukai nur 260 Klaftern breit und die Geschütze der Festung und aus dem Kanonenschaluppen sandten ihre Kugeln über die Köpfe der Türken weg, die sich hinter das Quarantaine-Gebäude, die Redoute, zurückgezogen hatten, und schmetterten in den russischen Reihen nieder, denen unter solchen Umständen nichts übrig blieb, als eiliger Rückzug. Das Treffen war für sie verloren. Erst um 5 Uhr Abends hörte das türkische Feuer auf und die Türken stimmten ihr Siegesgeschrei an: Allah! Allah! und die Russen schafften ihre Todten nun vom Platze, sie hatten deren 1500 und 400 Verwundete. Die Gesammtzahl der Türken auf dem linken Donauufer betrug nicht mehr als 4000 Mann, von denen fast kein Einziger hätte entkommen können, wenn die russischen Generale eine Umgehung der noch unvollendeten befestigten Stellung derselben angeordnet hätten, denn an beiden Flügeln war die türkische Redoute völlig offen und konnte leicht in ihrer linken Flanke umgangen werden.

Am 13. Novbr. gab Omer-Pascha den Befehl zum Rückzug auf das rechte Donauufer und ließ die Verschanzungen bei Oltenitza in die Luft sprengen. Er hatte seinen Zweck erreicht. Die Nachricht von dem Kampfe bei

Oltenitza hatte den Fürsten Gortschakoff auf die allerdings sehr nahe liegende Vermuthung geleitet, daß Omer von Oltenitza aus direkt auf Bukarest marschiren wolle, weshalb, um ihn in den Weg zu treten, der Fürst eine Schlachtstellung auf dem Wege zwischen Oltenitza und Bukarest einnahm, wozu er die dem rechten Flügel zur Unterstützung gesendeten Truppen des Centrums wieder zurückrufen ließ. Dadurch war also die Aufmerksamkeit der Russen von Kalafat abgezogen und die Befestigungsarbeiten daselbst konnten einen raschen Fortgang nehmen.

Der Herbst, welcher jetzt in rauhen Stürmen, kalten Regen- und Schneewettern die Donaufürstenthümer heimsuchte, beschränkte beide Armeen auf Recognoscirungen und unbedeutende Vorpostengefechte, zu denen die Scharmützel um Giurgewo und die Zusammenstöße bei Matschin und Braila zu rechnen sind. Das Wetter ward so schlecht und die Wege so grundlos, daß Truppenbewegungen in Masse zu den Unmöglichkeiten gehörten, weshalb auch das Eintreffen der erwarteten russischen Verstärkungen sich außerordentlich verzögerte. Die gewöhnlichen Begleiter der Armeen bei solchen Anstrengungen bleiben für die Russen nicht aus. Krankheiten aller Art, vorzüglich Ruhr, Typhus und der Hospitalbrand wurden epidemisch und lichteten die russischen Colonnen. So herrschten also in den Wintermonaten mit nur wenigen Unterbrechungen Waffenruhe.

Während in beiden Hauptquartieren, im russischen wie im türkischen, diese Ruhe aufs Eifrigste benutzt wurde, um Alles für den Beginn des folgenden Feldzugs vorzubereiten, wuchsen die Befestigungen von Kalafat gleichsam aus der Erde heraus. Dies war der einzige Punkt auf der ganzen Donaulinie, wo es trotz allem Unwetter doch immer noch Reibungen zwischen den beiderseitigen Truppen kam; aber der rastlose Eifer, mit dem die Türken diesen Bau betrieben, erhoben Kalafat in Kurzem zu einem der furchtbarsten Brückenköpfe.

Dem Urtheile aller Sachverständigen zufolge haben die Türken in den Befestigungswerken Kalafats ein Meisterstück der Kriegsbaukunst hergestellt. Halbmondsförmig dehnen sich die Verschanzungen in einer Länge von etwa 6000 Schritt aus und an jedem Ende derselben befindet sich an der Donau ein Fort. Dem Feinde gegenüber bilden diese Verschanzungen vorspringende Winkel und sind von 600 zu 600 Schritt durch Bastionen befestigt, die mit schweren Geschützen besetzt, trefflich gebaut und im Stande sind, der feindlichen Artillerie starken Widerstand zu leisten. Die Verschanzungen selbst sind nicht hoch und gleichen den Trancheern, die man bei Belagerungsarbeiten zieht. Außer diesen Werken haben die Türken noch eine innere Fortification von vier Redouten, die eine Stellung für die Reserve bietet, falls die erste Fortificationslinie erstürmt sein sollte. Rechts und auf die erste Vertheidigungsfront zu befindet sich eine Redoute, welche auf einer Anhöhe liegt und dergestalt erbaut ist, daß sie eine Angriffscolonne von der Seite aus bestreicht. Im Rücken und auch rechts hin liegt die Brücke, welche durch einen Brückenkopf geschützt wird. Der Arm der Donau ist hier 120 Meter breit. Auf der Insel befinden sich 4 Batterien, jede mit 4 bis 5 Geschützen, von schwerem Kaliber bestehend, deren Feuer bis zu den Verschanzungen reicht, wenn gleich dies mit Schwierigkeit verbunden ist, indem das Terrain vom Ufer an etwas aufsteigend ist. Eine Reihe kleiner Erhöhungen durchschneiden die Verschanzungen, einen rechten Winkel mit der Donau bildend, während zwischen ihnen sich kleine Senkungen befinden. Dies hat einen Vortheil, aber auch einen großen Nachtheil. Der Erstere besteht darin, daß der Feind die Werke nicht in der Fronte angreifen kann; der Andere, der Nachtheil nämlich, verschafft dem Feinde die Möglichkeit, in das Innere der türkischen Befestigungen hineinzublicken und die darin vorgenommenen Operationen beobachten zu können und was den Uebelstand noch mehrt, er kann sich an manchen Punkten, durch die Höhungen gedeckt, oft nicht weiter als in einer Entfernung von 500 Schritt, zum Angriff formiren. Diese Nachtheile entspringen jedoch le-

lediglich aus dem Terrain selbst, man hätte die kleinen Hügel abtragen müssen und welcher Zeitaufwand, wenn dies wirklich möglich gewesen wäre, würde dazu erforderlich gewesen sein. Man mußte also das Terrain benutzen, so gut es sich gab.

Die Garnison der Verschanzungen war in colossalen Erdhütten untergebracht und zählte 32 Bataillone mit 47 Belagerungs- und 52 Feldgeschützen, welche jeden Augenblick, wenn es nöthig war, von Widdin her, wo 50,000 Mann stehen, verstärkt werden konnte. Außer den Reibungen, die sich zwischen beiden feindlichen Parteien täglich ereigneten, kam bis zum Ende des Jahres 1853 nichts Ernstliches hier vor, der Winter nöthigte die Russen zur Waffenruhe und die Türken behielten somit Zeit, Kalafat aufs Vollständigste zu armiren. Sie wurden von tüchtigen Männern commandirt. Als Chef befehligte Achmet-Pascha, ein kenntnißreicher und zugleich menschenfreundlicher Mann, der in Wien unter dem Feldmarschall-Lieutenant von Hauslab seine Bildung erhielt und 7 Jahre daselbst verweilte. Er spricht vollkommen deutsch. Unter ihn standen die Feriks (Generallieutenants) Selim-Pascha und Mustapha-Pascha und die drei Infanteriebrigadiere Mehemet, Suleimann und Osman-Pascha. Ein anderer Osman-Pascha leitete die Artillerie.

Aber nicht die Donaufürstenthümer allein waren der Schauplatz für die Kämpfe zwischen Russen und Türken, auch Kleinasien sah harte Zusammenstöße beider feindlichen Parteien. Man darf nicht übersehen, daß die Türken hier auf einem Terrain kämpfen, wo sie viele natürlich ihnen verbündete Völkerstämme als Beistand gegen die Russen haben und daß von türkischer Seite nichts unterlassen wurde, um diese Verbündeten zum Aufstand gegen die Russen aufzustacheln, sie mit Waffensendungen zu unterstützen, versteht sich von selbst. Für die Russen ist Kleinasien stets der Schauplatz des Kampfes auf Leben oder Tod. Der Kaukasus besonders ist für viele Tausende von ihnen schon zum Grabe geworden und wird immer ein solches für sie sein, wenn nicht das Kriegsglück sie besonders begünstigt.

Unter Kleinasien oder Natolien versteht man die schöne 8000 Quadratmeilen mit 4 oder 5 Millionen Einwohner bevölkerte Halbinsel, welche sich vom Euphrat bis an das griechische Meer (ägäische) und an das Marmorameer, Konstantinopel gegenüber ausdehnt. Kleinasien bildet somit das Küstenland der (von Konstantinopel aus genommen) rechten Seite des schwarzen Meeres, auch werden die griechischen Inseln Mitylene oder Lesbos, Chios, Rhodus und Cypern dazu gerechnet. Kleinasien ist der rechte Boden für die Erinnerungen aus der Vorzeit. Es ist die Heimath der trojanischen Heldensage und der Sitz griechischer Cultur früherer Jahrhunderte. Um den Besitz dieses nach allen Richtungen hin schönen fruchtbaren Landes kämpften die mächtigsten Eroberer und die berühmtesten Völker drei Jahrtausende hindurch. Während dieses langen Zeitraumes hindurch entstanden und versanken in diesem Lande mächtige Staaten, prachtvolle Städte. Hier erkämpften die Römer die Herrschaft über die damals bekannte civilisirte Welt von 89 bis 25 Jahr vor Christi Geburt. Bis auf das 13. Jahrhundert nach Christi Geburt war Kleinasien, auf dessen Erde so furchtbare Kämpfe ausgefochten worden waren, immer noch der Sitz der Civilisation, da aber kamen die türkischen Völkerstämme und eroberten es.

Unter türkischem Despotismus verödete das Land, ein Riesenwerk der Cultur fiel nach dem andern in Trümmer. Jetzt ist Kleinasien, das auch die Levante heißt, der Sitz einer Menge wild untereinander gemischter Völker- und Hordenstämme, nur Ruinen bezeugen noch, von welcher Pracht und Reichthum die Städte daselbst waren. Die meisten großen Denkmale der Vorzeit sind verschwunden; nur die Natur mit ihrem Segen ist dem schönen Lande treu geblieben. Die fruchtbaren Ebenen bringen alle nur denkbaren Obstarten hervor, von Kleinasien kam dieser liebliche Segen zu uns nach Europa. Hier wird der trefflichste Wein, der beste Tabak im türkischen Reiche gebaut. Die Gebirge sind voll

herrlicher Wälder, die Viehzucht wird durch die üppigsten Wiesen begünstigt, der Reichthum des Landes hinsichtlich der Viehzucht besteht in kräftigem Hornvieh, trefflichen Pferden, der Angoraziege und der Schafrace mit den Fettschwänzen, Geflügel, Wild, Fischerei, Seidenzucht. Der Getreidebau ist der Lohnendste, den man sich denken kann. Die Schätze des Mineralreiches sind wenig aufgesucht, nur bei Tokat giebt es Kupfer- und Bleigruben, der Meerschaum zu Pfeifenköpfen ist ein wichtiger Erwerbzweig.

In den Städten giebt es Industriezweige, welche besonders in dieser oder jener Stadt einen besondern Ruhm erlangt haben, so z. B. die Leinwebereien zu Trapezunt, die Seidengewebe und Teppiche von Bursa, die Lederfabriken von Konia. Auch die Camelotten und Shawls von Angorawolle, das Opium u. s. w. kommen aus Kleinasien. Im Alterthum besaß das Land viele treffliche Häfen, jetzt sind sie zum Theil versandet oder in Wiesen und Sumpf verwandelt. Die Vorzeit Kleinasiens war glänzend, die Jetztzeit trägt die Folgen des fluchwürdigsten Despotismus. Die vorzüglichste und reichste Handelsstadt Kleinasiens ist Smyrna, bei den Türken Izmir genannt.

Um den Krieg auf dem asiatischen Schauplatz mit Nachdruck gegen Rußland zu führen, ist es für die Türken die erste Aufgabe, die Bergvölker des Kaukasus in ihren unablässigen Kämpfen gegen die Russen mit allen Kräften zu unterstützen. Für die Russen ist der Kaukasus ein immerwährender Aderlaß und da das Kriegführen in diesem Lande, das von der Natur schon zur Festung geschaffen ist, von unendlichen Schwierigkeiten gehemmt wird, auf die Treue der jeweilig sich den Russen, wenn diese grade im Siege sind, unterwerfenden, bei nächster Gelegenheit aber wieder abfallender Stämme, ganz und gar nicht zu rechnen ist, so haben sie sich genöthigt gesehen, eine ganz eigenthümliche Weise des Eroberungs- und Vertheidigungskrieges aufzunehmen.

Eine Unzahl kleinerer und größerer festen Plätze bedecken das ganze Land und dienen theils zur Trennung der benachbarten Volksstämme untereinander und vom Meere, theils zur Sicherung von Militairstraßen, welche mitten durch feindliches Gebiet führen oder auch als Ausgangspunkte kriegerischer Operationen gegen nicht unterjochte Stämme.

Die Völker des Kaukasus sind im vollsten Sinne des Wortes Krieger, durchdrungen von der glühendsten Freiheitsliebe. Wären sie untereinander einig, das heißt, befehdeten sie sich selber nicht gegenseitig, würde Rußland keinen Fuß breit Raum im Kaukasus erobert haben. Nur einem ihrer Fürsten ist es bis jetzt annährend gelungen, eine Vereinigung herbeizuführen, nämlich dem thatkräftigen Schamyl. Die Türken können stets versichert sein, Bundesgenossen an den Kaukasiern zu haben, wenn es gilt, gegen deren alten Feind, die Russen zu kämpfen.

Der Kaukasus ist ein Alpengebirge in Asien, welches die 6000 Quadratmeilen große Landenge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere (welches Letztere eigentlich nur ein großer Binnensee von 165 Meilen Länge und 25 bis 60 Meilen Breite ist) einnimmt und eine Länge von 150 Meilen und eine Breite zwischen 20 und 40 Meilen hat. Es ist in der That ein bedeutendes Alpenland, Bergströme, Abgründe, Lavinenstürze machen dasselbe sehr unzugänglich. Der Elbrus ist der höchste Berg, 16,000 Fuß über Meeresspiegel, an Gletschern fehlt es bei so hohen Gebirgen natürlich nicht. Fast alle auf dem Kaukasus entspringenden Flüsse nehmen ihren Lauf östlich in das kaspische, oder westlich in das schwarze Meer. Das Hauptgebirge ist wie sich bei solcher Höhe von selber versteht, unfruchtbar, die südlichen Abhänge desselben jedoch, wo das Land mit Bächen, Wäldern, Frucht- und Weingärten, Kornfeldern und der üppigsten Wiesen abwechselt, sind ein Paradies des Ueberflusses. Hier kommen der Weinstock, Obstbäume, selbst süße eßbare Kastanien und Feigen ohne alle Pflege fort. Getreide aller Art, Reis, Baumwolle, Hanf gedeihen hier vorzüglich und wäre das Land nicht so unsicher vor den räuberischen Einfällen der

Gebirgsvölker, würde der Bewohner dieser fruchtreichen Gegenden fleißiger im Anbau sein; da er jedoch nicht weiß, ob er der Herr seiner Ernte sein wird oder nicht, giebt er sich auch keine Mühe, der Natur mehr abzugewinnen, als er grade zum Leben braucht. Mineralwässer giebt es im Kaukasus reichlich, vorzüglich sind die heißen Quellen berühmt.

Die Bewohner dieses eben so gewaltigen, als wunderbaren Alpenlandes stellen eine wahrhafte Musterkarte von kleinen Völkerschaften vor. Es giebt daselbst Georgier, Abchasen, Lesghier, Osseten, Tscherkessen, Taschkenter, Khisten, Tschetschenzen, Inguschen, Kharabulaken, Tataren, Armenier, Juden, ja in einigen Gegenden auch als Nomaden herumziehende Araber. Die meisten dieser Völker sind Mohamedaner, andere armenische oder griechische Christen, mehrere sogar noch Fetischanbeter (die einen natürlichen oder künstlich gemachten Gegenstand, einen Götzen, verehren).

Die Tscherkessen und Georgier sind der schönste Menschenstamm der Welt, wie auch die übrigen Völkerstämme des Kaukasus sich durch eine schöne, regelmäßige und dauerhafte Körperbildung auszeichnen. Die sämmtliche Bevölkerung dieses Alpenlandes beträgt noch nicht eine Million Seelen und steht theils unter kleinen Fürsten, von denen einige nur die Herren einiger Dörfer oder Auls sind, theils unter Aeltesten. Als die räuberischsten dieser Stämme sind besonders die Lesghier und Laster zu erwähnen. Obgleich ihr Land fruchtbar ist, so leiden sie doch Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen, da sie lieber der Wegelagerung und den Ueberfällen in die Gebiete ihrer Nachbarn sich ergeben, als Feldbauen. Die Weiber sind allein die Arbeitenden, sie verfertigen aus der zarten feinhaarigen Schafwolle Decken, Mäntel und Tuche, die Männer leben nur der Jagd und dem Kriege, und schaffen auf diese Weise die übrigen nöthigen Bedürfnisse für die Wirthschaft herbei. Fast sämmtliche Völkerstämme sind durch Tapferkeit berühmt.

Gastfreundlichkeit ist eine Hauptugend der Kaukasier. Wer einen Kunak, d. i. einen Gastfreund gefunden, der kann sicher das ganze Land durchreisen, jeder Eingeborne hält sich für verpflichtet, ihn zu schützen mit Blut und Leben, ihn bei sich aufzunehmen und zu pflegen, wie den eigenen Bruder. Aber auch eine böse Sitte ist unter ihnen heimisch, die Blutrache nämlich. Hat Einer einen Mord vollbracht, so fühlen sich sämmtliche Mitglieder der Familie des Getödteten verbunden, die Familie des Mörders bis auf den letzten Sprößling zu vernichten. Diese Rache dauert unter den Familien oft über hundert Jahre und endet mit der Vertilgung der einen oder der andern. Erst in neuerer Zeit hat Schamyl es so weit gebracht, daß man auf andere Weise sich gegenseitig aussöhnt. Die Kaukasier verkaufen ihre Töchter (die Armen nämlich) in der Regel nach der Türkei, womit, da diese Mädchen sehr schön von Gestalt und Gesicht, auch nicht ohne Geist sind, sie ein gutes Geschäft machen. Aber auch die Verkauften, welche oft in ganzen Schiffsladungen über Wasser auf die Märkte gebracht werden, machen gewöhnlich ein gutes Geschäft. Zu Hause verlassen sie nichts, als Entbehrungen, in den Harems reicher türkischer Herren mangelt ihnen nichts. Es ist keineswegs eine Seltenheit, daß die kaukasischen Sklavinnen ihre Herren zu Sklaven zu machen wissen und nach deren Tode als reiche selbstständige Wittwen in ihre Heimath zurückkehren.

Kaukasische Provinzen nennt man alle zu Rußland gehörenden Länder, welche auf und an den Kaukasus liegen. Sie sind in 7 Provinzen eingetheilt, die einen Flächenraum von 6030 Quadrat-Meilen mit 2 Millionen 100,000 Einwohner haben. Die Namen dieser russischen Provinzen sind 1) Georgien (auch Grusien genannt) mit der Hauptstadt Tiflis; 2) Imereti mit der Hauptstadt Kotalis; 3) Tscherkessien oder Cirkassien; 4) Daghestan mit der Stadt Derbend; 5) Kaukasien (an der Nordseite des Kaukasus) mit 22 Festungen zum Schutze gegen die wilden Gebirgsvölker. Die Hauptstadt ist Staworopol; 6) Schirwan mit der Haupt-

stadt Baku am kaspischen Meere; 7) Armenien (auch Eriwan genannt) seit 1828 erst von Persien an Rußland abgetreten, während die andern genannten 6 Provinzen schon 1813 zu Rußland kamen.

Es lohnt sich also der Mühe für die Türkei, die Russen aus diesen wahrlich nicht unbedeutenden Besitzungen zu verdrängen, zumal dieselben gefährliche Nachbarn sind, deren Lust um sich zu greifen, von alter Zeit her ihnen bekannt ist. Da nach dem Vertrage der Großmächte von 1841 die Pforte nur erst, wenn sie sich im Kriege befindet, das Recht hat, Kriegsschiffe fremder ihr befreundeter und verbündeter Nationen durch die Dardanellenstraße und den Bosporus in das schwarze Meer einlaufen zu lassen, so war Rußland im weitesten Sinne des Wortes, bezüglich seiner Flottenmacht, gegen welche die türkische allerdings unbedeutend ist, Herr des genannten Meers und hatte mittels der gänzlich freien Gebahrung auf demselben auch das unbeschränkteste Mittel in der Hand, die vorstehend benannten Provinzen durch Festungen am Meere kräftig zu beherrschen.

Wie schon erwähnt finden die Türken an den Bergvölkern des Kaukasus, ohne erst ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen abschließen zu müssen, jederzeit, wenn der Kampf Rußland gilt, bereitwillige Theilnehmer. Ehe noch vom Sultan der Krieg gegen Rußland erklärt wurde, gelang es den Türken die Bergvölker des zwischen Anapa und Gagra liegenden Küstenreiches zum Aufstand gegen die Russen aufzustacheln und sie thatsächlich durch Zuführung von Waffen und Munition zu unterstützen. Im August 1853 erhoben sich einzelne Stämme der Gebirgsbevölkerung, die Nabukhadscher und Schapsuchen griffen 8000 Mann stark die Besatzung des kleinen Forts Gostagai oder Sudschuk-Kale an, wurden jedoch kräftig zurückgeschlagen. Die russische Garnison zu Ghelendschick und Tenginsk erfuhren Angriffe der Tscherkessen, welche jedoch mit derselben Tapferkeit zurückgeschlagen wurden.

Selbst Schamyl, der von seinen Bergen niedergestiegen, am 7. Septbr. gegen Zatakal vorrückte, hatte keinen bessern Erfolg erzielt, er mußte sich zurückziehen, warf sich aber sogleich wieder auf das Messeldagher Gebirge und zwar auf das daselbst erst neu errichtete russische Fort Messeldagh. Die durch den Fürsten Argutinsky-Dolgoruky schnell aus Daghestan herbeigeführten Reserven vereitelten Schamyls Eroberungsplan. Das war das Vorspiel; die Türken ließen, nachdem der Sultan den Krieg erklärt hatte, nicht lange auf sich warten und am 27. Octbr. überfielen sie von Batum, ihrer kleinasiatischen Grenzfestung, aus, das russische Grenzfort St. Nicolai oder Schefketil, dessen Besatzung sich verzweifelt wehrte, doch zuletzt dem Anstürmen der Türken unterlag.

Das war das Signal zu dem in jenen asiatischen Gegenden entbrennenden Kriegen zwischen Russen und Türken. Die dadurch hervorgerufene kriegerische Stimmung der Bergvölker nöthigte den russischen Statthalter in Kaukasien, Fürsten Woronzoff, nicht nur die umfassendsten Vertheidigungsmaaßregeln zu treffen, sondern auch eiligst Verstärkungen herbeizurufen, zu welchem Zwecke die 15te Infanteriedivision des Lüdersschen Armeecorps, die bis jetzt in der Krim gestanden, sogleich zu Schiffe über das schwarze Meer dem Fürsten zu Hilfe eilte. Von russischer Seite wurden nun 3 Heersäulen gebildet. Die erste, befehligt durch Fürst Woronzoff selbst, die zweite vom Generallieutenant Andronikoff, die dritte vom Generalmajor Fürsten Gagarin, welche als Reservecorps diente.

Die türkische Armee, unter dem Oberbefehl Achmet-Paschas, war gleichfalls in 3 Colonnen abgetheilt. Die erste von Abdi-Pascha commandirt, stand zu Kars, also 8 Meilen von dem zu Alerandropol stehenden Woronzoffschen Corps entfernt, und zählte 20,000 Mann regulärer Infanterie, 4000 Mann reguläre Reiterei und 12,000 Kurden, nebst 45 Geschützen; die zweite Colonne von ohngefähr 18,000 Mann und 15 Geschützen unter Leitung Ali-Paschas hielt die Umgegend bei Ardaghan besetzt; die dritte Colonne von 10,000 Mann regulärer Truppen

stand bei Bojazed. Die russische Armee war schwächer, hatte aber dagegen den Vortheil auf ihrer Seite, daß sie von der Flotte im schwarzen Meere unterstützt werden konnte. In den ersten Tagen des Novembers überschritt Abdi-Paschas Colonne den Arpatschai, rückte in das russische Armenien vor und nahm Stellung. Den 14. November erfolgte der erste Angriff von Seite der Russen unter Commando des Generalmajors Orbeliani mit 7 Bataillonen. Ihm kam der General Fürst Bebutoff mit 3 Bataillonen zu Hilfe. Die Türken zogen sich über den Arpatschai zurück, gingen aber am 26. November wieder auf Bajandur vor, wo sie sich verschanzten. Kaum erschien Bebutoff, so zogen sie sich schnell auf Kars zurück. Als Bebutoff erfuhr, daß die Türken bei Basch Kadyk-Kar Stellung genommen, faßte er auch sogleich den Entschluß, sie zum Kampfe zu zwingen, obwohl er nur 7000 Mann Infanterie, 2800 Reiter und 32 Geschütze hatte. Dem Entschlusse folgte die That und der glänzendste Sieg, in dessen Folge sich mehrere türkische Distrikte unter russischen Schutz stellten. Das ganze türkische Lager nebst 24 Geschützen, 1 Fahne und 10 Standarten fielen in die Hände der Russen. Die Türken hatten 1500 Todte. Das war für die türkischen Operationen ein sehr schlechter Anfang. Man darf indeß nicht übersehen, daß Bebutoffs Colonne aus den kampfgeübtesten Soldaten des Kaukasus bestand, während bei den Türken dies gar nicht der Fall war. Auf dem Rückzuge des so stark geschlagenen türkischen Corps löste sich dies fast auf, indem 8000 Freiwillige gradewegs die Reihen verließen. Die Russen zogen sich nach diesem Siege nach Gumri zurück. Der Colonne Abdi-Paschas war somit jede weitere offensive Bewegung gegen den Feind abgeschnitten.

Der zweiten von Ali-Pascha geführten Colonne, die in Mitte November die Provinz Achalzik überfiel, rückte der General Andronikoff mit seinem Corps von Kutais her entgegen. Am 24. November zog dies Andronikoff'sche Corps in die Festung Achalzik ein, von der nur 1½ Meilen entfernt die Türken Stellung genommen und zwar eine Stellung, die theils durch die Steilheit des rechten Poskhowtschai-Ufers, theils durch gute Verschanzungen eine starke zu nennen war. Am 26. November begann die Schlacht. Die Russen zeichneten sich hier durch Kühnheit und Bravour aus. Mitten im feindlichen Feuer erkletterten sie die steilen Thalränder des Flusses, die Türken kämpften desgleichen mit größter Tapferkeit; aber das Schicksal der ersten Colonnen traf auch sie, die Schlacht ging jedoch, wenn auch nicht so ruhmlos wie für jene, für sie verloren. Den Russen fielen 14 Geschütze, 2 Artillerieparks, 5 Fahnen, 18 Standarten in die Hände, indeß die große Erschöpfung seiner Truppen nach dieser Blutarbeit erlaubte dem General Andronikoff nicht, die Vortheile des schwererrungenen Sieges — der Verlust an Menschen wird auf beiden Seiten ziemlich gleich gewesen sein — auf feindlichem Gebiete zu verfolgen.

Die dritte Colonne, welche auf der Linie Bojazid-Eriwan agirte und größtentheils aus Kurden bestand, sah sich in Folge der beiden Colonnen beigebrachten Niederlagen, nachdem sie einige kleine Scharmützel bestanden und einige Ortschaften der Provinz Eriwan niedergebrannt hatte, gezwungen, von selbst das russische Gebiet zu räumen.

Der Feldzug war nun für das Jahr 1853 geendet, das türkisch-asiatische Armeecorps löste sich völlig auf. Die einzige Trophäe, die die Türken aus diesem unrühmlichen Kriegeszuge behielten, war das eroberte russische Fort St. Nikolai oder Scheffetil, das sie stark befestigten. Durch die französische und englische Schutzflotten, welche nun das schwarze Meer befuhren, ward jedoch der russischen Flotte die Lust benommen, auf kriegerische Operationen sich einzulassen und ihre kaukasischen Festungen durch Verproviantirung von der See aus zu unterstützen. Das kaukasisch-russische Corps nimmt eine sehr gefährliche Stellung ein. Es muß nicht allein der türkischen Grenze und dem Küstenstriche von Batum aus die Stirne bieten, son-

dern auch gegen die Angriffe der Bergvölker auf der Linie von Mosdok Tiflis gerüstet sein.

Der Winter, dieser tärbeißige Gesell, welcher aber unter der rauhen unfreundlichen Außenseite das friedlichste Herz von der Welt trägt, breitete seine Stürme und Schneeflocken als Friedensmantel über den Schauplatz der Kämpfe, vollkommene Waffenruhe trat ein, während der man auf beiden Seiten, das heißt, bei beiden Armeen sehr thätig war, die Lücken, welche der Feldzug gemacht hatte, auszufüllen. Daß Achmet-Pascha, welcher so wenig seiner hohen Stellung als Commandant en chef entsprochen hatte, in dieser nicht belassen werden konnte, war natürlich. An seine Stelle ward Zarif-Pascha zum Commandanten en chef der asiatisch-türkischen Armee ernannt. Dieser neue Oberbefehlshaber, früher Generalgouverneur von Erzerum, hatte die unglückliche Schlacht der ersten Colonne unter Abdi-Pascha bei Basch-Kadyk-Kar, oder wie sie auch als die Schlacht bei Ugußli bezeichnet wird, mitgemacht und die Fehler des Commandirenden gerügt. Sehen wir im Verlaufe des Feldzuges von 1854, ob er glücklicher war, als sein Vorgänger.

Ehe das Jahr 1853 noch zu Ende ging, geschah ein Ereigniß, welches die ganze Welt in Staunen versetzte und wesentlich dazu beitrug, die Flammen des bereits ausgebrochenen Krieges zu schüren: Die Verbrennung eines Theils der türkischen Flotte in dem kleinasiatischen Hafen von Sinope am 30. November. Mit der Schilderung dieses Ereignisses schließen wir dies Kapitel.

Das schwarze Meer, in diesem Kriege so viel genannt, in der Vorzeit unter dem Namen: Pontus Euxinus bekannt, ist 10,765 Quadratmeilen groß. Der einzige Kriegshafen, den es besitzt, ist Sebastopol in der Krim. Das asowsche Meer, mit dem das schwarze durch die Wasserenge von Kertsch zusammenhängt, ist gegen das Letztere nur wie ein großer Sumpf zu betrachten. Längs der westlichen (europäischen) Küste sind die Ufer flach, die Häfen von Varna, Burgas, Baltschik sind weniger Häfen als offene Rheden; südwärts jedoch an der kleinasiatischen Seite, wo Sinope, Sansun, Trapezunt (Trebisonde) liegen, ist das Meeresufer steil, mit Wäldern des prächtigsten Schiffbauholzes bedeckt, der einzige Ausgang des schwarzen Meeres, der Bosporus, ist bis zum goldenen Horn (ein vorspringender Fels) reich an schönen, sichern Häfen. Die Schifffahrt auf diesem Meere ist nicht ohne Gefahr, weil die Winde daselbst höchst veränderlich sind und es als Seltenheit zu betrachten ist, wenn der Wind im Verlaufe zweier Tage aus ein und derselben Richtung weht. Durch diesen immerwährenden Windwechsel wird natürlich das Meer in steter heftiger Bewegung gehalten. Ein noch schlimmerer Uebelstand für die Schifffahrt ist der dichte Nebel, der zuweilen die Wasserfläche bedeckt und es ganz unmöglich macht, 100 Schritte weit zu sehen. Folge dieser Uebelstände ist zahlreicher Schiffbruch und da die Wassermenge dem einzigen Ausgange dem Bosporus zurauscht, so sind dessen schöne Ufer das ganze Jahr hindurch mit Schiffbruchtrümmern und Leichen bedeckt, die der Wellenzug dort an's Land spült. Vorzüglich zur Zeit der Aequinotionalstürme wird das schwarze Meer ein Kessel des Unglücks für die Seefahrer.

Die russische Flotte, welche bis zum Ausbruch des Krieges die dominirende Macht auf dem schwarzen Meere war, besteht aus der 4. und 5. Division der gesammten Seemacht Rußlands und hat folgende Schiffe aufzuweisen:

Die heiligen 12 Apostel, Großfürst Constantin, Paris, die drei heiligen Priester, jedes dieser genannten Schiffe zu 120 Kanonen; die Linienschiffe: Kaserin Maria, Chrobry, Tschesme, Swiatesslew, Roscislaw, Jagudill, Varna, Gabryjel, Selafail und Uriel, jedes derselben zu 84 Kanonen; die Fregatten: Sizopol, Kulewoza mit je 54 und Kagul und Flora mit je 44 Kanonen; die Corvetten: Andromache, Pylades und Kalypso mit je 24 und Sizopoli mit 14 Kanonen; die Brigg: Merkur mit 20 Kanonen; die Goeletten: Gonoz und Bestavol mit 14 Kanonen; die Kutter: Speschni und Stryha; zusammen 28 Segelschiffe und 10 Dampfer,

unter welchen 2 Dampfcorvetten Bessarabien und Gromonosjai, jede von 400 Pferdekraft. An Geschütz zählt diese schwarze Meeres-Flotte 1100 Stück, an Mannschaft 18000 Mann.

Diese Flotten-Abtheilung ist ganz dazu geschaffen, einem Gegner warm zu machen, indeß hat sie die Erwartung, welche nicht nur wie ganz natürlich die Russen, sondern auch ganz Europa auf sie hinsichtlich eines Seekampfes mit ihren Feinden setzte, mehr als schlecht, sondern gar nicht bewährt, wie der spätere Verlauf der Kriegsereignisse zur Genüge darthat. Daß im November 1853, am 15. des genannten Monats, ein türkischer und egyptischer Dampfer von ihr genommen, 2 andern türkischen Schiffen am 23. November bei Suchum Kale ein Seegefecht geliefert und auf das in die Hände der Türken gefallene Grenzfort St. Nicolai oder Scheffetil einige Angriffsversuche von russischen Schiffen gemacht worden sind, kann nicht in Erwägung kommen, derlei Begebenheiten sind zu wenig bedeutend.

Da es den Russen jedoch darum zu thun war, ihren Feinden, den Türken, einen tüchtigen Schlag beizubringen, so trachteten sie darnach, deren Flotten-Abtheilung, bestehend aus 7 Fregatten, 1 Kriegsschaluppe, 2 Corvetten, 2 Dampfer und 2 Transportschiffen, unter dem Befehle Osman-Paschas, welche von Konstantinopel aus den Auftrag empfangen hatte, den aufständischen Völkerstämmen des Kaukasus, in den Bestrebungen das russische Joch abzuschütteln, Zufuhr von Waffen und Munition zu bringen, zu vernichten. Zugleich erhielt das vereinigte türkisch-egyptische Geschwader Befehl von der Pforte, in das schwarze Meer auszulaufen, um die Aufmerksamkeit der Russen von dem Hauptobjekte, die Zufuhr-Expedition Osman-Paschas, abzulenken.

Der russische Viceadmiral Nachimoff, welcher längs der Küste von Anatolien kreuzte, entdeckte jedoch die Flotten-Abtheilung Osmans-Paschas auf ihrem Rückwege nach Konstantinopel auf der Rhede von Sinope und meldete dies sogleich durch den Kriegsdampfer Bessarabien nach Sebastopol. Der türkische Admiral Osman-Pascha, welcher sich bald überzeugte, daß seine Expedition von den Russen auf das Sorgfältigste überwacht werde, lief in den Hafen von Sinope ein und sandte eiligst die Nachricht nach Konstantinopel, daß man Hilfe schicken möge, denn sein Geschwader sei allem Anschein nach einem baldigen Angriff der Russen ausgesetzt. Indeß in der türkischen Hauptstadt dachte man sich die Sache nicht so schlimm und obwohl die vereinigte französisch-englische Schutzflotte daselbst müßig vor Anker lag, so geschah doch nichts weiter, als daß man den bedrängten Osman-Pascha den Befehl zuschickte, den Hafen von Sinope nicht zu verlassen. Glaubten vielleicht die französischen und englischen Admirale, daß die Russen sich vor ihnen schon in einer Entfernung von 30 bis 50 Meilen so sehr fürchteten, daß sie es nicht wagen würden, einen Theil der türkischen Flotte anzugreifen? fast scheint es so. Das furchtbare Ereigniß von Sinope stach ihnen indessen den Staar, sie kamen zu der Ueberzeugung, daß der Russe ein Feind sei, welcher Vortheile sich nicht so leicht entschlüpfen läßt und daß alles Pochen auf große Uebermacht ein sehr trauriges Ding sei, wenn dieser Uebermacht Thatkraft und Energie fehlt. Dem ihm gewordenen Befehle zufolge nahm Osman-Pascha längs der Küste eine halbkreisförmige Stellung, welche von 5 Strandbatterien beschützt wurde. In der Nacht vom 27.—28. November traf Contreadmiral Nowossilsky von Sebastopol mit den drei Linienschiffen: Paris, Großfürst Constantin und die Tri Swiatitelia (drei heiligen Priester), jedes zu 120 Kanonen bei dem Geschwader Nachimoffs ein. Die Russen hatten nun eine Macht von 6 Linienschiffen, 2 Fregatten und 3 Dampfer. Als der Morgen des 30. Octobers graute, erhob sich ein günstiger Ost-Nord-Ostwind und die russischen Schiffe liefen in die Rhede Sinopes ein und legten sich hier am Eingange des im Hintergrunde befindlichen Hafens den türkischen Schiffen, denen somit kein Ausweg blieb, gegenüber. Die Russen eröffneten sofort mit den Breitseiten ihrer Schiffe das Feuer.

Sinope ist eine der ältesten und berühmtesten Städte am asiatischen Gestade des schwarzen Meeres. Im Alterthume hat sie große Geschicke erfahren, gehörte im 13. Jahrhundert zum Kaiserthume Trapezunt, wurde dann unabhängig, kam aber 1460 an den Eroberer Konstantinopels Mohamed II. also in Besitz der Türken. Sinope ist die Heimath des allbekannten Cynikers Diogenes, welcher zur Wohnung eine Tonne hatte und bei Tage mit der Laterne Menschen suchte. Das heutige Sinope gleicht allerdings nicht mehr der prächtigen Stadt im Alterthume, es ist sehr herabgekommen, sein Hafen jedoch ist gut wie ehemals.

Der Kampf, oder vielmehr die Vernichtung, welche die Russen hier vollführten, gehört zu den schauerlichsten Ereignissen der Neuzeit, brachte jedoch nicht ihnen, sondern nur den Türken Ruhm, die sich mit wahrer Verzweiflung dem Tode weihten. Wir lassen hier eine Schilderung dieses denkwürdigen Vernichtungskampfes und dessen Einzelnheiten folgen.

Einer jener dem schwarzen Meere so besonders eigenthümlichen Nebeln, deren Dichtigkeit es unmöglich macht, auf 100 Schritt weit einen Gegenstand zu erkennen, verhüllte das Nahen der russischen Flotten-Abtheilung den im Hafen liegenden türkischen Schiffen. Als sich der Nebel ein wenig lichtete, glaubten die Letzteren in der Entfernung einen Schatten aus dem Meere aufsteigen zu sehen, der sich jedoch immer mehr und mehr näherte, so daß seine Umrisse deutlicher wurden und man in ihm ein feindliches Linienschiff erkannte. Man erstaunte, aber das Staunen wuchs, als Schatten um Schatten auftauchten, sich näherten und endlich zu kolossalen Linienschiffen heranwuchsen. Was diese in aller Stille geschehende Auffahrt bedeute, wußte man. Plötzlich hißte einer der großen russischen Dreidecker die rothe Fahne auf, dies war das Signal zum Kampfe, der auch sogleich von Seiten der Türken begann.

Die russischen Schiffe lagen quer vor dem Eingange in den Hafen. Die Stellung der türkischen Schiffe war keine günstige. Sie befanden sich unmittelbar vor einer ihrer Strandbatterien, die den Hafeneingang bestrich, aber eben deshalb nicht am Kampfe Theil nehmen konnte, da die türkischen Schiffe sich vor ihr befanden, diese also, hätte die Batterie gearbeitet, sich zwischen ihrem und dem russischen Feuer befunden haben würde. Nach dem über die Schlacht bei Sinope veröffentlichten russischen Bülletin haben die Russen das Feuer der Türken durch Bomben à la Paixhans erwiedert, die nach nicht langer Zeit zwei türkische Fregatten in die Luft sprengten; bald hatte eine Dritte dasselbe Schicksal. Trotzdem pulverten die Türken tüchtig fort, bis ihre Schiffe endlich vernichtet, d. h. in den Grund gebohrt waren. Der türkische Theil der Stadt Sinope stand in Flammen. Von den sämmtlichen türkischen Schiffen befanden sich nur noch die Fregatte „Damiette“, eine Kriegsschaluppe und eine Corvette über Wasser, aber alle drei Fahrzeuge fast gänzlich zerstört. Da sich erwies, daß die Fregatte so zugerichtet war, daß sie nicht mehr See halten konnte, so wurde sie von den Russen angezündet. Indeß die russischen Schiffe hatten gleichfalls furchtbar gelitten, sie waren so sehr beschädigt, daß sie liegen bleiben und so gut es ging, ausgebessert werden mußten, ehe sie wieder nach Sebastopol zurückkehren konnten. Vier der großen Linienschiffe wurden von Dampfern in's Schlepptau genommen, nur drei kamen in Sebastopol an, über das Schicksal des vierten, das wahrscheinlich unterwegs zu Grunde ging, verlautete in den russischen Berichten nichts.

Nur einem der türkischen Dampfer, dem „Taif“, geführt vom Kapitain Slade, gelang es, während des Kampfes, der, wie alle Nachrichten übereinstimmend sagen, nur 4 Stunden lang dauerte, mitten durch die feindlichen Schiffe zu entfliehen, indem er alle seine Dampfkräfte in Bewegung setzte. Dies gefahrvolle Unternehmen wurde von den Russen mit einer Kugelsaat belohnt, von welcher der Taif indeß nur 14 Stück empfing, die ihn trotz der argen Verwüstung, die sie auf dem Dampfer anrichteten, doch nicht so sehr beschädigten, daß er zur weite,

ren Fahrt untauglich geworden wäre. Die Zahl der bei Sinope umgekommenen türkischen Mannschaften beträgt 4155 Mann, die englisch-französischen Dampfer, welche auf die in Konstantinopel einlaufende Hiobspost sogleich nach Sinope beordert wurden, brachten 262 schwer und leicht Verwundete zurück nach der türkischen Hauptstadt. Sinope selbst wurde bei diesem Kampfe zerstört. Auch ein englisches Schiff, welches zufällig grade im Hafen von Sinope lag, theilte das Schicksal des türkischen Geschwaders, es ging von einer brennenden türkischen Fregatte, welche auf dasselbe fiel, angezündet, in Brand auf, Kapitain und Matrosen retteten sich jedoch ans Land.

Ihre Aussagen und die der nach Konstantinopel gebrachten Verwundeten lauteten übereinstimmend dahin, daß die Mannschaften der verunglückten türkischen Schiffe tapfer bis zum letzten Augenblick ausgehalten und als ihr gewisser Untergang nicht mehr abwendbar war, die Pulverkammern ihrer noch nicht in den Grund geschossenen Schiffe angezündet haben, so daß die Russen ohne alle materielle Beute abzogen. Den Aussagen dieser Augenzeugen zufolge hätten die russischen Schiffe solche volle Lagen auf das türkische Geschwader geschleudert, daß bei mehrern der letztern das ganze Verdeck vom Schiffskörper losgerissen ward und über Bord flog. Husseim-Bey, egyptischer Viceadmiral, flog mit seiner Fregatte von 60 Kanonen in die Luft; Ali-Bey, egyptischer Kapitain stieg nacheinander an Bord dreier Fahrzeuge und verließ sie als tüchtiger Seemann nur erst dann, wenn der Brand so sehr um sich gegriffen hatte und persönlicher Muth nichts mehr helfen konnte. Auf den Letzten der drei Schiffe verblieb er so lange bis die Mannschaft desselben gerettet war und sprengte sich dann mit 40 Mann, die ihn nicht verlassen wollten in die Luft. Osman-Pascha, der Ober-Commandant der türkischen Schiffe ward schwer verwundet aufgefunden und als Gefangener von dem russischen Linienschiffe „Odessa" nach Sebastopol gebracht.

Die Fregatten Refim, Haid und Dimiad, von 50 bis 54 Kanonen wurden, als sie sich nicht mehr halten konnten, von ihren eigenen Kapitainen, die Fregatten Aun, Illah, mit 36 Kanonen, Fayl' Illah, mit 38 Kanonen, die Corvetten Faizis, Mabud, Gullud Jefid mit 22 bis 24 Kanonen und der Dampfer Irregli zu 4 Kanonen seitens der Russen in den Grund gebohrt; die Corvette Neojibi Fechan mit 24 Kanonen lag entmastet auf dem Strande. Am 2. December verließen die Russen die Rhede von Sinope.

Während in Sebastopol großer Jubel über diesen glücklich gelungenen Handstreich herrschte und als sich die Nachricht davon weiter in Rußland verbreitete, eine außerordentlich freudige Aufregung Alt und Jung beseelte, der Kaiser aber auf die ihm vom Fürsten Menschikow über diesen Seesieg rapportirende Depesche, demselben ein huldreiches Antwortschreiben mit der Unterschrift „Ihr dankbarer Nikolaus" zusandte, war das Volk zu Konstantinopel sehr unmuthig auf die Engländer und Franzosen gestimmt, deren Schiffe sich in stolzer Ruhe im sichern Hafen des Bosporus wiegten, während die Feinde eine solche That ausführen konnten. Man sagte offen heraus, daß Franzosen und Engländer sich blos in leeren Demonstrationen ergingen und statt Thaten eine Menge großer Redensarten hätten, an denen keine Katze zu Grunde ginge.

Das war dem türkischen Volke auch gar nicht übel zu deuten, da besonders eine nicht zu bestreitende Wahrheit in den Aeußerungen dieses Volks-Unwillens lag. Wenigstens hat die Folge des Feldzuges von 1854 deutlich bewiesen, daß leeres Stroh dreschen mit zum Hauptgeschäft der Alliirten gehört. Am meisten war man auf den Kapitain Slade, Befehlshaber des während der Schlacht bei Sinope so glücklich entkommenen Dampfers Taif sehr entzürnt und munkelte viel von Verrätherei, was jedoch grundlos war.

Dieser Slade ist übrigens bezüglich der Türkei ein merkwürdiger Mann. Er ist unter dem Namen Muschawer Pascha der eigentliche Leiter der türkischen Flotte. Als fünfter Sohn

des englischen Generals Sir John Slade, Baronet von Maunsell, trat er, als er 15 Jahr alt war, 1817 in die brittische Flotte, ging nach Südamerika und befand sich 1827 in der Seeschlacht von Navarin als Commandant eines Kutters, wo seine Thätigkeit ihm das Offiziers-patent eintrug. Auf Halbsold gesetzt, machte er Reisen im schwarzen Meere und Kleinasien und gab darüber eine interessante Schrift heraus. Im Jahre 1834 war er immer noch überzähliger Lieutenant bei Admiral Rowley's Flotte im Mittelmeer, kam zweimal nach Sebastopol, dessen Vertheidigungswerke er genau kennen lernte. Erst 1841 gelang es ihm endlich nach 26jähriger Dienstzeit, Commandant eines kleinen Segelschiffes zu werden und im Jahre 1849 erhielt er die Beförderung zum Postkapitain. Slade ist ein sehr kenntnißreicher Seemann und wurde von der englischen Regierung der hohen Pforte nur geliehen, um deren Flotte nach englischer Weise zu organisiren. Er dient in der Türkei mit dem Range eines Admirals und der Titel: Muschawer-Pascha heißt so viel als berathender Pascha. Er hat seinen Glauben nicht abgelegt, sondern ist Christ geblieben und kann somit alle Tage in den englischen Flottendienst zurücktreten.

Die Russen brachten den gefangenen greisen Viceadmiral der türkischen Flotte, dem während des Kampfes eine Kanonenkugel das linke Bein zerschmettert hatte, nach Odessa, wo er gute Pflege fand, aber bald starb. In ihm verlor die türkische Flotte einen alten tüchtigen Seemann.

So ging das Jahr 1853, welches den Anfang eines Kampfes gesehen hatte, der später doch einmal erfolgt wäre, da der Stand der Dinge zwischen Rußland und der Türkei, wenn auch jetzt noch Alles in Frieden geblieben oder in Frieden beibelegt worden wäre, immer mehr zur Entscheidung drängt. Das Kriegsgeschrei vom Donaustrande, vom Kaukasus und der Küste Kleinasiens hallte in der ganzen Welt wieder, es gab kein civilisirtes Land, wo man nicht auf die Ereignisse der Fortsetzung eines Kampfes gespannt gewesen wäre, der, mochte er enden, wie er wollte, einen gewaltigen Ausschlag in der Geschichte der Staaten geben muß.

Siebentes Kapitel.

Umschwung in den Kriegsoperationen.

Vermittelungsversuche. — England und Frankreichs Kriegserklärung gegen Rußland. — Vertrag Englands und Frankreichs mit der Pforte. — Deutsches. — Der Kampf bei Cetate. — Iskender Bey. — Ingenieur-General Schilder und die Erfolge seiner Thätigkeit. — Kriegerische Ereignisse. — Türkische echte und unechte Kosaken. — Russischer Druck in den Fürstenthümern. — Ein Artikel aus der Petersburger Hofzeitung. — Russisches Freicorps. — Erdhütten-Lager. — Uebergang der Russen in die Dobrudscha. — Die Russen räumen die kleine Walachei. — Stellungen der feindlichen Heere. —

Obwohl die Kriegsfurie bereits ihre Geißel schwang, so hatten doch die Vermittelungsversuche der Großmächte kein Aufhören gefunden, Frankreich und England boten Alles auf, um eine rasche Wiedereinstellung der Feindseligkeit herbeizuführen, den Streit auf eine friedliche

Weise auszugleichen. Der Sultan und seine Regierung fanden sich auch dazu geneigt, vorausgesetzt, daß eine solche Ausgleichung nicht die Hoheitsrechte der Pforte beeinträchtige. Die vermittelnden Mächte fanden jedoch anfänglich keinen Rath oder Vorschlag, den die Pforte unbeschadet ihrer Stellung hätte annehmen können, welche als unerläßliche Vorbedingung eines anzubahnenden Vergleichs mit Rußland die sofortige Räumung der Donaufürstenthümer von den Truppen der letzteren Macht verlangte. In der That war dies Verlangen auch gar nicht unbillig, denn wenn jeder stärkere oder mächtigere Staat das Recht haben sollte, das Gebiet seines schwächeren Nachbars, sobald dieser nicht nach jenes Willen thut, in Pfand zu nehmen, was würde dann zuletzt aus dem europäischen Gleichgewichte? Endlich kam ein gemeinsamer Vorschlag der vier Mächte zu Stande, der am 12. December der Pforte mitgetheilt und am 20. December von dieser in einer abermaligen Versammlung des großen Rathes angenommen ward. Folgendes waren seine Grundlagen:

1) Möglichst schnelle Räumung der Donaufürstenthümer seitens Rußlands.

2) Erneuerung der alten Verträge zwischen Rußland und der Pforte.

3) Mittheilung der Fermans, welche sich auf die vom Sultan seinen christlichen Unterthanen freiwillig ertheilten Rechte beziehen, an die Großmächte, verbunden mit passenden Zusicherungen an jede derselben.

4) Vollständiger Abschluß der Uebereinkunft wegen der heiligen Stätten.

5) Erklärung der Pforte an die Vertreter der vier Großmächte, das sie bereit sei, einen Bevollmächtigten zu ernennen, einen Waffenstillstand eintreten zu lassen, und auf den obigen Grundlagen, unter Mitwirkung der vier Mächte, in einer von diesen zu bezeichnenden Stadt auf neutralem Gebiete mit Rußland zu unterhandeln.

6) Feierliche Bestätigung der im Eingange des Vertrags vom 13. Juli 1841 von denselben Mächten im Interesse der Integrität und Unabhängigkeit des türkischen Reiches und im Geiste der Uebereinstimmung aller europäischen Großmächte niedergelegten Erklärungen.

7) Gegentheilige Erklärung der Pforte, daß sie fest entschlossen sei, in demselben Interesse ihr Verwaltungssystem und ihre gesammten inneren Zustände in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen und gerechten Erwartungen ihrer Unterthanen aller Klassen zu verbessern.

Die Pforte hatte also sonach der Wiener Conferenz Friedenspräliminarien übergeben, wie sie nicht besser zu verlangen waren und die Conferenz stimmte bei und lud den russischen Kaiser ein, ob er auf solche Bedingungen unterhandeln wolle. Niemand hielt eine Weigerung des Kaisers Nikolaus für möglich, besonders da derselbe wiederholt friedliche Versicherungen geäußert hatte. Freilich standen die Thatsachen mit diesen friedlichen Versicherungen im schreiendsten Contraste, aber in der Diplomatie wird so Manches, was den Einen oder den Andern nicht unmittelbar auf die Nägel brennt, übersehen. Rußland hatte erklärt: den bestehenden Rechtszustand und die Regierung der Fürstenthümer nicht antasten zu wollen, allein nicht blos der gesetzliche Tribut an den Sultan ward zurückgehalten, sondern sogar die Communalkassen und Gerichtsdepositen waren von den russischen Militairbehörden in Beschlag genommen worden, den Regierungen beider Länder wurde aller Verkehr mit dem Sultan, ihrem Souverain, untersagt und, als darauf die beiden Hospodare ihre Aemter niederlegten, wie schon erwähnt, eine russische Regierung für beide Fürstenthümer unter Leitung des Barons von Budberg eingesetzt, die walachischen Milizen gleich anfänglich in die russische Armee eingereiht, also zu bewaffneten Feinden ihres Landesherrn, des Sultans, gemacht.

Giebt es wirklich Jemand, der diese Thaten für den Ausfluß friedlicher Absichten erklären kann? es dürfte unmöglich sein, ja man könnte in alle den erwähnten Thatsachen sogar die Bestätigung herausfinden, daß Rußland sich bereits als Herr der Donaufürstenthümer ansah und jedenfalls glaubte, bei Gelegenheit irgend eines durch Energie erzwungenen Friedens mit

der Türkei diese zur Abtretung der beiden Provinzen zu treiben.

Ferner hatte Rußland durch ein Manifest vom 26. Juli (1853) versichert: es werde keine Bewegungen unter den christlichen Unterthanen der Pforte veranlassen, jedoch schon im August hatte England die Veranlassung gefunden, in Petersburg Erklärung zu verlangen wegen der Verbreitung aufrührerischer Schriften unter den griechisch-christlichen Unterthanen der Pforte durch russische Agenten und wegen dem Aufenthalt eines Solchen in Belgrad ohne die Erlaubniß des Sultans.

Ehe noch die Russen die türkischen Schiffe im Hafen vor Sinope verbrannten, hatten die Westmächte dem russischen Admiral zu Sabastopol die Anzeige gemacht, daß bei einem Angriffe der russischen Flotte auf türkisches Gebiet oder einer sonstigen offenen Feindseligkeit gegen die Türkei, die englisch-französische Schutzflotte beauftragt sei, zum Schutze der Letzteren einzuschreiten, dagegen werde sie einer Ausschiffung russischer Truppen auf russisches Gebiet durchaus nicht hinderlich sein. Die Antwort der russischen Regierung lautete wie folgt: „Niemand habe Recht und Befugniß, sie zu beschränken in ihrem Kriegsrechte, sie erachte solche Beschränkung einer Kriegserklärung gleich."

Nach dem Ereignisse von Sinope erhielten die Befehlshaber der Schutzflotte von ihren Regierungen die Weisung, in's schwarze Meer einzulaufen und zugleich dem russischen Admiral die Anzeige zu machen, daß sie jedes russische Schiff, welches sie außerhalb der russischen Häfen anträfen, zur Rückkehr in diese zwingen, jeden Angriff auf türkisches Gebiet oder türkische Schiffe mit Gewalt zurückweisen würden. Es konnte nicht ausbleiben, daß die russische Regierung auf diese ihr gewordene Anzeige, am 26. Januar 1854 von der englischen und französischen Regierung eine Erläuterung über folgende Punkte verlangte:

1) Ob die vereinigten Flotten ebenso, wie jeden Angriff russischer Schiffe auf türkisches Gebiet, so auch umgekehrt jeden Angriff türkischer Schiffe auf russisches Gebiet verhindern würden?

2) Ob es russischen Schiffen gestattet sein werde, ihr Gebiet in Asien mit Lebensmitteln, Munition und Truppen zu versorgen, wie dies den türkischen in Bezug auf türkisches Gebiet gestattet sei.

Den ersten Punkt der Anfrage beantworteten die Westmächte bejahend, den andern jedoch verneinend, indem sie zugleich eine Erläuterung des Nein's für den zweiten Punkt angaben, die Türkei sei der angegriffene und schwächere Theil und bedürfe des Schutzes der Westmächte, welche durch die Beherrschung des schwarzen Meeres nur den Vortheil ausgleichen wollten, welchen Rußland durch die Pfandnahme der Donaufürstenthümer sich angeeignet habe. Wie sich von selbst versteht, konnte der russische Kaiser mit dieser Erläuterung nicht zufrieden sein, sondern brach allen Verkehr mit England und Frankreich ab, berief seine Gesandten aus Paris und London zurück, auf welche Maßregel die der genannten beiden Mächte natürlich ebenfalls Petersburg verließen. Dies geschah gegen Ende Januar 1854, das neue Jahr brachte also keine besonders friedlichen Aussichten. Indeß Frankreich gab noch nicht alle Hoffnungen auf Ausgleichung des unerquicklichen Streites verloren, Kaiser Napoleon III. sah sich veranlaßt, im Interesse des Friedens an den Czaaren ein Schreiben zu richten, in welchem er sich Mühe gab, nochmals die Rechtsgründe, welche Frankreich und England nöthigten als Bundesgenossen der Pforte so und nicht anders zu handeln, wie sie bisher gehandelt hatten und ihn als den Urheber des Zwiespalts für dessen Folgen verantwortlich machte. Seine (Napoleons) Friedenliebe zu bethätigen machte er ihm folgenden Vorschlag: Die russischen Truppen räumen die Donaufürstenthümer, so wie die verbündete Flotte das schwarze Meer. Rußland solle direkt mit der Pforte verhandeln und das Resultat dieser Verhandlungen vor dem Abschlusse des zwischen beiden Theilen getroffenen Uebereinkommens solle nur den vier Mächten mitgetheilt werden.

Man hätte glauben sollen, des russischen Kaisers Wünsche nach Frieden, worüber er so viele Versicherungen gegeben, wären damit befriedigt gewesen, indeß dem war nicht so. Kaiser Nikolaus fand seine Ehre, daß Rußland in seinem Streite mit der Türkei die andern Großmächte als Schiedsrichter anerkennen sollte, wie dies in den Vorschlägen der Wiener-Conferenz enthalten war, sehr verletzt, er forderte, indem er dem Kaiser Napoleon ablehnend antwortete, durch den nach Wien geschickten Graf Orloff, daß man ihm die Türkei preisgeben solle. Wenn dies auch nicht mit den offenen Worten geschah, wie dies hier erwähnt ist, so war dies doch der Kern seiner Forderung, man solle sich in seinem Streite mit der Türkei jeder Einmischung enthalten. Auf welche Art er mit der Pforte unterhandelt haben würde, ging aus der vorläufigen Pfandnahme der Fürstenthümer zu deutlich hervor, als daß die Westmächte darüber sich hätten einverstanden erklären können. Hatte Kaiser Nikolaus sich nicht gescheut, diesen Schritt zu thun, so war es vorauszusehen, daß er jeden andern Schritt mit derselben Ueberzeugung, er sei allein der gebietende Herr, gethan haben, und die Türkei, wenn auch nicht sogleich, doch in kürzester Zeit vielleicht ganz aus dem Bereiche europäischer Staaten verschwunden sein würde.

Die russischen Maßnahmen in den Donaufürstenthümern waren vollkommen geeignet, alle Mächte Europas um das europäische Gleichgewicht der Staaten besorgt zu machen. Wenn jetzt kein Einspruch geschah, was sollte werden, wenn Rußland sich vergrößert und die europäische Türkei an sich gerissen hatte? daß den friedlichen Versicherungen Rußlands nicht so offenbar Glauben zu schenken sei, lehrte das Beispiel. Waren dann nicht die Nachbarstaaten gefährdet von dem durch ungeheuren Ländercomplex zum unbezwinglichen Riesen herangewachsenen Rußland eben so wie jetzt die Türkei verschlungen zu werden?

Die Westmächte konnten auf die russische Forderung, welche scheinbar einem unbedeutenden Stücke Gummi Elasticum glich und sich doch in richtiger Anwendung ins Ungeheure ausdehnen ließ (wenn sie nämlich bewilligt worden wäre), natürlich nicht eingehen und sie stellten dem Kaiser Nikolaus ein Ultimatum gegen Ende Februars zu, nach welchem er sich binnen sechs Tagen erklären solle, ob er geneigt sei, bis zum 30. April die Donaufürstenthümer zu räumen? Jede verneinende oder über den festgesetzten Termin hinaus verschobene Erklärung solle als Kriegserklärung Rußlands gegen die Westmächte angesehen werden. Alle Anfragen dieser Art an Rußland waren unfruchtbar, eher würden die Westmächte, um volksthümlich zu sprechen, aus leerem Stroh noch ein Körnlein herausgedroschen, als Kaiser Nikolaus Willen erschüttert haben. Er erklärte auf dies Ultimatum gar keine Antwort geben zu wollen und so geschah es denn, daß England und Frankreich den repräsentativen Körperschaften ihrer Länder die feierliche Eröffnung von dem Beginne des **Krieges gegen Rußland** machten und am 28. März die förmliche Kriegserklärung folgen ließen. In der englischen Kriegserklärug ward unumwunden gesagt, daß es offenkundig sei, der von der russischen Regierung angestrebte Zweck sei nicht in dem glücklichen Befinden der christlichen Gemeinden in der Türkei zu suchen, sondern nur in dem Verlangen Rußlands, ein Recht zur Einmischung in die gewöhnlichen Beziehungen türkischer Unterthanen zu ihrem Oberherrn, dem Sultan. Rußlands Politik führe zur Vernichtung des türkischen Reiches. Die englische Regierung halte es für Pflicht, im Bunde mit Frankreich, nicht nur ihre eigenen Lande, sondern auch Europa vor dem Uebergewichte einer Macht zu retten, welche die **Treue der Verträge gebrochen** habe und der Meinung der civilisirten Welt Trotz biete. Der Kriegserklärung folgten Bekanntmachungen Frankreichs und Englands, wornach sie auf einen Theil der Rechte kriegführender Parteien zu verzichten sich bereit erklärten, nur das Recht Contrebande mit Beschlag zu belegen, neutrale Theile an Beförderung von Depeschen des Feindes zu verhin-

dern beanspruchten sie. Feindeseigenthum am Bord neutraler Schiffe solle nicht weggenommen, so wie neutrales Eigenthum am Bord feindlicher Schiffe nicht confiscirt werden. Sie hätten auch nicht die Absicht Kaperbriefe zur Bemannung von Privatkreuzern auszugeben. Alle russischen Handelsschiffe, welche zur Zeit der Kriegserklärung in englischen oder französischen Häfen lägen, also vor der Kriegserklärung die russischen Häfen verlassen hätten, könnten bis zum 9. Mai ungefährdet daselbst verweilen und ihre Frachten einnehmen. Beim Auslaufen dieser Schiffe sollten sie Papiere ausgestellt bekommen, mittels welcher sie sich den unterwegs sie aufhaltenden englischen oder französischen Kriegsschiffen gegenüber ausweisen könnten, daß sie direkt auf der Fahrt nach ihrem Bestimmungsorte sich befänden und mithin frei gegeben würden. In Betreff des Aufenthalts russischer Unterthanen in England oder Frankreich sollten diese der vollkommensten Sicherheit genießen unter der Bedingung natürlich, daß sie die bestehenden Landesgesetze achteten.

Am 13. März schlossen England und Frankreich in Konstantinopel eine Uebereinkunft ab, deren Hauptpunkte folgende waren:

1) England und Frankreich verpflichten sich zur Unterstützung der Pforte mit Waffengewalt so lange, bis ein Friede zu Stande kommt, der die Unabhängigkeit derselben und die Rechte des Sultans vollständig sichert.

2) Die Pforte ihrerseits verspricht, keinen Frieden ohne Zustimmung dieser ihrer beiden Bundesgenossen abzuschließen.

3) Die Letzteren versprechen, sogleich nach geschlossenem Frieden und auf das Verlangen der Pforte alle etwa von ihnen besetzten Gebietstheile derselben wieder zu räumen.

4) Der Zutritt zu diesem Vertrage wird allen europäischen Mächten offen gehalten."

Ein Hauptzugeständniß, welches die türkische Regierung bei dieser Vertrags-Abschließung machte, lautt: „Die Pforte gesteht allen ihren Unterthanen, ohne Unterschied der Religion, Gleichheit vor dem Gesetze und Zutritt zu allen Aemtern zu." Als Beischluß zu dem Vertrage gehörten einige besondere Uebereinkommen. Zwei derselben betreffen Reformen des innern Staatslebens der Türkei, als: Errichtung gemischter Gerichte in allen Theilen des Reiches (bis dahin hatte man in Konstantinopel diesen Versuch wohl gemacht, ohne daß er auf alle Theile des türkischen Reiches ausgedehnt worden wäre), neue Regelung des Steuerwesens mit Wegfall der den christlichen Unterthanen des Sultans auferlegten Kopfsteuer, Zulassung derselben zum Militairdienst ist in diesem Zugeständniß enthalten, da Jeder, welcher in der Türkei keine Kopfsteuer zahlt, militairpflichtig ist.

Wie sah es aber hinsichtlich der andern Mächte Europas aus, waren sie für oder gegen Rußland? Es ist nun einmal das Schicksal Deutschlands zu allen großen und wichtigen Zeiten zu keiner Einnigkeit gelangen zu können. Mit einer Militairmacht, wie Gesammt-Deutschland sie stellen kann, mit dem unserm großen deutschen Vaterlande innenwohnenden auf Charakter und Sitten fest begründeten moralischen Uebergewicht müßte es von allen seinen Nachbarn gefürchtet, ein großes stolzes Reich sein. Aber leider ist es nicht so. Unter den Staaten und Stätchen herrscht gegenseitige Eifersucht und jeder glaubt sich sein Recht zu vergeben, wenn er um des Ganzen willen seine Meinung fallen lassen soll.

Wie nöthig brauchte am Ende des 30jährigen Krieges das arme verwüstete und an Menschen so sehr verödete Deutschland — die Entvölkerung war so bedeutend, daß ein Nürnberger Kreistagsabschluß die Erlaubniß, daß ein Mann mehrere Weiber ehlichen könne, um der so sehr gesunkenen Zahl der Bevölkerung wieder aufzuhelfen, zu geben sich bemüßigt fand — den Frieden und fast wäre bei der Zusammenkunft der deutschen Bevollmächtigten, die das Friedenswerk bewerkstelligen sollten, der Streit um den Vorrang zur Hauptsache und Grund zu neuem Zank und Hader geworden! Traurige Zustände, die der Ausländer gar wohl

kennt und stets bemüht ist, nach Möglichkeit Vortheil daraus zu ziehen.

Als 1848 und 49 Deutschland einen Anlauf zur Einnigkeit zu nehmen schien, spie die englische Presse Gift und Galle über — dasselbe aus, natürlich weil ein einiges Deutschland zugleich ein starker Feind ist, Einnigkeit aber frei macht. In dem jetzigen Kriege gegen Rußland zeigte es sich erst sonnenklar, was dies England und dies Frankreich zu thun im Stande sind, um Deutschlands Bundesgenossenschaft zu erringen. Jeder weiß, wie schmählich Deutschland in den genannten beiden Jahren abziehen mußte, als es für die Freiheit Schleswig-Holsteins gekämpft hatte. Damit Deutschland nicht sich vergrößere, an der See keine Hafenplätze erlange, steckte sich Rußland scheinbar im Interesse Dänemarks hinter England und Frankreich und trieb diese so weit, bis endlich durch die Conferenz zu London förmlich erklärt wurde, daß Deutschland kein Recht auf Schleswig Holstein habe. Jetzt d. h. in diesem Kriege erboten sich Frankreich und England bereits, diesen übeln Handel nochmals zu prüfen, um, wenn damals ein Unrecht geschehen sein sollte, dies wieder gut zu machen.

Das Bewußtsein, Deutschlands Hilfe zu brauchen, bringt England und Frankreich zum Bewußtsein, übel an demselben gehandelt zu haben und wahrlich weder Frankreich noch England verdienen deutschen Beistand. Glaube ja Niemand, daß eben nur der Drang, dem Unterdrückten beizustehen es gewesen, der England und Frankreich dahin bewog, die Türkei gegen Rußland zu beschützen, nein, es war nur das eigene Interesse, die Furcht, Rußland zu mächtig, vielleicht gar zum Herrn Konstantinopels werden zu sehen. Dann wäre für Frankreich das Mittelmeer, wenn auch nicht verloren, doch nicht mehr das, was es jetzt ist, Rußland würde auf diesem Meere dominiren, und England fürchtet, daß Rußland im Besitze so großer Macht den Weg zu dem englischen Indien finden und dann zugleich den Seeweg über's Mittelmeer dahin versperren könnte.

Den Westmächten war es somit vor allen Dingen angelegen, Deutschland zum Bundesgenossen zu haben. Diese Bemühung rief natürlich einen Wetteifer von russischer Seite ins Leben, der wenigstens das Ziel erreichte, die deutschen Cabinette in einer Art von Schwebe zu erhalten, d. h. sie vor jedem offenen Ausspruch, wie sie ihre Stellung für oder gegen Rußland zu nehmen gedächten, zu bewahren. Daß Preußen wegen seiner Verwandschaft mit der russischen Kaiserfamilie nicht so leicht zu einer Erklärung seiner politischen Anschauung zu bringen sein werde, war vorauszusehen und wenn am Berliner Hofe auch wirklich eine antirussische Neigung aufgetaucht wäre, so würden die daselbst von Petersburg dahin gesendeten Agenten eine solche bald erstickt haben. Preußen lehnte daher die Aufforderung, welche die Westmächte im Einverständniß mit Oestreich und der Pforte an dasselbe stellten, einem Entwurfe zur Convention mit ihnen beizutreten, ausdrücklich ab, was nicht ohne Rückwirkung auf Oestreichs Entschließung bleiben konnte, und ganze deutsche Politik in den Schleier des Geheimnisses gehüllt wurde und erst die zu erwartenden Ereignisse der Zeit eine Zerreißung desselben hoffen ließen.

Man trug sich allerdings mit Hoffnungen, daß Deutschland in dieser wichtigen Angelegenheit doch sich endlich der Richtung zuneigen werde, welcher Bemühungen dahin ausliefen, Rußland zum Frieden zu zwingen. Von Oestreich erzählte man sich, daß es in einer Circular-Note geäußert habe: Es werde alte Sympathien den gegenwärtigen Interessen seiner Völker und des Deutschen Bundes zu opfern wissen. Und bei Gelegenheit, daß die preußischen Stände die von der Regierung geforderte Anleihe von 30 Millionen Thalern zu bewilligen hatten, gab der Minister-Präsident von Manteuffel die Erklärung ab: Die preußische Regierung werde im Verein mit den Cabinetten von London, Paris und Wien und mit dem Letzteren ganz besonders auf die Herstell-

ung des Friedens auf der **Grundlage des Rechtes** zusammen wirken.

Das klang recht schön, war aber doch sehr dunkel. Man kann das Recht von gar verschiedenen Standpunkten ansehen. Schweden und Dänemark hatten sich neutral erklärt.

Das Thatsächliche zu Anfange 1854 war, daß Franzosen und Engländer ihre Flotten im schwarzen Meere hatten und den russischen Schiffen ein häßlicher Schlagbaum für fernere Unternehmungen à la Sinope dadurch gesetzt war. Die französische Flotte zählte 9 Linienschiffe mit 890 Kanonen armirt, mehrere Dampffregatten, Briggs und Corvetten nebst fünf Avisodampfern. Die englische Flotte machte sich noch weit respectabler. Sie hatte 10 Segelschiffe mit 892 und 19 Dampfer mit 348 Geschützen. Man hätte glauben sollen, diese beiden Flotten von beinahe 2300 Kanonen würden Wunderdinge leisten, indeß die Gelegenheiten dazu boten sich nicht, die Russen waren klug genug, sich nicht in derlei Verlegenheit zu begeben.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit den kriegerischen Ereignissen zu, deren Mittelpunkt anfänglich das wohlbefestigte Kalafat war. Alle Anstrengungen welche die Türken auf der ganzen Donaulinie gleichzeitig gemacht hatten, unterlag, wie schon erwähnt, einzig und allein der Plan, Festsetzung und Wehrhaftmachung der Stellung am linken Ufer bei Kalafat. Dies gelang ihnen auch vollkommen. Die von ihnen gebaute feste Brücke über die Donau zwischen Widdin und Kalafat, sicherte die Verbindung des letzteren vorgeschobenen Postens mit den übrigen Heeresabtheilungen und der wie durch Zauberkräfte hervorgegangene Bau von Schanzen, Batterien und Minen machte diese Stellung uneinnehmbar, wenigstens hätte nur der außerordentlichste Aufwand von Kräfte und große Verluste von Seiten der Russen dieselbe den Türken entreißen können. Um den Begriff von dieser festen Stellung zu versinnlichen, wollen wir eine Schilderung derselben in Kürze hier folgen lassen. Diese Position bildete einen Halbkreis, dessen Centrum ungefähr in Widdin-Kalafat liegt, während die Befestigungslinie 2 bis 3 Meilen etwa oberhalb Kalafat beginnend, sich bogenförmig auf walachischem Gebiete verläuft, und an der Einmündungsstelle des Dernezflusses in die Donau, etwa 10 bis 12 Meilen unterhalb Kalafat, endigt. Der hierdurch eingeschlossene Raum umfaßt gegen 30 Ortschaften, welche für die Türken in der winterlichen Jahreszeit von der größten Wichtigkeit waren, da sie ihnen die Winterquartiere auf dem Kriegsschauplatze selbst sicherten. Diese Stellung gewährte den Türken außerdem noch bedeutende Vortheile. Sie hatten dadurch jede direkte Verbindung der Russen mit den Serben und den übrigen westlichen slavischen Provinzen des türkischen Reiches unterbrochen, anderntheils aber, was noch höher anzuschlagen, hatten sie eine gesicherte Position auf dem rechten Donauufer genommen, die ihnen als Ausgangspunkt für ihre fernere Operation in der Walachei zu Statten kommen mußte, da deren Rücken durch die Donau gedeckt ward. Außerdem liegt Widdin derjenigen Straße am nächsten, auf welcher die türkische Donauarmee ihre Verstärkungen, so wie ihren Proviant und ihre Munition am leichtesten beziehen konnte, indem die brauchbarste und bestens erhaltene Verbindungsstraße zwischen der von Konstantinopel und Adrianopel nach Sofia und Nissa führenden Straße und der Donau, Sofia und Widdin verbindet.

Die Russen kannten die Stärke dieser von uns geschilderten Position zu wenig, und meinten, sie in die Hände zu bekommen. Diese Täuschung kostete ihnen viele Opfer. Das in der kleinen Walachei stehende Corps Russen unter General **Anrep** rückte zu Anfang des Jahres zur Cernirung der genannten türkischen Position vor. General Graf Anrep-Elmpt, Kaiser Nicolaus Generaladjutant, besaß keinen andern Ruhm, als daß er sich im ungarischen Kriege ausgezeichnet hatte. Dies bewährte jedoch noch lange nicht sein Feldherrentalent. Trotzdem gehörte er zu des Kaisers Lieblingen, muthmaßte aber nicht, daß ein ungünstiges Resultat ihn mit einmal aus seines erhabenen Gebieters Gunst

stürzen könne. Um seinen Auftrag, Kalafat einzuschließen, in Ausführung zu bringen, ließ er seine Truppen auf dem erhöhten Terrain zwischen Salischa und Cetate, Feldverschanzungen anlegen.

Achmed-Pascha, davon in Kenntniß gesetzt, war durchaus nicht gesinnt, den Russen durch unthätiges Zusehen Vorschub bei ihren Arbeiten zu leisten. Um die Feinde zu täuschen, hatte er seit einigen Tagen kleine Scharmützel mit ihnen anknüpfen lassen, am 5. Januar kurz vor Sonnenuntergang rückte er jedoch mit 13 Bataillonen, 3 Regimenter Reiterei und 22 Kanonen zu einem Hauptschlage aus Kalafat, übernachtete in und bei dem Dorfe Moglavit, ließ 2 Bataillone hier und in Golenza zur Verbindung mit Kalafat, sendete 4 Bataillone mit 6 Kanonen unter Ismail-Pascha gegen Cetate voraus und folgte mit den übrigen nach, und zwar ging Alles so rasch von Statten, daß als der Morgen des 6 Januars anbrach, die Russen die Ueberraschung hatten, die Türken wie durch Zauberei herbeigeführt, dicht vor Cetate zu sehen.

Das Dorf Cetate war von 4 russischen Infanterie-Bataillonen, 12 Geschützen, 2 Schwadronen Paskewitsch-Husaren und 5 Kosakenschwadrons besetzt. Cetate wird in nordwestlicher Richtung, von der von Kalafat auf Tschernetz führenden Straße durchschnitten. Die Häuser des Dorfes liegen vereinzelt auf einer Anhöhe und werden zu beiden Seiten parallel zur Straße von Gräben begrenzt. Hinter dem Dorfe hatten die Russen vorsichtiger Weise, um sich gegen alle möglich denkbaren Vorkommnisse zu sichern, eine Redoute aufgeworfen. Die Türken griffen mit Furie an, 6 Infanteriebataillone, 12 Geschütze und 2 Regimenter Reiter unter Commando Ismail-Pascha führten den Sturm aus. Eine dichte Plänklerkette unter Teffik-Bey, aus 6 Jäger-Compagnien gebildet und ein höllisches Artilleriefeuer brachte die Russen, welche sich heldenmüthig wehrten, aus dem Besitz der ersten Häuser, kämpfend zogen sie sich zurück. Vor dem Dorfe blieb unter Mustapha-Pascha die türkische Nachhut aus 5 Infanteriebataillonen, 10 Geschützen und ein Regiment Reiter aufgestellt.

Das Bajonett trat bald an die Stelle des Kampfes mit Feuer, die Russen konnten trotz aller Anstrengung den energischen Andrang des Feindes nicht hemmen, nach einem dreistündigen Kampfe waren sie gänzlich aus dem Dorfe geworfen. Die Gassen des Dorfes lagen voll Todte und Verwundete, ein halbes russisches Bataillon hatte das Unglück umzingelt und abgeschnitten zu werden, kein Einziger dieser Unglücklichen behielt das Leben, sie fielen unter den Waffen der Türken. Die russische Cavallerie hatte kein besseres Geschick, sie wurde gleich beim ersten Anlaufe von der türkischen geworfen. Während im Dorfe der Kampf wüthete, kam von Maglavit eine aus 9 Infanteriebataillone, 1 Ulanen- und 1 Husaren-Regimente bestehende Unterstützung den Russen zu Hilfe und griff unter dem Beistande von 16 Kanonen die türkische vor dem Dorfe stehende Reserve im Rücken an, statt sich auf ihre rechte Flanke zu stürzen.

Omer Pascha äußerte sich hinsichtlich dieses feindlichen Mannövers wie folgt: „Dies war die Ursache der russischen Niederlage, weil unsere Truppen, die Vortheile des Terrains benützend eine Frontveränderung machten, sich an das Dorf lehnten und den Rücken deckten. Auf diesem Punkte hatte das Gefecht $1\frac{1}{2}$ Stunde gedauert. Gleich beim Beginn der Kanonade hatte unsere Artillerie dem Feinde so großen Schaden zugefügt, daß dieser an der Möglichkeit Stand zu halten, verzweifelnd, bis auf Flintenschußweite vorrückte. Dank der Kaltblütigkeit unserer Truppen wurde diese Bewegung dem Feinde verderblich; das wohlgenährte Feuer unserer Infanterie, durch die Kartätschenladungen unterstützt, brachte eine solche Verheerung in den feindlichen Linien hervor, daß der Feind einmal zum Rückzuge genöthigt, von unserer Infanterie verfolgt, die Flucht ergriff. Wäre nicht die Nacht eingebrochen und wären unsere Bataillone nicht durch den Marsch ermüdet ge-

wesen, so hätte der Feind eine vollständige Niederlage erlitten. Unser Verlust wird auf 300 Todte und 700 Verwundete, darunter Ismail- und Mustapha-Pascha, 3 Obersten und 5 Bataillonschefs angegeben. Nach den genauesten Berichten betrug der Verlust der Russen 3000 Todte, darunter 4 Oberste, 3 Bataillonschefs und wenigstens 60 Offiziere. Außerdem wurden mehr als 200 Wagen, worauf je 4—5 Verwundete sich befanden, nach Crajowa und Slatina transportirt, abgesehen von den Leichtverwundeten, die zu Fuß nach Crajowa gingen. Unter den Verwundeten befanden sich General Orloff, 2 Oberste und 7 Bataillonschefs, ein Oberster wurde vermißt. Unter den Trophäen des Tages befinden sich 3 Wagen Munition mit vieler Bagage, 500 Flinten, 60 Offiziersdegen und 500 zumeist verwundete Pferde. Mehrere St. Georgskreuze zieren die Brust unserer Soldaten. General Orloff ist an seinen Wunden gestorben." So weit der Rapport Omer Paschas.

Die hinter dem Dorfe von den Russen aufgeworfene Redoute wurde von denselben mit einer wüthenden Tapferkeit, mit allen Kräften der wildesten Verzweiflung vertheidigt, da die Türken keinen Pardon gaben. Vergebens rückten 4 Bataillone mit 20 Geschützen gegen dies russische Bollwerk, der Angriff wurde abgeschlagen, ein zweiter hatte dasselbe Geschick, die Redoute schien uneinnehmbar. Die Türken, welche keine Sturmleitern hatten, um diese so wohlvertheidigte Verschanzung zu erklettern, sahen sich gezwungen, die Hoffnung, sie zu erobern, aufzugeben und zogen sich zurück. Die Russen, in der Meinung, ihre Feinde wollten sich zu einem dritten Angriffe vorbereiten, und überzeugt, daß doch endlich die Redoute in deren Hand fallen würde, fanden einen schleunigen Rückzug unter dem Schutze eines Gehölzes als ihre einzige Rettung. Dieser Wahn lieferte den Türken die Redoute in die Hand, welche auf andere Weise vielleicht gar nicht oder wenigstens nicht sobald ihnen zugefallen sein würde. Bei dem glorreichen Kampfe vor Cetate ward einer der merkwürdigsten türkischen Führer schwer verwundet — Iskender-Bey. Es ist gewiß für den Leser von großem Interesse, über die hervorragensten Persönlichkeiten des Kampfes hier biographische Schilderungen eingewebt zu finden, da solche der Phantasie außerordentlich zu Hilfe kommen. Iskender-Bey, ein neuer Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel, ist von tartarischem Ursprung und ein Muselmann von Geburt. Früher besaß er große Güter in Bessarabien, ist aber seit er aus dem Knabenalter getreten, stets politisch Verbannter gewesen. Persönliche Neigungen und Familien-Ueberlieferungen machten ihn zum Soldaten, Russenhaß zum abenteuernden Parteigänger, und seit 20 Jahren hat die Welt wenig Kriege gesehen, an denen er nicht Theil genommen hätte. Er diente mit Auszeichnung im Carlistenkriege in Spanien, so wie im portugiesischen Bürgerkriege und machte sich durch seine wilde ungestüme Verwegenheit als Reiter-Anführer berühmt. Damals nannte er sich Graf Illinsky. Unter den spanischen Truppen gab es damals ein Corps, das man die improvisirte Legion nannte. Es war aus den schlechtesten Subjekten aller Herren Länder, Räuber, Banditen und Mörder aller Art zusammengesetzt und hatte die Gewohnheit, seine Offiziere umzubringen, wenn sie ihm nicht recht behagten. Erklärlicher Weise fand sich kein Offizier mehr für diese Schwefelbande, nur Iskender willigte ein, sich an ihre Spitze zu stellen. Mann betrachtete ihn also für einen sicher Verlorenen; aber dem war nicht so. Gleich bei der ersten Musterung zeigte er seinen Soldaten, mit wem sie es zu thun hatten. Drei derselben widersetzten sich seinen Befehlen und ohne Zögern hieb er sie vor Aller Augen nieder. In wenig Minuten lagen drei Leichen zu seinen Füßen. Das änderte die Sache. Sein Muth erschreckte diese Legion Schurken und sie gehorchten. Aus dem Gehorsam ward eine so hingebende Liebe, daß sie nicht nur ihm unbedingt mit blinder Treue in alle Gefahren folgten, sondern auch ihr räuberisches Treiben aufgaben und musterhafte Soldaten wurden. Als er Spanien und Portugal verließ,

war seine Brust mit 11 Ordenskreuzen geziert. Im Jahre 1836 befand er sich während des russisch-persischen Krieges bei der berühmten Belagerung von Herat. Hierauf ging er nach China, um dort den Krieg sich mit anzusehen; dann trat er in Algerien in französische Dienste, kämpfte gegen Abd- el- kader und verließ als 1848 in Ungarn die Revolution ausbrach Algerien, wo er sich den Stern der Ehrenlegion erworben hatte. Unter General Bem, seinem alten Waffenbruder, machte er den ungarischen Krieg mit und flüchtete, als Alles verloren war, in die Türkei, fand daselbst bald eine Anstellung und machte die Feldzüge in Bosnien und Montenegro mit. Den Bosniern brachte er einen totalen Schlag bei, wofür ihn der Sultan zum Pascha erhob. Oestreich und Rußland prostetirten jedoch dagegen und um den Sultan jeder Verlegenheit zu entheben, verzichtete er auf die Paschawürde. Im jetzigen Kriege ist er Cavallerie-Oberst, 40 Jahr alt, obwohl er von Wetter und 14 Wunden übel zugerichtet, mindestens wie ein 50jähriger aussieht. Als Reiter und Säbelschwinger giebt es wohl Wenige seines Gleichen in Europa, seine Reiter vergöttern ihn. Im Anfange hatten sie große Furcht vor den russischen Kosaken, aber Iskender-Bey, der sich ganz allein mit geschwungenem Säbel auf ganze Kosakentrupps stürzte, zeigte ihnen, daß Kosaken durchaus nicht so furchtbare Gegner seien. Von Person ist er mittelgroß und von kräftigem Wuchse. Haar und Bart sind rabenschwarz, wie seine stets glänzenden Augen, sein Gesicht ist von Wind und Wetter stark gebrännt. Dies ist der Mann, der den Russen, wo er sich zeigt, zum wahrhaften Todesengel wird. Schwer verwundet brachte man ihn vom Schlachtfelde bei Cetate nach Widdin.

Während die Türken als Sieger nach Kalafat zurück kehrten, zogen sich die Russen gleichfalls ein bedeutendes Stück zurück. Dieser Kampf hatte nur in soweit Folgen als die Türken ihren Feinden eine erhebliche Schlappe beigebracht und deren Absicht, Kalafat zu cerniren, für den Augenblick zerstört hatten. Es war dies das zweite kriegerische Ereigniß von Bedeutung an der Donaulinie. General Anrep, der mit so schlechtem Erfolge debütirt hatte, wurde abberufen, und wie es heißt, vor ein Kriegsgericht gestellt, um sich daselbst zu verantworten, die kaiserliche Gunst war ihm verloren. An seine Stelle trat der Generallieutenant Liprandi, ein Mann von entschiedenem militairischen Talent. Die Russen waren nach dem Ereigniß bei Cetate nach Radowan zurückgewichen und erwarteten dort Verstärkungen. Sobald diese anlangte, bewegten sie sich wieder gegen Kalafat vor, um dessen Cernirung auf's Neue zu bewerkstelligen. Der General en chef, Fürst Gortschakoff kam am 23. Januar in eigener Person, zur Besichtigung der russischen Stellung. Trotz der ungünstigen Jahreszeit und des wahrhaft grundlosen Bodens, in welchem Pferde und Wagen stecken blieben, und ohngeachtet der nicht bedeutenden, wohl aber stets beunruhigendeu Scharmützel wurde doch von Seiten der Russen das Cernirungswerk forcirt.

Die Infanterie-Regimenter, Jekaterinenburg, Tobolsk, Selenginsk, Jakutzk, Asow, Dnieper, und die Jäger-Regimenter Tomsk, Koliwan, Ochotzk, Kamtschaka, Ukranie und Odjessa mit den entsprechenden Batterien und ihren Kosakenabtheilungen lagerten im weiten Halbkreis um das wohlbefestigte Kalafat. Der Belagerungspark wurde in Volleschti untergebracht und zwischen diesem Orte und Radowan wurden 2 Husaren-, 2 Dragoner-Regimenter nebst Pontonier-Abtheilungen aufgestellt. Die Cernierunglinie wurde durch kleine Feldbefestigungen geschützt, die zugleich zu Sammelplätzen bei Alarmirung der Vorposten dienten.

Alle Welt richtete jetzt ihr Augenmerk auf die Vorgänge, welche sich bei Kalafat entwikkeln sollten und daß auch in Petersburg dieselbe Aufmerksamkeit herrschte, wurde besonders dadurch einleuchtend, als mit Anfang Februar der Ingenieur General, Schilder, Generaladjutant des Kaisers Nikolaus, bei der Donauarmee eintraf und als Beistand Gortschakoffs die Führung der weiteren Operationen übernahm.

Genannter Ingenieur-General, ein Talent in seinem Berufe, stellte abermals den Beweis dar, daß Rußland eben so wie früher der Boden ist, auf welchem Ausländer mit Geistesgaben ausgerüstet, Fortüne machen können. Schilder, wie sein Name schon anzeigt, war ein Deutscher und soll namentlich aus Breslau oder Umgegend sein, und wegen Armuth seiner Familie das Schneiderhandwerk gelernt haben. Dies ist das Einzige, was man über seine Herkunft erfahren. Welche Wege ihn des Schicksals wunderbare Laune geführt, ist unbekannt geblieben, obwohl es gewiß interessant wäre, den allmähligen Entwickelungsgang dieses ausgezeichneten Ingenieurs kennen zu lernen. Der Sprung vom wandernden Schneidergesellen zum kaiserlich russischen Generaladjutant ist wahrlich kein geringer. Schilders Thätigkeit und treffliche Anordnungen thaten den Türken ziemlich bedeutenden Schaden.

Bald nach seiner Ankunft unternahmen die Russen einen Angriff auf die in Ruszuk liegende türkische Flottille mit so gutem Erfolge, daß der größte Theil der Schiffe zerstört oder wenigstens stark beschädigt wurde. Weniger war der Verlust hinsichtlich des Materials den Türken empfindlich, als daß durch den Erfolg der Russen die Verbindung zwischen Ruszuk und Sistowa unterbrochen wurde. General Schilders Anordnungen bezüglich der Errichtung von Positionsbatterien fügten den Türken arge Nachtheile zu, der Letzteren Donauflottille war vor allen Dingen das Ziel russischer Anstrengungen geworden und bei Turtukai und Sistowa litt diese durch das russische Geschützfeuer außerordentlich. Vorzüglich war es auf den Besitz der Donauinseln abgesehen und es gelang den Russen, mehrere sehr wichtig gelegene in Besitz zu nehmen und mit Batterien zu besetzen.

So z. B. war die zwischen Giurgewo und Rusżuk liegende Donauinsel Radowan in die Hände der Russen gefallen und deren daselbst sogleich errichtete Batterie brachte das türkische Feuer aus der Festung Rusżuk bald zum Schweigen; auch bei Matschin entstanden die hartnäckigsten Kämpfe um die vor dem genannten Orte liegende Donauinsel. Mit welcher Anstrengung die Türken auch die ihnen durch die Russen entrissene Insel wieder zu erobern gedachten, Alles war vergebens, die Russen blieben Herren derselben und zugleich für die kleine Festung Matschin die unangenehmsten Nachbarn, die man sich nur wünschen kann, denn tagtäglich litten die Verschanzungen Matschins unter dem russischen Feuer.

Mit der Ankunft Schilders scheint eine totale Veränderung des Operationsplanes auf russischer Seite entworfen worden zu sein. Das Terrain zwischen Braila und Matschin erhielt dadurch eine große Wichtigkeit, daß hier russische Streitkräfte concentrit wurden, was darauf hindeutete, daß man hier den Uebergang über die Donau zu unternehmen gesonnen sei. Die russischen Festungen Braila, Galacz, Ismail und Kilianowa wurden in den besten Vertheidigungsstand gesetzt und Fürst Gotschakoff hielt in Gemeinschaft mit General Schilder eine Inspectionsreise in dieser Gegend der Donaulinie, was als sicheres Zeugniß angesehen werden konnte, daß auf diesem Terrain bald Ereignisse sich ergeben würden, die dem Gange des bisherigen Kampfes eine andere Wendung verliehen. Jetzt gab es auf der Donaulinie fast alltäglich harte Sträuße zwischen beiden feindlichen Parteien, vorzüglich wies sich in den ersten Tagen des März zwischen den beidenseitigen Vorposten eine wahrhafte Kampfgier, jedoch entschieden diese kleinen Gefechte nichts, sie dienten nur dazu, beide Theile in Athem zu erhalten. Worauf die Russen es abgesehen hatten, ward von den Türken ganz richtig erkannt. Das unangreifbare oder wenigstens mit einem ungeheuren Aufwand von Zeit, Menschen und Material zu erobernde Kalafat war aus dem Operationsplane der Russen gestrichen worden. Alle Anstalten bezeugten, daß ihr Entwurf dahin gehe, auf den feindlichen rechten Flügel loszubrechen und jedenfalls vor Schumla zu rücken. Die Dobrudscha und die Gegend von Silistria waren demnach bedroht.

Die Russen hatten bereits in den Anfangstagen des März Batterien am jenseitigen Ufer vor Silistria errichtet. Sie zu zerstören lag natürlich im Interesse der Türken. Deshalb setzte ein Corps von 2000 Mann bei Kalarasch über die Donau. Sie fanden die Batterien durch 4 Bataillone, 2 Schwadrone und 1 Regiment Kosaken gedeckt. Heftiger Kampf entspann sich, beide Gegner entwickelten eine unsägliche Erbitterung. Den Türken gelang es trotz aller Kraftaufbietung nicht, ihre Absicht ganz auszuführen, nur zwei der vorhandenen russischen Batterien fielen gänzlich ihrer Zerstörungswuth anheim, die andern drei Batterien wurden durch die rasende Vertheidigung der Russen gerettet.

Der kleine Krieg, der sich auf dem größten Theile der Donaulinie entwickelt hatte, gab zu einer Menge Einzelnkämpfen Anlaß, bei welchen Türken und Russen sich gegenseitig durch Bravour und Verwegenheit auszeichneten. So unter andern unternahmen 400 Baschi-Bozuks *) unter ihrem Major Bely ein Wagstück, das ihnen auch gelang. Sie entrissen den Russen durch kühnen Ueberfall die zwischen Sistowa und Rustzuk liegende Donauinsel. Auch Oltenitza, das im vorigen Jahre schon so harten Kampf gesehen, ward in den Tagen des 10., 11. und 12. März abermals der Schauplatz heißer Kämpfe. Die Russen fuhren nämlich am Quarantänegebäude drei Batterien schweren Geschützes auf, um dadurch den von ihnen beabsichtigten Brückenschlag gegen die zwischen Oltenitza und Turtukai gelegene Insel zu decken. Die Letztere war im Besitz der Türken und ihre Besatzung bestand aus 1000 Mann Arnauten **) nebst 1 Geschütze unter Commando Abdallah-Beys.

Sie verhielten sich wunderbarer Weise während des Brückenschlags der Russen ganz still, als sei ihnen plötzlich aller Muth genommen; aber das war nur eine bittere Täuschung für die Gegner, denn während der Nacht zogen die Türken 3 Bataillone und 4 Geschütze an sich und mit Morgenanbruch des 12. März eröffneten sie auf die beinahe fertige Brücke ein wohlgenährtes heftiges Feuer und bewerkstelligten deren Zerstörung. 1400 Russen bezahlten diesen Uebergangsversuch mit dem Leben, auf türkischer Seite zählte man nur 80 Todte und Verwundete. Alle die Kämpfe, die zwischen beiden Theilen in der ersten Hälfte des März geliefert worden waren, hatten weiter gar keine gewichtigen Folgen. Von Seiten Omer Paschas geschah alles Mögliche, um sein Heer an

*) Baschi-Bozuks heißt Freischaaren.

**) Unter der Bezeichnung Arnauten versteht man Bewohner von Albanien. In früheren Zeiten bildeten die Albanesen oder Arnauten den Kern der Truppen, welche die Sultane in den verschiedenen Provinzen ihres Reiches unterhielten. Die Albanesen sind ein höchst eigenthümliches Volk, ein halbwildes Gebirgsvolk, das lieber unter den Waffen sich befindet, als der Viehzucht und dem Ackerbau sich zu widmen. Tapfer, voll Thatkraft sind sie eben so grausam und rachsüchtig gegen den Feind, wie sie offen gegen den Freund sind. Wie wild und roh die Sitten dieser Arnauten sind, mag daraus hervorgehen, daß Omer Pascha sich genöthigt sah, ihren Grausamkeiten ein Ziel zu setzen, d. h. ihnen das Ohren-, Nasen- und Kopfabschneiden, welches sie gegen die von ihnen überwundenen Feinde verübten, zu verbieten. Durch Gewalt war diese scheußliche Angewohnheit Leuten von ihrem Schlage nicht abzugewöhnen, das wußte er, deshalb ließ er bekannt machen, daß Jeder, der mit dergleichen Beutezeichen beladen von einem Zuge ins Lager zurückkäme, als ein Feigling zu betrachten sei, welcher sich mit Siegestrophäen schmücke, die er auf die leichteste Weise errungen habe, denn Niemand könne wissen, ob er auch wirklich die Feinde getödtet habe, mit deren Nasen, Ohren und Köpfen er prahle. Hätte er wirklich gekämpft, würde ihm keine Zeit zur Ausführung solcher bei allen civilisirten Völkern verabscheuten Sitte geblieben sein, demnach sei als bestimmt anzunehmen, daß er sich nur über schon verwundete Feinde hergemacht habe und ein solcher Feigling solle ohne Zögern mit 100 Hieben bestraft werden, denn er verunehre den Ruhm seiner übrigen Waffengefährten, man würde sie nur für elende Kopfabschneider, Henkersknechte, aber nicht für tapfere Soldaten halten, derjenige aber, der einen Russen lebendig bringe, solle 50 Piaster Belohnung erhalten. Dies wirkte, besonders da Omer Pascha stets klar an der Tag gelegt hatte, wie schlecht mit ihm und seinen Befehlen zu spaßen sei.

den Kampf zu gewöhnen und man kann nicht anders sagen, als daß sich die Türken außerordentlich gelehrig in der Schule zeigten, die ihr Oberfeldherr sie durchmachen ließ. In Konstantinopel erkannte man dieses Verdienst auch vollkommen an und der Sultan ernannte ihn zum Muschir.

Diese Würde machte ihn in der muselmännischen Hierarchie zur dritten Person, nur der Sultan und der Großvezier stehen über dem Muschir. Als dritter im türkischen Reiche ward er nun von dem Kriegsminister unabhängig, ihm war das Recht gegeben, in allen Angelegenheiten nach eigener Ansicht zu verfahren und namentlich auch nach eigenem Gutdünken Offiziere zu ernennen oder abzusetzen. Seit dem 400jährigen Bestehen des osmannischen Reiches in der europäischen Türkei haben sich nur sehr wenige Renegaten (vom Christenthum zum Mohamedismus Uebergetretene) einer solchen Erhebung zu erfreuen gehabt.

Indeß Niemand kann Omer Pascha den Ruhm abstreiten, unter den Feldherren der Türkei ein seltener, man könnte wohl sagen, noch nie dagewesener Edelstein hinsichtlich der Rechtlichkeit und Mäßigung gegen Freund wie Feind zu sein. Er sorgt wie ein Vater für die Bekleidung, Ausrüstung und Verpflegung seines Heeres. Unterschleife, Betrug, grobe Fahrlässigkeit der Beamten werden augenblicklich durch Erschießen bestraft, jede Versäumniß oder Unordnung in dem Herbeischaffen der Lebensmittel zieht dem oder den Schuldigen 50 bis 100 Hiebe zu. Das klingt sehr hart, aber es ist ein außerordentlich zweckmäßiges Mittel, schlechten Subjekten ihre Pflicht ins Gedächtniß zu bringen. Viel härter, ja ungerecht wäre es, wenn die Truppen, die ihr Blut und Leben einsetzen müssen, um der Nachlässigkeit eines oder einiger Beamten Hunger leiden sollten. Omer Pascha läßt diese Strafen stets im Angesicht der Truppen und zwar unter Angebung des Grundes vollziehen, was den besonders großen Vortheil hat, daß der Soldat weiß, es sei durchaus nicht seines Feldherrn Wille, daß er entbehre und eben deshalb wird von Omers Truppen auch jede mit dem Kriege verbundene Ertragung von Strapatzen u. s. w. mit Geduld und Ausdauer ertragen.

Ueberhaupt ist es als ein höchst wunderbares Zeichen der Zeit zu betrachten, daß das Christenthum eine Menge Kämpfer in die Reihen des Türkenheeres stellt, während ehemals die ganze liebe Christenheit in Feuer und Flamme gerieth, wenn es gegen die Türkei ging. Wer hätte vor wenig Jahren noch an die Möglichkeit geglaubt, daß sich katholische Christen für die Türkei schlagen könnten? Die Lateiner (Katholiken) der festen Stadt Rusjuk begaben sich, als die Russen Miene auf dieselbe machten, unter vorgetragenem Kreuz auf die Wälle und bedienten dort die Kanonen mit großem Eifer. Ueberhaupt schlagen sich die albanesischen Freiwilligen katholischen Bekenntnisses, deren Omers Heer ohngefähr an 10,000 Mann zählt mit derselben Erbitterung gegen die Russen wie die Türken.

Sadik Pascha, ehedem unter seinem Namen Czaikowski und zwar als Novellendichter bekannt, welcher sein Vaterland Polen wegen seiner Betheiligung bei der Revolution von 1830 flüchtig verlassen mußte und im Jahre 1851 zum Islam übertrat, hat ein Kosaken-Corps von etwa 1000 Mann, meist aus Polen, Bulgaren und russischen Flüchtlingen errichtet, dessen Fahne die innigste Verbrüderung zwischen Kreuz und Halbmond darstellt. Die Fahne hat nämlich ein halbrothes und halbweißes Feld, das erstere mit dem Halbmonde, dem Sinnbilde des Propheten, das andere mit dem Kreuze, Symbol des Erlösers.

Uebrigens hat die Türkei auch wirkliche, echte Kosaken zu Mitkämpfern. Es sind dies die Mihalitzscher Kosaken, Abkömmlinge jener Kosaken, welche unter den Befehlen ihrer Führer, des Stenco Razyne und des Ihnat Necrassa gegen die Russen unter der Regierung der Kaiserin Katharina I. für ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit gekämpft hatten. Diese Kosaken haben sich jetzt auf eigene Rechnung bewaffnet und equipirt, und sind mit ihren alten Standarten des Stenco Razyne und des Ihnat Ne-

crassa der Pforte zu Hilfe ins Feld gerückt. Gewiß ist es sehr seltsam, daß unter diesen Mihalitzscher Kosaken sich Mitglieder adliger Familien der Donschen Kosaken befinden, wie z. B. die Yessinoff, Orloff, Blassof, Yefrenoff, Butuck, Hobol u. s. w., die sonach mit den christlichen Abkömmlingen ihrer Familien in Kampf versetzt sind.

Omer Pascha bot Alles auf, was in seinen Kräften stand, um sein Heer durch Zucht und ehrenvolles Benehmen auf eine Stufe der Achtung in den Augen der civilisirten Völker zu erheben, doch gleichfalls versäumte er keine Gelegenheit, das Volk zur Unterstützung des Heeres anzuregen. Er vermied dabei militärische Gewalt und suchte seinen Zweck auf eine Weise zu erreichen, die dem türkischen Volke, wegen ihrer Neuheit pikant erschien. Wir schalten hier nur eins der vielen Beispiele ein.

In Madara, dem in der Umgegend von Schumla gelegenen Dorfe, welches ein gesetzliches Asyl für alle türkischen Frauen und Mädchen, welche ihren Männern und Vätern entlaufen, zu sein pflegt, legte Omer Pascha 4000 Mann reguläre Truppen und 2000 Mann Landwehr ein. Ob dergleichen Gäste der Weibercolonie besonders zuträglich sein mochten, kümmerte ihn nicht. Dagegen calculirte er sehr richtig, daß die Thätigkeit dieser Frauen in weiblichen Arbeiten sehr wohl zu gebrauchen sein würde. Sie erhielten den Auftrag Wäsche für die Truppen zu nähen und bezeigten solchen Eifer in Ausführung dieser ihnen übertragenen Arbeiten, daß bis zu Anfang Januar bereits 10,000 Hemden und Verbände nebst Charpie von ihnen eingeliefert worden waren. Omer Pascha versteht es trefflich, alle sich ihm bietenden Kräfte aufs Tauglichste und Nutzbarste zu verwenden. Damit jedoch die Leute einen Impuls zu derlei Anstrengungen und Opfern bekommen, hat er ein für das türkische Volk etwas ungewöhnliches Mittel erfunden, er regt nämlich dessen Ehrgeiz an und der Sultan unterstützt ihn in dieser neuen Methode. So z. B. stattete Omer Bericht von dem Eifer der Frauen von Madara an seinen Gebieter, den Sultan, ab und derselbe sendete ihnen seidene Anzüge nebst einem Schreiben, in dem ihnen für ihre Thätigkeit gedankt wurde. Solche Gelegenheiten, das Volk zu Anstrengungen zu treiben, übersieht der Menschenkenner Omer Pascha nicht und hat wenigstens die Genugthuung der Ueberzeugung, daß die Ehre, diese unsichtbare Mutter so vieler großen und kleinen Ereignisse, auch bei den Türken eine Art Mosesstab geworden ist.

Daß in den Donaufürstenthümern keine Sympathien für Rußland herrschten, wird begreiflich, wenn man die Manier kennt, mit der die Russen daselbst gehaust haben und welche dem gegebenen Versprechen, keine Aenderung in Sachen der Landeseinrichtungen zu treffen, gradezu Hohn sprach. Für den Clerus in der Walachei wurden Gebetformeln abgefaßt, in welchen für den Kaiser Nikolaus ganz besonders der göttliche Segen erfleht wurde, und überall hin versendet. Das war nun allerdings nichts Neues, denn bei der früheren Occupation der Walachei durch die Russen hatten diese dasselbe Mittel allemal in Anwendung gebracht und in Betracht, daß Griechen für Griechen beten sollten, war im Ganzen nichts dagegen zu sagen, wenn die Oberhoheit des eigenlichen Landesherren, des Sultans, nicht darunter litt. Das sicherste Zeichen jedoch, daß die Russen durch ihr brutales Benehmen und durch den furchtbaren Druck, mit dem sie das Volk der occupirten Provinzen überlasteten, dasselbe gleichsam als Citrone behandelten, welche sie tropfenweise auspreßten, ging unbestreitbar daraus hervor, daß ein Theil der niederen walachischen Geistlichkeit die Liturgie nicht in der angeordneten Weise ausführte, sondern an die Stelle des Kaisers Nicolaus den Namen des Sultans Abd ul-Medschid setzte, was selbst vor der russischen Besatzung der Walachei niemals der Fall gewesen war. Die Katholiken erfuhren die russische Strenge ganz besonders. Auf Befehl des russischen Oberbefehlshabers wurde die Schließung sämmtlicher katholischer Kirchen in den Donaufürstenthümern verfügt, nur in den Kirchen des orthodoxen griechischen Bekenntnisses durfte

Kirche gehalten werden. Diese Maßregel geschähe im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, hieß es in der Verordnung. Wie vorauszusehen war, konnten von Seiten der durch diese unverantwortliche Maßregel tief verletzten Katholiken, Uebertretung derselben nicht ausbleiben und die Folgen fielen schwer auf diese Unglücklichen. So z. B. handelten mehrere Katholiken eines Städtchens im Kreise Bahivo dieser Verordnung zuwider, und wurden von russischen Priestern dem General Lüders angezeigt, der sie zu einer hohen Geldstrafe verurtheilte. Da sie zu arm waren, diese Geldstrafe zu bezahlen, so wurde ihr Hab und Gut confiscirt und sie in Braila ins Gefängniß geworfen.

Schon bei der ersten Nachricht vom Einmarsch der Russen in die Walachei, beeilten sich die Bauern, welche aus früherer Zeit diese liebenswürdigen Gäste schon kannten, Alles was sie an Futter und Getreide entbehren zu können glaubten, den Türken am jenseitigen Ufer um gutes Geld anzubieten, die natürlich auch gleich bei der Hand waren, Vorräthe aufzukaufen. Was die walachischen Bauern nicht verkaufen konnten, verbargen sie unter die Erde, den Russen, den schlechtesten Zahlern von der Welt, es so unzugänglich als nur möglich zu machen. Mit der Bezahlung der von den Bauern requirirten Artikel wurden nun die schamlosesten Unterschleife begangen. Die russischen Verproviantirungsbeamten schreiben Alles doppelt an, die Kriegskassen zahlen die Gelder aus und diese fallen den Proviantbeamten und allen Denen in die Tasche, die bei diesem schönen Geschäfte zu thun haben. Der arme Bauer ging leer aus oder war ihm das Glück ganz günstig, so bekam er eine Kleinigkeit, die mit den abgelieferten Gegenständen in gar keinem Verhältnisse stand. Wagte er eine Klage zu erheben, so zog er sich mindestens eine tüchtige Tracht Prügel zu. Das russische System Alles für einen Spottpreis oder auch umsonst sich anzueignen, brachte als Wirkung eine totale, wenigstens scheinbare Armseligkeit der Einwohner hervor, indem Jeder sein Bischen Hab und Gut verbarg, so gut es ging und sich so blutarm stellte, wie dies nur möglich war. Wegen dieser scheinbaren Armuth sind die russischen Befehlshaber zu immerwährenden Truppendislocirungen genöthigt.

Da nun die Russen als christliche Freunde und Glaubensgenossen so wenig Vertrauen bei den Einwohnern der Donaufürstenthümer sich zu erwerben verstanden haben, so ist es nicht zu verwundern, daß die Türken dafür bei denselben im Ansehen gestiegen sind, wenigstens erinnert man sich nicht, daß sie als Freunde, wie doch als solche die Russen sich ausgaben, das Volk so furchtbar geplagt haben, übrigens weiß Jeder, daß im Charakter des Türken mehr Ehrlichkeit als in dem des Russen begründet ist. Rechnet man noch das nicht verschwiegen gebliebene Gerücht von der durch Omer Pascha geübten Mannszucht in seinem Heere hinzu, so wird es sehr begreiflich erscheinen, daß die Türken nothwendiger Weise den Russen gegenüber im Werthe steigen mußten. Die Härte der russischen Herrschaft äußerte sich in den Donaufürstenthümern auf alle Art und Weise und jede Klasse der Einwohner wurde sicher von einer der beliebten unangenehmen Maßregeln getroffen. Auch die Wohlhabenden und Handeltreibenden empfanden den russischen Druck als mittels einer Verfügung des Oberfeldherrn ein Zwangs-Cours für das russische Papiergeld in der Moldau und Walachei angeordnet worden war. Diejenigen Kaufleute oder andere Personen, welche die Annahme dieses Papiergeldes zu dem festgesetzten Preis verweigern, wurden als Rebellen betrachtet und demnach auch bestraft. Väterlicher konnte Niemand für die Moldau-Walachen sorgen, als eben Rußland, es steckte sogar die Hand in ihren Geldbeutel. Bei allen diesem Thun und Treiben fehlte es der Petersburger Hofzeitung nicht an stolzen Worten gegen ihre Feinde, d. h. nicht allein gegen die Türken, sondern vor allen Dingen gegen Franzosen und Engländer. Gewiß wird es nicht uninteressant sein, einen solchen geharnischten Artikel, dessen Vater ein Herr Nicolaus Ogarew ist, und welcher der Wahrheit und ganz Europa unverblümt ins Gesicht

schlägt, hier einen Beleg des stelzfüßigen russischen Redestyls zu finden. Es heißt darin:

„Nicht nur des Friedens und der Ruhe Europas willen geifert eure Bosheit gegen uns, ihr abscheulichen Knechte des Lasters (wörtlich)! die unbefleckte Jungfräulichkeit Rußlands ist euch unerträglich; seine Macht ist es, die eure Schmähungen erzeugt; Rußlands Liebe zum Czaren, der Russen Hingebung an den Thron und Gehorsam gegen des Czaren Wort und die Liebe zum heimischen Altar — das ist es, wovor ihr Widersacher zittert, was Euern Neid rege macht. Ihr scheint unsere Soldaten, unser treffliches scharfschneidiges Bajonett vergessen za haben! . . . aber Gott hat Euch geblendet. Gott wird seine Söhne kräftigen, und wären Eures Gleichen zwanzig gegen Einen, so werden wir doch siegen! Mit Stumpf und Stiel werden wir die Sippschafft der vermessenen Feinde ohne Zeit und Worte gegen sie zu verlieren, ausrotten. Wer das rechte Schwert erhebt, findet kein Hinderniß. Der Zeitungen freches lügenhaftes Winseln (wörtlich) wird verstummen im Donner der Siege. Wir, Rußlands Söhne, wollen den lasterhaften Söhnen des Westens beweisen, wie denkwürdig uns der heilige Name Byzanz (ehedem Konstantinopel), und wie er uns testamentarisch vorbehalten ist. Die furchtbare Faust Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen, und von Nicolaus wieder aufgepflanzt, wird das heilige Kreuz über dem byzantinischen Lande strahlen und durch seinen Heiligenschein die wankenden Throne der Fürsten befestigen. . . . .“

Ob in Rußland diese exaltirten Redensarten wirklich Anklang fanden, wissen wir nicht, bestimmt aber ist es wahr, daß das Volk selbst ganz und gar nicht mit diesem Kriege einverstanden war, vorzüglich der sehr wichtige Kaufmannsstand nicht, denn ihm ging es ans Leben, d. h. an den Beutel. Eben so wenig waren die Einwohner der Donaufürstenthümer über den Ausbruch des Krieges erfreut, sie hatten die Söhne des heiligen Rußlands so lieb, daß sie sich, wenigstens die Bauern, nach Möglichkeit flüchteten, also Haus und Hof verließen, um vor ihnen das Leben zu retten. Wenn schon die Last, welche den armen Einwohnern durch die regulären russischen Truppen erwuchs, zu einer Strafe gehörte, die schwer die Unglücklichen traf und ihr Bischen Wohlstand ruinirte, denn die Frage zwischen Mein und Dein galt in den Augen der Russen nicht, sie nähmen, wo sie etwas Nehmbares fanden; so blieb diese wahrhafte Landplage doch weit hinter jener zurück, welche das russische Freicorps aller Orten hinbrachte, wo es sich blicken ließ.

Dieses Corps wurde erst geworben und der Auswurf schlechter Subjekte meistens aus Griechen, Serben, Bulgaren und Zigeunern bestehend, sammelten sich um einen Popen, der im fanatischen Eifer zum Anführer dieser Racheschaaren sich aufwarf. Als Auszeichnung trugen diese Freischärler ein Kreuz auf der Mütze, indeß sie hätten dies nicht bedurft, sie zeichneten sich so sehr durch die scandalösesten Excesse aus, daß man sich überall vor ihnen fürchtete. Ein nur halbwege sich nicht ganz selbstverachtender Mensch trat nicht zu diesem Freicorps und da es den russischen Generälen hinsichtlich der Schändlichkeiten, welche diese mit dem Kreuze ausgezeichnete Bande beging, doch zu toll wurde, so erfolgte eines schönen Tages der Befehl, sie aufzulösen.

Daß übrigens die russischen Truppen in diesem Feldzuge eben nicht auf Rosen gebettet waren, d. h. diejenigen, welche außerhalb der Städte Stellungen zu beziehen hatten, ist gewiß. Von Zeltlagern konnte zur Winterzeit keine Rede sein, deshalb war man auf die Idee gekommen, die Soldaten unter der Erde einzuquartieren, d. h. sie in Erdhütten wohnen zu lassen. Ein Augenzeuge beschreibt ein solches von ihm gesehene bei Giurgewo befindliche Lager wie folgt: „Es diente einer ganzen Brigade zum Unterkommen und war in vier Reihen abgetheilt. In der ersten lagen die Offiziere, in der zweiten die Mannschaften, die dritte enthielt die Stallungen, die vierte die Küchen. Die Erdhütten sind 5 Fuß in die Erde gegraben, 20 Schritt breit, 50 bis 60 Schritte lang, mit einem Binsendache

gedeckt und mit Oefen versehen. Alle russischen Soldaten behaupteten, sie befänden sich in diesen Erdhütten viel besser als in den walachischen Dörfern, die übrigens nicht viel anders gebaut sind."

Wenden wir uns von diesen kleinen Schilderungen ab zu den Aeußerungen der militairischen Thätigkeit der beiden feindlichen Heere. Wie vor Kurzem noch der äußerste rechte Flügel der Russen bezüglich des Projekts, Kalafat zu überwältigen, Aller Blicke auf sich zog, so war von Mitte März der äußerste linke Flügel derselben auf dem Terrain zwischen Braila, Galacz und Ismail der Gegenstand aller Aufmerksamkeit. Die sämmtlichen Kriegsereignisse waren so zu sagen erst im Keime, im Werden begriffen. Rußlands Situation war keineswegs eine besonders vortheilhafte, denn lag auch jetzt die verbündete englisch-französische Flotte noch ganz unthätig in der Beikosbucht, so konnte doch die stündlich zu erwartende Kriegserklärung der Verbündeten gegen Rußland den ruhig liegenden Schiffen bald einen sehr bewegenden Geist einhauchen und sie zu einer Landung an der Dobrudschaküste führen. Die Aufgabe des russischen Feldherrn war demnach, Maßregeln zu treffen, welche diese oder überhaupt seine Küsten nach Kräften vertheidigten. Seine nächste Sorge richtete sich also auf die Donaumündungen und namentlich auf den Arm der Donau, den man Sulinamündung nennt. Auf diesem Wege konnten sich die feindlichen Schiffe den russischen Festungen nähern und dies mußte verhindert, ihnen die Möglichkeit genommen werden, den Strom zu befahren. Die Russen hatten allerdings auch eine Flottille auf der Donau, aber es war doch nur zu leicht möglich, daß die feindlichen Schiffe den Sieg über diese davon tragen könnten, darum hielt Gortschakoff es für am zweckmäßigsten, das Mittel der Sperrung oder Estacade anzuwenden.

Die Sulinamündung wurde also durch Versenkung von Steinbeladenen alten Schiffen geschlossen, eine Partie Kanonenböte aufgestellt und einige Batterien am Ufer errichtet um jeden Versuch die künstliche Sperrung hinweg zu räumen, zurückzuweisen. Auf solche Weise hatte sich der russische Oberbefehlshaber gegen einen von der Wasserstraße auf sein Heer gerichteten Angriff versichert und nachdem er die feste Ueberzeugung hatte, daß er hier dem Feinde einen nicht gleich zu bewältigenden Damm entgegengesetzt habe, ging es an Ueberschreitung des Donauflusses von Seiten der Russen. Selbstverständlich ist es, daß wir nur der vorzüglichsten Kämpfe gedenken, denn wollten wir alle einzelnen untergeordneten Treffen mit aufführen, würden wir nicht nur die Geduld des Lesers ermüden, sondern auch ein ziemlich dickes Buch von diesen kriegerischen Ereignissen voll schreiben müssen. Das erste bedeutsame Unternehmen der Russen richtete sich gegen Hirsowa, eine mit Festungswerken umgebene Stadt Bulgariens. Oberst Suroff passirte am 20. März an der Spitze von 2000 Mann die 2 Meilen unterhalb genannter Stadt befindliche Donaufurt und griff die türkischen Schanzen an. Die Türken vertheidigten sie mit glänzender Tapferkeit und erst nach einem dreimal erneuten Sturm, der besonders durch das ununterbrochene Feuer russischer Kanonenböte unterstützt wurde, sahen sie sich gezwungen, die Schanzen in den Händen der Russen zu lassen, welche keinen Augenblick zögerten und schon am 22. die Cernirung Hirsowas und den Tag darauf die Belagerungsarbeiten begannen. Diese Blokade würde jedoch ein vereinzeltes Unternehmen geblieben sein, wenn nicht fast gleichzeitig das Lüdersche und ein Theil des Osten-Sackenschen Corps die Donauübergänge bei Braila, Galacz und Tultscha forcirt hätten und somit in die Dobrudscha eingerückt wären. Auf Anordnung des Ingenieur-General Schilder eröffneten am 22. März sämmtliche russische Inselbatterien bei Braila ein sehr lebhaftes Feuer gegen die türkischen Verschanzungen bei Matschin. Man hatte lange Zeit nicht so ein ununterbrochen fortdauerndes Geschützfeuer gehört, nur in der Nacht traten einige Stunden Pause ein, bis der Anbruch des Morgens die Kanonade von Neuem beginnen ließ. Wenige

Stunden später setzten russische Abtheilungen auf Fahrzeugen nach der unterhalb Matschin gelegenen Landspitze von Gidzed über. Sie schlugen unter dem Schutze von 24 Zwölfpfündern und 6 Achtzehnpfündern eine Brücke und als diese soweit hergestellt war, griffen 6 russische Bataillone die türkische Stellung bei Gidzed an. Der Widerstand der Türken war hier zu schwach, als daß die Russen hätten unverrichteter Sache abziehen sollen. Die Türken mußten ihre mit so vieler Mühe errichteten Verschanzungen verlassen und sich auf Matschin zurückziehen. Dies gelungene Unternehmen machte es dem Fürsten Gortschakoff möglich, den Uebergang bei Gidzed in Person zu leiten.

Gleichzeitig hatte General Lüders durch Schlagung einer Brücke von Galacz aus auf das rechte sumpffreie Ufer den Uebergang seiner aus der 15. Infanteriedivision und der dazu gehörenden Reiterei- und Artillerie-Abtheilungen bewerkstelligt. Nirgend fand er Widerstand und ohne daß ein Schuß gefallen wäre, nahm er auf der von Matschin nach Isaktscha führenden Straße Stellung. Indeß nicht alle Uebergänge auf das Dobrudschaufer gelangen den Russen so mühelos. Das aus 13 Bataillonen bestehende Corps des Generals Uschakoff III., welches von Ismail aus die Donau oberhalb Tultscha am Cap Tschetal überschritt, hatte eine sehr schwere Aufgabe zu überwinden, indem die Türken die Verschanzungen, welche sie einerseits an die Donau, anderseits an ein sumpfiges Terain lehnten, mit der größten Erbitterung vertheidigten, so daß es den Russen erst Abends 9 Uhr, nachdem sie jeden Abschnitt des Terrains mit Sturm hatten nehmen und viele Opfer dafür zahlen müssen, gelang, der Verschanzungen Herr zu werden. Indem sie diesen Sieg mit Verlust von 350 Todten errungen hatten, erbeuteten sie 11 Kanonen und 150 Gefangene.

Die unter persönlicher Leitung des Fürsten Gortschakoff bei Braila übergegangenen Truppen, hatten in der Nacht vom 23. — 24. März einen Bivouak zwischen Gedzid und Matschin bezogen und brachen schon früh 4 Uhr am 24. März gegen Matschin auf. Zu gleicher Zeit ließ General Schilder die vor Matschin liegende Donauinsel durch zwei Dampfschiffe und acht Kanonenbö:e mit Truppen und Geschütz besetzen und somit die nach der Flußseite zu gut befestigte Stadt cerniren. Der General von Kotzebue leitete die Belagerungsarbeiten vor Matschin, General Anrep die vor Isaktscha, und General Uschakoff die vor Tultscha. Der Letztere besetzte zugleich am 24. März die Dörfer des Beschlepgebirges und schob seine Kosaken-Abtheilungen bis Telitza, auf dem halben Wege zwischen Isaktscha und Babadagh, vor. Letztgenannte Stadt war damals das Haup'quartier Mustapha-Paschas. Durch diese Operation stellte Uschakoff seine Verbindung mit dem General Anrep her. Das russische Hauptquartier Gortschakoffs befand sich in Greschti, auf der Straße von Matschin nach Hirsowa, jedoch schon am 27. März verließ der Fürst, nachdem er sämmtliche nun in der Dobrudscha befindlichen russischen Truppen-Colonnen unter Commando des Generals Lüder gestellt und dieser Heeresabtheilung den Namen: „erstes actives Operationscorps" gegeben hatte, sein Hauptquartier Greschti und begab sich zur Donauarmee zurück.

Kaum hatte Omer Pascha den Uebergang der Russen in die Dobrudscha erfahren, als auch er sein Hauptquartier von Rustzuk mit dem festen Schumla tauschte. In der Dobrudscha standen unter Mustapha-Paschas Befehl nur 10 Bataillone Nizam (reguläre Truppen), 8 Bataillone Redifs (Landwehr), 4000 Reiter, 3600 Baschi-Bozuks (Freiwillige) und 48 Kanonen. Diese kleine Streitmacht konnte natürlich gegen die durch täglich erfolgende Nachschübe bedeutend werdende russische Heeresmasse nicht aufkommen. Die Russen zählten in der Dobrudscha bald 56 Bataillone Infanterie, 36 Schwadronen Reiter und 160 Geschütze.

Der Einmarsch der Russen in die Dobrudscha war für diese, wie schon erwähnt, wegen der Flotten der Verbündeten, eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden, sie mußten diesen Landstrich besetzen, wollten sie dem Feinde nicht An-

laß geben, ihnen in die Flanke zu kommen. Ein großer Vortheil war die Dobrudscha-Besetzung sonst nicht weiter für die Russen, außerdem sie hätten von hier aus Angriffsweise verfahren wollen. Da Mustapha-Pascha sich mit seiner kleinen Armee gegen eine solche Streitmacht, wie der Feind entwickelte nicht halten konnte und sich vernünftiger Weise auch gar nicht erst der Gewißheit eine Niederlage zu erleiden, aussetzen durfte, so zog er sich bei Zeiten zurück. Man sendete ihm vom Trajanswalle aus Verstärkungen nach Babadagh, auch aus der Festung Basardschik kam man ihm zu Hilfe, indeß diese Truppen erhielten während des Marsches Befehl zur Umkehr, denn die russischen Colonnen drangen schon den 26. und 27. März auf den Straßen gegen Hirsowa und Babadagh vor. Hirsowa wurde bereits am 28. März geräumt; nur die Citadelle, welche die rückgängige Bewegung der türkischen Truppen zu decken hatte, hielt sich bis zum 30.; an welchem Tage sie von den Russen mit Sturm genommen wurde. Die kleinen Festungen Matschin, Isaktscha und Tultscha konnten sich natürlich solchen Kräften gegenüber nicht länger halten, die Besatzungen derselben, insgesammt ohngefähr an 5000 Mann wurden Kriegsgefangene der Russen.

Bereits am 2. April stand der äußerste linke Flügel der Russen bei Babadagh, der rechte in Hirsowa, die Spitzen der Armee drangen bis Tschernowoda vor. Die russische Donauflottille wurde bei Hirsowa concentrirt und aus bei Matschin erbeuteten türkischen Booten eine Schiffbrücke hergestellt, um die Truppen in der Dobrudscha mit denen auf dem linken Donauufer in direkter Verbindung zu erhalten. Nichts lag nun näher, als an die Eroberung Silistrias zu denken. Zu diesem Zwecke wurden in der Gegend von Kalarasch drei russische Divisionen zusammengezogen. General Schilder eilte schon in den ersten Tagen des Aprils dorthin, um alle Vorbereitungen zu treffen, das gegenüberliegende Silistria mit Nachdruck angreifen und zugleich einen Donauübergang zur concentrischen Bezwingung Rassowas' zu bewerkstelligen.

Jetzt begann eine Reihe von Kämpfen, in denen die Türken sich bedeutenden Ruhm erwarben. Die Russen unternahmen nämlich von Kalarasch aus, von ihrer Flottille unterstützt, massenhafte Angriffe auf die zwischen Rassowa und Tschernawoda gelegene jenseitige Uferstrecke, aber hier wurden sie von den Türken mit sehr blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Ein Angriff, den sie mit 8000 Mann auf Rassowa machten, verunglückte ganz und gar, die Verluste waren sehr bedeutend, indeß ein zweiter Versuch sich dieser Uferstrecke zu bemächtigen, blieb deshalb doch nicht aus. Es waren Veranstaltungen getroffen, daß, während die in Kalarasch stehende Russenmacht den Angriff erneute und Tschernawoda bedrohte, General Anrep's in Hirsowa befindliches Corps zugleich gegen diese Stadt vorrückte. Der türkische Befehlshaber Mustapha-Pascha erkannte sehr richtig, daß, wenn auch auf eine sehr kurze Zeit, er sich doch nicht für länger solcher Feindesmasse gegenüber halten könnte und die Fortsetzung eines solchen ungleichen Kampfes ihm nur große und schwere Verluste bringen müsse. Deshalb ließ er sämmtliche um Tschernawoda erst errichtete Schanzen demoliren und zog sich mit seinen Truppen in voller Ordnung in der Nacht vom 6. zum 7. April gegen Karasu.

Dieser letztgenannte Ort hatte eine Besatzung von 5000 Mann, aber indem Tschernawoda den Russen preisgegeben wurde, konnte sich das kleine Karasu natürlich auch nicht halten. Daher zog diese kleine Garnison mit Mustapha-Pascha über Mahmudköi gegen Basardschik zu. Schon am 11. April besetzten die Russen die preisgegebenenen Orte und die Kosaken rückten gegen Mahmudköi vor. Die Linie Tschernawoda-Kustendje war somit wie es schien für die Russen gewonnen. In voller Furcht flüchteten die Einwohner von Kustendje, als sie von den Uebergängen der Russen über die Donau gehört hatten, größtentheils nach der Seefestung Varna, auch die türkischen Truppen räumten die Stadt. Die zu den verbündeten Flotten gehörenden Dampffregatten Firebrand, Sidon

und Magellan, welche mit Recognoscirung der Sulinamündung beauftragt waren, ankerten zu dem Zwecke (am 28. März) im Hafen von Kustendje. Ihre Gegenwart verhinderte grobe Excesse von Seiten der Baschi-Bozuks gegen die zurückgebliebenen Einwohner, jedoch kaum waren die Schiffe abgesegelt, als eine Rotte dieser Baschi-Bozuks, die sich nach dem Abzug des türkischen Heeres gegen Basardschik noch in der Umgegend umhertrieben, in die von allen Vertheidigungsmitteln entblößte Stadt einbrach und greulich wirthschaftete, sich aber sogleich ins Weite verzog, sobald die Kunde von der Wiederkehr der Schiffe bekannt wurde. Diese erfolgte wirklich am 10. April und die Befehlshaber der Fahrzeuge stellten sogleich Piketposten an die Thore der offenen Stadt. Diese standen jedoch nicht lange, als eine Kosakenabtheilung längs der Meeresküste heranrückte und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß das schwache englisch-französische Piket kaum auf die Schiffe sich zurückzuziehen Zeit hatte. Nun eröffneten die Schiffe ihr Geschützfeuer gegen die in die Stadt eindringenden Russen und an mehrern Orten entstanden Feuer, die jedoch bald wieder gelöscht wurden.

Während der russische linke Flügel die Dobrudscha besetzte und die Türken ihm dies Terrain ohne sonderliche Kämpfe überließen, hatte der rechte Flügel der Russen harte Sträuße zu bestehen und befand sich seinen Feinden gegenüber in ziemlichem Nachtheil. Die Türken machten auf diesem Terrain den Russen viel zu schaffen und fügten ihnen arge Verluste zu. So z. B. griff Achmet Pascha mit großen Erfolg die russischen Positionen von Kalafat an, die Endtage des März waren hier den Russen höchst ungünstig. Im Anfang des Aprils schoben die Letzteren starke Abtheilungen gegen Gidicz, Skripetz und Modawicz vor und unterbrachen dadurch die Verbindung Kalafats mit Lobanza und Sawal. Natürlich konnten die Türken dies nicht mit Ruhe ansehen und es kam im Anfange des Aprils deshalb zu sehr ernsten Gefechten, die jedoch längere Zeit unentschieden blieben, bis endlich der schon erwähnte, von seinen Wunden wiederhergestellte Iskender Bey durch einen glänzenden Reiterangriff den Rückzug der Russen entschied, welche die Räumung des Dorfes Gidicz zur Folge hatte.

Plötzlich kam in die kriegerischen Angelegenheiten an der Donau ein ganz neues Leben, die Dinge erhielten einen Umschwung besonderer und ganz unerwarteter Art. Von Seiten der russischen Truppen geschah in Mitte des Aprils plötzlich eine Frontveränderung und durch dies Mannöver fielen alle bis jetzt geschehenen Einzelkämpfe zur Unbedeutendheit herab. Der russische Kaiser, wie alle großen Herren, die selten einen Damm, ein Hinderniß für ihre Pläne und Wünsche finden, war ganz und gar nicht mit der bisherigen Kriegsführung zufrieden, sein Heer hatte keinen Sieg erfochten und ein russischer Kaiser braucht Siege zu seinem Ruhme. Um der Sache auf eine andere Art und Weise beizukommen, gerieth er auf die Idee den Generalfeldmarschall Paskewitsch-Eriwansky zum Oberbefehlshaber der Donau zu machen.

Wie man erzählt, soll der alte Fürst den Kaiser gewarnt haben, natürlich, der alte Herr befand sich in demselben Falle wie der große Friedrich, welcher in seinen höheren Jahren auch nicht mehr der launenvollen Kriegsgöttin vertrauen und seinen Ruhm aufs Spiel setzen wollte, indeß Nikolaus von Rußland gehört nicht zu den Leuten, welche sich so leicht einen zur Lieblingsidee gewordenen Gedanken ausreden lassen, es blieb dabei, Paskewitsch mußte das Obercommando übernehmen und sonach wurde auch zugleich ein ganz neuer Kriegsführungs-Plan ins Leben gerufen. General Liprandi erhielt am 16. April, demselben Tage, wo der Generalfeldmarschall in Bukarest eintraf, Befehl, die Cernirung Kalafats aufzuheben, seine Truppen hinter die Aluta zurückzuziehen, welche bekanntlich der Grenzfluß zwischen der großen und kleinen Walachei ist. Liprandi hatte seine Aufgabe, Kalafat zu nehmen und die Serbier und Montenegriner zu revolutioniren, nicht ausgeführt, er war an der Unmöglichkeit gescheitert, die Tür-

ken zu schlagen und Paskewitsch, der neue Lenker der Donau-Kriegs-Angelegenheiten, fand es für zweckmäßig, daß die kleine Walachei, welche bisher der Schauplatz so höchst ungünstiger Erfolge für die Russen gewesen, von denselben geräumt werde.

Indem Paskewitsch den Oberbefehl empfing, entging man von russischer Seite der Beschämung, daß die russischen Truppen nichts gegen die Türken, diese von ihnen verachtete Nation, ausgerichtet hatten, zugleich auch entging man einem möglichen Conflikt mit Oestreich, das an der serbischen Grenze eine höchst respektable Truppenmasse zusammengezogen hatte, um den Versuchen Rußlands, Serbien und Montenegro zum Aufstand zu verleiten, mit Kraft entgegen zu treten, wenn dieselben etwa von Erfolg begleitet gewesen wären. Die Räumung der kleinen Walachei von den russischen Truppen war eine sehr kluge Maßregel Paskewitsch's. Dadurch erhielt die russische Armee einen Zuwachs von 12 Infanterie- und 3 Cavallerie-Regimentern, da diese für die Folge nicht mehr zur Occupation der kleinen Walachei verwendet zu werden brauchten und nun dem Gros der russischen Armee zugetheilt, durch diese engere Zusammenziehung der Streitkräfte aber das gemeinschaftliche Handeln ungemein begünstigt wurde, indem schon die Basis aller Existenz einer Armee, die Zufuhr an Kriegsmaterial und Proviant eine bedeutende Erleichterung dadurch gewann. Für Rußland war dieser Punkt von besonderer Wichtigkeit, da durch das Kreuzen der englisch-französischen Flotte die russische Verbindungslinie zur See gänzlich verloren ging. Jetzt blieb nur die Linie von Fockschan-Galacz-Ismail den Russen als Basis ihrer kriegerischen Thätigkeit.

Gleich nach Eintreffen des Befehls zur Räumung der kleinen Walachei, wurden die Militairhospitäler aufgehoben, der Belagerungspark und der Pontontrain zurückgezogen, die Brigaden setzten sich sofort gegen Crajowa, der Hauptstadt der kleinen Walachei, in Marsch, die Nachhut der sich zurückziehenden Truppen ward von den beiden Reiterregimentern und dem Regiment Tobolsk gebildet. Schon am 23. April trafen die Spitzen dieser auf dem Rückgange befindlichen Truppen in Crajowa ein. Vor ihrem Abzuge forderten die russischen Commandeurs die Einwohner der kleinen Walachei mittels Proclamationen auf, den einrückenden Türken keinerlei Vorschub zu leisten, die walachischen Grenzsoldaten wurden entwaffnet und zum Auszug gezwungen, dasselbe Schicksal theilten die regulären Truppen und Dobranzen (walachische Gensdarmerie). Kleine Scharmützel gab es zwischen der Vorhut der nur langsam vorrückenden Türken, welche anfänglich den Rückzug ihrer Feinde für eine Täuschung hielten, und der Nachhut der Letzteren bei jeder Gelegenheit, wie nicht anders zu erwarten war. Die nun factisch in den Besitz der kleinen Walachei tretenden Türken hielten die strengste Mannszucht unter ihren Truppen, es fielen keine Excesse vor. Somit war ein außerordentlicher Umschwung in den kriegerischen Angelegenheiten eingetreten. Die Russen hatten ein Terrain geräumt, auf welchem sie bisher ohne Erfolg gekämpft, dafür aber ein anderes occupirt, auf dem sie für den Anfang wenigstens einige günstige Resultate erzielten. Die Stellungen der beiden feindlichen Heere waren nun folgende:

Die beiden russischen Corps der Donaulinie standen mit dem rechten Flügel an Giurgewo, mit dem linken in der Dobrudscha, das Centrum befand sich zu Kalarasch. Am untern Sereth und Pruth standen zwei zu dem zum größten Theil in Bessarabien liegende Corps des Generals von Osten-Sacken gehörende Truppen-Abtheilungen in Cantonnements, um die Verbindung mit dem genannten Corps zu unterhalten. In der Dobrudscha lagen die Russen zu Babadagh, Tultscha, Isaktscha, Matschin, Dojan, Hirsowa und Tschernawoda, die Vorhut dieser Truppen lagerten zwischen Tschernawoda und Rassowa.

Natürlich hatte auch Omer Pascha seine Stellung verändert. Zur Wahrung der kleinen Walachei ließ er daselbst eine complette Divi-

sion. Alle auf anderen Punkten nicht ganz dringlich nothwendigen Truppen dirigirte er gegen die Linie des Balkan zurück. Die Festungen mit allen Erforderlichen versehen, überließ er der Tapferkeit ihrer Vertheidiger, er wußte, daß die Türken Vorzügliches in der Vertheidigung fester Plätze leisten und konnte sich bei der Stimmung seiner Armee auch vollkommen auf deren Ausdauer verlassen. Der linke Flügel der türkischen Balkanarmee stützte sich auf das befestigte Lowatz und Trnova, der rechte auf Pravady. Nur wenige Truppen legte er nach Varna, weil dort Franzosen und Engländer garnisonirten. Diese Seefestung war in einen ganz außerordentlichen Zustand von Befestigung gebracht worden. Sie wurden von 200 Kanonen, größtentheils 68 Pfünder und gute aus englischen Fabriken hervorgegangenen Geschützen vertheidigt. In dieser Zahl waren die Geschütze der vier Außenwerke längs dem Hafen nicht mit inbegriffen, auch die beiden Batterien des Cap Galata am Eingange der Bai nicht, welche den ganzen Ankergrund beherrschen und denselben im Vereine mit den städtischen Batterien mit einem furchtbaren Kreuzfeuer bestreichen können. Von dieser Seite war also die Sicherheit der türkischen Stellung bewahrt. Hinsichtlich der Verbindungsmittel zwischen den verschiedenen Aufstellungen seiner Truppen versäumte Omer Pascha nichts, was dazu beitragen konnte, die schnellste Bewegung nach allen Punkten zu unterstützen und so sah er mit Ruhe den Unternehmungen der Russen entgegen.

Achtes Kapitel.

Das Londoner Blaubuch.

Die Viceadmirale Hamelin und Dundas. — Mannöver der Schutzflotten. — Odessa. — Bombardement dieser Hafenstadt. — Briefwechsel zwischen dem Kaiser Napoleon III. und Nikolaus. I. — Politik der deutschen Großmächte. — Die geheime Correspondenz des Blaubuches.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Thätigkeit der Schutzflotten zu. Die französische Flotte stand unter dem Commando des Viceadmiral Hamelins. Der Name dieses Feldherrn zur See hatte von jeher einen sehr guten Klang, denn man kann ohne Uebertreibung von Hamelin sagen, daß er sein Leben meist auf dem Wasser zugebracht. Von 1809 an, wo er als Cadet in den Flottendienst trat, bis 1847, wo er zum Viceadmiral befördert ward, hat er gewissermaßen das Meer nicht verlassen. In seiner langen Laufbahn hat er die Seetactik und großen Evolutionen aus dem Grunde kennen gelernt. Als Generalstabschef des Admirals Hugon comandirte er eine Flotte von 18 Linienschiffen, unter Admiral Rosamel befehligte er als Capitain das Admiralschiff.

Sein College, der Viceadmiral Dundas, erfreute sich keines so günstigen Renomees als kriegerischer Seefahrer. Obwohl derselbe ein altgedienter Seemann zu sein sich rühmen konnte, so hatte er bis zu seiner am 28. December 1852 erfolgten Ernennung zum Viceadmiral und Commandanten der brittischen Flotten-Abtheilung im schwarzen Meer und Bosporus, doch noch keine Proben seiner Befähigung als Admiral abgelegt. Er war bis dahin einer der sechs Lord-Commissairs der brittischen Admiralität gewesen,

Alle Welt glaubte bald von einem großartigen Seetreffen zu hören, jedoch diese Erwartungen erfüllten sich nicht. Im Anfange, d. h. nachdem die Schutzflotten am 4. Januar 1854 in das schwarze Meer gingen, waltete ein ganz eigenthümliches Verhältniß zwischen ihnen und den Russen, ein Verhältniß, das man am treffendsten durch den beliebten Volksausdruck „wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß" bezeichnen dürfte. Beide feindliche Theile zeigten einander die Zähne, thaten aber einander nichts zu Leide. Von russischer Seite war das ganz vernünftig gedacht, denn zwei Flotten gegenüber Stand zu halten, ist immerhin eine kitzliche Aufgabe, und die Russen hatten vollkommen recht, wenn sie nicht den Ausbruch von Feindseligkeiten begannen. Sie fuhren trotzdem noch ziemlich lustig auf dem schwarzen Meere hin und her.

Die Aufgabe der verbündeten Flotten war vor der Hand, wo von Seiten ihrer Regierungen noch keine Kriegserklärung gegen Rußland erlassen worden, keine andere, als türkische Schiffe zu escortiren und für den möglichen Kriegsfall die nöthigen Recognoscirungen vorzunehmen, deren Ziel Sebastopol, Odessa und der asiatisch-russische Küstenstrich war. Die Russen hatten schon in früheren Zeiten bei ihren Kämpfen gegen die kaukasischen Bergvölker an der Ostküste des schwarzen Meeres eine Menge kleiner Festungen angelegt, diese unter solch veränderter politischer Lage zu vertheidigen, war nicht denkbar, die weniger wichtigen dieser festen Punkte mußten, weil sie ernstlichen Angriffen doch unmöglich einen Widerstand gediegener Art entgegensetzen konnten, daher aufgegeben werden. Um diese Plätze zu räumen und die daselbst stehenden Garnisonen aufzunehmen, commandirte Fürst Menschikow nach erhaltener Weisung vom Kaiser die Dampfschiffe Molodez, Odessa, Cherson, Mogutschi, Krim, Bojez und Argonaut zur Ausführung dieses Auftrages. Die Russen behielten auf erwähnter östlicher Küste nur noch die Festungen Redut-Kale, Suchum-Kale, Gelendschik, Gagrui, Anapa und Noworossijsk als ihre Stützpunkte für die künftigen Ereignisse auf dem asiatischen Kriegsschauplatz. Die genannten russischen Dampfschiffe führten ihre Aufgabe aufs Beste aus, wodurch Rußland sich nicht nur 5000 Mann Truppen sondern auch eine beträchtliche Menge Kriegsmaterial erhielt, welches später jedenfalls den Feinden in die Hände gefallen wäre.

Fast zu gleicher Zeit hatte Lord Dundas ein englisches Dampfschiff Sampson und ein französisches, Namens Cazique, beordert, Recognoscirungen an den Küsten Anatoliens, Georgiens, Tscherkessiens und der Krim zu unternehmen und die dortigen Wassertiefen zur Bestimmung zu bringen. Diesem Befehl war die Weisung beigegeben, Kampf mit den Russen wo möglich zu vermeiden, gegen überlegene Kräfte aber auf keinen Fall sich in einen solchen einzulassen. Capitän Jones, der die beiden Schiffe commandirte, merkte sich die letztere Weisung sehr genau. Vor Sotscha-Bitsche traf er mit 4 russischen Dampfern zusammen, die dort vor Anker lagen und sich sogleich in Schlachtordnung stellten, sobald sich die beiden feindlichen Schiffe sehen ließen. Capitän Jones dampfte ruhig weiter, ohne seinen Gegnern, die ihm die Zähne zeigten, irgendwie in ihren Geschäften behinderlich zu sein. Dadurch gewannen die russischen Dampfer Zeit, ihrer Aufgabe vollkommen zu entsprechen. Von 6 kleinen und nun demolirten Festungen, von denen sie die Besatzungen eingezogen, brachten sie diese und das sämmtliche Kriegsmaterial nach der Festung Noworossijsk, und verstärkten solche auf diese Weise. Dann kehrten sie unangefochten zurück nach Sebastopol.

Diese Art von höchst humaner Feindseligkeit wie Capitän Jones sie gegen die Russen bewiesen, gab Stoff zu allerlei Spott von Seiten der kriegslustigen Partei. Am 14. April empfingen beide Viceadmirale von ihren Regierungen die Anzeige des von ihnen an Rußland erklärten Krieges und als diese Nachricht auf den Schiffen bekannt gemacht wurde, donnerten die Lüfte vom Hurrah der Mannschaften und alle Welt freute sich, daß endlich die That

an die Reihe kommen würde, wo bisher nur eine Unmasse Wortgeklingel stattgefunden hatte. Daß die russischen Kriegsschiffe es vorziehen möchten, im Schutze ihrer sichern Häfen zu bleiben, konnte freilich Niemand ahnen, diese Gewißheit ergab sich erst später. Die verbündeten Flotten hatten bis jetzt, obwohl sie nichts offenbar Feindseliges gegen die Russen unternommen, doch schon durch ihre Anwesenheit und jeweiliges Kreuzen auf dem schwarzen Meere deren Operationen einen kleinen Damm entgegengesetzt, indem sowohl auf dem europäischen als asiatischen Kriegsschauplatze die russischen Armeen nur auf ihre Verbindungsmittel zu Lande beschränkt wurden, während die Türken unter dem Schutze der verbündeten Flotten den freiesten Verkehr zur See nach allen Richtungen genoßen, was natürlich ein unermeßlicher Vortheil für dieselben war.

Die Wichtigkeit, welche die Besetzung der unteren Donau und der Dobrudscha für die Russen hatte, verlor dadurch an Bedeutung, da ihnen die Verbindung mit den Hafenplätzen des schwarzen Meeres abgeschnitten wurde. Diese Hafenplätze waren wahrhafte Kornmagazine für die russische Donauarmee, durch die gesperrte Communikation mit ihnen, blieben sie, wie leicht zu begreifen, nur auf das angewiesen, was sie per Achse erhalten konnten und mit welchen Mühseligkeiten dies verbunden, wie ein paar Tage Regenwetter den Transport auf den schlechten Wegen manchmal gradezu zur Unmöglichkeit machte, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Unter allen Hafenplätzen des schwarzen Meeres ist Odessa der erste und zugleich der verwundbarste Punkt Rußlands am schwarzen Meere. Odessa gehört zu den Städten neuester Zeit. Im Jahre 1794 unter der Regierung Katharina's II. von Rußland wurde die Stadt zu bauen begonnen, kein Mensch hätte damals geahnet, daß die kleine Colonie so zu sagen mitten in der Steppe gelegen, sich so rasch zu einer der vorzüglichsten See- und Handelsstädte des Russenreiches erheben würde, aber als der Herzog Richelieu, vom Kaiser Alexander zum Gouverneur ernannt worden war — Richelieu, ein wegen der Revolution aus seinem Vaterlande Frankreich Geflüchteter, welcher russische Dienste genommen hatte — schwang sich die neue Stadt zu einer ungewöhnlichen Bedeutung auf. Bald erinnerte nichts mehr daran, daß vor 10 Jahren noch ein elendes Nomadendorf, Namens Kodschabey, hier gestanden, prächtige Straßenreihen, aus demselben glänzendweißen Muschelkalkstein wie Sebastopol erbaut, erhoben sich und leuchteten ins Meer hinaus. Anfänglich hatten sich nur einige griechische Familien gleichsam versuchsweise hier angesiedelt, im Jahre 1804 zählte die neue Stadt jedoch schon 15000 Einwohner. Odessa steht in unmittelbarer Verbindung mit Triest, Liverno, Marseille, Barcelona und London, und durch regelmäßige Dampfschifffahrten mit Galacz und Konstantinopel. Zu welcher Bedeutung sich Odessa emporgeschwungen, findet in dem Ausweis, daß der Waarenverkehr auf jährlich 30 Millionen Silberrubel gestiegen, den giltigsten Beleg. Die Ausfuhr ist hauptsächlich auf Getreide basirt, als das günstigste Jahr in dieser Beziehung wird 1853 in den Annalen des Verkehrs von Odessa bezeichnet, denn von 2246 eingelaufenen Schiffen gingen 1902 mit Getreide befrachtet wieder ab. Die Einwohnerzahl war im Jahre 1853 auf fast 100,000 Seelen gestiegen, weil der vermehrte Verkehr natürlich nicht ohne große und günstige Einwirkungen auf die allgemeine Wohlfahrt blieb und viele Fremde sich deshalb zur Ansiedelung hingezogen fühlten.

Odessa ist, wie alle neueren ruſ. Städte, sehr regelmäßig erbaut. Die Straßen sind breit, die freien Plätze groß; rund um die Stadt herum ist der Boden frei, so daß die Aussicht auf die Steppe und das Meer unbehindert ist. Der wichtigste Theil der Stadt befindet sich in einem Halbkreis, ohngefähr von 2 Werste Länge. Die Gebäude sind fast alle nur zweistöckig, mit flachen Eisendächern versehen. Fast in allen Straßen findet man Kornmagazine und da diese Häuser wahrhaft schön gebaut sind, so dienen sie der

Stadt zur Zierde. Uebrigens trägt Odessa gewissermaßen einen italienischen Anstrich, denn seine Häuser sind meist mit Säulen und Balcons geziert. Zwei Molos (Dämme) führen in die See und bilden den Quarantäne und Kriegshafen; ersterer ist für alle Schiffe, welche den Bosporus passirt haben; letzterer für die Kriegsschiffe und für die russischen Küstenfahrer. Von dem Steppenplateau auf dem die Stadt liegt, führt eine tiefe breite Rinne, wahrscheinlich ehedem von abschießenden Regenwasser gebildet, als die eigentliche Handelsstraße zu den beiden Häfen, für die Fußgänger giebt es, besonders vom Boulewarb aus, Stiegen bis an die Häfen hinab. Der Quaratänehafen ist der größere und wichtigere, er wird durch Mauern und Befestigungen von dem übrigen Theile der Stadt getrennt. Zur Vertheidung Odessas dienten nachstehende Batterie: die erste von 12 Geschützen auf dem Quarantäne-Molo dient zur Vertheidigung des Eingangs zur großen Rhede, die zweite zu 6 Kanonen, befindet sich rechts der großen zum Meere führenden Stiege, die dritte mit 8 Kanonen links derselben. Beide haben die Aufgabe den Quarantänehafen zu vertheidigen; eine vierte befand sich auf dem Molo des Kriegshafens. Außer diesen vier Batterien hatte man noch eine auf der andern Seite des Odessaer Meerbusens, 10 Werste weit vom Quarantänehafen angelegt und noch zwei andere fast in gleicher Richtung jedoch südlich des genannten Hafens.

Der jetzige Krieg ist für Odessa ein Todesstreich, die Sperrung der Schifffahrt muß den Wohlstand dieser so unerwartet rasch aufgeblühten Seestadt vernichten. Schon im März 1854 wurden die Befestigungswerke derselben bedeutend verstärkt. Wer es möglich machen konnte, verließ die Stadt, welche ehedem der Schauplatz des regsten Verkehrs, des größten Geschäfteifers, nun ein Tummelplatz wilden kriegerischen Treibens geworden war. Ein Angriff von Seiten der verbündeten Flotten auf Odessa war vorauszusehen und daher die Furcht der Bevölkerung nicht gering. Man wußte sehr gut, daß ehe noch den beiden Viceadmirälen der verbündeten Flotten die Kriegserklärung an Rußland bekannt geworden war, deren Aufmerksamkeit vor Allen auf die Küstenstädte der Dobrudscha, auf die Sperrung der Sulinamündung, und auf die beiden Häfen von Sebastopol und Odessa gerichtet gewesen. Die Besorgniß der Odessaer war daher gar nicht so sehr ohne Grund, sich von einem kriegerischen Besuch der feindlichen Flotten bedrängt zu sehen.

Am 13. April kam der englische Dampfer Furious in den Hafen von Odessa unter dem Vorwande, den englischen Consul abzuholen. Er warf Anker, setzte seine Schaluppe aus und sandte sie mit einer Parlamentärflagge gegen das Ufer. Der englische Offizier erhielt die Antwort, der Consul habe Odessa bereits verlassen, sogleich fuhr die Schaluppe zurück und ward am Bord des Dampfers hinauf gewunden. Der Letztere lichtete indeß noch nicht sogleich die Anker, seine Offiziere nahmen jedenfalls in aller Schnelligkeit die Umgebungen auf und waren mit dieser Recognoscirung noch nicht fertig geworden, als die Russen dergleichen zu ahnen schienen und ihre Batterien auf den Engländer spielen ließen, der sich diesem unerfreulichen Complimente durch schleunige Abfahrt entzog. Andere meinen, die verbündete Flotte habe absichtlich den Furious nach Odessa geschickt, um die Russen zu einem Angriffe auf eins der verbündeten Schiffe zu verleiten und somit das Recht zu gewinnen, feindlich gegen Rußland aufzutreten. Das ist jedoch eine sehr unhaltbare Ansicht. Sobald der Krieg erklärt war, hatten die Admirale keine Ursache einen offenen Angriff zu scheuen, es lag vielmehr in ihrer Befugniß und Stellung.

Wie sich erwarten ließ, nahmen die Verbündeten die dem Furious gemachten Complimente nicht so ruhig hin. Am 20. April warfen sie 3 Meilen ostwärts von Odessa Anker, da die Rhede sehr ungleich an Wassertiefe und daher für große Kriegsschiffe nicht überall tauglich und zugänglich ist. Admiral Dundas forderte am 21., als sich das englische und französische Geschwader in Position aufgestellt hatte,

von dem in Odessa Kommandirenden, General von Osten-Sacken, als Genugthuung für die Beleidigung, die man der englischen Parlamentärflagge angethan, nur die Kleinigkeit, daß man alle im Hafen befindlichen russischen Schiffe ihm ausliefere. Osten-Sacken gab gar keine Antwort und die Verbündeten beschlossen somit für den folgenden Tag, den 22., den Angriff, dessen Ziel nur der Kriegshafen, die kaiserlichen Magazine und die Batterien sein sollte.

Am Morgen des erwähnten Tages näherten sich die französischen Fregatten Vauban, kommandirt von Capitän d'Herbingen, und Descartes, unter Capitän Darricu, in Gemeinschaft mit den englischen Fregatten Tiger und Sampson, erstere von Capitän Gifford, letztere von Capitän Jones befehligt. Sie fuhren bis an 5000 Fuß Entfernung von der Batterie des kaiserlichen Hafens heran. Das Feuergefecht nahm seinen Anfang und zur Unterstützung der genannten Schiffe stellte sich das Linienschiff Sanspareil und die Dampffregatte Highflyer an der äußersten Grenze der Tragweite der russischen Batterie als Unterstützung auf. Zugleich bildeten die französische Dampffregatte Mogador unter Capitän de Wailly, die englische Dampffregatte Terrible unter Capitän Cleverty, der Furious unter Capitän Loring, und die Retribution unter Capitän Drumond das zweite Treffen. Die Kanonade hatte ohngefähr $1\frac{1}{2}$ Stunde gedauert, als die Fregatte Vauban im Vordertreffen stehend, von den Hafenbatterien in Brand geschossen, auf Befehl des Generalstabschefs Grafen Villaumez zurückgehen mußte, um wo möglich noch vom Untergange in den Flammen gerettet werden zu können, was auch durch fast übermenschliche Anstrengungen der Mannschaften gelang.

Dieser Anfang versprach kein sonderlich günstiges Resultat, deshalb erhielt die zweite Division den Befehl, das Feuer der im ersten Treffen kämpfenden Schiffe zu unterstützen, zugleich näherten sich sechs englische Schaluppen dem nordwestlichen Theile des Hafendammes und schossen von hier aus mit Congreve'schen Raketen. Als dies Mannöver begonnen wurde, war es halb 11 Uhr Vormittags. Die Wirkungen des englischen Feuers zeigten sich ohngefähr um 1 Uhr Mittags, die Kasernen und Magazine loderten in Flammen auf, ein Pulvermagazin flog in die Luft, indeß die Russen ließen nicht in der Vertheidigung nach, ihre Batterien arbeiteten rüstig und ununterbrochen fort. Eine Nothwendigkeit für sie war es, die nordwestlich dem Hafen postirten englischen Schaluppen aus ihrer Stellung zu vertreiben, da die Raketen zu viel Schaden brachten. Eine russische Feldbatterie fuhr zu dem Zwecke gegen diese Fahrzeuge auf. Dies Mannöver ward vom glücklichsten Erfolge begleitet, denn es gelang der Feldbatterie einen Landungsversuch der Engländer, den diese zur Zerstörung zweier Strandbatterien unternahmen, gänzlich zurückzuschlagen und zugleich drei der Dampffregatten, welche den Angriff ihrer Landsleute unterstützten, stark zu beschädigen.

Die verbündete Flotte pulverte tüchtig bis Abends 6 Uhr, die Russen waren in Erwiederung des Feuers nicht säumig, das Resultat ihres Vertheidigungskampfes beruhte lediglich auf dem glücklichen Umstand, daß ihnen den Landungsversuch der Feinde abzuweisen, gelang. Der Kronhafen war in Brand gerathen, d. h. die zu demselben gehörenden Gebäude, auch 9 Schiffe wurden theils eine Beute der Flammen, theils bohrten die Russen selber sie an, um für den Fall, daß sie in Feindeshand fielen, deren Benutzung zu verhindern. Unter diesen 9 Schiffen befand sich ein östreichisches. Der Quarantänehafen blieb unversehrt, dagegen war die am Kronhafen gelegene Batterie demolirt worden. Die Stadt selbst erlitt keinen allzugroßen Schaden. Die russischen Batterien waren zu gut placirt, als daß die feindlichen Schiffe sich näher hätten heran wagen können. Von Palästen gerieth nur der Woronzoffsche in Flammen, das Palais Royal wurde eben so wie die schöne Statue des Herzogs Richelieu zertrümmert. Der Schaden, den Odessa bei diesem Bombardement erlitt, würde bedeutend größer gewesen sein, wenn die Verbündeten nicht mit der größtmöglichsten Schon-

ung des Privateigenthums zu Werke gegangen wären. Das verbündete Geschwader verließ am 24. April das Gewässer von Odessa und nahm seinen Curs nach Sebastopol zu, 4 seiner Schiffe waren im Kampfe so unfähig geworden, sich länger zu halten, daß sie im Schlepptau nach Varna zur Reparatur gebracht werden mußten. An Menschenleben hatten die Verbündeten einen kaum nennenswerthen Verlust, während die Russen 200 Todte und 300 Verwundete hatten. Somit war denn auch von der vereinigten Flotte des schwarzen Meeres ein Lebens- und Thätigkeitszeichen gegeben worden.

Die Aufmerksamkeit der Welt war jetzt so zu sagen weniger auf die Vorgänge an der Donau und auf dem schwarzen Meere gerichtet, als auf die große feindliche Demonstration, welche von Seiten der Verbündeten das baltische Meer zum Schauplatz großer Ereignisse zu machen versprach. Ehe wir jedoch diese Schilderung beginnen, wollen wir den Gang der diplomatischen Verhandlungen und Situationen der Aufmerksamkeit des Lesers vorführen. Wir haben schon einmal angedeutet, daß die Stimmung Rußlands im Allgemeinen nicht für den Krieg sei, und wohl in keinem Lande der Erde werden die gebildeten Stände und namentlich die Bewohner der Städte sich je mit ausschließlicher Vorliebe solch einer Stimmung anheimgeben, denn ihr materielles Interesse leidet stets darunter. Wo wäre das Land, das durch selbst glücklich geführte Kriege in Wohlstand versetzt worden? In Rußland haben die Leute wahrlich keine andere Ansicht, die Gebildeten und die besseren Klassen der Städtebewohner sahen mit Unmuth und Mißbilligung auf die durch die Prätensionen des Czaren hervorgerufenen Verwickelungen und die Aufstachelungen des Nationalgefühls, mit welchem die russische Presse bis zur Ueberschwänglichkeit sich beschäftigte, zeigen nur zu deutlich, wie nothwendig es ist, das Volk zu enragiren. Träger der kriegerischen Gesinnungen ist allein die altrussische Partei, die nichts sehnlicher wünscht, als Konstantinopel zur russischen Hauptstadt zu machen und wenn es möglich wäre, die Welt unter russischen Zepter zu bringen. Der Kaiser steht ganz unter dem Einflusse dieser Partei.

Besonders soll die Kaiserin durch die ernste Wendung der Ereignisse sehr tief gebeugt worden sein, was bei ihrer Kränklichkeit nicht zu verwundern sein dürfte. Der Großfürst Thronfolger ist friedliebend, ganz das Gegentheil seines Bruders Constantin, welcher an schroffer Festigkeit und Leidenschaftlichkeit des Charakters seinen Vater weit übertrifft, ohne jedoch dessen Klugheit und Umsicht zu besitzen. Dieser Prinz ist Haupt und erste Stütze der altrussischen Partei. Der sehr zweifelhafte Gesundheitszustand des Kaisers hatte durch die Wendung der Ereignisse eine große Aufregung empfangen und dadurch steigerte sich die natürliche Energie seines Charakters zur Hartnäckigkeit. Man behauptet, daß er so sehr verdüstert worden, daß er ganz im Gegensatze zu sonst sich sogar dem Umgange mit seiner Familie entzöge, der einer Vermittelung nicht ganz abgeneigte Kanzler Nesselrode, sieht sich durch die altrussische Partei zurückgedrängt, der Kaiser conferirte nur mit ihm, wenn es höchst nöthig war, die enragirten Nationalrussen, welche seine nächste Umgebung bildeten, suchten jeden Rath Nesselrodes zur Güte bei dem Kaiser im Keime zu ersticken.

Selten ließ er eine Parade vorbei gehen, ohne durch Anreden an das Offiziercorps, das kriegerische Feuer für das heilige Rußland anzufachen. Aus seinen Reden flammte die düstere Gluth des Fanatismus, ja sogar krankhafte Ueberspanntheit seines Geistes. Im geschäftlichen Verkehr trat an Stelle der früheren Ruhe eine außerordentliche Reizbarkeit und die Ueberbringer schlechter Nachrichten sollen sehr oft starke Ausbrüche seiner Heftigkeit zu ertragen gehabt haben. Man wird diesen extremen Zustand als ganz folgerichtig erkennen, wenn man bedenkt, daß Kaiser Nikolaus Selbstherrscher im vollen Sinn des Wortes, ein Autokrat an der Spitze eines großen mächtigen Reiches war, der nie Widerspruch duldete und dem bisher alle Wünsche gelangen. Der Plan, die Türkei an sich zu reißen,

ist in Rußland eine alte Ueberlieferung, schon lange vorbereitet — der Kaiser hatte sich in diesen Plan hineingelebt und — der Widerstand, der ihm entgegen trat und mit dem zugleich die erträumte und durch Künste aller Art scheinbar befestigte Herrschaft Rußlands über Europa plötzlich zusammenbrach, war ein so großer und unerwarteter Schlag für ihn, daß sein Gemüth dadurch verwirrt, sein Scharfsinn verdunkelt wurde. Sein Wagstück ist gescheitert, mit ihm sein Ruhm; sein Ehrgeiz, der Nachwelt seinen Namen zu hinterlassen, als den eines großen Siegers, der Rußland zu einer Eroberung führte, die im Munde der Patrioten von Vater auf Sohn und Kindeskinder vererbt worden ist, stand am Abgrunde, dessen Tiefe ihn zu verschlingen drohte. Unterlag er in diesem Kampfe, waren alle Anstrengungen Rußlands seit des großen Peters Zeit null und nichtig, Rußland hatte seinem Kaiser die empfindlichste Niederlage zu danken und wer weiß, ob je wieder der Augenblick kommen dürfte, der es wieder auf die Stufe des Einflusses erhebt, den es vor derselben besaß.

Wenn es heißt, die Westmächte wollten blos für die Wahrung der Rechte des Sultans, für die Integrität der Pforte kämpfen, so ist diese Rede nur als eine Floskel anzusehen, hinter der mehr zu suchen ist. Die Wahrung der europäischen Interessen vor der Invasionspolitik Rußlands, das ist der Kern dieser Phrase. Rußland behauptet alte Rechte auf die Türkei zu haben, kein Mensch kennt diese, und sie bestehen lediglich nur darin, daß es auf die Erbschaft der Türkei eine rechtliche Anwartschaft zu haben glaubt und darum „dauernde Einmischung" in der Türkei für sich allein beansprucht. Gelänge ihm dieser Plan, würde Europa die Folgen davon bald empfinden. In wiefern die Neigung, diese Erbschaft anzutreten, bei dem Kaiser von Rußland zur Hauptidee geworden, brachten die Enthüllungen des sogenannten Blaubuches im englischen Parlamente zu Tage. Wir werden später auf diese höchst interessanten Berichte zu sprechen kommen.

Das Jahr 1854 wurde bezüglich der orientalischen Frage, welche die gesammte europäische Diplomatie in Thätigkeit erhielt, durch ein höchst denkwürdiges Schreiben des Kaisers Napoleon III. an den Kaiser Nikolaus eingeleitet, welches wir hier folgen lassen. Dieses Schreiben gehört lediglich der Person des Kaisers Napoleon III. an und ist durchaus nicht als Ausfluß der Meinungen seiner Minister zu betrachten. Es erschien datirt vom 29. Januar im Moniteur (französischer Staatsanzeiger) abgedruckt und lautet:

„Sire,

„Der Streit, welcher sich zwischen Ew. Majestät und der türkischen Pforte erhoben, ist so ernsthaft geworden, daß ich selbst unmittelbar Ew. Majestät auseinander setzen zu müssen glaube, welchen Antheil Frankreich an dieser Frage genommen hat, und welche Mittel ich für geeignet halte, die Gefahren, die Europa bedrohn, zu entfernen.

„Die Note, welche Ew. Majestät meiner Regierung und jener der Königin Victoria kürzlich überreichen ließen, sucht darzuthun, daß das System des Druckes, das von den Seemächten von Anbeginn angenommen worden, allein die Frage verbittert hat. Dieselbe würde im Gegentheile, scheint es mir, immerfort eine Frage der Cabinette geblieben sein, wenn die Besetzung der Fürstenthümer sie nicht plötzlich von dem Gebiete der Erörterung auf das der Thatsachen gebracht hätte. Indessen haben wir, nachdem die Truppen Ew. Majestät einmal in die Walachei eingerückt waren, nichts desto weniger die Pforte bewogen, diese Besetzung nicht als einen Kriegsfall zu betrachten, und legten demnach unsern äußersten Wunsch der Versöhnung an den Tag. Nachdem ich mich mit England, Oestreich und Preußen ins Einvernehmen gesetzt, schlug ich Ew. Majestät eine Note vor, die bestimmt war, eine allseitige Befriedigung zu gewähren; Ew. Majestät haben dieselbe angenommen. Aber kaum waren wir von dieser guten Nachricht unterrichtet, als Ihr Minister durch erklärende Auslegungen die ganze versöhnliche Wirkung derselben zerstörte und uns dadurch verhinderte, in Kon-

stantinopel auf ihrer einfachen und unveränderten Annahme zu bestehen. Die Pforte hatte ihrerseits in dem Notenentwurfe Aenderungen vorgeschlagen, welche die vier in Wien vertretenen Mächte nicht für unannehmbar erachteten. Dieselben haben nicht die Genehmigung Ew. Majestät gefunden. Alsdann hat die Pforte, verletzt in ihrer Würde, bedroht in ihrer Unabhängigkeit, belastet durch die bereits gemachten Anstrengungen, um eine Armee derjenigen Ew. Majestät entgegenzustellen, es vorgezogen, den Krieg zu erklären, als in diesem Zustande der Erniedrigung und der Uneinigkeit zu bleiben. Sie hatte unsern Beistand angesprochen, ihre Sache schien uns gerecht; das englische und das französische Geschwader erhielten den Befehl im Bosporus zu ankern.

Unsere Haltung der Türkei gegenüber war beschützend, aber passiv. Wir ermuthigten sie nicht zum Kriege. Wir ließen fortwährend Rathschläge des Friedens und der Mäßigung an die Ohren des Sultans gelangen, in der Ueberzeugung, daß dies das Mittel sei, zu einer Einigung zu gelangen, und die vier Mächte verständigten sich von Neuem, um Ew. Majestät andere Vorschläge zu unterbreiten. Ew. Majestät bewiesen Ihrerseits die Ruhe, die aus dem Bewußtsein ihrer Kraft entspringt und beschränkten sich darauf, am linken Donauufer, sowie in Asien die Angriffe der Türken zurückzuschlagen, und mit einer des Oberhauptes eines großen Reiches würdigen Mäßigung hatten Sie erklärt, sich auf der Defensive halten zu wollen. Bis dahin waren wir — ich muß es sagen — betheiligte Zuschauer, aber nur einfache Zuschauer des Kampfes, als die Affaire von Sinope uns endlich zwang, eine entschiedenere Stellung einzunehmen. Frankreich und England hatten es nicht für nützlich erachtet, Landungstruppen zu Hilfe der Türkei zu schicken. Ihre Fahne war daher bei den Conflicten, die zu Lande stattgefunden hatten, nicht betheiligt. Aber auf dem Meere, da stand die Sache anders. Am Eingange des Bosporus befanden sich 3000 Feuerschlünde, deren Gegenwart der Türkei laut genug ankündigte, daß die beiden ersten Seemächte es nicht zulassen würden, daß sie auf dem Meere angegriffen werde. Das Ereigniß von Sinope war für uns ebenso verletzend, als unerwartet, denn es ist wenig daran gelegen, ob die Türken Kriegsvorräthe auf russisches Gebiet wollten gelangen lassen, oder nicht. Thatsächlich sind russische Schiffe gekommen und haben in türkischen Gewässern türkische Schiffe, die in einem türkischen Hafen ruhig vor Anker lagen, angegriffen. Sie haben sie zerstört trotz der Zusicherung, keinen Angriffskrieg zu führen, trotz der Nachbarschaft unserer Geschwader. Hier war es nicht mehr unsere Politik, die einen Stoß erlitt, sondern unsere militairische Ehre. Die Kanonenschüsse von Sinope haben einen schmerzlichen Wiederhall gefunden in den Herzen aller Jener, die in England und Frankreich ein lebhaftes Gefühl der nationalen Würde haben. Uebereinstimmend rief man allgemein: Ueberall, wohin unsere Kanonen reichen können, müssen unsere Verbündeten geachtet werden. Daher erging der Befehl an unsere Geschwader, in das schwarze Meer einzulaufen, um nöthigenfalls die Wiederholung eines ähnlichen Ereignisses mit Gewalt zu verhindern. Daher erging die gemeinschaftliche Notification an das Petersburger Cabinet, um ihm anzukündigen, daß, wenn wir die Türken verhindern wollen, einen Angriffskrieg nach dem Rußland gehörenden Küsten zu tragen, wir dagegen die Verproviantirung ihrer Truppen auf ihrem eigenen Gebiete beschützen würden. Die russische Flotte dagegen haben wir, indem wir ihr die Beschiffung des schwarzen Meeres untersagten, in ein verschiedenes Verhältniß gestellt, weil es darum zu thun war, während des Krieges ein Pfand zu behalten, welches ein Entgelt für die besetzten Theile des türkischen Reiches sein und die Abschließung des Friedens erleichtern könnte, indem dasselbe einen wünschenswerthen Austausch ermöglichen würde.

„Das ist, Sire, die wirkliche Folge und die Verkettung der Thatsachen. Es ist klar, daß sie, auf diesen Punkt gelangt, entweder eine definitive Verständigung oder einen entschiedenen

Bruch schnell herbeiführen müssen. Ew. Majestät haben so viele Beweise der Fürsorge für die Ruhe Europas gegeben, Sie haben dazu durch Ihren wohlthätigen Einfluß gegen den Geist der Unordnung so mächtig beigetragen, daß ich an Ihrem Entschlusse, die Alternative, die Ihrer Wahl vorliegt, nicht zweifeln kann. Wenn Ew. Majestät, so wie ich, eine friedliche Beilegung wünschen, was ist einfacher, als zu erklären, daß ein Waffenstillstand sogleich unterzeichnet, daß die Dinge ihren diplomatischen Lauf nehmen, daß jede Feindseligkeit aufhören, und daß alle kriegführenden Mächte sich von den Orten zurückziehen werden, wohin sie von Beweggründen des Krieges gerufen worden?

„Demnach würden die russischen Truppen die Fürstenthümer und unsere Geschwader das schwarze Meer verlassen. Da Ew. Majestät es vorziehen, direkt mit der Pforte zu unterhandeln, so würden Sie einen Gesandten ernennen, welcher mit einem Bevollmächtigten des Sultans über eine Convention unterhandeln würde, die der Conferenz der vier Mächte zu unterbreiten wäre. Nimmt Ew. Majestät diesen Plan an, über welchen die Königin von England und ich vollkommen einverstanden sind, so ist die Ruhe hergestellt und die Welt befriedigt. In der That ist nichts in diesem Plane, das Ew. Majestät unwürdig wäre, nichts, das Ihre Ehre verletzen könnte. Wenn aber durch einen schwer begreiflichen Beweggrund, Ew. Majestät eine Ablehnung entgegen hielten, so würde Frankreich wie England gezwungen sein, dem Geschick der Waffen und den Zufällen des Krieges das zu überlassen, was heute durch die Billigkeit und die Gerechtigkeit entschieden werden konnte.

„Ew. Majestät dürfen nicht glauben, daß der mindeste Groll in meinem Herzen sein könnte; es empfindet keine anderen Gefühle, als jene, welche Ew. Majestät selbst in Ihrem Briefe vom 17. Januar 1853 ausdrückten, als Sie mir schrieben: „Unsere Beziehungen sollen aufrichtig, freundlich sein, auf denselben Absichten beruhen: Aufrechthaltung der Ordnung, Liebe zum Frieden, Achtung vor den Verträgen und gegenseitiges Wohlwollen.“ Dieses Programm ist würdig des Herrschers, der es aufstellte, und ich stehe nicht an, zu behaupten, ich bin demselben treu geblieben. — Ich bitte Ew. Majestät an die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zu glauben und in diesen Gesinnungen bin ich, Sire, Ew. Majestät guter Freund

Napoleon.“

Wenn dieser Brief, wie nicht zu leugnen, eins der wichtigsten Aktenstücke der diplomatischen Verhandlungen in der orientalischen Frage ist, so reiht sich die Antwort des Kaisers Nikolaus als ein wahrlich nicht minder wichtiges demselben an, indem es seine persönliche Ansicht der Streitfrage, so wie der Einmischung Frankreichs und Englands daraus ergiebt. Von beiden Briefen kann man sagen, sie gehören der Geschichte an. Aus des Czaren Antwort an Napoleon III. vom 9. Februar 1854 heben wir Folgendes als besonders wichtig hervor:

„Ew. Majestät schrieben es der Besetzung der Donaufürstenthümer zu, daß die Frage von dem Boden der Erörterungen plötzlich auf den der Thatsachen gestellt wurde. Aber Sie vergessen, daß diese Besetzung, als sie noch ganz unbestimmt war, zum großen Theile durch ein sehr ernstes Ereigniß, das ihr voranging, herbeigeführt wurde, nämlich durch die Erscheinung der englisch-französischen Flotten in der Nachbarschaft der Dardanellen; außerdem, daß schon lange vorher, als England noch schwankte gegen Rußland eine drohende Haltung anzunehmen, Ew. Majestät zuerst Ihre Flotte bis nach Salamis geschickt hatte. Diese verletzende Demonstration zeigte indessen wenig Vertrauen zu mir. Sie mußte die Türken anreizen und von vornherein den Erfolg der Unterhandlungen zu Nichte machen, indem sie zeigte, daß Frankreich und England bereit wären, die türkische Partei in jedem Falle zu unterstützen. — So behauptet Ew. Majestät ferner, daß die erläuternden Commentare meines Cabinets über die Wiener-Note für Frankreich und England die Unmöglichkeit geschaffen hätten, die Annahme derselben (Note) der Pforte zu empfehlen. Aber Ew.

Majestät mag sich erinnern, daß unsere Commentare der einfachen Richtannahme der Note gefolgt, nicht aber vorangegangen sind, und ich glaube, daß die Mächte, wenn sie anders ernstlich den Frieden wollten, gehalten waren, energisch diese einfache Annahme zu verlangen, anstatt der Pforte zu erlauben, das, was wir ohne Veränderung angenommen hatten, zu verändern. Wenn übrigens etwa ein Punkt unserer Commentare Anlaß zu Schwierigkeiten hätte geben können, so habe ich zu Ollmütz eine Lösung derselben angeboten, die Oestreich und Preußen für genügend hielten. — Unglücklicher Weise war inzwischen ein Theil der englisch-französischen Flotte schon in die Dardanellen eingelaufen, unter dem Vorwande, das Leben und das Eigenthum der englischen und französischen Unterthanen zu beschützen; damit sie aber ganz einlaufen konnte, mußte, um den Vertrag von 1841 nicht zu verletzen, uns von dem ottomanischen Reiche noch der Krieg erklärt werden. Meine Meinung ist, daß, wenn Frankreich und England, wie ich, den Frieden gewollt hätten, sie um jeden Preis diese Kriegserklärung hätten verhindern müssen, oder wenn der Krieg einmal erklärt war, mußten sie wenigstens so handeln, daß er in den engen Grenzen, welche ich ihm an der Donau zu ziehen wünschte, blieb, damit ich nicht mit Gewalt dem bloßen Defensivsystem, das ich zu befolgen wünschte, entzogen würde. Aber konnte man von dem Augenblicke an, wo man den Türken erlaubt hat, unsere asiatischen Besitzungen anzugreifen, einen unserer Grenzposten zu nehmen (und zwar noch vor dem, zur Eröffnung der Feindseligkeiten bestimmten Termin), Achalzik zu blokiren und die Provinz Armenien zu verheeren, von dem Augenblicke an, wo man die türkische Flotte frei Truppen, Waffen, Kriegsmunition an unsere Küsten führen ließ, — konnte man von diesem Augenblicke an vernünftiger Weise noch hoffen, daß wir geduldig das Ergebniß eines solchen Versuches abwarten würden! daß Ereigniß von Sinope ist daraus gefolgt: es war die nothwendige Folge der von den beiden Mächten angenommenen Haltung und konnte ihnen wahrlich nicht unerwartet kommen. — Ich hatte erklärt, aber vor dem Ausbruche des Krieges, in der Defensive bleiben zu wollen, so lange meine Ehre und meine Interessen es mir erlauben würden, so lange der Krieg in gewissen Grenzen bleiben würde. Hat man gethan, was man thun mußte, daß diese Grenzen nicht überschritten wurden. Wenn die Rolle des Zuschauers oder selbst die des Vermittlers Ew. Majestät nicht genügte, und wenn Sie sich zum bewaffneten Bundesgenossen meiner Feinde machen, dann, Sire, würde es loyaler und Ihrer würdiger gewesen sein, mir dies von vorn herein zu sagen, indem Sie mir den Krieg erklärten. Jeder würde dann seine Rolle gekannt haben. — Aber uns nach geschehener That ein Verbrechen daraus zu machen, daß man nichts zur Verhinderung gethan hat, ist das ein billiges Verfahren? Wenn die Kanonenschüsse von Sinope einen schmerzlichen Wiederhall in den Herzen aller Derer gefunden haben, welche in Frankreich und England das Gefühl nationaler Würde haben, glaubt da Ew. Majestät, daß die drohende Anwesenheit Ihrer 3000 Feuerschlünde am Eingange des Bosporus und das Geräusch ihres Eintritts in das schwarze Meer ohne Echo in den Herzen der Nation bleiben konnten, deren Ehre ich zu vertheidigen habe. — Ich höre von Ihnen zum erstenmale (denn die mündlichen Erklärungen, welche man hier früher gemacht hat, hatten nichts davon gesagt), daß die beiden Mächte, indem sie die Verproviantirung der türkischen Truppen auf ihrem eigenen Territorium beschützten, beschlossen haben, uns die Schiffahrt auf dem schwarzen Meere zu untersagen, das heißt also wohl, das Recht unsere eigenen Küsten zu verproviantiren. Ich gebe Ew. Majestät zu bedenken, ob das heißt, wie Sie meinen, den Abschluß des Friedens erleichtern, und ob bei der Wahl, welche man mir stellt, es mir erlaubt ist, Ihre Vorschläge des Waffenstillstandes, ferner die unverzügliche Räumung der Donaufürstenthümer, und der Verhandlung mit der Pforte

über einen Vertrag, welcher nachher einer Conferenz der vier Mächte vorgelegt werden soll, auch nur einen Augenblick zu erörtern oder selbst zu prüfen.

„Sire! wenn Sie an meiner Stelle wären, würden Sie eine ähnliche Stellung annehmen? Würde Ihr Nationalgefühl es erlauben? Ich werde dreist Nein antworten. Lassen Sie mir also auch meinerseits das Recht, zu denken, wie Sie selbst. Was auch Ew. Majestät entscheide, vor der Drohung wird man mich nicht zurückweichen sehen. Mein Vertrauen ist auf Gott und mein Recht, und Rußland, dafür verbürge ich mich, wird wissen, sich im Jahre 1854 so zu zeigen, wie es 1812 gewesen. Wenn jedoch Ew. Majestät weniger gleichgültig gegen meine Ehre, einfach auf unser Programm zurückgeht, wenn Sie mir die Hand so herzlich darreichen, wie ich sie Ihnen in diesem letzten Augenblicke darreiche, so werde ich gern das, was die Vergangenheit Verletzendes für mich gehabt haben mag, vergessen. Dann, Sire, aber auch nur dann, werden wir auf Erörterungen eingehen und vielleicht uns verständigen können. Ihre Flotte begnüge sich damit, die Türken zu verhindern, daß sie neue Streitkräfte auf den Kriegsschauplatz führen; ich verspreche gern, daß dieselben von mir keine Anfechtungen sollen zu fürchten haben; sie mögen mir einen Unterhändler senden, ich werde ihn empfangen, wie es sich gebührt. Meine Bedingungen sind in Wien bekannt. Das ist die einzige Grundlage, auf der es mir erlaubt ist, zu unterhandeln."

Ich bitte Ew. Majestät, an die Aufrichtigkeit der Gefühle zu glauben, mit denen ich bin Sire Ew. Majestät guter Freund

Nicolaus."

Dies sind die beiden Briefe der Kaiser Napoleon III. und Nicolaus I. Die Anschauungen Beider waren zu sehr abweichend, als daß eine Verständigung hätte gehofft werden können. Rußland hielt an seinem Systeme fest, „die geheiligten Rechte der bedrohten orthodoxen Kirche" waren die Losung, durch welche alle russischen Soldaten entflammt wurden. Rußland war in dem Wahne, daß der europäische Westen durch Revolutionen so sehr erschüttert worden sei, daß ein einträchtiges Handeln gegen seine (Rußlands) Pläne nicht zu Stande kommen könnte. Das war eine böse Täuschung, welche der getreulich zur Seite stand, welche man über die vorgebliche Ohnmacht der Türkei gleichsam sich mit allem Fleiß eingeredet hatte. Solcher Wahn, der schließlich eine so unangenehme Enttäuschung fand, konnte nur in einem Lande Wurzel fassen, wo, wie in Rußland, die Oeffentlichkeit verpönt ist. Eine Opposition gegen dergleich festeinwurzelnde falsche Ansichten, die dem Stolze und dem Selbstgefühle der Russen zu sehr schmeichelte, hätte nicht auftauchen dürfen, der Verfasser würde seine Aufrichtigkeit bitter bereut haben. Am 9. Februar 1854 alten Styles ließ Kaiser Nicolaus mittels eines Manifestes seinen Unterthanen verkünden, daß die Gesandten in London und Paris von ihm abberufen worden seien, weil die Westmächte ihre Flotten ins schwarze Meer geschickt hätten. Nach diesem Eingange lautete erwähntes Manifest wie folgt:

„Nach einer solchen unter gebildeten Staaten unerhörter Handlungsweise haben Wir unsere Gesandschaften aus England und Frankreich abberufen und alle politischen Verbindungen mit diesen Mächten abgebrochen. Und so stellen sich in einer Reihe mit den Feinden des Christenthums, England und Frankreich Rußland gegenüber, das für die orthodoxe Kirche streitet! Aber Rußland wird seinen heiligen Beruf nicht verleugnen, und wenn die Feinde sein Gebiet angreifen, so sind wir bereit, ihnen mit der von unseren Vorfahren uns überkommenen Standhaftigkeit entgegen zu treten. Sind wir nicht jetzt dasselbe russische Volk, von dessen Tapferkeit die denkwürdige Begebenheiten des Jahres 1812 Zeuniß ablegen? Möge uns denn der Allerhöchste dazu verhelfen, dies mit der That zu beweisen! In dieser Hoffnung, in der wir für unsere unterdrückten Brüder, die den christlichen Glauben bekennen, zu den Waffen greifen, wollen wir mit dem reinen Herzen ganz Rußlands ausrufen:

"Unser Herr! Unser Erlöser! Den wir fürchten! Es stehe Gott auf! daß seine Feinde zerstreut werden!"

Der Styl aller kaiserlichen Manifeste trägt als nationelles Merkmal einen religiösen Anflug, der zuweilen ins Grelle überspielt, er ist ganz genau dem Charakter des russischen Volkes angepaßt, denn dasselbe hat einen tiefreligiösen Hang, und da demselben jederzeit von der Gottlosig- und Lasterhaftigkeit der Bewohner des europäischen Westens vorgepredigt, die Heiligkeit Rußlands jedoch als das stricte Gegentheil aufgestellt und gepriesen wird, so ist es nicht mehr als natürlich, daß im Volke die Idee lebt, Rußland stehe unmittelbar und ausschließlich vor allen andern Völkern in Gottes Schutze. Die Erinnerungen an das Jahr 1812 sind gleichfalls stehende Phrasen in den russischen Schriftstücken aller Art geworden. Da es an Oeffentlichkeit in Rußland mangelt, so darf freilich Niemand es wagen, zu behaupten, daß nicht die Russen, wohl aber die Franzosen Sieger waren und die dem sich zurückziehenden Feinde verfolgende russische Armee in einer eben so traurigen und zu jeder Waffenthat unfähigen Verfassung als die des französischen Heeres sich befand, als Beide die russisch-polnische Grenze erreicht hatten. Indeß muß zur Ehre der Wahrheit gesagt sein, daß Kaiser Nicolaus in der That ein eifriger Freund der russischen Kirche ist, weswegen man ihm auch als Haupt- und Schirmherrn derselben das Prädikat „sehr gottesfürchtiger" und den Gliedern des kaiserlichen Hauses die Bezeichnung „Rechtgläubiger" beigelegt hat.

Die Seele der russischen Diplomatie ist der Graf von Nesselrode. Von Abstammung, wie auch schon aus dem Namen hervorgeht, ein Deutscher, ward dieser Staatsman im Jahre 1780 zu Lissabon (in Portugal) geboren, wo sein Vater damals russischer Gesandter war. Schon 1802 befand er sich bei der Gesandschaft in Berlin, dann in Stuttgart, 1805—6 als Legationssekretair und chargé d'affaires in Haag, im Jahre 1807 bekleidete er den Posten eines Gesandschaftsrathes in Paris. Seine großen diplomatischen Kenntnisse erwarben ihm das höchste trauen des Kaisers Alexanders und so war er schon 1814 bei dem Congresse zu Wien einer der Hauptbevollmächtigten, welche die Hauptrolle spielten. Nesselrodes Diplomatie hat große und ansehnliche Erfolge errungen im Laufe der Jahre, dafür genoß er auch wie von Seiten Alexanders das höchste Vertrauen des Kaisers Nicolaus. Der überwiegende Einfluß Rußlands im Königreiche Griechenland, der Julievertrag von 1840 gehören unter die Reihe der von Nesselrode zu Stande gebrachten Errungenschaften. Seiner Verdienste willen hat ihn Kaiser Nicolaus zum wirklichen Geh. Rath, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Kanzler des russischen Reichs erhoben. Seine Stellung am petersburger Hofe war hinsichtlich der orientalischen Frage deshalb eine schwierige, weil er den Altrussen gegenüber sich als Vertreter einer friedlichen und gemäßigten Politik gerirte.

Der Krieg bewegte sich zu Anfange lediglich nur zwischen Rußland und den mit der Türkei verbündeten Westmächten. Die beiden deutschen Großmächte Oestreich und Preußen beschlossen, sich bei diesem Kampfe neutral zu halten und stellten daher in einer am 20. April geschehenen Uebereinkunft die Grenzen ihrer Neutralität fest. Diese Uebereinkunft hatte als wesentlichen Zweck die gegenseitige Bürgschaft für ihre deutschen und nichtdeutschen Besitzungen gegen jeden fremden Angriff von Außen, so wie ein gemeinschaftliches Handeln unter gewissen Voraussetzungen und an deren Vortheilen wie Verpflichtungen man die übrigen deutschen Staaten mittels Beitritts Theil nehmen lassen wollte.

Es war die Zeit der Bündnisse, denn auch England und Frankreich schlossen eine gegenseitige Verbindung am 15. April ab, kraft welcher sie sich verpflichteten: Alles zu thun, um die Widerherstellung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte auf festen dauerhaften Grundlagen zu bewirken, und Europa gegen die Wiederkehr der Verwickelungen, welche den allge-

meinen Frieden gestört haben, sicher zu stellen, insbesondere das Gebiet des Sultans von der russischen Invasion zu befreien, keinerlei auf Einstellung der Feindseligkeiten gerichtete Eröffnung noch Vorschläge anzunehmen und mit dem kaiserlich-russischen Hofe keinerlei Vereinbarung zu treffen, ohne zuvor in Gemeinschaft darüber berathen zu haben. Im Voraus — so hieß es in dem Abschluß — entsagten sie jedem besondern Vortheil für sich aus den Ereignissen, welche im Verlaufe des Krieges eintreten könnten und erklärten, daß sie einzig und allein von dem Wunsche beseelt wären, das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, jede Verfolgung eines eigennützigen Zweckes läge ihnen fern und jede europäische Macht sei hiermit von ihnen eingeladen, ihrem Bündnisse beizutreten.

Die Kriegserklärung der Westmächte an Rußland hatte die natürliche Folge, daß in Deutschland die Für- und Wider-Partheien sich sehr stark erhoben, es gab einen Federkrieg ohne Gleichen, die Brochüren schienen aus der Erde aufzuschießen, wie die Pilze nach warmen Regen. Preußen vor Allen gab sich Mühe zu vermitteln, nachdem seine Kammern fast einstimmig die Festhaltung der Politik einer augenblicklichen Neutralität mit vollkommen freier Entschließung für die Zukunft gebilligt und zugleich allen künftigen Eventualitäten kräftig entgegen treten zu können, die Anleihe von 30 Millionen Thaler bewilligt hatten. Die Verwandschaft der preußischen Königsfamilie mit dem russischen Kaiser gab dem König von Preußen gewissermaßen ein Anrecht, Schritte zur Vermittelung zu thun. Der Kaiser von Rußland hieß es, habe darauf, jedoch nur in vertrauten Briefen, nicht in Formen diplomatischer Akte, geantwortet, er sei zur Unterhandlung wegen Herstellung des Friedens bereit, wolle die Donaufürstenthümer räumen, Frieden mit der Pforte schließen, wenn die Rechte, welche die christlichen Unterthanen der Pforte durch Vermittelung Englands und Frankreichs erhalten sollten, durch Verträge gesichert würden und vor allen Dingen die Schutzflotten das schwarze Meer und den Bosporus verließen.

Preußen, sagte man, habe diesen Vorschlag den Westmächten mitgetheilt, diese ihn aber verworfen. Ganz natürlich mußte ein Ablehnen dieses Vorschlags erfolgen, da der Kern desselben immer nichts anderes enthielt, als was Rußland schon durch die Sendung Menschikows bezweckt hatte, nämlich daß der Sultan vertragsmäßige Garantie bezüglich ihrer christlichen Unterthanen gegenüber einer fremden Macht geben sollte. Durch solche Garantie würde bei Gelegenheit eine Einmischung von einer fremden Macht in die Souverainetätsrechte des Sultans sehr leicht geworden sein. Frankreich und England stimmten dem Sultan in seiner Weigerung gegen diese russische Forderung bei, indem sie in ihrer, am 13. März 1854 geschlossenen Uebereinkunft mit der Pforte aussprachen, daß der Sultan nur eine moralische Verbindlichkeit übernehme, das Loos seiner christlichen Unterthanen zu verbessern.

Man muß dem Sultan zugestehen, daß er dieser moralischen Verbindlichkeit im weitesten Sinne des Wortes nachgekommen ist. Er ordnete in allen Theilen seines Reiches nach dem Muster des schon in Konstantinopel Bestehenden, Handels- und Polizeigerichte an. Allerdings bestanden schon 1847 solche Versuche, indeß sie waren sehr einseitig, vor solchen Gerichten wurden nur Untersuchungen und Aburtheilungen zwischen Unterthanen der Pforte und Fremder gehandhabt, die neue Verordnung weist jedoch alle Prozesse und Vergehen, zwischen Muselmännern und Christen und jeder andern Categorie, wie auch gegen die Fremden vor diese Gerichte, welche hinsichtlich ihres Beamten-Personals aus Muselmännern und Christen bestehen. Als vorzüglichsten Punkt der Gleichstellung ist die gleiche Gültigkeit des Christen wie des Muselmannes hervorzuheben. Dergleichen Neuerung war im türkischen Reiche noch nie dagewesen, weshalb die altgläubigen eifrigen Türken so gewaltiges Aergerniß daran nahmen, daß der Großmufti, als höchster geistlicher Beamte des Reichs, und der Vorsitzende des obersten Rathes der Pforte sich weigerten, ihre gesetzlich erforderliche Zu-

stimmung zu geben und ihre Entlassung einreichten. Diese beiden Herren glaubten jedenfalls den Sultan dadurch einzuschüchtern, indeß sie hatten sich verrechnet. Der Padischah nahm ihre Entlassung an und besetzte ihre hohen Stellen mit Männern, die geeigneter waren, dem Zeitgeiste und der Vernunft Rechnung zu tragen.

Den seit Ausbruch dieses Krieges bekannt gewordenen Akten der europäischen Diplomatie schloß sich das Wiener Protokoll vom 23. Mai an, in dem Oestreich und Preußen und die beiden Westmächte einander gegenseitig mit den unter ihnen abgeschlossenen Verträge bekannt machten, die in derselben aufgestellten Grundsätze gegenseitig anerkannten und die feste Absicht aussprachen, alle ihre Bemühungen zur Erreichung des bereits bekannten Zieles, Integrität der Pforte, Räumung der Donaufürstenthümer von den russischen Truppen, anzuwenden. Zu gleicher Zeit ging in den Anfangstagen des Juni auch eine Aufforderung Oestreichs an das Petersburger Cabinett ab, die Räumung der Donaufürstenthümer betreffend. Ihre abgeschlossene Convention vom 20. April machten Oestreich und Preußen in einer gemeinschaftlichen Erklärung am Bundestage bekannt. Sie forderten den deutschen Bund keineswegs zum direkten Anschluß an den erwähnten Vertrag vom 20. April auf, sondern machten nur die einzelnen deutschen Regierungen mit der Stellung vertraut, welche sie als Großmächte in dieser so viel bedeutsamen Frage einzunehmen für gut befunden hätten, sprachen jedoch zugleich den Wunsch aus, die Bundesglieder möchten in dieser hochwichtigen Zeit den Entschluß fassen, „in den Prüfungen der nächsten Zukunft fest zusammenzustehen.“ Wie in so vielen wichtigen Situationen, wo Deutschlands Heil nur durch Einigkeit begründet werden konnte und durch Sonderbünderei nicht begründet ward, so geschah es auch jetzt, daß der Convention Oestreichs und Preußens gegenüber die Staaten Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, die beiden Hessen und Nassau sich zu in Bamberg abzuhaltenden Conferenzen einigten. Daß von einem unbedingten Anschluß dieser Staaten an das östreichisch-preußische Bündniß keine Rede sein könne, lag somit auf der Hand. Das alte Uebel, die Vielregiererei trat recht sichtbar in den Vordergrund, ob zum Heile Deutschlands — wer konnte es vorher sagen?

Wir übergehen die diplomatischen Noten und Protokolle, welche, durch die Ereignisse angeregt, Europa gleichsam von einem Ende zum andern durchliefen und sich kreuzten. Gewiß dürfte es keine Uebertreibung sein, wenn wir behaupten, daß durch die Wiedergabe besagter Protokolle und Noten ein recht ansehnlich dickes Buch sich füllen ließe. Im Monat März 1854 erlebte Europa abermals eine Ueberraschung ganz eigener Art, wie sie nicht oft im Laufe der Zeiten vorgekommen ist, nämlich die Enthüllung einer geheimen Correspondenz, welche vollkommen geeignet war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, da in ihr, so zu sagen, die Anfänge des unserem gegenwärtigen Werke als Vorwurf dienenden Kriege begründet liegen. In England ist es Sitte, alle von den an auswärtigen Höfen befindlichen englischen Gesandten eingesandten Correspondenzen in einem großen blau eingebundenen Buche aufzubewahren, um gelegentlich darin nachzuschlagen und die von den betreffenden Gesandten gegebene politischen Andeutungen zu benützen. Diesmal galt das Nachschlagen im Blaubuche*) nur einem Ziele, nämlich dem, der Welt zu beweisen, daß nicht der Drang die christliche Kirche oder überhaupt das Christenthum in der Türkei zur Geltung zu bringen, die alleinige Grundidee des Kaisers Nicolaus zu diesem Kriege sei, sondern ein schon lange, sehr lange gehegter Plan in dem Herzen dieses Selbstherrschers, die Türkei zu stürzen.

Die veröffentlichte geheime Correspondenz von der hier die Rede ist, stammt aus der Zeit vom 11. Januar bis zum 21. April 1853 und enthält 15. als "geheim" bezeichnete Piecen. Daß wir des Raumes wegen sie nur in gedrängter

*) Die englische Regierung ließ das Blaubuch am 2. Februar 1854 im Parlamente vertheilen.

Kürze wiedergeben können, ist selbstverständlich. Diese geheimen Piecen beginnen mit einem Bericht des englischen Gesandten in Petersburg, Hamilton Seymour, über eine Abendgesellschaft, die am 9. Januar bei der Großfürstin Helene stattfand.

Kaiser Nicolaus hatte sich sehr gnädig gegen den englischen Gesandten über die Bildung des Coalitionsministeriums unter Lord Aberdeen ausgesprochen und angedeutet, daß eine enge Allianz zwischen England und Rußland bei der gegenwärtigen (damaligen) Weltlage durchaus nothwendig sei, und daß es ihm (dem russischen Kaiser), wenn diese Allianz bestehe, vollkommen gleichgültig sei, was die Andern denken oder thun. Zugleich hatte er geäußert, daß er mit dem Gesandten einmal mit Muße über die Türkei zu sprechen wünsche. Der Gesandte berichtet, der Kaiser habe zu ihm gesagt: „Sehen Sie, wir halten einen Kranken, einen schwer Kranken in den Armen. Es wird, ich sage Ihnen dies offen, ein großes Unglück sein, wenn er uns eines Tages aus den Armen gleiten sollte, besonders, wenn das geschehen sollte, ehe alle erforderlichen Dispositionen getroffen worden sind.“ — Seymour entgegnete darauf, „man müsse den Kranken und Schwachen mit Schonung behandeln.“

Am 14. Januar 1853 fand folgende vom Kaiser gewünschte Unterhaltung mit dem Gesandten unter vier Augen statt. Der Kaiser begann: „Sie kennen die Pläne und Träume, in denen sich die Kaiserin Katharina II. (von Rußland) gefiel, sie sind auf uns gekommen; aber während ich ein unermeßliches Gebiet erbte; habe ich nicht zugleich die Erbschaft dieser Visionen, dieser Intentionen, wenn Sie so wollen, angetreten. Mein Land ist im Gegentheil so groß, in jeder Beziehung so glücklich situirt, daß es unvernünftig von mir sein würde, mehr Gebiet, mehr Macht zu verlangen. Im Gegentheil, ich bin der Erste Ihnen zu sagen, daß unsere große, vielleicht unsere einzige Gefahr aus einer neuen Ausdehnung dieses schon zu großen Reiches entstehen würde. Unser unmittelbarer Nachbar ist die Türkei und in unserer gegenwärtigen Lage können wir gar nichts Besseres wünschen. Die Zeit ist vorüber, da wir von dem Fanatismus der militärischen Unternehmung der Türken etwas zu fürchten hätten, und doch ist jenes Land stark genug, oder ist bisher stark genug gewesen, seine Unabhängigkeit zu bewahren und sich eine achtungsvolle Behandlung zu sichern. In dem Reiche existiren mehrere Millionen Christen, über deren Interesse ich zu wachen habe, wozu das Recht mir durch Verträge gesichert ist. — Nun ist der Mann, die Türkei, sehr krank; er mag uns unter den Händen sterben. Wir können nicht wiederbeleben, was todt ist. Wenn die Türkei fällt, so fällt sie, um nicht wieder zu erstehen. Ist es nicht besser, vorher zu sorgen, als es auf den Chaos, die Confusion, die Gewißheit eines europäischen Krieges ankommen zu lassen, die eintreten würde, wenn die Katastrophe kommt, ehe ein neues System entworfen ist?“

Seymour wandte ein, daß in England wahrscheinlich eine große Abneigung existiren würde, vorweg über die Erbschaft eines alten Freundes und Alliirten zu Disponiren.

„Die Regel“, sprach der Kaiser. . . „ist im Allgemeinen gut. Aber wir müssen uns verständigen. Ich spreche zu Ihnen en ami et en gentleman (als Freund und Edelmann). Wenn wir, England und ich, über diese Sache uns verständigen, so kommt auf Alles Andere wenig an. Es ist mir gleichgültig, was die Andern denken oder thun. Mit aller Offenheit also sage ich Ihnen rund heraus, daß, wenn England daran denkt, sich nächster Tage in Konstantinopel festzusetzen, ich das nicht zugeben werde. Ich lege Ihnen diese Absichten nicht unter; aber es ist besser, in solchen Fällen klar zu sprechen. Ich meinerseits bin ebenso bereit, die Verpflichtung einzugehen, mich dort nicht festzusetzen als Eigenthümer — daß ist wohl zu verstehen; als Verwahrer sage ich nicht ab. Es könnte sein, daß die Verhältnisse mich in den Fall brächten, Konstantinopel zu besetzen, wenn nichts vor-

her besorgt sein sollte, und man Alles dem Zufall überläßt."

Der Gesandte ging scheinbar auf den dem Kaiser sichtbar sehr am Herzen liegenden Gegenstand geschmeidig ein, und bezeichnete ein Abkommen zur Abwendung der aus dem Fall der Türkei entspringenden Gefahren. Der Kaiser bezog sich dann auf ein Gespräch, daß er bei seiner Anwesenheit in London mit dem (verstorbenen) Herzog von Wellington gehabt, und auf die Motive, die ihn zu der Mittheilung bestimmt, nämlich nicht in den Fall zu kommen, beim Mangel eines Einverständnisses, gegen die Absichten der englischen Regierung zu handeln. Dann redete der Kaiser über die letzten Verhandlungen in der heiligen Stätten-Frage und äußerte: falls die Franzosen eine Expedition nach der Türkei schicken sollten, müsse er sofort auch seine Truppen einrücken lassen, und wenn das zum Sturz des Sultans führe, so werde ihn das sehr leid thun, aber er könne es nicht ändern.

Seymour empfing auf diesen Bericht, den er an Lord Russel, Chef des englischen Ministeriums schickte, von diesem folgende Antwort: Die gegenwärtigen (also damaligen) Gefahren für die Türkei seien äußerlich, drohten nur von Frankreich und Rußland in der Frage der heiligen Stätte, und von Oestreich wegen Montenegro. Uebrigens sei die Zeit nicht zu bestimmen, in welcher die Eventualität, die Auflösung des türkischen Reiches eintreten werde; sie könne 20, 50, 100 Jahre ausbleiben. Es würde sich sehr wenig mit den freundschaftlichen Gesinnungen, welche die Königin Victoria eben so wie der Kaiser von Rußland gegen den Sultan hegen, vertragen, wollten sie im Voraus über seine Länder verfügen. Eine solche Verfügung könnte am Ende den Fall des türkischen Reiches beschleunigen und wollte man ehrlich handeln, könnten Oestreich und Frankreich nicht in Unwissenheit über solch eine Vereinbarung gelassen werden, eine Verheimlichung der Art würde eher einen europäischen Krieg herbeiführen, als einen solchen verhindern. Auch sei nicht zu erwarten, daß solch ein Abkommen ein so fest verschleiertes Geheimniß bleiben werde, es würde ruchbar werden und den Sultan beunruhigen, seine Feinde dagegen ermuthigen. Der russische Kaiser als „Verwahrer" würde in dieser Stellung vielen Zufälligkeiten ausgesetzt sein von dem Ehrgeize seines eigenen Volkes und der später eintretende „Eigenthümer Konstantinopels" dürfte sich schwerlich mit der Unthätigkeit begnügen, welche die Nachfolger Mohameds II. dem christlichen Europa gegenüber einnahmen. Ein kräftiger und ehrgeiziger Staat an Stelle der Türkei möchte den Krieg für den Kaiser von Rußland zu einer Nothwendigkeit machen. So erst würde ein großer europäischer Conflict entstehen, da weder England, noch Frankreich, oder Oestreich es sich gefallen lassen würden, Konstantinopel für immer in den Händen Rußlands zu sehen, welches dann ja zum Beherrscher der Pforten des Mittel- und schwarzen Meeres sich erhöbe. Was England besonders anlange, so erkläre dessen Regierung und gebe Sr. Majestät dem Kaiser die feste Versicherung, daß sie allen Wünschen nach dem Besitze Konstantinopels entsage. Sie, die Regierung wolle auch nie ein Abkommen eingehen über die Eventualität des Falles der Türkei, ohne ihm, dem Kaiser Nikolaus, vorher davon Mittheilung gemacht zu haben. Man möge der Schwäche der Türkei Schonung angedeihen lassen und eine Verständigung unter den Großmächten über das an den Sultan zu stellende Verlangen anbahnen, daß derselbe allen Classen seiner Unterthanen gleiche religiöse Rechte gewähren möge. Dadurch würde Kaiser Nicolaus der Nothwendigkeit überhoben werden, den ausnahmsweisen Schutz der Christen in der Türkei eintreten zu lassen.

Ehe Seymour noch Gelegenheit hatte, diese Russel'sche Depesche dem Kaiser zu überreichen, war wieder am 20. Februar Abendgesellschaft bei der Großfürstin Thronfolgerin. Der Kaiser nahm den englischen Gesandten bei Seite und fragte ihn nach der Antwort, welche dieser im Allgemeinen referirte.

„Wenn Ihre Regierung glaubt, daß die

Türkei Elemente des Bestehens enthält, so ist sie falsch berichtet," erwiderte der Kaiser. „Ich wiederhole, der kranke Mann ist im Sterben und wir dürfen uns von dem Ereigniß nicht überraschen lassen. Wir müssen zu einem Verständniß kommen und ich bin überzeugt, wir würden das, wenn ich eine persönliche Unterhaltung von nur zehn Minuten mit Ihren Ministern haben könnte, mit dem Grafen Aberdeen z. B., der mich so wohl kennt, der so volles Vertrauen zu mir hat, wie ich zu ihm. Und halten Sie das fest, ich verlange keinen Vertrag, kein Protokoll. Ein allgemeines Einverständniß, wie zwischen zwei Cavalieren, ist genügend, ist Alles, was ich verlange, und ich bin gewiß, in diesem Falle würde das Vertrauen auf Seiten der englischen Regierung eben so groß sein, wie auf meiner Seite. So viel für heute; morgen werden Sie mich besuchen, und so oft Sie glauben, daß eine persönliche Unterhaltung mit mir ein gutes Verständniß über irdend einen Punkt befördern könne, werden Sie mich wissen lassen, daß Sie mich zu sprechen wünschen."

Seymour raportirte diese Unterhaltung an das englische Ministerium und schloß seinen Bericht mit folgenden denkwürdigen Bemerkungen: „Es kann nicht anders sein, als daß der Souverain, der mit einer solchen Hartnäckigkeit darauf besteht, daß der Fall eines Nachbarstaates nahe bevorsteht, mit sich selbst darüber einig sein muß, daß die Stunde, wenn nicht der Auflösung, doch für die Auflösung vor der Thüre ist." Man würde schwerlich uns diese Hypothesen mittheilen, wenn nicht bereits irgend ein, vielleicht allgemeines, jedenfalls einiges Einvernehmen zwischen Rußland und Oestreich bestände. Vorausgesetzt, daß wenn mein Verdacht gegründet ist, so ist es die Absicht des Kaisers, die englische Regierung in einen gemeinschaftlichen Plan mit seinen eigenen und dem Wiener Cabinet zur Theilung der Türkei zu ziehen mit Ausschluß Frankreichs."

Ein weiterer Bericht Seymours vom 22. Februar schildert die Audienz, die er beim Kaiser am Tage zuvor gehabt und welche 1 Stunde und 12 Minuten gedauert hatte. Die Rede war über die oben erwähnte Depesche Lord's Russel, welche der Gesandte ihm vorlesen mußte. Bei der Stelle, wo Russel über den Zusammensturz der Türkei spricht, mußte Seymour im Lesen innehalten und der Kaiser bemerkte: Ein vorgängiges Einverständniß für ein so nahes Ereigniß, wie der Zusammensturz des türkischen Reiches sei allerdings höchst wünschenswerth. Er habe vielleicht ein größeres Interesse als England, die Catastrophe abzuwenden, aber sie sei vor der Thür, könne in jedem Augenblicke eintreten, entweder in Folge eines auswärtigen Krieges, oder eines Zwistes zwischen der alttürkischen Partei und der Partei der neuen, oberflächlichen, französischen Reformen, oder in Folge eines Aufstandes der Christen, die bekanntlich sehr ungeduldig wären, das türkische Joch abzuwerfen. Den erstgenannten Grund (in Folge eines auswärtigen Krieges) hervorzuheben, habe er ein gutes Recht, da es mit der Herrschaft des Sultans schon 1829 zu Ende gewesen wäre, wenn er, der Kaiser, das siegreiche Vorrücken des Generals Diebitsch (seines Feldherrn) nicht aufgehalten hätte. Als der Pascha von Egypten den Sultan bedroht habe, sei er, der Kaiser, es ganz allein gewesen, der demselben zu Hilfe geeilt sei.

Ueber die Stelle in der Russelschen Depesche, wo es heißt: Unter diesen Umständen würde es sich kaum mit den freundlichen Gesinnungen vertragen u. s. w., äußerte der Kaiser, er wünsche lediglich die Meinung der englischen Regierung zu wissen, was im Falle eines plötzlichen Zusammenbruchs der Türkei nicht erlaubt sein solle. Auf Seymours Bitte, er, der Kaiser, möge die Gnade haben, seine Gedanken für diesen Fall auszusprechen, wollte er anfangs nicht eingehen; ließ sich jedoch dazu bewegen und sagte: „Wohl, es giebt einige Dinge, die ich nie dulden werde. Ich will mit uns selbst anfangen. Ich werde nicht dulden, daß Konstantinopel für immer von den Russen besetzt bleibt,

aber ich werde auch nie dulden, daß die Engländer, Franzosen oder irgend eine andere Großmacht es in Händen hat. Ich will ferner nie einen Versuch zugeben, das byzantinische Reich wieder herzustellen, oder das Königreich Griechenland so zu vergrößern, daß es ein mächtiger Staat wird. Noch weniger werde ich dulden, daß die Türkei in kleine Republiken aufgelöst, — Freistätten für die Kossuths und Mazzinis und anderer Revolutionaire werde. Ehe ich ein solches Arrangement zugebe, werde ich zum Kriege schreiten, und ihn fortsetzen, so lange ich einen Mann und eine Muskete habe. Da haben Sie einige Ideen, jetzt geben Sie mir einige in Austausch."

Seymour meinte, daß die zusammengebrochene Türkei dann wie ein hinterlassenes Vermögen betrachtet und so lange unter Siegel gelegt werden müsse, bis die Großmächte unter einander ein freundschaftliches Abkommen darüber getroffen hätten.

Der Kaiser entgegnete, ein solches Abkommen sei sehr schwierig, und nach einigem Hin- und Herreden sagte er: Gott behüte, daß ich Jemanden ungerechter Weise anklagen sollte; aber in Konstantinopel und Montenegro treten äußerst verdächtige Umstände hervor; es sieht sehr darnach, als wollte die französische Regierung uns Alle im Orient verwickeln, in der Hoffnung, so ihre eigenen Zwecke besser zu erreichen, namentlich den Besitz von Tunis." Diesen Worten fügte er hinzu: Wie ich Ihnen vorher gesagt, Alles, was ich wünsche, ist ein gutes Vernehmen mit England, und zwar nicht darüber, was geschehen soll, sondern was nicht geschehen soll. Wenn das erreicht ist, wenn die englische Regierung und ich, und ich und die englische Vertrauen zu einander haben, so mache ich mir wenig aus den Uebrigen.

Auf die Bemerkung Seymours, Oesterreich sei doch in keinem Falle zu vergessen, antwortete der Kaiser mit fester Ueberzeugung: „O, wenn ich von Rußland spreche, meine ich Oestreich mit; was dem Einen zusagt, sagt auch dem Andern zu; unsere Interessen sind rücksichtlich der Türkei vollkommen identisch (gleichmäßig)."

Ein Ausdruck in der Russel'schen Depesche machte jedoch den Kaiser stutzig, überraschte ihn, die Stelle nämlich, wo es heißt: „der lange gehegte Ehrgeiz des russischen Volkes." Der Kaiser schien das auf sich zu beziehen; Seymour jedoch war glücklich genug, daß ihm in dem Augenblicke einfiel, wie Kaiser Alexander, der Bruder Nikolaus, vor 30 Jahren (1822) an Lord Castlereagh in einem vertraulichen Schreiben geäußert habe, daß er der einzige Russe sei, der den Absichten seiner Unterthanen auf die Türkei widerstehe, und eben deshalb habe er sehr an Popularität beim Volke verloren. Der Kaiser gestand zu, daß Manche in seinem Volke solche ehrgeizige Träume gehegt hätten und wohl auch noch hegten. Dann ging das Gespräch auf die Zustände verschiedener Länder über und Seymour bemerkte, daß ein Krieg mit der Türkei jedenfalls die in Italien, Ungarn und anderwärts die noch nicht ruhende Revolution zum Ausbruch treiben könne, da kein Zeitpunkt dazu günstiger erscheinen dürfte. — Der Kaiser kam auf die Donauländer zu sprechen und entwarf einen ohngefähren Theilungsplan der Türkei und schloß mit den Worten: „Wenn bei der Vertheilung der osmanischen Erbschaft Egypten Euch (den Engländern) zufällt, so habe ich nichts dagegen. Dasselbe gilt von Candien (Insel)."

Seymour entgegnete, daß die Absichten Englands sich lediglich nur auf die Sicherung des Wegs nach Indien richten. Die Unterhaltung nahm nun ihr Ende, indem der Kaiser den Gesandten aufforderte, seine (die englische) Regierung noch einmal zu veranlassen, über diese Gegenstände umständlicher und ohne alles Gepränge sich gegen ihn auszusprechen.

Jetzt folgten im Blaubuche eine aus dem geheimen Cabinet des Kaisers an das englische Ministerium auf Lord Russel's Depesche hervorgegangene Antwort, und dann der Text einer

auf die kaiserlich russische Antwort nach Petersburg gesendteten vom Grafen Clarendon unterzeichnete Erwiederung. In derselben bestreitet Lord Clarendon mit aller Höflichkeit die Ansicht des Kaisers über den Verfall der Türkei, was den Schutz der Christen in dem osmanischen Reiche aber beträfe, so könnte die von der Pforte diesem (christlichen) Theil ihrer Unterthanen gewährte Toloranz (Duldung) einige Regierungen, welche auf die Türkei, als auf eine barbarische Macht mit Verachtung herabblicken, zum Muster nehmen.

Das war sehr deutlich gesprochen, denn die Verhältnisse der verschiedenen christlichen Confessionen in Rußland sind zu manchen Zeiten unter der Regierung des Kaisers Nicolaus eben nicht sehr beneidenswerth gewesen. — Außer diesen beiden Schriftstücken folgte wieder ein Bericht des Gesandten über ein zwischen dem Kaiser und ihm stattgefundenes vertrauliches Gespräch am 18. April, wobei der Kaiser äußert: „Das, wozu er sich verpflichtet habe, werde auch für seinen Nachfolger bindend sein; es existire jetzt ein schriftliches Document über seine Absichten und, wenn der Fall einträte, werde der Sohn halten, was der Vater versprochen." Die Mission des Fürsten Menschikows nannte der Kaiser eine friedliche.

So weit eröffneten also die aus dem Blaubuche hervorgehenden Enthüllungen, daß der Gedanke, die Erbschaft der Türkei anzutreten, von Seiten des Kaisers Nikolaus ein lange und wohl überlegter sei. Schon bei seiner Anwesenheit in London hatte er der englischen Regierung Mittheilungen über diese ihm wie es scheint, immerfort vorschwebende Idee gemacht. Das fragliche Document, von dem der Kaiser am 18. April redete, ist das Memorandum vom Jahre 1844, worin der russische Kanzler Nesselrode diese mündlichen Mittheilungen in Eins zusammenfaßte. Dieses Schriftstück ist in seiner Art denkwürdig, da es das künftige Schicksal der Pforte bespricht und im Voraus ein Einverständniß zwischen Rußland und England in dem fraglichen Falle anbahnt.

„Der Grund, welcher die Herstellung dieses Einverständnisses anräth, ist sehr einfach," heißt es in dem Memorandum — „zu Lande übt Rußland einen sehr überwiegenden Einfluß auf die Türkei; zur See nimmt England gleiche Stellung ein. Vereinzelt könnte die Einwirkung dieser beiden Mächte viel Schaden thun. Vereint kann sie etwas in Wahrheit Gutes hervorbringen: um deswillen ist es nützlich, sich zu verständigen, ehe es zum Handeln kommt."

Bei diesem Einverständniß, welches angebahnt werden sollte, ward Frankreich sehr schlecht bedacht, Sr. Majestät der Kaiser von Rußland hatte dieser Großmacht die Rolle des wegen eines Linsengerichtes um das Recht der Erstgeburt betrogenen Esau's zugetheilt, denn am Schlusse des erwähnten Memorandum's heißt es: „Wenn England als vorzüglichste Seemacht, im Einklang mit ihnen (Rußland und Oestreich) handelt, ist anzunehmen, daß Frankreich sich in der Nothwendigkeit befinden wird, sich dem zwischen St. Petersburg, London und Wien vereinbarten Verfahren zu fügen." Das heißt so viel, als auf Frankreichs Stimme kommt nicht viel an. Aber gewiß hat sich niemals mehr als in diesem Falle das alte Sprüchwort „der Mensch denkt, Gott lenkt" bestätigt. Alle Pläne des russischen Kaisers, der, wie aus dem höchst achtungswerthen Widerstande der Türken zur Genüge hervorging, über die Lebensfähigkeit der Türkei sehr schlecht berichtet worden war, sind in Nichts zusammengesunken. Dasselbe Frankreich, das er als Großmacht gar nicht berücksichtigte, wurde Englands Bundesgenosse und Beide traten vereint gegen das stolze Rußland auf, welches all seine Wünsche so unerwartet scheitern sah. Welcher Wechsel in den Ereignissen! Welcher Umschwung in den Gesinnungen! wahrlich, Niemand darf sich vermessen im Stolze seiner Kraft zu sagen: „Ich will dies oder jenes thun" . . . Wille und Kraft sind nichts, wenn nicht das Schicksal Amen dazu spricht.

Neuntes Kapitel.

Die Ostsee-Expedition.

Ostsee-Schilderung. — Bothnischer Meerbusen und die Alandsinselgruppe. — Der Finnische Meerbusen. — Kronstadt. — Reval. — Sivraborg und Helsingfors. — Riga'scher Meerbusen. — Insel Orsel. — Riga. — Bestand der englischen Ostseeflotte. — Deren Abfahrt von Spithead. — Erklärung der verschiedenen Schiffsgattungen. — Sir Charles Napier. — Bestand der russischen Ostseeflotte. — Bestand der französischen Ostseeflotte. — Russische Kanonenbootflottille. — Napier's Tagsbefehl. —

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun nach der Ostsee, welche zum Tummelplatz der verbündeten englisch-französischen Flotte wurde, ohne daß diese daselbst Großthaten verrichtete, wenn gleich vorher bedeutend in die Lärmtrompete gestoßen worden war, so daß man Außerordentliches erwarten konnte.

Die Ostsee nimmt eine Fläche von 7500 Quadrat-Meilen ein. Gegen Norden scheidet sie sich in den Bothnischen, gegen Osten in den Finnischen, gegen Süden in den Meerbusen von Riga ab, läuft also gleichsam in drei großen Strahlen aus. Die Küsten Mecklenburgs, Preußens, Lubecks, Dänemarks, Schwedens und Rußlands werden von der Ostsee bespült. Rußland, dem der Besuch der englisch-französischen Flotte für diesmal galt, besitzt eine Küstenstrecke von 300 Meilen Länge an der Ostsee und ist sonst genöthigt, bedeutende Gegenmittel zur Vertheidigung dieses langgedehnten Besitzes aufzustellen. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte Rußland noch keinen Fuß breit Raum an dem Ostsee-Gestade, den es sein nennen konnte, hat also in Zeit von 150 Jahren ein hübsch Stück Land gewonnen.

Die Ostsee ist für die Schifffahrt nicht gefahrlos, denn die preußischen Küsten sind flach, die finnischen sehr klippenreich und der jähe Wechsel der Winde, plötzlich hervorbrechende Stürme sind oft große und schwere Hindernisse. Der Winter macht in der Regel des Eises wegen die Schifffahrt auf 4—5 Monate unmöglich. Außerdem, daß die russischen Schiffe gezwungen, einen, fast könnte man sagen, halbjährigen Zeitraum unthätig vom Eise eingeschlossen zubringen müssen, haben sie noch eine andere Widerwärtigkeit auszuhalten, die für sie zum größten Nachtheil ist. Die Ostsee hat nämlich nur einen sehr geringen Salzgehalt, was auf die Schiffe den übelsten Einfluß übt, indem das Holz viel leichter fault.

Die gegen Norden als Bothnischer Meerbusen sich wendende Richtung der Ostsee ist ohngefähr 90 Meilen lang. Die Gruppe der Alandsinseln bezeichnet den südlichen Eingangspunkt dieses Meerbusens, den nördlichen Tornea. Diese Wasserstraße ist sehr ungleich in der Breite, erreicht zwischen Nystadt und Gasle ungefähr 30 Meilen, wird dann durch die unzählige Menge von Inseln, welche von beiden Küsten, finnische und schwedische, auf 6 Meilen zusammengedrängt, erweitert sich in der Höhe von Umea auf 15 Meilen und endet dann zwischen Uleaborg und Pitea in einer Breite von 24 Meilen. Die finnische Küste gehört Rußland und die Hauptinsel der Alandsinseln, Aland, hat einen 10 Meilen umfassenden Flächenraum. Die Festung Bomarsund ist der wichtigste Punkt dieser Insel. Die Alandsinseln bestehen aus einer Gruppe von gegen 200 Inseln, nur der

vierte Theil derselben ist bewohnt und überhaupt bewohnbar. Sie sind sämmtlich schroffe, hoch über dem Meere sich aufthürmende Felsen, von sehr dünner Erdschicht bedeckt, und nur angestrengter menschlicher Fleiß hat die Bewohnten zu einer spärlichen Vegetation gebracht. Unter solchen Umständen sind die Alandsinselbewohner, ungefähr 15—20,000 Seelen, auf Viehzucht und Fischerei angewiesen. Sie sind fast durchgängig tüchtige Seeleute und von sehr lebhaftem Freiheitsgefühl beseelt.

Die Alandsinselgruppe ist für Rußland sehr wichtig, denn es kann von hier aus die Küstenschifffahrt des Bothnischen Meerbusens und das Einlaufen von Schiffen in den Mälarsee überwachen, weil das Fahrwasser sich im Bereiche der russischen Geschütze befindet. Vom schwedischen Festlande sind die Alandsinseln durch das Alandshaff und von Finnland durch die Meerenge Skiftet getrennt. Die Inselgruppe, deren vorzüglichste Theile außer der Hauptinsel Aland folgende sind: Lemland, Sumparland und Fögle, Warde, Kumblinge, Enklinge, Brandö, Eckerö und Sigmilskär — auf letzterer Insel befindet sich ein Telegraph und eine Lootsenstation*) — bietet sichere geräumige Buchten, welche der russischen Scheeren oder Inselflotte gewähren. Die Alandsinseln hatten früher ihre eigenen Könige, bis sie mit Finnland unter schwedische Herrschaft kamen. Dann wurden sie der Sitz eines schwedischen Statthalters bis zum Jahre 1634, wo sie dem Landeshauptmann von Björneborg untergeordnet wurden; 1809 endete die schwedische Herrschaft, Rußland nahm nun Besitz von der genannten Inselgruppe, wie von Finnland überhaupt. Die Bewohner von Aland (A heißt Wasser, also Wasserland) sind den Russen nicht sehr zugeneigt, sie haben ihre schwedische Abkunft eben so wenig wie ihre häufig gegen diese Nachbarn, denen sie nun unterworfen sind, geführten Kämpfe vergessen. Auf die Hauptinsel Aland, welche im Ganzen 5 Meilen lang und 4 Meilen breit, flügelig, tief von Buchten eingeschnitten und mit schönen Kiefern und Birkenwäldern bedeckt ist und 9000 Einwohner hat, da die Insel gutes Acker- und Weideland bietet, sind die Aländer sehr stolz, übrigens sind sie ein frischer lebensfroher Volksschlag und da diese Eigenschaft jederzeit mit Muth und Freiheitsluft gepaart ist, so bedarf es keiner weiteren Versicherung, daß sie mit den Russen nicht gar besonders harmoniren.

Der finnische Meerbusen trennt das Großfürstenthum Finnland von den Provinzen Esthland und Ingermannland. Er ist 60 Meilen lang, zwischen Reval und Helsingfors hat er eine Breite von 10, zwischen Frederiksham und Narwa von 18 Meilen, dann aber verengt er sich in der Höhe von Uskyal auf 3 Meilen und vereint sich dann mit dem engen Kronstädter Meerbusen. Der Letztere nimmt das Wasser der Newa (des Petersburg durchströmenden Flusses) auf, aber auch den unablässig von derselben mitgebrachten Schlamm und Gerölle, ein Umstand, welcher das Kronstädter Wasser, da es durch fortgesetzte Verschlammung und Versandung immer mehr an Tiefe verliert, nur kleineren Schiffen zugänglich und Kronstadt zum Hafen Petersburg macht.

Kronstadt hat durch diesen Krieg eine so große Bedeutung gewonnen, daß wir uns verpflichtet sehen, umständlicher auf dessen Schilderung einzugehen. Eine niedrige Insel, von den Russen Koltinoi Ostrow, im Deutschen Kesselinsel genannt, von $1\frac{1}{2}$ Meilen Länge und $\frac{1}{2}$ Meile Breite, scheidet die Kronstädter Bucht vom offenen Meere, trägt die Festung Kronstadt und ist die Hauptstation der russischen Ostseeflotte. Ehedem gehörte sie zu Schweden, wo sie den Namen Ratteninsel führte, erst 1703 nahmen die Russen unter Peter dem Großen sie in Besitz. Nach Nordwesten zu läuft die Insel in einer Spitze aus, die durch das niedere Vorgebirge Tolbukina Kossa gebildet wird; der südöstliche Theil, als der breiteste, trägt die Festung Kronstadt. Wenn irgend ein Gedanke Peter d. Gro-

*) Lootse auch Leytsmann, Pilote genannt, ist ein in der Gegend der Küste oder des Hafens, der Rhede sehr kundiger Schiffer, der die Schiffe sicher geleitet, daß sie nicht auf Sandbänke oder Klippen stoßen.

ßen Bewunderung verdient und seinen großen Geist verräth, so ist es der, diesen kleinen Raum Land so weise benutzt und für seine unter ungeheuren Mühen erbaute junge Hauptstadt Petersburg und für seine im Entstehen begriffene Ostseeflotte einen Schutz erschaffen zu haben, der mit der Zeit zum festen Bollwerke für Beide wurde, denn alle ihm nachfolgende Zaaren Rußlands haben in seinem Sinne an der Kronstädter Festung fortgebaut und sie aufs Aeußerste vervollkommnet.

Von Natur hat die Insel schon einen großen Schutz, denn die beiden Meeresarme, von welchen sie umschlossen wird, sind von sehr verschiedener Beschaffenheit. Der zwischen der finnischen und der nördlichen Inselküste laufende Meeresarm ist mit zahlreichen Klippen und Sandbänken gefüllt und die Russen haben nichts unterlassen, um diese natürlichen Hindernisse für Schiffe noch durch Versenkung von Wracks (untauglicher Schiffe) und Felsblöcken u. s. w. noch zu vermehren. Der die Südseite der Insel bespülende Meeresarm hat keine solchen Hindernisse und ist sogar 7 Werste breit. Auch hat es tiefes aber nur schmales Fahrwasser, welches sehr nahe an der Insel vorüber fließt und daher ganz im Bereiche der russischen Kanonen ist. Die Russen haben dies Fahrwasser so stark mit Batterien, theils auf der Insel, theils auf Felsenriffen und kleinen Eilanden, verbarricadirt, daß sich nahende Schiffe im vollsten Wortsinne in ein höllisches Feuer gerathen, welches sie zu Grunde richtet.

Die Befestigungswerke der Insel sind im großartigsten Maaßstabe angelegt und in einer wahrhaft Schrecken erregender Vielzahl. Auf der Nordküste der Insel liegt das Katharinenfort, $^1/_2$ Seemeile von der Nordwestspitze der Insel entfernt, $^3/_4$ Seemeilen davon befindet sich das Alexanderwerk, dessen Geschütze beide Seearme bestreichen. Dies Werk ist aus finnischen Granit erbaut und hat in seiner Mitte einen sehr großen Hof, der eine Caserne für 750 Mann enthält — 120 Kanonen vom schwersten Kaliber machen dessen Armirung aus, die noch durch die Geschütze der nahen Michaels-Redoute verstärkt wird. Das südliche Ufer der Insel wird vom Petersfort, von der Kesselbatterie und der bastionirten Umfangsmauer der Stadt vertheidigt. Die Feuerwirkung dieser Werke ist furchtbar und diese Furchtbarkeit wird zum entsetzlichen Grade gesteigert durch Werke, die sich mitten im Meere zu beiden Seiten des Fahrwassers erheben und dies zu einer Höllengasse machen. Den ersten Mordgruß, den feindliche sich in diese Gasse wagende Schiffe empfangen, bietet ihnen das Fort Constantin, das in zwei Etagen 50 Kanonen birgt. An dieses Fort schließen sich 5 andere Forts und Batterien an, drei nördlich, zwei südlich. Die nördlichen sind die Citadellenbatterien, das Fort Peter I. mit 24 Kanonen und das Alexanderfort, das in drei Etagen mit 72 Geschützen armirt ist und dem Fahrwasser, am nächsten liegt. Die südlichen Werke sind das Fort Risbank von zwei Etagen mit 50 Kanonen und die noch südlicher gelegene Risbankbatterien. Einsegelnde Schiffe können außerdem auch noch von dem Fort Menzikoff, eine sehr weit vorspringende Bastion der südlichen Stadtumwallung, von vorn beschossen werden und zwar mit 44 in vier Etagen übereinander sich erhebenden Geschützen. Je näher der Stadt zu verengt sich das Fahrwasser, das von der Nordwestspitze der Insel an ungefähr anderthalb Stunde weit die „große Straße“ heißt, dann aber zwischen den die Häfen umschließenden Granitbastionen und Courtinen den Namen „kleine Straße“ führt. Bei dem am Eingang in die kleine Straße zur Rechten gelegenen mit 36 Kanonen armirten Fort Kronslott ist das Fahrwasser nur 2 Kabeln breit.

Die Mehrzahl der Geschütze besteht aus 120 Pfündern und man kann sich denken, welchen entsetzlichen Kugelhagel einlaufende feindliche Schiffe ausgesetzt sind, da 150 bis 200 Kanonen mit einemmale gegen sie losdonnern. Außer diesen furchtbaren Vertheidigungsanstalten erhält Kronstadt noch durch 221 Kanonenboote Schutz, welche der Viceadmiral Jepantschin commandirt. Sämmtliche Strandbatterien

des finnischen Meerbusens befehligt der Artillerie-General Arnoldi und die bei Kronstadt liegende Flottendivision der Admiral Ricord.

Wir gelangen nun zur Schilderung der Festung selbst.

Sie ist in Form eines Dreiecks gebaut, auf der Südseite desselben sind die Häfen gelegen. Der Kriegshafen faßt 35 Linienschiffe, ist durch Forts vollständig gesichert und von einem gewaltigen Molo (Damm) von 450 Klaftern Länge umgürtet, dessen Eingang, wie sich von selbst versteht, gesperrt werden kann. Neben diesem Hafen ist ein anderer, der Mittelhafen, gelegen, in welchem nur die zur Ausbesserung bestimmten Kriegsschiffe liegen. Der dritte für die fremden Schiffe bestimmte Kaufmannshafen ist von gewaltiger Größe, denn 1000 derselben können in demselben auf einmal vor Anker gehen. Auch er ist durch Bastionen geschützt, weil an ihm und dem Mittelhafen die Wasserstraße vorbei nach dem Kriegshafen führt. Der Winter erstarrt das rührige Leben in diesen Häfen ganz und gar, kein fremdes Schiff ist dann mehr sichtbar, Alle fliehen vor dem Einfrieren, sonst müßten sie an 5 Monate hier liegen, ohne fortzukönnen, denn die Häfen und sämmtliche Wasserumgebungen Kronstadts bilden eine Eisfläche, eine Einöde. Dieses Einfrieren, denn die russischen Ostsee-Schiffe sind sämmtlich dazu verdammt und das Süßwasser sind die Ursachen, welche wie ein feindlich Schicksal den Fahrzeugen nur eine kurze Dienstüchtigkeit erlauben. Man berechnet, daß die russischen Ostsee-Kriegsschiffe durchschnittlich nur 20 Jahre Dauer halten, dann aber zum Gebrauche untauglich sind.

Unweit des Kriegshafens befinden sich die Docks oder Vorrichtungen zum Ausbessern der Kriegsschiffe. Sie sind so geräumig, daß 10 solche gewaltige Colosse auf einmal hinein können. Die Regierung hat für Alles Sorge getragen. Die Geschütz- und Eisengießerei ist großartig in ihrem Betriebe, die Letztere liefert jährlich gegen 1200 Tonnen Eisenmunition, eben so zu erwähnen sind die Seilerwerkstätten der Admiralität. Außer den Schiffswerften und dem bedeutenden Arsenale besitzt Kronstadt noch eine Steuermannsschule, in welcher 400 Zöglinge zu Piloten für die Ostsee und vorzüglich für den finnischen Meerbusen herangebildet werden. Die Stadt selbst ist nicht zu groß und in zwei Distrikte abgetheilt, in's Commandanten- und in's Admiralitätsviertel. Sie hat 3 Thore. Die Bevölkerung nimmt im Sommer bis auf 40,000 Seelen zu und fällt im Winter auf 10—12000, die für beständig in Kronstadt wohnen. Ein General-Kriegsgouverneur, Viceadmiral Lüke, führt den Befehl über Stadt und Festung, der Ingenieur-General Dehn hat die Vertheidigungsmaaßregeln der Festung über sich.

Kaiser Nikolaus besichtigte die Kronstädter Festungswerke und äußerte bei dieser Gelegenheit: „Ich bin neugierig, wie man sich anstellen wird, um Kronstadt anzugreifen.“ Als dieses Wort des Kaisers bekannt wurde, gab es eine Menge Leute, die darüber lachten und meinten, nichts sei leichter, als diese russische Festung im Umsehen zu nehmen, sie gleichsam in die Tasche zu stecken, ehe die Russen nur etwas davon merkten. Indeß die Lacher kamen bald zu der Ueberzeugung, daß Kaiser Nikolaus ganz Recht hatte, neugierig zu sein, denn mit dem Nehmen der russischen Festungen ist es ein ganz eignes Ding, wie die Kriegführung der Alliirten zur Genüge dargethan. Man muß nie das Bärenfell verkaufen, ehe man den Bär hat. Der weitere Verlauf des Krieges hat bewiesen, daß weder Engländer noch Franzosen dieses Sprichwortes eingedenk waren, bis die Nothwendigkeit sie zur Anerkennung der darin liegenden Wahrheit zwang.

Der nächste wichtigste Punkt an der Südseite des finnischen Meerbusens ist Reval. Sie ist esthländisch und seit 1710 im Besitze Rußlands. Die ganze Provinz Esthland ist durchgängig Flachland, nur an der Nordküste erhebt sich ein 200 Fuß hohes Kalksteinplateau, das man den Klint nennt und welches in der Richtung nach Petersburg zu sich gänzlich abdacht. Reval, die esthische Hauptstadt, ist seit 1824 zum Waffenplatze für die Ostseemarine und zum

Ankerplatze für die kronstädter Flotte eingerichtet worden. In der Mitte Revals erhebt sich der Domberg, ein Felsen, den die Russen stark befestigt haben. Hier befindet sich der Dom, das Schloß und die Regierungsgebäude. Um diesen Felsen schaaren sich die Häuser der Stadt, deren Gassen sehr enge und unregelmäßig sind. Die 15000 Einwohner sind überflüssig mit Kirchen versehen, da es hier fünf protestantische, sechs russische und eine katholische giebt. Als Andenken an den großen Schwedenkönig Gustav Adolf besitzt Reval das von demselben 1631 gestiftete Gymnasium. Der Seehandel der Revaler ist nicht sehr bedeutend, jährlich laufen 100 Schiffe daselbst aus und ein.

Die bedeutendste Insel des Revaler Meerbusens ist Nargen. Auf den meisten Inseln sind Leuchtthürme errichtet, da das Fahrwasser von sehr abwechselnder Tiefe und einer Menge Sandbänke gefüllt ist. Revals Befestigungen sind weit geringer als die von Kronstadt, und obgleich der Zugang in den Hafen die größte Vorsicht erheischt (eben wegen der Untiefen und Sandbänke), so ist doch grade hier der verwundbarste Punkt des finnischen Meerbusens. Das ganze finnische Ufer ist mit einer Unmasse von Felsen und Klippen, die alle kleine Inseln von den seltsamsten Gestaltungen bilden, besäet, wie ein langer Streifen ziehen sich diese verstreuten Inselchen bis zum südlichen Ende Finnlands hin, wo sie erst einen großen Archipel (Inselmeer) bilden, das mit der Alandsinselgruppe endet. Finnland hat mehrere Seestädte, wie Wiborg, Frederikshamm, Lovisa, Borgo und Helsingfors mit Sweaborg. Obwohl diese Städte sämmtlich recht gut gerüstete Festungen sind, so sind sie doch in keinen Vergleich mit Kronstadt zu bringen. Sweaborg allein verdient eine Auszeichnung hinsichtlich seiner Befestigungen. Es besteht aus sieben verschiedenen, theilweise durch Brücken verbundenen Inseln. Der Schwedenkönig Adolf Friedrich ließ 1749 starke Granitwerke auf den Felsengrund dieser Inseln aufführen; im Jahre 1808 wurde Sweaborg mit der dort befindlichen schwedischen Scheerenflotte den Russen durch Verrath überliefert. Die Russen haben aus Sweaborg ein tüchtiges Bollwerk gemacht, das 2000 Kanonen gegen den Feind spielen lassen kann. Zwischen den beiden Sweaborg'schen Inseln Wargö und Stora liegt die russische Scheerenflotte in einem wohlbefestigten Hafen. Den südlichsten Punkt der Befestigungen Sweaborgs bildet die Insel Gustavswärn. Zwischen ihr und der Insel Bockholm läuft das schmale jedoch tiefe Fahrwasser, welches zu dem $^3/_4$ Meilen von Sweaborg entfernten Hafen von Helsingfors führt, welcher bequem 70 Kriegsschiffe faßt. Helsingfors ist von den Russen zur Hauptstadt der Provinz Finnland gemacht worden und somit Sitz des Generalgouverneurs. Die Stadt ist, obwohl deren 9000 Einwohner bedeutenden Handel treiben, denn es giebt hier viel Segeltuchfabriken und Leinwandwebereien, nicht sehr umfangreich, hat aber ein freundliches Ansehen und schöne Gebäude. Die hier befindliche Alexander-Universität, an der 22 Professoren lehren, trägt zu der Lebhaftigkeit des Ortes nicht wenig bei. Der Hafen ist stark befestigt.

Wir kommen nun auf die Schilderung des Riga'schen Meerbusens, welcher von der offenen See durch die Inseln Rogö, Wormsö, Moon und Oesel geschieden wird. Diese Inseln sind jedoch größer als manches Fürstenthum Deutschlands. Die Insel Oesel zum Beispiel hat einen Flächenraum von 100 Quadrat-Meilen mit 34,000 Einwohner. Gegen Norden wird sie durch das Vorgebirge Pank, das sich 113 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, begrenzt. Die Vegetation ist hinsichtlich des fruchtbaren Bodens und des Süßwasser-Reichthums eine sehr günstige. Oesel hat allein 14 Seen. Die genannten Inseln sind sämmtlich von einem Charakter, d. h. im Norden begrenzen sie das Meer durch steile Kalkstein-Vorgebirge, die sich nach Süden zu ganz verflachen. Die Insel Dagös hat blos 14 Quadrat-Meilen Flächenraum mit 1000 Seelen. Die südlichste Spitze Oesel's ist $4^1/_2$ Meilen vom Festlande entfernt und dieser Zwischenraum wird durch die breite Wasserstraße

Domesnäs getrennt, die in den Rigaischen Meerbusen führt. Eine nördliche Einfahrt in Letzterem kann nur durch den Moon-Sund geschehen.

Die Rigaer Bucht ist ziemlich frei von Sandbänken und hat nur zwei kleine Inseln, Ronö und Kanö, aufzuweisen. Wären die über Oesel und Dagö hereinbrechenden Nordwestnordstürme nicht, würde die Rigaer Bucht den in die Dünamündung laufenden Schiffen keine Schwierigkeiten entgegensetzen, denn diese Stürme treiben das Flußwasser, das sich bei Riga vorbeiströmend, in die Bucht ergießt, zurück und bilden dadurch Sandbänke, Stromfadenveränderungen. Die Düna führt ungeheure Sandmassen mit sich, wird der Strom durch die Stürme gestauet, häuft sich der Sand dadurch bedeutend auf einzelnen Stellen an. Die Dünamündung bildet den eigentlichen Hafen für die größeren Schiffe, da diese wegen der geringeren Tiefe des Flußbettes nicht nach dem 4 Meilen aufwärts gelegenen Riga gelangen können. Noch weit verderblicher als die erwähnten Stürme sind die jährlich sehr beträchtlichen Eisfahrten für den Grund des Dünaflusses. Die Russen haben alles Mögliche aufgeboten, dieses Uebel durch Wasserbauten zu beseitigen, indeß diese haben sich nicht bewährt und es bleibt nichts übrig, als öfterer das Flußbett zu untersuchen und nach dem Resultate dieser Vornahme die Zeichen für die stromauffahrenden Schiffe zu stellen. Auf der der Dünamündung zunächst liegenden Insel befindet sich die Festung Dünamünde, ein Damm reicht von hier aus weit in die Bucht hinaus und trägt an seiner äußersten Spitze einen Leuchtthurm.

Riga selbst, die Hauptstadt des russischen Gouvernements Liefland, ist nächst Petersburg die wichtigste Seehandelsstadt und der Bevölkerung nach die dritte Stadt in Rußland. Jährlich laufen hier an 1200 Schiffe aus und ein. Vorzüglich besteht die Ausfuhr in Getreide, Flachs und Hanf. Während der Werth der Ausfuhr auf 40 Millionen Silberrubel angeschlagen werden kann, besteht der der Einfuhr ohngefähr in 18. Die Einwohner, einige 60000 Seelen, von denen der Mehrtheil protestantisch ist, sind deutsch oder Abkömmlinge von Deutschen und zeichnen sich durch Reichthum und Bildung aus. Riga ist gut befestigt und an eine Einnahme nicht so leicht zu denken, wenn nämlich nicht ein tüchtiges Landheer die Angriffe von der Seeseite gehörig unterstützt.

Nachdem wir diese Schilderung des Kriegsschauplatzes der Ostsee in aller Kürze geschildert haben, wenden wir uns dem daselbst sich ergeben habenden Ereignissen zu, welche allerdings nicht von den großartigen Erfolgen begleitet, wie man sich dieselben von Seite der Alliirten als gar nicht ausbleibende Gewißheit vorgestellt hatte. Es war natürlich, daß das seemächtige England mit einer bedeutenden Flotte gegen Rußland auftreten mußte, um vor der Welt, welche den sich nun im Baltischen Meere abzuspinnenden Ereignissen mit Spannung entgegen schaute, sich in seiner Kraft zu zeigen und dadurch gleichsam dem zu bekämpfenden Feinde im Voraus einen Vortheil abzugewinnen. Nicht allein auf die Zahl der Schiffe, sondern vor allen Dingen auf den ausgezeichneten Geist, welcher die Befehlshaber und Mannschaften auf der Flotte beseelt, konnte England stolz sein und sich den Sieg über Rußlands maritime Streitkräfte als eine ganz unfehlbar in Erfüllung gehende Thatsache erfreuen. Indem England eine colossale Seemacht zu diesem Zwecke entwickelte, mußte es natürlich darauf bedacht sein, im Nothfalle nicht nur gegen Rußland allein, sondern auch gegen Schweden und Dänemark, wenn diese beide Staaten sich an Rußland anschlössen, gerüstet zu sein. Der Kampf gegen Rußland zur See verlangte also nicht blos eine Entfaltung der vollen Seemacht Englands in der Ostsee und im Schwarzen Meere, sondern auch in den nördlichen von Rußland beherrschten Gewässern, namentlich im weißen Meere.

Die englische Ostseeflotte zählte 13 Schrauben-Linienschiffe unter denen der „Duke of Wellington," ein gewaltiger Coloß, die Flagge*)

*) Flagge, die gewöhnliche große viereckigte Schiffsfahne unterscheidet sich durch ihre Größe und Breite

des Vice-Admirals Sir Charles Napier trug und solchergestalt der Mittelpunkt aller der Flotten-Mannöver war. Die Namen der übrigen zwölf Schrauben-Linienschiffe waren folgende: Royal Georg, St. Jean d' Acre, Prinzeß Royal, Cäsar, James Watt, Nil, Majestic, Cressy, Hogue, Ajax, Blenheim, Edinburgh. Segel-Linienschiffe waren sechs: Neptune, St George, Prince Regent, Monarch, Boslawen, Cumberland. Contre-Admiral Corry von der weißen Flagge commandirte diese Schiffe. Außer diesen großen Linienschiffen besaß die Flotte 12 Schrauben-Fregatten und Corvetten und 16 Schaufel-Dampffregatten und Slops. Die 12 Schrauben-Fregatten und Corvetten hießen: Imperieuse, Euryalus, Arrogant, Mäander, Amphion, Dauntleß, Tribune, Magicieme, Miranda, Cruizer, Archer, Conflict. Die Namen der 16 Schaufel-Dampffregatten und Slops unter Commando des Rear-Admiral Plumridge von der blauen Flagge waren folgende: Leopard, Odin, Volorous, Penelope, Desperate, Dragon, Bulldog, Vulture, Basilisk, Driver, Lightning, Rosamond, Gorgon, Prometheus, Alban, Hecla.

Außer dieser respectabeln Flotte stellten die Engländer noch eine Canalflotte aus 10 Schrauben- und 11 Segelschiffen auf.

Am 11. März (1854) Nachmittags 3 Uhr ging die englische Ostseeflotte von Spiethead in See. Bis Mittag des 11. wußte man sowohl in Portsmouth als auch am Bord der Flotte noch nicht, wenn die Abfahrt geschehen solle. Von dem Augenblicke, wo Sir Charles Napier die Stadt verließ, bis zum Momente, wo er auf seiner Barke vom Lande abstieß, um sich am Bord seines Admiralschiffes, Duke of Wellington, zu begeben, war des Volksgedränges und Hurrahsgeschreies kein Ende, und Sir Charles hatte das etwas fühlbare Vergnügen, viele tausend Händedrücke aushalten zu müssen, wie das in England Sitte ist. Es war 12 Uhr Mittags, als er das Admiralschiff bestieg. Dieses und die übrigen Schiffe lagen noch immer regungslos in majestätischer Ruhe auf dem Wasserspiegel; kein Rauchwölkchen aus ihren Schornsteinen entsendtend, die Segel eingerefft, als sollten sie noch Tagelang so bewegungslos liegen bleiben. Plötzlich um 1 Uhr wurde das Schiff „Faizy" mit der Königin am Bord von Cowes her signalisirt und nun kam auf einmal Leben in die colossalen Schiffsungeheuer; vom Admiralschiff kam Signal auf Signal; aus seinen Luken rollten die ersten Salven über das Wasser; ihm donnerten die übrigen Schiffe, die Hafen- und Strandbatterien nach, und als der ungeheure Rauch und Pulverdampf sich verzog, war die königliche Yacht schon in der Nähe der Flotte hergedampft; auf den Verdecken standen die Marinesoldaten und in dem allerhöchsten Takelwerk hingen die Matrosen und kletterten um die Wette auf die höchsten Mastspitzen hinauf und ließen ihre gellenden Hurrahs in die Lüfte erschallen. Es war ein großartiges Schauspiel. Die Königin ließ ihre Yacht anhalten und auf ein gegebenes Zeichen stießen alle Admirale und Kapitäne in ihren Barken von ihren Schiffen ab und kamen an Bord der königlichen Yacht, wo sie von Sir Charles Napier der Königin vorgestellt wurden. Dann begab sich jeder auf

von andern Schiffsfahnen. Alle Schiffsfahrer können vorn und hinten eine Flagge aufstecken, nur der Admiral führt die Seinige auf dem großen Maste, ein Unter-Admiral auf der Vorstange, ein Contreadmiral auf der Kreuzstange, und nur dann auf der großen Stange oder dem Mittelmaste, wenn er ein abgesondertes Geschwader commandirt. Das Wappen und die Farbe der Flagge bezeichnet die Nation und den Rang der Offiziere. Flaggenschiff heißt dasjenige Schiff, auf dem ein hoher Offizier (Admiral oder Viceadmiral) befehligt, Flaggenoffiziere sind vornehme Seeoffiziere, deren jeder seine Flagge am Bord seines Schiffes zu führen das Recht hat. Es giebt außerdem Hilfsflaggen, Todtenflaggen, Friedensflaggen (die Letztere fast bei allen Nationen weiß). Ueber dem Admiral steht im Range nur der Großadmiral, in England auch der Admiral von der rothen Flagge genannt. Rear-Admiral ist der Befehlshaber der Nachhut (rear). Jeder Admiral, der von 20 und jeder Vice- und Contreadmiral, der von 12 Schiffen begleitet wird, kann die Admiralsflagge führen. In England bezeichnet die weiße Flagge höheren Rang im Commando, als die blaue Flagge. So wurde der Rear-Admiral Plumridge, welcher anfänglich die blaue Flagge führte, am 29. Mai 1854 Befehlshaber von der weißen Flagge.

seinen Posten zurück. Um 2 Uhr endlich wurde zum Ankerlichten signalisirt, und mit Schlag 3 Uhr waren alle Schiffe, umschwärmt von einer Anzahl kleiner Dampfer, Yachts und Segelboten, in Bewegung. Die Königin und mit ihr alle diese kleinen Nußschaalen-Schiffe gaben der stolz dahin schwimmenden Flotte auf Weite einiger Seemeilen das Geleite; dann ließ sie ihre Yacht still halten and nochmals die ganze mit vollen Segeln fahrende Armada an sich vorüberziehen, empfing nochmals ihre letzten Abschieds-Hurrahs, und wehte ihr noch lange mit ihrem Taschentuche ihre Grüße nach. Eine halbe Stunde später war von der Flotte nichts mehr zu sehen.

Sir Charles Napier hatte noch nicht sämmtliche Schiffe bei sich, drei, der Neptune, Prince Regent, und Bascawen blieben noch in Spithead zurück, um den Kern der zweiten Division zu bilden, die unter Admiral Corrys Commando der ersten bald folgen sollte. Mit dieser zweiten Division hatte Sir Charles Napier 44 Schiffe mit 22,000 Mann und 2200 Geschützen, darunter Dampfer von zusammen 16000 Pferdekraft. Nach dem Urtheile aller Sachverständigen war dies die schönste und stärkste Flotte, die England je in die Welt geschickt hatte.

Es dürfte, da hier lediglich nur von einer See-Expedition die Rede ist, für den Leser nicht uninteressant sein, über die verschiedenen Gattungen der Schiffe einige Erklärung hier zu finden. Nach der Reihefolge ihrer Größe und Stärke werden sie in Linienschiffe, Fregatten, Corvetten, Briggs, Schooner und Kutter oder Yachten eingetheilt. Linienschiffe, Fregatten und Corvetten sind dreimastige Schiffe, Briggs und Schooner zweimastige, Kutter nur einmastige. Diese Unterscheidungen sind indeß nicht hinlänglich, man muß auch die Stärke der Bewaffnung und die Zahl der Decke mit in Anschlag bringen. Das Linienschiff hat 3 Decke, wovon jedes mit Kanonen besetzt ist, und zwar, der Stabilität des Schiffes wegen, das untere dem Wasser zunächst gelegene mit den schwersten, die oberen dagegen mit leichtern. Die Fregatte hat 2 Decke, die Corvette nur 1 Deck, welche mit Kanonen besetzt sind. Briggs und Schooner haben gleichfalls nur 1 mit Kanonen besetztes Deck und unterscheiden sich nur durch die Verschiedenartigkeit der Bemastung von einander, indem nämlich die Briggmasten drei Stengen (Verlängerungen), die Schoonermasten nur eine erhalten. Die Kutter endlich, welche eigentlich mehr Küstenfahrzeuge sind, haben gleichfalls nur ein Deck und nur wenige kleine Geschütze. Linienschiffe haben in der Regel 90—120 Kanonen, Fregatten 40—80, Corvetten und Briggs 20—30, Schoner nur 10—15 Geschütze, die sich natürlich nach der Größe der Schiffe richten, so daß das Kaliber der Geschütze der großen Schiffe dem der Festungskanonen gleichkommt. Linienschiffe haben eine Länge von 200 bis 320 Fuß, eine Breite von 50—60 und einen Tiefgang im Wasser von 20—35 Fuß. Fast eben so hoch ist es über Wasser, so daß das ganze Linienschiff ohngefähr 40—60 Fuß Höhe hat. Schooner sind circa 60—80 Fuß lang, 15—20 Fuß breit, gehen 10—15 Fuß tief, liegen aber mit dem Deck nur 3—5 Fuß über Wasser.

Sind jedoch die Schiffe mit Dampfmaschinen ausgerüstet, verändert sich für diesen Fall ihre Form, sie werden schlanker und schärfer am Vorder- und Hintertheile gebaut. Bekanntlich giebt es Schrauben-Dampfschiffe und Dampfer mit Schaufelrädern. Die ersteren haben den großen Vorzug, daß weder Maschine noch die Vorrichtung der Schraube durch feindliche Schüsse so leicht beschädigt werden kann, während dies bei den Räderschiffen der Fall ist. Mit den Räderschiffen jedoch kann man größere Geschwindigkeit erzielen, dagegen sind Schraubenschiffe hinsichtlich ihres Ganges bei bewegter See viel ruhiger, der Gang sicherer, gleichmäßiger. Das Maximum der Geschwindigkeit der Dampfschiffe läßt sich zu 3 — $3\frac{1}{2}$ geographische Meilen in der Stunde annehmen, indeß kommen gut gebaute Segelschiffe dieser Geschwindigkeit fast gleich. In neuerer Zeit hat man viel Schiffe und zwar hauptsächlich Dam-

pfer in Eisen gebaut, erstens, weil Eisen längere Dauer als Holz besitzt, zweitens weil Schiffe von Eisen weniger feuersgefährlich sind und da natürlich das Eisen nur in geringen Stärken in Anwendung kommt, auch den Vortheil bieten, daß die Fahrzeuge leichter und geräumiger sind und in heißen Klimaten durch Kühle und Frische sich auszeichnen. Trotz dieser Vorzüge hat man bei dem Bau von Kriegsschiffen immer noch Holz in Anwendung gebracht, weil Schüsse von demselben nur Splitter wegreißen, bei den eisernen Schiffen aber in diesem Falle oft bedeutende Lecks entstehen, indem sie die Eisenhaut des Schiffes entweder durchbohren oder im buchstäblichen Sinne des Wortes sie förmlich abschälen.

Gehen wir von dieser Erklärung der verschiedenen Schiffsgattungen zu der Schilderung des Oberbefehlshabers der englischen Ostseeflotte über.

Sir Charles Napier stammt von einer schottischen und zwar ganz eigenthümlichen Familie, die in allen ihren Gliedern den Ruhm verständig, witzig, charakterfest und mit außerordentlicher Tapferkeit begabt zu sein, behauptet hat, aber auch zugleich das Renomée, Sonderlinge ersten Grades zu sein. Die Engländer nennen das was nicht allen andern Leuten eigenthümlich ist, „ein bischen quer" und Napiers Familie bewies sich in dieser Beziehung auch wirklich ein bischen sehr quer. Die Leute von Falkirk (in Schottland), wenn sie von den Napiers sprechen, pflegen zu sagen: „Alle sehen einander und sonst keinem Menschen ähnlich, denn von Anfang an waren die Patriarchen und die Napiers, weil daher wo die übrigen Menschen herstammen, unmöglich die Napiers herstammen können." Und diese spaßhafte Behauptung hat sich auch an Sir Charles bewährt, wie an seinen Vorfahren. In neuer Zeit hat diese Familie mehrere berühmte Männer hervorgebracht. Unser Napier, dessen Schilderung uns hier vorliegt, gehört zu ihnen.

Sir Charles geboren am 6. März 1786 zu Falkirk wurde schon in früher Jugend zum Seedienste bestimmt, er machte sich in jenen Seekriegen Englands gegen Frankreich bald so bemerkenswerth, daß er schon im Jahre 1809, wo er 23 Lebensjahre zählte, zum Flottenleutnant avancirte. In demselben Jahre eroberte er das Fort Eduard auf der den Franzosen gehörenden Insel Martinique. Im Jahre 1810 machte er den Krieg gegen die Franzosen in Spanien mit und zeichnete sich in mehrern Kämpfen aus. Das Jahr 1811 vermehrte seinen Ruhm. Die Engländer unternahmen damals einen Kriegszug gegen die neapolitanischen Küsten. Damals herrschte Mürat, des Kaisers Napoleon Schwager, in Neapel und wie sich von selbst versteht, war dies Land daher französisch. Sir Charles führte eine sehr glückliche Unternehmung aus, indem er die der Rhede von Terracina gegenüberliegende und von Franzosen besetzte Insel Ponza mit seiner Schiffsmannschaft überfiel und sie mit einem verhältnißmäßig sehr geringen Verluste eroberte, wofür ihn der vertriebene König von Neapel Ferdinand zum Cavaliere de Ponza ernannte. Der Friede machte seinen Thaten ein Ende, er war Flottencapitän geworden. In der englischen Marine gehen, wie der Leser bemerkt haben wird, die Avancements nicht im Fluge, deshalb sind auch die englischen Seeoffiziere Leute, die sich, wie man zu sagen pflegt, in tausenderlei Erfahrungen bewährt und sich im vollen Wortsinne zu ihrem Posten emporgearbeitet haben.

Während des Friedens verheirathete sich Sir Charles, lebte im Schooße seiner Familie, wurde mehremale als Parlamentsmitglied in's Unterhaus gewählt, wo er zur Partei der Whigs, (jener Oppositionspartei, welche die englische Staatsverfassung gegen die Herrschsucht der Minister und gegen die Ausdehnung der Vorrechte der Krone vertheidigen) gehörte. Endlich nach langer Pause kam für ihn wieder die Zeit des Kriegsruhms. Don Pedro, der Regent von Portugal, welcher gegen die miguelistische Partei Krieg führte und dessen Admiral, Sartorius, auf ein Haar einem Verräther ähnlich sah, hat

die englische Regierung, ihm an Stelle des Sartorius einen tüchtigen Seeoffizier zu senden und Sir Charles Napier wurde von seiner Regierung mit diesem Auftrage betraut. In dieser neuen Stellung entfaltete er nicht nur die außerordentlichste Thätigkeit, sondern auch einen großen Muth. Sein Seesieg beim Vorgebirge St. Vincente war eine glänzende That, wofür er von Don Pedro zum Visconde de Cabo de San-Vincente ernannt wurde. Nachdem Don Miguel aus Portugal vertrieben war, kehrte Sir Charles Napier nach England zurück, wo er von den Tories, welche der Whigspartei gegenüber stehen, hart angefeindet wurde. Er lebte auf Halbsold als Schiffscapitän und obgleich er sich um eine Stelle im Parlamente bewarb, so wußten seine Feinde doch alle seine Mühen darum vergeblich zu machen, man zog ihn, dem verdienten Manne unbedeutende Menschen vor. Auch die Regierung vernachlässigte ihn zur Ungebühr. Erst als die Königin Victoria den Thron bestieg, empfing er die ihm schon lange vorenthaltene Auszeichnung, den Bath-Orden, und bald darauf trat er wieder in activen Dienst. Er nahm 1840 als Commodore unter Admiral Storford's Oberbefehl den wesentlichsten Antheil an dem Kriege gegen Mehemed Ali und Ibrahim Pascha an der Küste Syriens. In diesem Kriege sammelte er neue und noch glänzendere Lorbeeren als in seiner früheren Stellung als portugiesischer Admiral. Den Anfang seiner Thaten machte das von ihm ausgeführte Bombardement von Beirut. Diesem Seesiege folgte ein Landsieg von ihm mit türkischen, östreich. und engl. Truppen erfochten, worauf Saida (das alte Sidon) erstürmt wurde. Die Egypter lösten sich auf, nur das feste St. Jean und d'Acre hielt sich noch. Als auch diese Festung gefallen war, führte Sir Charles Napier den Schlußakt dieses Krieges gegen Mehemed Ali aus, indem er ihn zum Nachgeben durch eine drohende Stellung vor Alexandria zwang. Bei Gelegenheit der Verhandlungen mit Mehemed Ali zeigte Napier ein glänzendes Talent zur Diplomatie. Zurückgekehrt nach England gab er ein Werk unter dem Titel „The war in Syria" heraus.

Aber wie es ihm nach dem portugiesischen Seekriege ergangen war, so auch jetzt wieder, obwohl man nicht anders gekonnt hatte, als ihn zum Contreadmiral für seine wichtigen Dienste zu ernennen. Ueberall wurde er zurückgesetzt, seine Gegner wußten ihn stets zu verdrängen — natürlich der Mann mit seiner derben Offenheit und rücksichtloser Gradheit seines Charakters war ihnen höchst unangenehm. Indeß Sir Charles Napier war gar nicht gesonnen, sich von Leuten, die um das Vaterland lange nicht so große Verdienste aufzuweisen im Stande waren, als er, unterdrücken zu lassen, in einer Reihe von Briefen an die „Times (große englische Zeitung „die Zeit")" offenbarte er die Mißbräuche in der Verwaltung der englischen Marine, was wieder Vielen sehr unangenehm war. Als das Commando der mittelländischen Flotte an den General Dundas vergeben wurde und er bei dieser Gelegenheit sich wieder zurückgesetzt sah, richtete er ein offenes Sendschreiben an Lord John Russel, welches großes Aufsehen erregte.

Im Mai 1853 avancirte er endlich zum Viceadmiral der blauen Flagge und nach verschiedenen ihm gespielten Intriguen erhielt er im Februar 1854 endlich das Obercommando der Ostseeflotte. Die Marine und Alles, was dazu gehörte, jubelte, denn der nunmehr 68jährige Sir Charles Napier ist der Liebling der Seeleute, die ihn in ihrer Sprache ihren ungemein lieben und „figthing Charley (fechtendes Karlchen)" nennen. Zuverlässig ist Sir Charles ein höchst drolliger Kauz und unter Matrosen und Seesoldaten curfiren über ihn eine Menge der komischsten Anekdoten, von denen sich viele aus seinem Feldzuge in Egypten herschreiben. Auf einem Esel reitend, und mit einem Knüttel bewaffnet, soll er tüchtig auf die Egypter losgebläuet, seine eigenen Leute aber mit Steinwürfen zum Verfolgen der ersteren ermuthigt haben. Geschichtlich ist, daß er im portugiesischen Kriege mit seiner kaum noch seetüchtigen Fregatte das große Linienschiff Raiha mit 80

Kanonen, ohne einen einzigen Kanonenschuß abzufeuern, mittelst Entern eroberte, was, da die Fregatte niedrig, das Linienschiff jedoch hoch ist, ebenso viel als ein Sturm der Landsoldaten auf eine von tiefen Graben gedeckte und von Vertheidigern und Geschützen starrende Festungsmauer heißt. Sir Charles und sein blutjunger Sohn waren die beiden Ersten auf dem feindlichen Schiffe. Nach einem kurzen aber verzweiflungsvollen Kampfe war die Raiha genommen.

Sir Charles nimmt es sich nicht übel, in Hemdsermeln auf dem Schiffe umherzuspazieren, er ist überall er selber, immer ungenirt, und ein Tabakschnupfer ohne Gleichen. Wo er steht und sitzt, hinterläßt er bedeutende Spuren, d. h. er verstreut eine unsinnige Menge Tabak. Ehe er mit der Flotte auslief, gaben ihm seine Freunde große Gastmähler. Leider zeigte sichs später, daß die Herren Engländer die Rechnung für diesmal ohne den Wirth gemacht hatte, und daß das gute „fechtende Karlchen" den Schauplatz seiner Thaten nicht so genau kannte, wie es wohl für ihn selber wünschenswerth gewesen sein würde. Man glaubte nämlich nicht, daß erstens die Schifffahrt in der Ostsee mit so großen Schwierigkeiten verbunden und die russischen Seefestungen so gerüstet und kanonengespikt sein würden.

Die russische Ostseeflotte bestand aus 30 Segelschiffen, von denen nur ein Drittel in völlig dienstrüchtigem Zustande war, 9 Segelfregatten, 8 Segelbriggs und Corvetten, 10 Raddampfschiffen und 10 kleinen Dampfyachten, Schleppschiffen von 60—100 Pferdekraft und 1 Postdampfer. Außerdem gehören zur russischen Ostseeflotte noch 15 Schooner und Küstenfahrzeuge, desgleichen 50—60 kleinere Schiffe. Rußland hatte in England Maschinen zu 3 Schrauben-Linienschiffen und 3 Schraubenfregatten bestellt, indeß die englische Regierung belegte sie mit Beschlag, ehe sie abgeliefert werden konnten.

Die Herren Engländer träumten schon von Seeschlachten mit den Russen, und glaubten die Letzteren würden nichts Eiligeres zu thun haben, als sich ihnen entgegen zu stellen und ihr Spiel auf das Glück eines solchen Wagstückes zu setzen; in Petersburg jedoch giebt man sich sehr selten einer Träumerei hin, die so sehr problematischer Natur ist, als eine Seeschlacht nur je sein kann. Die obersten Seebehörden in Petersburg gaben daher den Befehl, daß russische Flottenabtheilungen sich nur dann in einen Kampf einzulassen hätten, wenn sie auf ihrer Seite den Vortheil doppelter Schiffszahl hätten. In diesem Befehle liegt allerdings eine Anerkennung der Tüchtigkeit der feindlichen Geschwader, indeß auch eine vernünftige gerechtfertigte Vorsicht. Warum sollte Rußland mit Gewalt seinen eigenen Vortheil einem unsichern Kampfresultate unterstellen? es lag gar keine Nothwendigkeit dazu vor. Im Gegentheil konnten die Russen, so gewaltig auch die Mittel der Feinde sich ihnen entgegenstellten, doch mit einiger Ruhe dem von denselben zu erzielenden Resultate entgegen schauend, denn so groß die feindliche Macht auch war, so groß waren auch die Schwierigkeiten, welche diese zu bekämpfen hatte.

Man erkannte in Rußland sehr gut, daß der Zusammensetzung des feindlichen Ostseegeschwaders eine unentbehrliche Nothwendigkeit fehle, nämlich eine Flottille kleiner Fahrzeuge, eine sogenannte Scheerenflotte. Die örtlichen Verhältnisse haben sowohl in Rußland als auch in Schweden eine solche hervorgerufen. Der Klippenreichthum der finnischen Küste und die geringe Wassertiefe machen es den großen Linienschiffen, Dampffregatten und Sloops ganz unmöglich, sich der Küste zu nähern. Die vielen kleinen und klippenreichen Inseln, zwischen denen das Fahrwasser seicht ist, gestatten den Kanonenbooten, sich bei Annäherung eines überlegenen Feindes schnell zurückzuziehen und sich in sichere Verstecke zu bergen und, hat sich ein einzelnes feindliches Schiff verfahren, d. h. ist es in seichtes Wasser oder gar auf eine Klippe oder Sandbank gerathen, wie ein Wespenschwarm plötzlich hervorzubrechen und es anzugreifen.

Die englische Admiralität hatte bei Ausrüst-

ung der prächtigen Ostseeflotte diesen örtlichen Verhältnissen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, bis endlich Sir Charles Napier die unabweisbare Nothwendigkeit zeigte, eine solche Scheerenflotille gegen den Feind ins Leben zu rufen. Natürlich wurde seiner Vorstellung auch Rechnung getragen, indeß mittlerweile war doch eine Zeitvergendung eingetreten und obgleich schon den 21. Juni ein solches Dampf-Kanonenboot englischer Construction vom Stapel gelaufen und fünf andere zu Ende des Juli folgen sollten, so sah doch jeder Unbefangene schon im Voraus, daß dieser Seezug von keinem großen glänzenden Erfolge begleitet sein werde, wie denn auch der Verlauf desselben dies erwies. Fünf Tage nach Abfahrt der Flottenabtheilung unter Commando Sir Charles Napiers folgte der Contreadmiral Corry am 16. März von Spithead aus mit den Schiffen des Reservegeschwaders und später gingen diejenigen Schiffe in die Ostsee nach, welche im Laufe der Zeit ausgerüstet wurden.

Dem Plane Englands gemäß sollte der Seekrieg auf allen Punkten russischer Schifffahrt beginnen, weshalb am 22. Mai unter dem Obercommando des Kapitäns Ommaney drei Schiffe, die Euridice mit 26 Kanonen, geführt von Ommaney selber; die Miranda, Schraubendampfer zu 15 Kanonen, von Kapitän Lyons, und Brisk mit 17 Kanonen von Kapitän Seymour befehligt nach dem weißen Meere abfuhren. Wir lassen die Erfolge dieses Seezuges später folgen. Im Canal (Meerenge) zwischen England und Frankreich stellten die Engländer noch ein Geschwader unter Comando des Rear-Admiral Berkeley auf, um für alle Fälle gesichert zu sein, d. h. sogleich Sucurs in die Ostsee schicken zu können.

Frankreich, eine wenn auch untergeordnete, doch ganz respektable Macht zur See (in Bezug auf England nämlich) machte horrente Anstrengungen, um sich auf dem nassen Elemente würdig zu geriren. Es sendete 4 Linienschiffe zweiten Ranges, Le Tage mit 100 Kanonen, den Austerlitz (Dampf-Linienschiff) mit 100 Kanonen, den Herkule mit 100, und Jemappes gleichfalls mit 100 Kanonen; 3 Linienschiffe dritten Ranges, Breslaw, Duguesclin, Inflexible, jedes mit 90 Kanonen; 2 vierten Ranges, Duperrè, Trident, jedes zu 80 Kanonen; 3 Fregatten ersten Ranges, Semillant, Andromaque, Vengeance, jedes mit 60 Kanonen; 3 zweiten Ranges, Poursuivante, Virginie, Zènobie, jedes mit 50 Kanonen, 1 dritten Ranges, die Psychè mit 40 Kanonen, 1 Dampffregatte Darie mit 14; 2 Dampfcorvetten, Phlègèthon mit 10, Soufleur mit 6 Kanonen; Dampfavisoschiffe (gleichsam schwimmende Ordonanzen) waren diesem Geschwader 4 beigegeben, Lucifer und Aigle, jedes zu 6 Kanonen, Milan und Daim, jedes zu 4 Geschützen. Der Austerlitz hatte die Ehre, sich dem englischen Obercommandanten als erstes französisches Schiff darzustellen. Die drei Linienschiffe, der Tage, Jemappes und Inflexible nahmen 900 Marinesoldaten an Bord, außerdem noch drei Batterien Feld- und Berggeschütze.

Parceval-Dechènes, führte den Oberbefehl über das französische Ostseegeschwader. 1790 geboren, trat er unter den Admiral Laroche-Trèville in die Marine, wo er als Fähndrich der Schlacht vor Trafalgar (1805) auf den Bucentaur beiwohnte. Der 15 jährige Fähndrich hatte eine harte Probe seines jugendlichen Muthes zu bestehen. Der Lucentaur, auf dem er sich befand, war grade dasjenige der französischen Kriegsschiffe, das in den hitzigsten Kampf mit den Engländern gerieth, es wurde von 7 Fregatten zugleich beschossen und hinsichtlich seiner Masten und Takelwerks vollständig rasirt. Wie alle bedeutende Männer bei der Marine machte er langsam die Bahn der verschiedenen Grade durch und erst 1830 war es, wo er als Fregattencapitän der Expedition gegen Algier sich durch persönliche Tapferkeit und Unerschrockenheit im Moment der höchsten Gefahr auszeichnete. Bei der Belagerung von St. Jean d'Ulloa, wo er das Schiff „Iphigenia“ commandirte, verrichtete er seine glänzendste Waffenthat. 1846 wurde er Viceadmiral und noch in demselben Jahre Marinepräfect von Toulon. Aus dieser Stelle ward er 1854

vom Kaiser zum Oberbefehlshaber der französischen Ostseeflotte ernannt. Er ist ein kräftiger Mann von hoher Statur, seine ganze Erscheinung kündet den Feldherrn an, dabei ist er allgemein beliebt und Matrosen wie Soldaten der französischen Flotte haben das ihn gewiß nur rühmende Sprichwort: „Freundlich wie Parceval." Außer dieser persönlichen Liebenswürdigkeit besitzt er noch die Tugend der Gastfreundlichkeit, seine Börse ist stets seinen ärmeren Kameraden geöffnet, sein Haus in Paris eins der heitersten und besuchtesten der Hauptstadt. Er ist somit ein ehrenhafter Krieger und Gentlemann, wie man selten nur einen findet, doch das Unmögliche konnte auch er nicht möglich machen.

Ehe jedoch beide Flotten sich vereinigten, vergingen noch zwei Monate. Die englische Flotte hatte unter der Zeit hinlänglich Gelegenheit, die Schwierigkeiten der Operationen im Baltischen Meere kennen zu lernen.

Die russische Ostseeflotte bekam während dem einen ansehnlichen Zuwachs durch die vollkommene Ausrüstung der Kanonenbootflottille, die an 50 Fahrzeuge betrug. Unter dem 19. April (1854) erließ Kaiser Nicolaus folgenden für die Küstenvertheidigung sehr wichtigen Ukas. „Wir haben für nöthig befunden, in der Absicht die Vertheidigungsmittel des Küstenreichs am finnischen Meerbusen zu vermehren, eine Reserve-Ruderflottille herzustellen und befehlen: 1.) Zur Bemannung derselben mit Ruderern werden 4 Kameradschaften der Seewehr organisirt; 2.) diese Kameradschaften werden durch Aufruf von Freiwilligen aus den Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Olonetz und Twer gebildet; 3.) Mit den Maßregeln behufs Organisation dieser Rüstung ist eine Commission beauftragt, bestehend aus dem Großfürst Constantin und den Ministern der kaiserlichen Domänen und des Innern.

Diesem Ukas war ein bis zum November 1854 geltendes Reglement beigefügt. Nach Ablauf dieser Zeit sollte (laut dieses Reglements) jeder eingetretene Freiwillige ohne Behinderung ausscheiden können, die Ortsbehörden wurden verpflichtet, die Familien der Freiwilligen zu unterstützen und die Letzteren selbst sollten Theil an den Vorzügen und Versorgungen des activen Militärs haben. Man war außerordentlich thätig in Construirung der Kanonenboote, welche nach dem Plane des Contre-Admirals Schanz zu Petersburg gebaut und unter Aufsicht des Vice-Admirals Melichoff gestellt wurden. In Archangel baute man unter Leitung des Vice-Admirals Boyle ebenfalls Kanonenboote, desgleichen in Riga von dem Generalmajor Sewerjukoff und in Finnland unter dem schon genannten Contre-Admiral Schanz. Nach dem Reglement sollte die Besatzung jedes Bootes aus einem Militaircommando bestehen, welches aus Matrosen der activen Marine-Equipage und aus 32 Ruderern (aus dem Corps der Freiwilligen) zusammengesetzt ist; jedes Fahrzeug ward mit 2 Kanonen ausgerüstet.

Ehe wir dies Kapitel schließen, wollen wir des Tagesbefehls gedenken, den Sir Charles Napier an die Flotte erließ und welcher, da sich von den zu geschehenden Großthaten, auf die genannter Tagesbefehl gleichsam die Aufmerksamkeit der ganzen Welt verwies, so sehr wenig erfüllte, dem guten „fechtenden Karlchen" und seiner Flotte bedeutend viel Spott eintrug. Er lautete: „Jungens, der Krieg ist erklärt! Wir werden es mit einem kecken und zahlreichem Feinde zu thun haben. Sollte er uns eine Schlacht anbieten, so wißt ihr mit ihm fertig zu werden. Sollte er im Hafen bleiben, so müssen wir versuchen, an ihn heranzukommen. Der Erfolg hängt von der Schnelligkeit und Präcision eures Feuers ab. Jungen, wetzt eure Messer und der Tag ist euer!"

Das war eine Ansprache, von deren Erfolg man allerwenigstens die Ausführung eines furchtbaren Rußland treffenden Schlages erwarten konnte. Wetzt die Messer! das klang ja, als ob eine förmliche Schlächterei in den russischen Gewässern etablirt werden sollte und — das Fell des Bären war mithin verkauft, ehe man den Bären noch zu Gesicht gekriegt hatte. Eben dieser Tagesbefehl war die Ursache, daß

England in den Augen der Welt bedeutend an Ruhm hinsichtlich seiner Seemächtigkeit verlor, weil der Erfolg so miserabel ausfiel. Daß eine Kriegsführung gegen die furchtbar armirten russischen Häfen und Seefestungen nicht so leicht sei, übersahen die Spötter. Das fechtende Karlchen hatte sich in seiner Unkenntniß der russischen Gewässer und überhaupt seines Feindes abscheulich blamirt und sein Name paradirte bald als Zielscheibe aller Witzblätter.

Zehntes Kapitel.

Erstlings-Ereignisse in der Ostsee.

Die erste Heldenthat vor Libau. — Das Gefecht bei Ecknäs. — Die englische Flotte in der Hangö-Rhede. — Das Probeschießen auf Gustavsvärn. — Brahestads Unglück. — Uleaborg's gleiches Schicksal. — Das schlechte Resultat vor Gamel-Carleby. — Kemi und Tornea. — Resultat des Plumridge'schen Zerstörungszuges im Bothnischen Meerbusen. — Vereinigung der französischen mit der englischen Flotte im Barösund. — Das Vorspiel des Bombardements Bomarsunds. — Recognoscirung Kronstadts. — Blokade Erklärung des finnischen Meerbusens von Seiten der englisch-französischen Admirale. — Das französische Landungsheer und Ansprache des Kaisers Napoleons III. an dasselbe. — Bomarsunds Befestigungen. — Landung der Franzosen und Engländer auf Aland. — Die russische Uferbatterie. — Die Penelope auf dem Grund. — Die erste französische Batterie.

Vergebens harrte man der Nachrichten von Großthaten der englischen Ostseeflotte, Woche um Woche verging und von Siegen wie sie einer so gewaltigen Armada, wie die von Napier befehligte, würdig gewesen wären, war nichts zu hören. Die erste, wenn auch nicht kriegerische, doch größere Unternehmung war die Wegführung von 8 Kauffahrteischiffen aus dem Hafen von Libau (Kurland). Dieser Vorgang war sehr wenig geeignet, Englands Ruhm zu erhöhen.

Libau ist eine völlig offene, dicht am Meer gelegene Stadt, die gar keine Besatzung hatte, mithin sich auch nicht vertheidigen konnte. Am Morgen des 17. Mai legten sich die beiden englischen Fregatten Amphion und Conflict vor den Eingang des Hafens und ihr Commandant, Kapitän Key, erließ an die Behörden der Stadt die Aufforderung, sämmtliche im Hafen befindliche russischen Handelsschiffe ihm auszuliefern, widrigenfalls er diese und die Stadt beschießen werde. Wie sich von selber versteht, sahen sich die Libauer Behörden in die Lage versetzt, um nicht die Stadt dem feindlichen Geschütze preiszugeben, dem Kapitän Key zu erwiedern, daß sie ohne alle Vertheidigungsmittel sich befänden und daher sich in das Unvermeidliche fügen müßten. Somit war die erste Heldenthat fertig und zwar ohne dabei einen Tropfen Blut zu vergießen. Die Engländer schickten drei Kanonenboote und acht andere mit Matrosen und Seesoldaten besetzte Fahrzeuge ab, die sich der wehrlosen Handelsschiffe bemächtigten und sie aus dem Hafen bugsirten auf — Nimmerwiedersehen.

Sir Charles Napier lief mit der unter sei-

nem Befehl ausschließlich stehenden Flottenabtheilung, der sich das französische Linienschiff Austerlitz zugesellt hatte, am 20. Mai in die Hangöstraße ein. Die Engländer warfen hier außer Schußweite der russischen Werke, die den Eingang in die genannte Wasserstraße vertheidigen, Anker und Sir Charles hatte vorher den Arrogant unter Kapitän Yelverton auf Recognoscirung des Hangöbusens und der von demselben in nordöstlicher Richtung führenden Wasserstraßen, so wie der angrenzenden Küste und etwaigen russischen Aufstellungen ausgesendet. Als Begleiter wurden dem Arrogant der Hecla unter Commando des Kapitäns Hall beigegeben. Beide genannte Kapitäne beschlossen gegen Ecknäs vorzudringen. Sie gelangten bald auf die Höhe des Meerbusens, wo sich derselbe der russischen Station Larwig gegenüber verengt. Die Russen hatten bereits durch den Telegraphen Kunde von dem Nahen der beiden feindlichen Schiffe erhalten und Generallieutenant Ramsay stellte in dem das Meeresufer dichtbedeckenden Gehölze eine Abtheilung des Grenadier-Scharfschützenbataillons auf, um den Feind zu empfangen.

Ohne Ahnung nahten sich der Arrogant und der Hecla, setzten ein Boot aus, um die Meerestiefe zu untersuchen. Kaum befand sich dies in der Schußweite des gut versteckten Feindes, als derselbe ihm einen Kugelhagel zum Gruße entgegenschickte. Das Boot war genöthigt sich schnell zurückzuziehen; nun aber krachten die Kanonen der beiden großen Schiffe gegen das russische Versteck und das Resultat dieser laut hinschallenden Antwort war, daß die Russen sich zurückziehen mußten. Die beiden Fregatten schwammen langsam gegen die Gullö gegenüber errichtete Uferbatterie, welche den schmalsten Theil der Meerenge von Hvitsand beherrscht. Gegen Abend gingen sie außerhalb der Schußweite dieser Batterie vor Anker, der nächste Tag sollte einen Kampf bringen. Die Russen waren während der Nacht nicht unthätig geblieben. Generallieutenant Ramsay sammelte das erste Bataillon des Grenadierregimentes „Prinz Friedrich der Niederlande" bei Larwig und verstärkte die Uferbatterie durch die vor wenig Tagen in Abo angekommene schwere Batterie No. I. der ersten Grenadier-Artilleriebrigade. Die vierte Compagnie des zweiten Bataillons „Prinz Friedrich der Niederlande" wurde zur Batteriedeckung, die zweite Compagnie und eine Compagnie Scharfschützen zur Unterstützung und die erste und dritte Compagnie unter Befehl des Regimentscommandanten zu Ecknäs aufgestellt.

Am 20. Mai früh 5 Uhr rückten die beiden Fregatten vor. Der Hecla begann ein tüchtiges Feuer gegen die Uferbatterie, die dasselbe lebhaft erwiederte. Zugleich überschütteten die russischen Jäger mit ihren Spitzkugeln beide Schiffe. Das Glück schien den Engländern sehr abhold sein zu wollen. Der Arrogant hatte sich bis auf 20 Yards gegen die Uferbatterie vorgewagt und gerieth auf den Grund. Seine Lage wurde mit jedem Augenblicke gefährlicher, doch eine volle Ladung mit der Breitseite gegen die Küstengeschütze geschleudert, rettete ihn. Die Kanonen der Russen wurden demolirt und die schwere Batterie fuhr ab, und nahm bei Lerval Stellung, um eine zweite daselbst in aller Eile aufgeworfene Strandbatterie zu unterstützen.

Sobald der Arrogant sich von dem seichten Grunde losgemacht hatte, ging er nördlich von Gullös vor Anker, während der Hecla weiter gegen Ecknäs vordrang. Der Arrogant war jedoch nicht unthätig, er beschoß die Batterien bei Lerval und unter dem Schutze dieses Kanonenfeuers gelang es dem Kapitän Hall, im Angesicht des Feindes mitten aus den vor Ecknäs liegenden Schiffen eins in Schlepptau zu nehmen und als gute Prise fortzuführen, zugleich ließ er auf der Rückfahrt eine Kanone der zerstörten Uferbatterie an Bord bringen.

Sir Charles Napier hatte den Kanonendonner gehört und schickte die Fregatte Dauntleß zur Recognoscirung gegen den Meerbusen von Poso vor. Am nächsten Tage stießen die drei Schiffe wieder zur Flotte, welche sie mit

dem Signale: „Brav gemacht, Arrogant und Hecla" empfing. Der Arrogant hatte einen Todten und einen Verwundeten, der Hecla einen Todten; die Russen hatten bei der kurzen Affaire, den Major Dergatscheff und drei Mann verloren und hatten vier Verwundete.

Die englische Flotte lag, wie schon erwähnt, in der Nähe der Hangö-Rhede vor Anker. Der Eingang in dieselbe wird von drei Inseln vertheidigt, deren Werke durchaus von Granit erbaut sind. Diese Inseln heißen Gustavsvärn, Domarsholm, Gustav-Adolf-Fort. Die Ufer der Rhede sind sehr gut befestigt und zwar sind diese Befestigungen durch sehr dichtes Gehölz verborgen, so daß man sie von den Schiffen aus nicht wahrnehmen kann. Sie unterstützen aber das Kanonenfeuer von den Inselwerken aufs Trefflichste. Die den Eingang unmittelbar vertheidigende Insel ist Gustavsvärn, sehr gut armirt und mit Casematten versehen, mehr im Innern der Rhede liegen Domrasholm und Gustav-Adolf-Fort. Demnach muß der Feind erst Herr von Gustavsvärn sein, ehe er mit den beiden genannten Inseln anbinden kann. Sir Charles gab am 22. Mai Nachmittags dem vom Kapitän Wilcock geführten Dragon Befehl gegen eine Insel vorzugehen, von wo aus ein Angriff auf Gustavsvärn bewerkstelligt werden konnte.

Der Dragon eröffnete, sobald er die bezeichnete Stellung eingenommen hatte, das Feuer, die Russen blieben die Antwort nicht schuldig und so entspann sich eine tüchtige an 4½ Stunde dauernde Kanonade, welche von englischer Seite noch von den Fregatten Magicienne und Basilisk und vom Kriegsdampfer Hecla, welcher Letzterer das Fort Gustav-Adolf beschoß, unterstützt wurde. Das Resultat dieses Kampfes trug keine Frucht für die Engländer, die Russen hielten sich wacker und der Dragon allein empfing aus ihren gut bedienten Batterien 20 Schuß in den Rumpf, von denen 2 sehr gefährlich waren, da sie unter Wasser in das Schiff eindrangen. Die Engländer rühmten sich aus leicht begreiflichen Ursachen auch keines Erfolges von diesem Kampfe, sondern stellten ihn in ihren Berichten nur als ein Probeschießen dar, um die Wirkung der Kanonenkugeln gegen Granitmauern zu erforschen. Die Russen erlitten sehr wenig Schaden an Mannschaft wie an Material.

Die Unbekanntschaft mit den örtlichen Schwierigkeiten that den Engländern natürlich großen Eintrag in ihren Operationen, man darf das nicht übersehen, indeß hat doch die Art und Weise, in welcher sie ihre Aufgabe zu lösen suchten, bei allen gebildeten Völkern und selbst vom englischen Volke harte Mißbilligung erfahren. Die englische Ostsee-Expedition gewann allmählig den Anstrich eines Raubzuges, dessen höchstes Ziel es ist, nur recht viel zusammenzubringen. Unterdeß Sir Charles Napier das sogenannte Probeschießen gegen Gustavsvärn leitete, befanden sich die beiden andern englischen Flottenabtheilungen auf anderen Stationen. Rear-Admiral Corry hielt sich mit dem Reservegeschwader bei Gottskär-Sund, und sein College Plumridge mit der Abtheilung leichter Schiffe im Bothnischen Meerbusen auf. Der englische Ruhm erlitt durch die Kriegsweise, die man in Anwendung brachte, einen Stoß nach dem andern und die Bewohner jener Gegenden, in denen damals die englische Flagge wehte, werden sich noch lange von dem Raub- Brandzuge der großmüthigen Söhne Albions (Englands) erzählen können.

Man beabsichtigte einen Angriff auf Bumar, jedoch dieser Plan fand zum Heile Bumars wegen der klippenreichen Küste und der Unbekanntschaft mit dem Fahrwasser ein so ernstliches Hinderniß, daß man davon abstehen mußte. Bei dieser Gelegenheit wäre bald die Schaufel-Dampffregatte, der Leopard mit 18 Kanonen und von 560 Pferdekraft, verloren gegangen. Er blieb nämlich auf einem Felsenriffe sitzen und konnte nur mit der größten Anstrengung losgemacht werden. Der Versuch, Lootsen für das Fahrwasser von Wasa zu gewinnen, weshalb das englische Geschwader vor der schwedischen Insel Gaden am 20. Mai ankerte, schlug fehl, da sich Niemand dazu fand, der die Engländer hätte

führen dürfen, denn da die Insel schwedisch und Schweden in keinem Krieg mit Rußland begriffen ist, so gestattete natürlich die Behörde der Insel auch keinen Lootsen, den Engländern in dieser Beziehung Dienste zu leisten. Unverrichteter Sache setzte daher das englische Geschwader seinen Cours in nördlicher Richtung fort und hatte Gelegenheit die Annehmlichkeiten des dortigen Klimas kennen zu lernen, denn obwohl das Ende des Maimonats da war, gerieth man am 28. und 29. doch in Treibeis und kam erst am 30. wieder in offenes Fahrwasser. Jetzt ging es gegen Brahestad vor. Dies ist eine von allen Vertheidigungsanstalten entblößte kleine Stadt, die keinen Mann Militär als Besatzung hat, dessen Einwohner sich mit Schiffsbau, Seilerei und Theerverfertigung beschäftigen. Selbstverständlich konnten die Brahestäder die Landung der Engländer auch gar nicht hindern, als diese 16 bewaffnete Boote aussetzten und da sie gar keinen Widerstand fanden, das Schiffswerft mit seinen gewaltigen Vorräthen von Zimmerholz, die bedeutenden Pech- und Theermagazine, die Seilerwerkstätten, sämmtliche Speicher und fünf Kauffahrteischiffe, unter denen ein schwedisches sich befand, nebst einer Menge kleiner Boote und Fahrzeuge in Brand steckten. In hochauflodernden Flammen ging der Wohlstand dieses gewerbsamen Städtchens für viele Jahre verloren und als die Engländer in der Nacht vom 30.—31. Mai Brahestad verließ, konnten sie sich an dem Anblick der rauchenden Trümmer und dem Wehklagen eines großen zu Bettlern gewordenen Theil der Einwohner dieses Orts erfreuen.

Man war im besten Zuge zu zerstören und so ging es rasch gegen Uleaborg, wo vier Dampfer am 1. Juni Abends 10 Uhr auf der Rhede Anker warfen, gegen Mitternacht 17 jede mit 40—50 Mann bewaffnete Barken aussetzten, die sich der Stadt näherten und dem Schiffswerft mit sämmtlichen daselbst lagernden Bauholze, den Theermagazinen, den zur Ausfuhr bestimmten Brettern und Hanfballen, mehreren vor Anker liegenden Schiffen und sieben auf dem Werft in Bau und Ausbesserung befindlichen Kauffahrern dasselbe Schicksal bereiteten, wie in Brahestad geschehen war. Auch hier verkündete also der von der gewaltigen Feuergluth geröthete Nachthimmel die schreckliche Mission der Engländer. Außer dem Probeschießen auf Gustavsvärn, und dem Gefecht bei Ecknäs war noch nichts vorgekommen, was einer kriegerischen Großthat ähnlich sah. Der Rear-Admiral Plumridge, welcher den Auftrag ausführte, die russischen Küstenstädte im Bothnischen Meerbusen heimzusuchen und alle daselbst sich vorfindenden Kampfmittel zu zerstören, gab, nachdem er in Brahestad und Uleaborg so traurige Andenken hinterlassen hatte, dem vom Kapitän Glasse geführten Vultur Befehl in Gemeinschaft mit der Fregatte Odin unter Kapitän Scott gegen Gamel-Carleby vorzugehen.

Der Versuch wurde durch die am 6. Juni einfallende ungünstige Witterung vereitelt, der Vultur und der Odin konnte nicht auf Gamel-Carleby landen, sondern sahen sich genöthigt, wieder in See zu gehen, wie sich von selbst versteht, um wiederzukehren, sobald die Witterung es gestattete. Indeß der Generalmajor von Wendt, Commandant zu Wasa hatte schon vorher Nachricht durch den Telegraphen von dem zu erwartenden englischen Besuche erhalten und traf sogleich Anstalten, denselben bei der jedenfallsigen Wiederholung würdig zu empfangen. Zwei Compagnien des zu Wasa stationirten Finnischen Bataillons und eine, im nerpiser Kreise stehende Artillerie-Abtheilung erhielten Befehl, schleunigst nach dem bedrohten Gamel-Carleby abzugehen. Binnen zwei Tagen führten die beiden Compagnien den 146 Werst (fast 22 deutsche Meilen) langen Marsch aus, indem sie 50 Werst weit zu Wagen gefahren wurden; die Artillerie mußte in $2\frac{1}{2}$ Tagen einen Weg von 230 ($34\frac{1}{2}$ Meilen) Werst machen, um an den genannten Ort zu gelangen. Hundert Bürger von Gamel-Carleby schlossen sich ihnen an und diese gesammte Streitmacht wurde hinter Häuser und Schuppen u. s. w. wohlgedeckt aufgestellt.

Am nächsten Tage, den 7. Juni, besserte sich der Wind, die beiden Fregatten nahten sich der Stadt, warfen der Insel Trullon gegenüber

Anker und setzten Abends 7 Uhr neun Boote, jedes mit einem Geschütz armirt und mit 18 — 20 Ruderern versehen, unter dem Commando des Lieutenants Wise aus. Acht Boote blieben in einer angemessenen Entfernung während der Lieutenant auf einen, das die Parlamentärflagge trug, ans Ufer ging, und vom Bürgermeister die Auslieferung sämmtlicher Schiffe und allem Eigenthum der Krone verlangte. Dies wurde rund abgeschlagen, der Leutenant begab sich sofort zu seinen Booten zurück und der Befehl zum Angriff wurde gegeben, nachdem die Boote in zwei Tre en formirt worden waren. Da man mit der Tiefe oder Seichtigkeit des Wassers nicht vertraut war, erhielt der Lieutenant Corrington vom Odin Ordre, die nöthigen Sondirungen vorzunehmen. Zu diesem Zwecke fuhr er in seinem Boote voraus, und näherte sich den ersten Häusern. Die Russen hatten noch gar nichts von ihren Vertheidigungsarbeiten blicken lassen, sich ganz ruhig verhalten. Plötzlich erhielt das Boot des Lieutenants Corrington einen Kugelhagel-Gruß, es wandte sich zurück, jedoch konnte es nicht so schnell dem äußerst lebhaften feindlichen Feuer entgehen, der Lieutenant und 2 Mann wurden erschossen und 14 Mann verwundet. Das Boot war sehr übel zugerichtet und es mußte, während die übrigen Boote nun den Kampf aufnahmen, ins Schlepptau genommen werden. Die Engländer kanonirten gut, aber das russische Feuer wurde von Minute zu Minute mörderischer, so daß die Engländer sich nach vergeblicher Anstrengung zurückziehen mußten. Dieser Rückzug konnte nur unter großen Schwierigkeiten und mit dem Verluste eines Bootes ausgeführt werden, welches, nachdem der commandirende Offizier und 5 Matrosen gefallen waren, mit noch 22 Matrosen den Russen in die Hände fiel.

Mit diesem Boote verloren die Engländer dessen Flagge, Geschütz und übrige Ausrüstung. Die Engländer gaben ihren Verlust auf 52 Mann an, die Russen den ihren nur auf 4 Verwundete und nehmen wir auch an, daß in dem russischen Berichte einige Todte übersehen worden sein sollten, so war es doch auch gewiß, daß ihre Feinde schlecht bei der Affaire weggekommen waren. Der Odin und Vultur konnten wegen des seichten Fahrwassers und ihres Tiefganges wegen nicht zu Hilfe kommen und wenn der schlechte Ausgang des Angriffs auf Gamel-Carleby für die Engländer einen Nutzen hatte, so war es der, daß sie zu der Ueberzeugung gelangten, wie nur flachgehende Schiffe in dem seichten und voll ungleichen Tiefen gefährlichen finnischen Meerbusen zu gebrauchen wären.

Sir Charles Napier hatte dem Rear-Admiral Plumridge bei dem Befehl, in dem genannten Meerbusen zu operiren, eine Instruction sehr laconischen Inhalts ertheilt. Sie bestand aus den drei Worten: „Nehmen, verbrennen, zerstören." Deshalb operirte Plumridge trotz des schlechten Ausganges des Angriffs auf Gamel-Carleby weiter, das Zerstörungswerk wurde an der Stadt Kemi vollzogen, die gleiches Schicksal mit Brahestad und Uleaborg hatte. Nun ging es an die nördlichste Stadt des bothnischen Meerbusens, Tornea, welche am 8. Juni von englischen Schiffen erreicht wurde. Dies Städtchen von nur 700 Einwohnern, liegt im nördlichsten Winkel des genannten Meerbusens, ist auf einer Insel der hier sehr breiten Torneaelf, welche in Lappland entspringt, erbaut und ist für die rauhen, nördlichen und menschenarmen Gegenden, die Hauptniederlage für Holz, Fische, Rennthiere, Pelzwaaren, Tabak, Spirituosa u. s. w. Der hier erzielte Umsatz ist nicht unbedeutend. Im Juni geht hier die Sonne nicht unter und in dem zum Tornea-Bezirke gehörenden nördlichsten Dorfe Enontekis scheint sie 49 Tage ununterbrochen. Merkwürdiger Weise verfiel Tornea nicht der Zerstörung, aus welchem Grunde ist unbekannt geblieben. Man sagte, die nahe dabei befindliche schwed. Stadt Haparanda hätte bei Lord Plumridge Vorbitte eingelegt. Wie dem auch sein mag, Tornea kam mit dem Schrecke davon. Der Zug Plumridges gegen die Städte im bothnischen Meerbusen hatte ein Ergebniß geliefert, welches erstaunens- und beklagenswerth zugleich ist. Der

Schaden, den er den finnischen Küstenstädten zugefügt hatte, belief sich auf 46 im Hafen oder auf dem Werfte liegenden und zerstörten Fahrzeugen, gegen 50,000 Faß Pech und Theer, 60,000 Kubikmeters rohes Pech, bedeutende Vorräthe an Tauen, Segeln und Hanf, Pfosten, Stämme, Bretter u. s. w., Alles zusammen auf den Werth von gegen 400,000 Pfund Sterling, oder 2 Millionen 800,000 Thaler veranschlagt.

Wir haben somit den Vernichtungszug Plumridges geschildert und wenden uns zu Sir Charles Napier zurück, der mit seiner Flotte von Hangö aus am 23. Juni den Barösund, einen wohlgeschützten Ankerplatz im Finnischen Meerbusen, erreicht hatte. Der Barösund, ungefähr 21 Meilen von der russischen Seefestung Helsingfors, ist gegen 6 Meilen lang, und gegen 7 — 8 breit und hinsichtlich der Tiefe — die mittlere beträgt 17 Faden — ein ausgezeichneter Ankerplatz für große Schiffe. Hier fand nicht nur die Vereinigung der englischen mit der französischen Flotte statt, sondern auch der Rear-Admiral Plumridge traf nach Beendigung seiner Zerstörungsmission daselbst am 18. Juni ein. Arrogant und Impérieuse erhielten Ordre vor Sweaborg zu kreuzen, das Geschwader des Contre-Admiral Corry, zu welchem beide Fregatten gehörten, war bis Hangö-Udd vorgerückt und die drei Schiffe von Plumridge's Geschwader, Odin, Hecla und Valorous erhielten Befehl zur Beschießung der Festung Bomarsund.

Die Festungswerke Bomarsunds beherrschen die Wasserstraße, welche sich zwischen der Hauptinsel Aland und der kleinen Insel Prästo befindet, sie sind auf beiden Inseln angelegt. Auf Aland bestehen sie in einer Defensivcaserne von zwei Etagen Höhe, welche gegen den Lumparfiord gewendet ist. Durch diese Caserne und einen auf Prästo befindlichen casemattirten Thurm wird die südliche Einfahrt vertheidigt, die nördliche wird von Aland aus durch einen casemattirten Thurm beherrscht. Kaum war der Krieg an Rußland erklärt, als dies die Besatzung auf Aland bedeutend verstärkte. Der Commandant Bomarsunds, Oberst Bodisko, ließ zu mehrer Sicherheit noch eine Küstenbatterie der Defensivcaserne errichten, wodurch der südwestlichste Theil der Insel Prästo auch geschützt wurde, indeß war erwähnte Batterie nur mit 4 leichten Geschützen bewährt. Zu ihrem und der Defensivcaserne Schutz gab es landeinwärts einen casemattirten Thurm, der über Beide emporragte. Kapitän Hall vom Hecla hatte einige kleine aländische Schiffe gekapert und versprach deren Besitzern, wenn sie, die in dem alandischen Wasser Bekannten, ihm als Lootsen dienen wollten, ihnen die erbeuteten Schiffe (dieser armen Leute einzigen Reichthum) zurückzugeben, worauf sie denn auch eingingen. Nur auf diese Art wurde es den drei englischen Fahrzeugen möglich, den Gefahren, mit welchen die Küsten Lemlands und Lumperlands jedem mit ihnen nicht vertrauten Seefahrer drohen, zu entgehen.

Der Hecla war bald im Angesicht der Insel Aland und begann sofort die Beschießung der Defensivcaserne. Der Valorous und Odin unterstützten ihn in diesem Kampfe, indem sie abwechselnd an einander vor und zurückgingen und auf eine Entfernung von 2000 Ellen feuerten. Die Geschütze der Caserne waren nicht so großen Kalibers und die Wirkung daher auf diese Entfernung auch nicht von großem Erfolge, weswegen die Russen, sobald sie dies erkannt hatten, das Feuer nur langsam erwiderten. Oberst Bodisko ertheilte jedoch den Befehl, daß die Uferbatterie und zwei zu deren Deckung aufgestellte Compagnien vom Grenadier-Scharfschützenbataillon die Fregatten beschießen sollten. Das russische Feuer, mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit begonnen und fortgesetzt, zog bald die Aufmerksamkeit der englischen Schiffe vom Hauptwerke ab und sie nahmen den Kampf gegen die Uferbatterie auf. Sie hatten genug zu thun, um die Batterie zum Schweigen zu bringen.

Nach langer Kanonade gelang es ihnen endlich, die Brustwehr derselben zu demoliren und die russische Artillerie mußte sich zurückziehen, aber die Infanterie unterhielt ununterbrochen ein Kleingewehrfeuer, welches jedoch auch nach einer halben Stunde verstummte. Die Stell-

ung der Scharfschützen war durch das Kanonenfeuer der Fregatten so unhaltbar geworden, daß es Vermessenheit gewesen wäre, sie länger behaupten zu wollen. Das schwere Geschütz der Defensivcaserne setzte den Kampf fort, die Schiffe schleuderten 120pfündige Bomben auf sie, während die Russen ihnen glühende Kugeln dafür zuschickten. Endlich gelang es dem Valorous durch eine gut gefallene Bombe in der Mitte der Defensivcaserne den Ausbruch einer Feuersbrunst zu bewirken. Dies hinderte jedoch die Russen nicht, das Bombardement zu erwiedern, die Schiffe erlitten dadurch tüchtige Beschädigungen, indeß sie wichen nicht, bis endlich 10 Uhr Abends im Hauptfort der Caserne abermals ein sich sehr rasch verbreitendes Feuer ausbrach. Die Engländer stellten jetzt das Bombardement ein, da sie zu der Erkenntniß, daß bei einem hartnäckig fortgesetzten Bombardement ihre Gegner sich nicht halten könnten, gelangt waren, und gingen durch die enge Wasserstraße ungefähr auf Distance von 10 Meilen zurück, wo sie Anker warfen. Jedenfalls würde der nächste Morgen den Wiederbeginn des Bombardements gesehen haben, wenn nicht ein Befehl Napiers angelangt wäre, der den Kapitän Hall mit den drei Fregatten zur Flotte nach Barösund zurückgerufen hätte. Somit blieb Bomarsund vor der Hand verschont.

Napier hatte eine Recognoscirung Kronstadts beschlossen, nachdem sich die französische Flotte mit dem Gros der Seinigen im Barösund vereinigt. Plumridge's Geschwader erhielt Ordre vor dem Bothnischen Meerbusen zu kreuzen, der Rear-Admiral Corry dagegen die Weisung mit 9 Linienschiffen (7 englischen und 2 französischen) 1 Dampffregatte und einigen Aviso-Dampfern den Barösund und zugleich die russische Seefeste Sweaborg zu überwachen. Napier theilte sein aus 18 Linienschiffen (12 engl. 6 franz.), 8 Fregatten, 3 Corvetten und den dazu gehörenden Avisodampfern bestehendes Geschwader in zwei Colonnen ab, die eine unter Führung des Wellington, auf dem er sich selber befand, die andere unter Führung des Inflexible, franz. Linienschiff von 90 Kanonen. Am 22. Juni um 9 Uhr Vormittags verließen beide Colonnen den Barösund und langten nach 40stündiger Fahrt bei der Insel Seiskär, 38 Meilen von Kronstadt an. Nach kurzem Aufenthalt, während welchen alle Vorbereitungen zum Kampfe getroffen worden waren, denn man hatte noch immer den Glauben, die russische Flotte werde sich aus dem Hafen wagen, ließ Napier bei Anbruch des Morgens den 24. Juni lichten und es ging nun mit voller Kraft und den besten Hoffaungen auf Kronstadt los.

Die Nachricht, welche einige Avisodampfer meldeten, die russische Flotte sei in Sicht, bestätigte sich nicht, denn diese lag, als die englisch-französische Flotte vor Kronstadt anlangte, wohlgeborgen hinter den Festungswerken und Batterien. Der erste Zorn, seine Hoffnung auf entscheidenden Kampf vereitelt zu sehen, hätte das gute „fechtende Karlchen“ bald verleitet, da er sich nur 8 Meilen (Seemeilen) von der feindlichen Flotte befand, diese im Hafen aufzusuchen und ihr den Garaus zu machen, indeß da stellte sich ihm ein großes Hinderniß entgegen, das wenigstens vor der Hand durch Menschenmacht nicht zu bemeistern war, die Seichtigkeit des Wassers nämlich und überhaupt die Unbekanntschaft mit den Verhältnissen unter Wasser, denn daß die Russen Alles gethan haben würden, um ihnen das Fahrwasser zu verderben durch Versenkungen von Schiffen und dergleichen, ließ sich vermuthen. Die beiden Colonnen zogen sich daher zurück und ankerten im hohen Meere. Etwas mußte jedoch gethan werden, müßig konnte man nicht liegen bleiben, daher näherten sie sich am 26. Juni Krasnaja-Gorka und einzelne englische und französische Dampfer erreichten sogar den Tolbaken Leuchtthurm, so genannt, weil er auf der ins Meer hinausreichenden durch das Vorgebirge Tolbukina Kossa gebildeten Spitze der Kronstädter Insel sich befindet. Die Russen hatten jedoch diesen Leuchtthurm eben so wie die einzelnen detachirten Forts, die nicht unmittelbar zur Vertheidigung Kronstadts gehörten, verlassen, da-

für aber war von ihnen die nördliche Durchfahrt und die Estacade von Lisi Noß (eine künstliche Sperrung, die man von Kronstadt nach Lisi-Noß an der finnischen Küste führte) durch eine Anzahl Kanonenboote vertheidigt. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit, daß die nördliche Wasserstraße oder Einfahrt nach Kronstadt durch Felsblöcke und Wraks, welche man als noch die Eisdecke jedes Vordringen nach Kronstadt unmöglich machte, auf diese gebracht hatte und die mit dem Schmelzen des Eises natürlich in die Tiefe niedersanken, gesperrt war.

Es half nichts, daß eine ganze Linie englischer Fregatten Tag und Nacht im Angesicht der russischen Forts stationirte, die russische Flotte blieb unbeweglich in ihrem sichern Hafen liegen. Sir Charles Napier und die französischen Admirale recognoscirten persönlich die Zugänge Kronstadts und ließen außerhalb des Schußbereichs der russischen Werke Sondirung des Fahrwassers vornehmen, worin sie von den Russen nicht im Geringsten gestört wurden. Der russische Admiral Ricord machte keinen Angriff auf das verbündete Geschwader, warum? weil er wußte, daß sie ohnedies unverrichteter Sache abziehen müßten. Solches geschah auch, nachdem am 26. Juni die Admirale Napier und Parseval-Dechenes folgende Erklärung erlassen hatten.

„Vereinigte Geschwader in der Ostsee. Wir unterzeichnete Vice-Admirale, Befehlshaber der vor Kronstadt geankerten vereinigten Geschwader von England und Frankreich, erklären durch Gegenwärtiges, daß wir am 26. Juni und von genanntem Tage an gerechnet alle unten erwähnten und bezeichneten Häfen des finnischen Meerbusens in enge Blokade versetzt haben, nämlich alle Häfen des finnischen Meerbusens ostwärts von Helsingfors und Sweaborg an der Küste von Finnland, Borgo, Lovisa, Pyttis, Frederikshamm, die Bai von Werolar, Wiborg, Bjorksund und alle dazwischen liegenden Häfen, Rheden u. s. w. bis zum Cap Lubowki 65° 5′ N. B. und 29° 56′ Oest. L. begreifend. Vom Cap Lubowki durchschneidet die Blokadelinie den Leuchtthurm von Tolbaken unmittelbar vor Kronstadt und geht dann, südwärts fortfahrend, vor der Stadt Borki im Gouvernement Petersburg vorbei, 59° 57′ N. B. und 29° 28′ Oestl. L. gelegen ist, woraus erfolgt, daß Kronstadt und Petersburg durch die vereinigten Geschwader, die an beiden Ufern des Meerbusens Schiffe gelassen haben, vollständig blokirt sind. Nach Westen geht die Blokadelinie von Borki nach der Insel Karawalda, von dieser nach dem Cap Dolgoi nach der Spitze Kurgulo, mit Einschluß der Bucht von Luga, dann nach dem Narwafluß und der ganzen Strecke der esthländischen Küste, die anliegenden Inseln bis zum Leuchtthurm von Eckholm 59° 43′ N. B. und 25° 48′ Oestl. L. begreifend. Geschehen und beschlossen am 26. Juni 1854. Vor Kronstadt am Bord des Inflexible. Die Vice-Admirale: Parseval. Charles Napier.

Die verbündete englisch-französische Flotte konnte sich eben nur auf die Blokade der russischen Küsten beschränken, aus der einfachen Ursache, weil kein einziges russisches Kriegsschiff ihr zu Gesichte kam. Jedenfalls befand sich Rußland in einer sehr unangenehmen und wir können sagen, unnatürlichen Situation. Mit ungeheuren Kosten hatte es eine ganz respectable Flotte in's Leben gerufen und sah sich in der Erkenntniß, daß es um diese geschehen sein würde, wenn sie das Unglück hätte, in Conflict zu kommen mit der feindlichen Armada, gezwungen, sie ängstlich hinter die Hafenbatterien zu verbergen. Für solch eine Flotte, die eigentlich blos zum Staate, aber nicht für den Nutzen da ist, lieber gar keine. Gewiß war dies Bewußtsein ein sehr schmerzliches für Rußland. Seine Flotte mußte ihm unter solchen Umständen nicht viel anders erscheinen, wie eine kostbare Theaterdecoration, die man sehr sorgsam für eine anderweitige glänzende Theaterschaustellung aufbewahrt. Obwohl die englisch-französische Flotte keinen kräftigen Schlag gegen einen der Küstenpunkte führte und auch den ganzen Monat Juli hindurch sich nur auf Recognoscirungen und strenge Blokade der russischen Küsten beschränkte,

so empfing Rußland doch einen schweren Schlag dadurch, welcher, da im nächstfolgenden Jahre, die Blokade wieder erneuert ward, zum andauerden Verluste, zur schlimmen Wunde wurde.

Der russische Handel ward vernichtet, weil jedes russische Handelsschiff von den Feinden aufgebracht und als gute Prise betrachtet, nach England wandern mußte, somit sah sich Rußland an der Wurzel seiner Wohlfahrt angegriffen. Indem ihm der Feind die Aus- und Einfuhr unmöglich machte und seine Verkehrsmittel wegnahm, untergrub er die ihm zum Staatsleben so nöthige Basis der Existens, er verursachte durch Vernichtung des russischen Handels, welcher seit dem letzten Jahrzehnt zu einer wahrhaft erfreulichen Blüthe gediehen war, denn man rechnete jährlich im Durchschnitt gegen 6000 Schiffe, welche des Handels wegen die russischen Häfen der Ostsee besuchten, immerhin eine bedeutende Zahl, einen merklichen Ausfall hinsichtlich der Zolleinnahmen in den Staatskassen und in den Kassen der Handelswelt. Wie viele Tausende arme Familien, die durch die Schifffahrt ihren Lebenserwerb fanden, sahen sich mit einem Schlage der Verarmung preisgegeben, eine Calamität hing an der andern, man empfand den gegen den russischen Handel geführten Schlag in ganz Rußland, nicht allein an den Küsten der Ostsee.

War auch das Verfahren der Engländer und Franzosen gegen die wehrlose russische Handelsmarine ein scheinbar hartes, grausames, so hatte das russische Volk doch nicht sie, sondern nur allein seinem eigenen Kaiser deshalb anzuklagen. Hätte er seinen Ehrgeiz, seine Anmaßung, seine Lust nach fremdem Besitz dem Wohle seines Volkes untergeordnet, hätte er daran gedacht, daß viele Jahrzehnte dazu gehören, einen Staat in die Höhe zu bringen, aber nur wenige Jahre hinreichen, denselben in's Verderben zu stürzen, würde er jedenfalls anders gehandelt und kein solches Exempel gemacht haben, dessen Facit ihm und seinem Volke zum Unglück ausschlug.

In England wie in Frankreich war man keineswegs mit den Resultaten der großen, kostspieligen See-Expedition zufrieden, man wollte für die Millionen, die die Ausrüstung einer so kolossalen Flotte beansprucht hatten, auch von Thaten hören; aber das war nur dann möglich, wenn dieser Flotte ein Landungsheer beigegeben wurde. Vorher war diese Nothwendigkeit außer Augen gelassen worden, man glaubte, daß Napiers Jungen mit ihren gewetzten Messern Alles allein abmachen könnten. Wie man endlich zu der Erkenntniß kam, daß diese Jungen sehr wenig vollbrachten (weil ihnen von Seiten Rußlands nicht die Gelegenheit dazu geboten wurde), drängte sich der Gedanke auf, mittels eines Landheeres der Sache Nachdruck zu geben. Das stark zur See vertretene England hatte hinsichtlich seiner militärischen Verhältnisse bereits große Opfer für den südlichen Kriegsschauplatz gebracht und ist überhaupt kein Militärstaat, deshalb mußte Frankreich eine Truppenmacht senden. Etwas mußte gethan werden, um die ärgerliche Stimmung des französischen und englischen Volkes über die Resultatlosigkeit der verbündeten Flottenexpedition zu mindern.

Kaiser Napoleon ließ daher eine Division der in Vimereux zusammengezogenen Truppen, unter dem Oberbefehl des Generallieutenants, Graf Baraguay d'Hilliers einschifften.

Graf Baraguay d'Hilliers, dessen Vater als Divisionsgeneral im russischen Feldzuge starb, ward 1795 geboren, trat schon als 12jähriger Knabe in den Militärdienst seines Vaterlandes Frankreich, hatte es bei Beendigung des Krieges, nachdem er den Feldzug 1812 in Rußland, dann den 1813 in Deutschland mitgemacht, bis zum Hauptmann gebracht und wurde 1830 Oberst. Seine Laufbahn war eine ziemlich kriegerische, denn er wohnte den spanischen Feldzügen von 1823—25, den afrikanischen von 1830—44, endlich dem italienischen von 1849—1850 bei. Im Jahre 1851 ward er zum Obercommandant der ersten Militärdivision ernannt. Im Jahre 1853 erhielt er den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel, von wo er, weil er in einige diplomatische Verwickelungen mit der

türkischen Regierung gerathen war, abberufen wurde. Ein stolzer aber fester Charakter verlor Baraguay d'Hilliers nie das sich selbst vorgesetzte Ziel aus den Augen.

Die unter seinen Oberbefehl gestellte Division bestand aus zwei Brigaden, die erste vom Generalmajor d'Hugues, die andere vom Generalmajor Gresy kommandirt. Die Brigade d'Hugues war zusammengesetzt aus dem 12ten Bataillon Jäger zu Fuß, unter Major Le Normand de Bretteville, dem 2ten Regiment leichter Infanterie unter Oberst Suau, dem 3ten Regiment Linien-Infanterie unter Oberst Ducrot; die zweite Brigade war aus dem 48sten Regiment Linien-Infanterie unter Oberst Vidal de Lauzune nnd dem 51sten Regiment Linie unter Oberst Perrin-Jonquière gebildet. Dieser Division waren 2 vom Oberstlieutenant de Rochebouet befehligte Batterien und 1 Detachement Sappeurs, 150 Mann stark, beigegeben. Englische Schiffe nahmen am 14. Juli diese französischen Truppen an Bord und brachten sie zur verbündeten Ostseeflotte. Der Kaiser hatte folgende Ansprache an diese Truppen gerichtet.

„Soldaten!

Rußland hat uns zum Kriege gezwungen. Frankreich hat 50,000 seiner Söhne bewaffnet, England hat bedeutende Streitkräfte aufgestellt. Der heutige Tag hat unsere Flotte und unsere Armee zu einem und demselben Zwecke vereinigt. Ich habe euch als die Ersten auserwählt, unsere Adler in die Regionen des Nordens zu tragen.

Englische Schiffe werden euch aufnehmen; — ein bis jetzt einzig in der Geschichte dastehendes Ereigniß, welches Zeuge von der innigen Verbindung zweier großen Nationen, Zeuge des festen Entschlusses zweier Regierungen ist, die vor keinem Opfer zurückschrecken, um das Recht des Schwächeren, die Freiheit Europas und die Ehre der Nation zu vertheidigen. So geht denn meine Söhne, Europa wünscht euern Waffen den Sieg. Das Vaterland, stolz auf einen Krieg, in welchem es nicht die Rolle des Angreifenden spielt, begleitet euch mit seinen besten Wünschen, und ich, den kaiserliche Pflichten noch fern von den kriegerischen Ereignissen halten, werde die Augen unverwandt auf euch richten. Bald, wenn ich euch wiedersehe, werde ich sagen können: Sie waren die würdigen Söhne der Sieger von Austerlitz, Eylau, Friedland und der Moskwa. Geht, Gott schütze euch!"

Es handelte sich nicht um die Einnahme Kronstadts und Sweaborgs, sondern um die der wichtigen Position der Alandsinseln und wie sich dabei von selbst versteht, um die Festung Bomarsund, hinsichtlich welcher die Engländer bereits die Erfahrung erworben hatten, daß sie bei fortgesetzten Angriffen fallen müßte. Vorauszusehen war dies Resultat, da die Festungswerke, eine Schöpfung des Kaisers Nikolaus, hinsichtlich des Baues noch keineswegs ganz vollendet waren. Die Defensivcaserne, mit 80 Geschützen ausgerüstet und durchgängig casemattirt, wies sich nach der Seeseite zu — sie ist ohngefähr 60 Schritte vom Strande entfernt und auf Felsgrund erbaut — sehr stark, jedoch nach der Landseite hatte sie sehr geringe Befestigungen, die noch obendrein von den benachbarten Hügeln vollkommen beherrscht wurden. Die Russen hatten sich die Möglichkeit eines Angriffs von der Landseite wahrscheinlich nicht träumen lassen, der Letztere wäre jedoch den verbündeten Franzosen nnd Engländern gewiß auch nicht so leicht geworden, wenn der Bau sämmtlicher Werke, wie sie im Plane lagen, fertig gewesen wäre. Bomarsund sollte detachirte Werke und 10 casemattirte Thürme bekommen, die es vor einem Angriff von der Landseite schützten. Indeß als der Krieg ausbrach, waren erst drei solcher festen Thürme vollendet, der Telegraphenthurm am Westufer, der Prästothurm auf der nordwestlichen Spitze der Prästoinsel und der ohngefähr 1200 Schritte westlich von der Defensivcaserne befindliche Thurm. Diese Thürme haben gegen 100 Fuß im Durchmesser und bestehen aus zwei casemattirten Etagen oder Stockwerken, von denen jedes 14 Kanonenstände hat. Oberhalb der bombenfesten Wölbung ist eine Zinkdachung mit Schußlöchern für Infan-

terie oder Scharfschützen angebracht. Wäre der Plan des Baues zur Ausführung gekommen, wie er dem Kaiser Nikolaus vorlag, würden die Franzosen keinen besonders angenehmen Auftrag zu vollziehen gehabt haben, denn die 10 mit 280 Geschützen armirten Thürme hätten ihnen viel zu schaffen gemacht; aber die Zeit war zu kurz gewesen und das System des Betrugs, welches durchgängig in Rußland eingebürgert ist und in allen Ständen zahlreiche Vertreter findet, würde selbst, wenn der Bau auch zur vollkommensten Vollendung gediehen wäre, die Festung doch zum leichten Spielwerk für den Feind gemacht haben, denn es stellte sich heraus, daß die Baumeister, statt durchgängig Granit zum Material zu verwenden, nur die Außenseiten der Werke mit demselben hatten bekleiden lassen. Das Breschesschießen der Franzosen und der Engländer brachte diesen abscheulichen Betrug, durch den die Baumeister ihren Säckel bereichert hatten, unerwartet an den Tag. Einige der bei dieser Spitzbüberei Betheiligten suchten sich durch die Flucht der Strafe zu entziehen, ob ihnen dies gelang, wissen wir nicht, die damals cursirenden Nachrichten meldeten nur, daß einige dieser Betrüger nach Sibirien transportirt worden wären, wo ihnen Zeit zum Nachdenken über den Unterschied zwischen Granit und Schutt gelassen sei.

Die Besatzung Bomarsunds war sehr schwach, nur aus dem 10ten finnländischen Linien-Bataillone und einem Commando Garnison Artillerie bestehend, die südlich von Bomarsund gelegenen Uferbatterien wurden von 2 Compagnien des Garde-Scharfschützen-Bataillon unter Befehl des Oberstlieutenants Turughelms vertheidigt. Unbegreiflich bleibt es, daß die russische Regierung, die allem Anschein nach so viel auf den Besitz Bomarsunds rechnete, so geringe Vertheidigungskräfte daselbst stationirte.

Sir Charles Napier verließ am 6. Juli wieder das Kronstädter Wasser und begab sich mit den Flotten nach Barösund, wo diese bis zum 18. Juli Mittags vor Anker liegen blieben, dann aber am 19. auf dem halben Wege zwischen dem Uto- und Bogshaven-Leuchtthurme ein Segelexercitium ausführten und am 20. wieder vor Anker gingen. Der kleine Dampfer Lightning von 100 Pferdekraft und mit 3 Kanonen armirt und 50 Mann besetzt (zu Plumridge's Geschwader gehörend) erhielt Ordre, den Kanal von Ledsund zu sondiren und zu bezeichnen, was so viel heißt, als das Fahrwasser für die großen Schiffe durch sichtbare Zeichen abzustecken. Einen Tag später, am 21. Juli, früh 10 Uhr folgte die englische Flotte in zwei Divisionen von Napier und Chads geführt und zu Mittag 1 Uhr ging die französische Flotte unter Segel. Am nämlichen Nachmittag noch ankerten beide Flotten in Ledsund. Der schon genannte Lightning und der Aigle wurden zu weiterer Erforschung des Kanals nach Bomarsund vorausgeschickt, während der Leopard, der Odin und der Hecla von Plumridge's Geschwader die Aufgabe hatten, den Feind zu beobachten.

Im Commando war unter der Zeit eine Veränderung vorgefallen. Der alte Rear-Admiral Corry hatte wegen Invalidität seine Befehlshaberstelle aufgegeben und Admiral Martin in dieselbe getreten, befehligte eine gegen etwaige Bewegungen der russischen Flotte im finnischen Meerbusen zur Deckung zurückgebliebene Flottenabtheilung. — So war denn Alles vorbereitet, um gegen das schwach vertheidigte Bomarsund den Schlag zu führen. Der Lightning und der Aigle empfanden, in die Nähe von Bomarsund gekommen, bald die Wirkung der Festungsgeschütze. Oberst Bodisko begrüßte sie auf sehr unangenehme Weise und gestattete ihnen nicht, im Bereich seiner Geschütze ihre Messungen und Sondirungen fortzusetzen. Das nachdrückliche Feuer aus der Defensivcaserne und vorzüglich eine südwestlich von derselben angelegte, mit 6 Kanonen von bedeutendem Kaliber armirte Batterie war ihnen in Allem hinderlich.

Bis zu den Anfangstagen des Augusts ereignete sich kein Angriff, die englisch-französische Flotte lag ruhig in Ledsund vor Anker. Am 1. August Abends langte der Oberbefehlshaber des französischen Landungsheeres, Baraguay

d'Hilliers daselbst an und in den nachfolgenden Tagen kamen auch die französischen Truppen. Ohne Zaudern ward zum Angriff geschritten. Unter dem Feuer des englischen Dampf-Linienschiffs von zwei Deck, armirt mit 6 Kanonen, landeten die Franzosen südwestlich von Bomarsund, marschirten gegen Seudra-Finby zu und lagerten sich westlich von den Festungswerken. Die Engländer setzten ihre eigenen Marinesoldaten und Sappeurs nördlich von den Festungswerken ans Land und dies Corps von 2500 Mann bezog ein Lager zwischen Pernesces und Bomarsund. Der russische Obercommandant Bodisko hatte ganz und gar nicht Ursache, sich über die Zuneigung der Aländer zu den Russen zu erfreuen, denn diese erwiesen sich sehr freundlich gegen die verbündeten Truppen, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß sie von nun an vom russischen Regimente erlöst sein würden. Von einem Widerstande von Seiten der Einwohner war gar keine Rede, auch die Geschütze der Defensivcaserne schwiegen, nur die schon erwähnte Uferbatterie, die während der Landung der französischen Truppen unaufhörlich spielte, mußte als einziges Hinderniß zum Schweigen gebracht werden. Zu diesem Zwecke wurde die Batterie von der französischen Dampfcorvette Phlegethon von 10 Kanonen und der englischen Schraubenfregatte Amphion von 34 Kanonen angegriffen. Nach langer Kanonade gelang es beiden Schiffen einen so trefflichen Punkt zum Ankern einzunehmen, daß von den 6 schweren Geschützen der Batterie nur 2 auf sie gerichtet werden konnten. Jetzt begann ein wahres Höllenfeuer, Beide Schiffe sendeten volle Lagen aus ihren Breitseiten auf die Batterie, deren Bedienungsmannschaften sich nach Dauer einer halben Stunde gezwungen sahen, in die casemattirten Forts zurückzuziehen. Kapitän Key vom Amphion stieg sofort mit einem Detachement Marinesoldaten ans Land und vernagelte die verlassenen russischen Geschütze.

Jetzt folgte eine Pause von drei Tagen. Die Franzosen und Engländer hatten hinreichend Beschäftigung mit Ausschiffung ihrer Batterien, des Schanzzeugs, der Lagerdeckung u. s. w. Nur am dritten Tage, den 10. August ereignete sich ein Intermezzo, das indeß für die Engländer noch glücklich genug ablief. Die englische Schaufel-Dampffregatte Penelope von 16 Kanonen blieb bei der Fahrt durch den Kanal zwischen Aland und der kleinen Insel Prästo grade im Angesicht und der Schußlinie der Defensivcaserne auf dem Grunde sitzen. Kaum hatten die Russen dies Unglück bemerkt, als die Geschütze genannter Caserne sofort ein außerordentlich lebhaftes und wirksames Feuer auf das festgefahrene feindliche Schiff richteten. Schnell kamen der Hecla und der Gladiator zu Hilfe, aber trotz allen Anstrengungen war das Schiff nicht loszubringen. Gewiß war die Penelope in einer mißlichen Lage, an den Meeresgrund gebannt und zugleich einem wüthenden feindlichen Feuer ausgesetzt zu sein, drohte ihr mit gewissem Verderben. Um sie flott zu machen, gab der Admiral Befehl, daß sie ihre Kanonen über Bord werfe, während er zugleich die Schaufel-Dampffregatte Valorous und das Linienschiff Edinburgh zu einem Angriff auf die Defensivcaserne beorderte. Es ist nicht genau angegeben, ob die Penelope wirklich, um leichter und vom Wasser gehoben zu werden, ihre Geschütze über Bord geworfen oder nicht, doch ist das erstere anzunehmen. Um 3 Uhr des Nachmittags kam sie endlich los, aber in einem sehr traurigen Zustande, fast ohne Takelwerk, mit tüchtig durchschossenem Rumpfe, zwei Todte und mehrere Verwundete am Bord; der Hecla hatte noch mehr Todte und Blessirte, und ein französisches Boot, welches zu Hilfe herbeigeeilt war, mußte den Beistandsversuch mit dem Verlust von 2 Mann bezahlen.

Für den französischen Ingenieur-General Niel, welcher die Oertlichkeit der Umgebung Bomarsunds nicht kannte, war es immerhin keine leichte Aufgabe, seine Belagerungsanordnungen zu treffen. Das manichfach gestaltete, bald felsig geklüftete, an andern Punkten wieder mit Unterholz dicht bewachsene Terrain, gestattete ihm nur einen flüchtigen Ueberblick, indeß er er-

kannte ganz richtig, daß von den feindlichen Werken der südliche Thurm der wichtigste Punkt war, da er sämmtliche Befestigungswerke vollkommen beherrschte. Er mußte also genommen werden, die übrigen Werke boten dann keine Schwierigkeit mehr dar. Dem zufolge beschlossen der Befehlshaber der französischen Artillerie, Oberstlieutenant Rochebouet und der Geniecommandant der Flotte, General Jones, um die Dachung und die Schießscharten des erwähnten Thurmes zu zerstören, die erste Batterie in einer Entfernung von 550 Meters von demselben zu erbauen. Schnell wurde der Entschluß in Wirklichkeit gebracht.

In der Nacht vom 11.—12. August führten die Sappeurs die Maske dieser Batterie auf und bauten am folgenden Tage 15000 Erdsäcke hinein. So gestaltete sich der Bau zu einer Etagenbatterie, die man mit 4 Sechszehnpfündern und 4 Mörser armirte. Kaum bemerkten die Russen die Arbeit, als ihre Geschütze die Batterie sogleich zum Gegenstand ihrer Kugeln machten, indeß das vorliegende Terrain schwächte die Wirkungen derselben bedeutend, so daß sie den Franzosen wenig Schaden zufügten. In der Nacht vom 12.—13. August verband man die Batterie noch mit einer Sandsackfläche und erbaute um 25 Meters näher gegen den Thurm noch eine Brustwehr zur Sicherung der daselbst aufzustellenden Jäger und um die Verschanzungen gegen eine Felswand anzulehnen, hinter welcher bedeutende Streitkräfte wohlgeschützt gegen das feindliche Feuer stehen konnten. Kaum brach der Morgen des 13. August an, als diese Batterie gegen den Thurm zu spielen begann. Die Russen verdoppelten ihre Anstrengungen, der Batterie Schaden zuzufügen und in der That gelang ihnen das auch in soweit, als sie einige Geschütze derselben, wenn auch nur unbedeutend, beschädigten. Der Kampf mit der Feuerwaffe war ins Leben gerufen, das Schicksal Bomarsunds konnte mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, es war eine der leichtesten Prophezeihungen, die es je gegeben hatte. Die Festung war nicht im Stande sich gegen solche Uebermacht zu halten, sie mußte fallen. Der Verlauf dieses Ereignisses und das Resultat der englischen Flotten-Expedition im weißen Meere sollen der Inhalt unsers folgenden Kapitels sein.

Elftes Kapitel.

Bomarsunds Fall und die Expedition im weißen Meere.

Einnahme des südlichen Thurmes. — Theilnahme der Flotte am Kampfe. — Der nördliche Thurm. — Uebergabe des Hauptforts. — Der Thurm von Prästo. — Zerstörung sämmtlicher Festungswerke. — Abzug der Franzosen. — Folgen für die Aländer. — Recognoscirungsfahrten der Verbündeten. — Russische Selbstopferung der Befestigungen in der Hangöbucht. — Die englische Flotte kehrt nach Hause zurück. — Das weiße Meer und die englische Expedition daselbst.

Trotzdem das russische Feuer mit wüthendem Eifer unterhalten wurde, empfanden die Russen bald die Ueberlegenheit der französischen Waffen. Die Jäger, wohlgeborgen hinter der Brustwehr

sendeten ihre sicher gezielten Kugeln in die Schießscharten und Schußlöcher des Thurmes, die Wirkung des französischen Feuers zeigte sich allmählig an der Granitbekleidung, denn am Abende bemerkte man schon tiefe Risse in den Schartenbacken. Von Stunde zu Stunde gewann die Etagenbatterie Vortheile über den Thurm, dessen Geschütze nach 5 Uhr endlich schwiegen. Der Commandant des Thurmes, Kapitän Tesche, begehrte eine zweistündige Waffenruhe, um fernere Befehle vom Obersten Bodisko einzuholen. Von französischer Seite war man nicht geneigt, eine so lange Pause eintreten zu lassen, man bewilligte ihm nur eine Stunde Waffenstillstand. Unterdeß waren zwei neue Angriffsbatterien, eine englische und französische, errichtet worden, welche, als die zugestandene Stunde verflossen war, in Gemeinschaft mit der Etagenbatterie das Feuer mit großer Lebhaftigkeit gegen den Thurm erhoben, dessen Kanonen endlich gegen Morgen 1 Uhr am 14. August gänzlich verstummten. Kaum wurde dies bemerkt, als die französischen Jäger und Sappeurs vorwärts stürmten, in den Thurm eindrangen und den Commandanten, 2 Offiziere und 30 Soldaten gefangen nahmen.

Mit dieser Eroberung hatten die Franzosen die Festung schon halb erobert, aber die Russen dies eben so gut einsehend, richteten nun alle ihre Geschosse gegen den Thurm, um ihn in die Luft zu sprengen, weshalb die Sieger es für gerathen fanden, ihn zu verlassen, um sich nicht etwa selber unter dessen zusammenstürzenden Trümmern begraben lassen zu müssen. Auf Befehl des Ingenieur-General Jones mußte nun die in der Nacht zum 14. August gegen den nun gewonnenen südlichen Thurm gerichtete Batterie gegen den nördlichen gekehrt werden. Man bemannte sie mit Matrosen und Marine-Artilleristen der Schiffe Edinburgh, Ajax, Hogue und Blenheim. Die Franzosen bauten unterdeß am äußersten rechten Flügel eine Batterie gegen die Defensivcaserne. Der ganze 14. August wurde zur Herbeischaffung des nöthigen Materials und der Geschütze angewendet. Man gebrauchte Alles, was man fand, um sich gegen das russische Feuer zu decken, unter Anderen wurden auch die Grundmauern eines von den Russen begonnenen Festungswerkes dazu benutzt. Die Nacht vom 14.—15. August näherten sich die Franzosen dem Hauptfort bis auf 400 Metres und eröffneten mit Tagesanbruch, den 15. August, aus 4 Mörsern und 2 Haubitzen ein Feuer gegen dasselbe. Dieser sehr ernstlich gemeinte Morgengruß wurde von dem nördlichen durch die Engländer bedrohten Thurm und von der Defensivcaserne erwidert.

Nun trat auch noch die Flotte in den Kampf ein. Die Linienschiffe Trident, Duperré, Ajax, das erstere von 60, die beiden andern (französischen) Schiffe, jedes von 80 Kanonen, machten den Angriff und bald schlossen sich der Arrogant, Amphion, Valorous, die Sphynx und der Driver ihnen an. Dieser Kampf mit der Feuerwaffe erhielt von Seiten der Verbündeten eine Verstärkung, indem Kapitain Pelham vom englischen Linienschiffe Blenheim die den Russen abgenommene Uferbatterie durch 2 Zwölfpfünder von der Feldartillerie und durch eine Bombenkanone armiren und nun gegen die Festung spielen ließ. Die Absicht der Russen den von den Franzosen genommenen, aber von ihnen wieder verlassenen südlichen Thurm in die Luft zu sprengen, um ihnen den Halt darin zu wehren, gelang, er flog um 11 Uhr Vormittags (15. August) in die Luft; doch alle ihre Anstrengungen konnten den Fall der Festung nicht aufhalten. Die Engländer hatten eine Zweiunddreißigpfünder-Batterie gegen den nördlichen Thurm, der mit vielem Muth vertheidigt wurde, aufgefahren, und es gelang ihnen in demselben Bresche zu legen, wodurch die Besatzung gezwungen wurde, das nicht mehr haltbare Werk, an die Engläder zu übergeben. Dies geschah Abends 6 Uhr. Die zu Kriegsgefangenen gewordene Besatzung des genannten Thurmes hatte 6 Todte und 7 Verwundete; 125 Mann nebst dem Commandanten hatten die Waffen gestreckt. Die Engländer hatten nur 1 Todten

und in dem Lieutenant Wroiesley einen Schwerverwundeten.

Nach dem Falle des Thurmes mit Beginn des Spätabends besetzten die englischen Marinetruppen die kleine der Defensivcaserne gegenüber liegende Insel Prästo und im Verlaufe der Nacht wurden (auf Aland) Breschebatterien etablirt. Die erste wurde auf 400 Metres Entfernung mit 4 Dreißigpfündern, eine auf 380 Metres Entfernung mit 2 Dreißigpfündern und 2 Haubitzen armirt. Somit waren die Russen auf allen Seiten eingeschlossen; aber der Muth schien ihnen deshalb nicht gesunken zu sein, denn kaum blickte das erste Morgenroth des 16. August durch das Dämmergrau, als die russischen Geschütze gegen die feindlichen Batterien losdonnerten. Der Kampf der Verzweiflung, denn die Russen sahen ihren Untergang vor sich, währte bis Mittag. Jetzt war der feindlichen Uebermacht nicht mehr Trotz zu bieten, Oberst Bodisko, der sich mit der ihnen untergebenen Garnison ritterlich bis aufs Aeußerste gehalten hatte, übergab, da Fortsetzung des Kampfes nur unnützes Blutvergießen gewesen sein würde, die Defensivcaserne, in die sogleich 1 Bataillon Linien-Infanterie und 2 Jägercompagnien eindrangen und sie besetzten. Dies war sehr nöthig, da die russische Besatzung mit ihrem Oberst nicht einverstanden und zu einer Revolte stark geneigt sich zeigte. — Die feindliche Uebermacht, von der sie sich jetzt gleichsam im eigenen Hause umzingelt sah, erstickte jedoch schnell jeden Gedanken an eine Emeute bei ihnen.

Noch hielt sich der Thurm auf Prästo, die feindlichen Kugeln hatten ihm weniger geschadet. Der Befehlshaber desselben, Kapitain Jaquelin wollte daher auch nicht dem Befehl des Obersten Bodisko zur Uebergabe des Thurmes an die Verbündeten respectiren, indeß gehorchte er endlich den wiederholten Aufforderungen seines Commandeurs und gab sich und seine aus 149 Mann und 3 Offizieren bestehende Besatzung, die nur 2 Todte und 3 Verwundete hatte, kriegsgefangen. Die Zahl sämmtlicher kriegsgefangenen Russen sammt ihren Familien, die ihnen folgten, belief sich auf 2235 Köpfe. An Todten hatten sie 33 verloren, die Verbündeten, welche um 2 Uhr Nachmittags desselben Tages sich in Besitz sämmtlicher Werke setzten, zählten bloß 22 Todte und 35 Verwundete. Somit war die russische Herrschaft auf den Alandsinseln vor der Hand wenigstens vernichtet.

Man fand bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln, aber sehr wenig Munition. In Bezug auf die ersteren, übte man gegen die armen Einwohner Großmuth, indem man sie ihnen unentgeldlich überließ. Zugleich fand man noch unter den Papieren des Obersten ein Schreiben des Generallieutenants Rokassowsky, dessen Inhalt die Anweisung gab, wie die Hauptinsel der Alandsgruppe untereinander die Verbindung zu erhalten, wie das Kundschaftswesen auszubilden und einer Landung des Feindes entgegenzutreten sei. Dem Oberst war mittels dieser Anweisung erlaubt, die Einwohner von einer Insel zur andern überzuführen, sie zu bewaffnen, zu einem Freicorps zu formiren, die Ortschaften zu zerstören, die Wälder niederzubrennen u. s. w. Auffallend ist es, daß man solche Befehle zu einem energischen Widerstande geben konnte, und man doch unterließ, die Besatzung zu verstärken. Wie war nur zu erwarten, daß eine so schwache Anzahl Truppen, die nicht einmal Ueberfluß an Munition hatte, weil man sonst deren doch mehr gefunden haben würde, sich gegen einen zahlreichen und gut ausgerüsteten Feind werde halten können! Indem man Bomarsund erobert hatte, war Rußland durch die Erbeutung der Geschütze in Verlust gerathen, es hatte einen, wenn auch sehr kleinen Theil seiner Streitkraft eingebüßt. Wäre nur dieser Verlust allein gewesen, hätte die Einnahme von Bomarsund durch die englisch-französischen Truppen nicht allzuviel zu sagen gehabt, indeß es handelte sich hier um mehr. Bomarsunds Festungswerke entschieden die Wichtigkeit der Alandsinseln für Rußland.

In London und Paris war man einstimmig in der Ansicht, daß es mehr als unvortheilhaft sei, die Flotte den Winter über in der

Ostsee zu belassen, sie fror dann eben so gut ein wie die russischen Schiffe und die russischen Truppen hätten dann, wenn eine Eisdecke über den Gewässern lag, die passendste Gelegenheit zu einem Gegenangriffe gehabt und zwar mit vollen Kräften und einem Nachdruck, den die örtlichen Verhältnisse ihren Gegnern nicht gestatteten. Um einer solchen Gefahr Flotte und Landheer nicht auszusetzen, mußten Beide zurückgerufen, und dem russischen Winter, der Alles in starre Fesseln schlägt, die Blokade der russischen Häfen überlassen werden. Nachdem man zu dieser sehr vernünftigen Ansicht gelangt war, entschied man sich zugleich für eine Zerstörung der Bomarsundschen Festungswerke. Dadurch raubte man den Russen allen Halt auf den Alandsinseln. Der Befehl der verbündeten Regierungen zur Zerstörung der Fortefikationen kam auf Aland an und man ging sogleich ans Werk; den 30 August sprengte man den Thurm auf Prästo in die Luft, am 1. September hatte der nördliche auf Aland gleiches Schicksal und am 2. September machte die große Explosion, die das Hauptfort in einen Berg von Trümmer und Schutt verwandelte, den Beschluß.

Selten wird ein Bombardement so schnell zu einem Resultat geführt haben, als das Bomarsunds. Die Aufstellung der Geschütze in Position vom Augenblick der Landung an gerechnet, war die bedeutendste der Mühseligkeiten dabei gewesen, man mußte die Kanonnen, von denen jede 45 Centner wog, drei englische Meilen weit auf Schlitten (Schleifen) über Felsen und morastigen Boden schleppen. Der Oberbefehlshaber des Landungsheeres, Generallieutenant Baraguay d'Hilliers, ließ in 11 aländischen Kirchen die Befreiung der Inselbewohner von russischer Herrschaft und den ihnen hinfort zu Theile werdenden Schutz der Westmächte proclamiren. Nachdem es keine Festung mehr, sondern nur einen Trümmerhaufen Bomarsund gab, schiffte sich die französische Division mit ihrem Oberbefehlshaber am 4. September wieder ein und kehrte nach ihrem Vaterlande zurück.

Wie sich von selbst versteht, bezeigte sich Kaiser Napoleon III. dankbar gegen Baraguay d'Hilliers und dem Genie-General Niel. Ersteren ernannte er zum Marschall, den Anderen zum Großoffizier der Ehrenlegion. Der kriegsgefangene russische Oberst wurde nach Frankreich, die Besatzung theils nach Frankreich, theils nach England gebracht.

Die Alander hatten allein die Nachwehen des englisch-französischen Besuches zu tragen. Durch die Proclamation Baraguay d'Hilliers in den Wahn versetzt, daß die Franzosen jetzt Herren der Inselgruppe wären, glaubten sie sich vor der russischen Rache sicher, indeß aus diesem Irrthume wurden sie auf die häßlichste Weise gerissen. Kaum waren die verbündeten Flotten aus den dortigen Gewässern fort und hatten dem Winter die Fortsetzung der Blokade überlassen, als die Russen sich wieder auf Aland einfanden. Es soll ihnen nicht verborgen geblieben sein, daß einige Inselbewohner die Schiffe der Alliirten in die finnischen Scheeren (Inselklippen) eingelootset hatten. Die Russen nahmen keine besondere Rücksicht darauf, daß die Alliirten bei der Aufforderung an die Scheerenkundigen Alander, ihnen als Lootsen zu dienen, zugleich im Weigerungsfall die Drohung mit unterlaufen ließen, den, welcher widerstrebe, an eine Raa (Segelstange) aufzuhenken. Das war ein Grund, weshalb sich Niemand weigerte. Die Russen stellten über diese Vorgänge Untersuchungen an, deren Folgen darin bestanden, daß ein Theil der Familienväter, welche überwiesen wurden, den Alliirten auf eine oder die andere Art Beistand geleistet zu haben, fortgeschleppt und wie es hieß, nach den russischen Festungen Nysloß und Wilmanstrand gebracht wurde, ohne daß ihre Familien über deren ferneres Schicksal etwas erfuhren. Die einzige Ueberzeugung blieb ihnen, daß sie die Unglücklichen nie wiedersehen würden.

Zwei Tage nach dem Falle Bomarsunds, den 18. August sendete Sir Charles Napier den Odin, Gorgon, Alban und Driwer zu einer Recognoscirung Abos. Diese Stadt, eine der größten Finnlands, ehemals schwedisch, hat ei-

nen durch die Mündung des Aurajocki gebildeten Hafen, durch den sie zu einer bedeutenden Handelsstadt gemacht wird. Es befinden sich hier Werften, auf denen man viele Schiffe baut. Durch den Handel ist die Stadt wohlhabend. Kapitän Scott, der die vier genannten Schiffe commandirte, überzeugte sich, daß der Aboer Hafen gesperrt und die Besatzung der Stadt durch 4000 Mann verstärkt worden sei. In der Nähe einer Insel, Runsal, traf das kleine Geschwader mit 17 russischen Kanonenbooten und 5 Buchsirdampfern zusammen, eine fast dreistündige Kanonade zwischen beiden Gegnern, bei der Keiner großen Nachtheil hatte, war die Folge dieser Begegnung. Dann segelte Kapitän Scott nach dem Stationsorte der verbündeten Flotten, dem Ledsund.

Gern hätte man etwas gegen Sweaborg, Helsingfors oder Reval unternommen. Zu diesem Zwecke ging am 20. August der französische Admiral Parceval, General Baraguay d'Hilliers, die beiden Genie-Generäle Niel und Jones auf der französischen Dampfcorvette Phlégéthon und dem englischen Dampfer Lightning zu einer Recognoscirung dahin ab. Am 24. August gelangten sie in die Nähe des Revaler Hafens, wo sie das Plumridge Geschwader antrafen, dem die Ueberwachung dieses Hafens oblag. Nach zwei Tagen Aufenthalt daselbst, nahmen beide Schiffe die Richtung nach Sweaborg und ankerten in den Nachmittagsstunden desselben Tages in der Nähe dieser Seefestung. Die zwischen den Inseln Treskholm und Gustavsvärn befindliche Durchfahrt war durch einen mit Steinen beladenen Dreidecker, der mittels einer Vorrichtung augenblicklich versenkt werden konnte, gesperrt. Sie hatten, da sie hier nicht passiren konnten, wenigstens das Vergnügen, von Weitem in dem hinter Treskholm befindlichen Hafen 6 russische Schiffe zu zählen.

Die Einnahme von Bomarsund hatte die Russen zum höchsten Grad von Aufmerksamkeit bewogen, die erste Maaßregel, um den Feind bei Annäherung zu verleiten, war die Versetzung eines Leuchtthurmes, der den Schiffen zur Richtschnur gedient hatte. Die Befestigungen Sweaborgs nämlich liegen auf einer Inselgruppe, die Fahrt zwischen denselben ist wegen der Menge von Felsenriffen ungemein gefährlich. Zur Verhütung von Unglücksfällen hatte man daher auf einer dieser kleinen Inselchen den sogenannten weißen Leuchtthurm errichtet. Die Schiffer konnten genau nach demselben ihre Fahrt richten. Um den Feind zu täuschen und ins Unglück zu führen, hatten die Russen erwähnten Leuchtthurm in die Luft gesprengt und auf einer andern Insel einen in Gestalt ganz ähnlichen Bau aufgeführt. Aber wehe dem Feinde, der sich dem Irrthume hingab, dies sei der nämliche Leuchtthurm, der viele Jahre lang die Richtschnur für alle das Inselwasser von Sweaborg Befahrenden gewesen, er gerieth in ein wahrhaft verrätherisches Labyrinth von Klippen und Sandbänken, die ihn zuletzt so einengten, daß er für die Kugeln der Festungsgeschütze ein festgebanntes Ziel wurde. In diese Gefahr geriethen die beiden verbündeten Schiffe und die englische Fregatte Magicienne, welche ihnen als Begleiterin sich angeschlossen hatte, nun zwar nicht, denn die Kapitäne waren, seitdem sie in dieses Klippenmeer gekommen waren, außerordentlich vorsichtig, aber die russischen Geschütze begrüßten sie auf eine sehr unhöfliche Weise, wodurch ihnen jedoch wegen der zu bedeutenden Entfernung kein Schade zugefügt wurde.

Die Fregatte Magicienne fuhr unter Parlamentärflagge ans Land, um mit dem Gouverneur von Sweaborg wegen Auswechslung englischer Gefangenen gegen russische in Unterhandlung zu treten. Der Phlégéthon und der Lightning segelten noch an demselben Tage nach der Hangöbucht, wo sie Zeugen von russischer Zerstörungsweise wurden. Die Russen, welche nach dem Falle von Bomarsund nicht recht trauten, daß ihre Fortificationen in der Hangöbucht den Angriffen der Anglo-Franzosen entschiedenen Widerstand leisten könnten, sprengten am 27. August diese Werke freiwillig in die Luft. Sie bestanden außer dem schon bekannten Gustavsvärn, dem Gustav-Adolfsfort und der Batterie

Revenfeld, noch aus der unweit Gustavsvärn befindlichen Batterie Ruscen und zwei neuen bei Drohamberg und Dull angelegten. Natürlich blieb für den Feind kein Gegenstand seine Kraft zu versuchen, da die Russen das System der Selbstopferung ausführten. Der Phlégèthon und der Lightning kehrten nun zur Flottenstation in den Ledsund zurück.

Die Russen entwickelten jetzt, wo die Blokade der russischen Gewässer verkündet war, ungemeines Talent, ihre Feinde zu täuschen. Man kann sagen, daß sie vor sichtlichen Augen zu betrügen verstanden. Sie hatten längs der russischen Küsten ein förmliches Telegraphennetz etablirt, die Schiffer brachten auf Schnellbooten Nachricht von Annäherung, Zusammensetzung und Curs der feindlichen Schiffe. Dadurch ward die Möglichkeit erzielt, alle Punkte, welche bedroht schienen, immer rechtzeitig mit Truppen zu verstärken. Der Kapitänlieutenant Romanoff wagte sogar 5 Dampfschiffe von Sweaborg nach Abo zur Verstärkung der dortigen Ruderflottille mittels der Kenntnisse von den Unternehmungen und Bewegungen der verbündeten feindlichen Flotte zu bringen.

Der Herbst mit seinen Stürmen und mit der für jene Regionen schnell zunehmenden Kälte rückte mit jedem Tage näher, die französische Flotte trennte sich im Ledsund am 19. Septbr. von der englischen, um sich nach Frankreich zurückzubegeben. Sir Charles Napiers Schiffe blieben noch mehrere Wochen lang in den klippenreichen russischen Gewässern, erst allmählig verließen ihre kreuzenden Schiffe ihre Stationen, der Winter und das nun langsam sich bildende Eis lösten sie ab und führten die Blokade fort. Somit war die Flotten-Expedition in der Ostsee für den Lauf des Jahres 1854 beendigt, bei der Niemand mehr, als Sir Charles Napier verlor.

Sein Tagsbefehl „Jungen, wetzt die Messer!" und seine Thaten in der Ostsee stimmten so schlecht zusammen, daß die Welt von nun an bescheidenen Zweifel gegen sein Führertalent zu hegen berechtigt schien. Nur einige seiner Untercommandanten hatten Gelegenheit gefunden, sich durch Muth und Kühnheit auszuzeichnen und solchergestalt den altbewährten Ruf der englischen Flotte zu rechtfertigen. Wenn der Krieg blos darin besteht, dem Feinde einen Schaden nach dem andern an seinem wehrlosen Eigenthume zuzufügen, so hatte diese Expedition der Engländer ihren Zweck vollkommen erfüllt, die russische Handelsmarine hatte schwere Schläge empfangen.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die Thätigkeit der Engländer in der Region des nördlichen Polarkreises.

Wenn die zusammengesetzte colossale Flotte der Engländer und Franzosen in der Ostsee ein an Waffenentscheidungen und Erfolgen gegen die riesigen Ausrüstungskosten ärmliches Resultat erwarb, so war das, welches die Engländer im Weißen Meere zu Tage förderten, um nichts besser, wohl aber muß der Umstand für diese letztere Seeexpedition entschuldigend sprechen, daß man von vorn herein auf keine glänzenden Erfolge im Weißen Meere hoffte. Das ganze Auftreten der Engländer in demselben war überhaupt nur ein sehr beschränktes.

Das Weiße Meer ist ein großer Busen des Eismeeres zwischen der Halbinsel Kaim und der Lappländischen Küste. Weil es den größten Theil des Jahres hindurch gefroren und mit Eis bedeckt ist, nennt man es das Weiße Meer. Die Schifffahrt auf demselben dauert höchstens vom Mai bis Ende September. In dieses Meer, dessen Küste von vielen kleinen Felsen und kleinen Inseln umgeben ist, ergießen sich 30 Flüsse, von denen der Dwina-, der Onega- und Mozenfluß die bedeutendsten sind. Die Dwina mündet in zwei Armen ins Meer, die von einer Insel getrennt werden und an ihr liegt der für den Handel dortiger Gegend so äußerst wichtige Stapelplatz Archangel (auf deutsch Michaelsstadt). Von dieser Stadt bis zum Weißen Meere sind 8 Meilen, welche von der Dwina durchströmt werden und so die Verbindung mit demselben vermitteln. Archangel steht durch Kanäle mit Moskau und Astrachan in Verbindung und

zwei Kanäle, welche die Dwina mit der Wolga und dem Dniepr verbinden, lassen aus dem Weißen Meere unmittelbar ins kaspische und ins schwarze Meer schiffen. Ein Hinderniß für die nach Archangel bestimmten Schiffe ist die Barre oder Sandbank vor dem sonst sichern und schönen Hafen, dessen Einfahrt durch eine Festung Nowo-Dwisk geschützt wird. Natürlich mußte Archangel, die reiche Handelsstadt, das wichtigste Operationsobjekt für die Engländer sein, indeß eben die erwähnte Barre vor dem Hafen schützte Archangel vor einem Angriffe.

Der Leser wird sich erinnern, daß England die Kapitäne Ommaney und E. Lyons mit den beiden Kriegsdampfern Miranda und Brisk ins Weiße Meer geschickt hatte. Die erste Begegnung zwischen ihnen und den Russen ereignete sich am 4. Juli im Angesicht der Insel Mudzaja, wo sie dem Leuchtthurme gegenüber Messungen vornahmen, aber die am Inselufer aufgestellten 2 russischen Geschütze unter dem Fähnrich Baldin und das Feuer eines vom Lieutenant Twenitinoff geführten Kanonenbootes vereitelten diese Unternehmung, die englischen Schiffe zogen sich zurück und erschienen 14 Tage später vor dem wohlbefestigten und stark mit Mannschaft besetzten Kloster Schewoletz. Nachdem Kapitän Ommaney seine Kanonen eine Stunde lang gegen das Kloster hatte spielen lassen, was natürlich von den Russen nicht mit Sanftmuth erwiedert worden war, sendete er an den Archimandriten des Klosters (so viel wie Erzbischof) die Aufforderung, sich mit der Besatzung zu ergeben. Die Forderung wurde zurückgewiesen und die Kanonade begann von Neuem und dauerte am 19. Juli von früh 8 bis Nachmittags 5 Uhr. Der Erfolg war kein anderer, als daß man von den festen Klostermauern Stücke abgeschossen hatte.

Den nächsten Tag warfen beide englische Dampfer unweit des Dorfes Ljanitschko im Onegabusen Anker und schickten am nächsten Tage einige Detachements auf die Insel Kiy, wo das Zollhaus nebst den anstoßenden Gebäuden niedergebrannt und das ganz in der Nähe befindliche Kloster Kilo seiner Glocken beraubt wurde. Am folgenden Tage führte man eine noch größere Heldenthat aus. Die Miranda landete nämlich am Ostufer des Oaegabusens bei einem Dorfe, Namens Puschlachta. Ommaney forderte Lebensmittel von den Bewohnern, die sich jedoch nicht geneigt zeigten, seinem Ansuchen zu willfahren. Nun landete Ommaney mit 100 Mann. Die Bauern von Puschlachta setzten sich unter Führung des Gouvernementssekretärs Wolkoff zur Wehre. Der Kampf war zwar kurz, aber die Engländer verloren doch 6 Mann dabei, die auf dem Platze todt blieben. Die Bauern, nicht zu langem Widerstande fähig, zogen sich in den nahen Wald und ihre Gehöfte, 40 an Zahl, wurden von den Engländern niedergebrannt.

Nach dieser Rachethat, die wenigstens 40 Familien um ihr Eigenthum und Obdach brachte, erschienen beide engl. Schiffe vor Kola am 21. August. Diese Stadt ist die Capitale von Russisch-Lappland und befestigt. Der Fluß Kola, an dem sie liegt, scheint ihr den Namen gegeben zu haben, sie ist von Peter dem Großen gegründet. An 30 englische Meilen landeinwärts gelegen, wird sie durch den Fluß mit dem Meere verbunden. Der Fluß hat nur geringe Tiefe und eben dieser Umstand, verbunden mit der Entfernung vom Meere, machte die Russen mehr sorglos, als sie hätten sein sollen. Sie unterließen, da sie glaubten, der Fluß sei nur für Kanonenboote zugänglich, Batterien zur Vertheidigung an günstigen Uferstellen zu errichten. Daher erschrak man in Kola nicht wenig, als am erwähnten 21. August plötzlich der Dampfer Miranda trotz aller Hindernisse die die geringe Tiefe des Flußwassers bot, bis 2 Meilen vor die Stadt in den Kola einlief. Die Festung wurde durch den russischen Flottenlieutenant Brunner vertheidigt. Kapitän Ommaney forderte ihn auf, die Festung zu übergeben, die Besatzung zu entwaffnen und die Regierungsvorräthe auszuliefern.

Brunner blieb die Antwort schuldig und Alles bezeigte, daß die Russen es auf eine Ent-

scheidung durch die Waffen ankommen lassen wollten. Dies bestätigte sich auch, denn als die Miranda etwas weiter stromaufwärts, der Stadt näher zu kommen, dampfte, wurde sie lebhaft aus den mit Schießscharten versehenen Gebäuden beschossen. Natürlich blieb dies deutliche Zeichen von Abneigung von Seiten der Russen gegen die Engländer, nicht ohne Erwiderung. Die Miranda näherte sich den Forts bis auf 300 Schritte und warf plötzlich glühende Kugeln in die Stadt. Da das Städtchen und dessen Pflasterung größtentheils hölzern ist, so dauerte es kaum eine Viertelstunde, daß helle Flammen aufloderten und sich in Eile ein wahres Flammenmeer über die arme Stadt ausbreitete, welches so schnell um sich griff, daß der englische Dampfer, da er sehr nahe lag, fast davon erfaßt worden wäre. Mit ungeheuren Anstrengungen gelang es den Engländern noch zu rechter Zeit das Schiff flott zu machen und zurückzusteuern. Später, am 24. August, verließ Ommaney mit seinem Dampfer den Kolafluß.

Der etwas starke Wind hatte indeß zur Rettung des Städtchens genutzt, da er die Flamme von dem oberen Theil der Stadt und einem hart an demselben angebauten Dorfe wegwehete. Nur 92 Häuser, 2 Kirchen und die Salz- und Brodmagazine lagen in Asche. Bei dieser Affaire gab's zum Glück weder auf englischer noch auf russischer Seite Todte. Das war die letzte That der englischen Dampfer im Weißen Meere. Nachdem Kapitän Ommaney und sein Gefährte Kapitän Scott 80 Tage lang vor den russischen Küsten des genanten Meeres gekreuzt, 375 Fahrzeuge aller Art angehalten und 3 davon als Prisen erklärt hatten und diese mit sich führten, traten sie Mitte September die Rückfahrt nach England an.

Zwölftes Kapitel.

Die Russen vor Silistria.

Manifest des Kaisers Nikolaus. — Russische Proselitenmacherei. — Wiener Conferenz Resultat. — Vertrag vom 20. April 1854 zwischen Oestreich und Preußen. — Die Bamberger Conferenz. — Die griechisch-slavische Hetärie. — Der griechische Aufstand in Epirus und Thessalien. — Die Westmächte gegen Griechenland. — Der König Otto giebt gezwungen nach. — Die Russen in der Dobrudscha. — Silistria. — Muchklis Bey. — Der Kampf um die Donauinseln. — Fürst Feldmarschall Paskiewitz. — Russische Truppenvereinigung in der Nähe von Silistria. — Blutiges Vorspiel. — Die Nord- und Ostseite Silistrias von den Russen cernirt.

Wollten wir nur ein Drittheil der diplomatischen Aktenstücke, welche zwischen Rußland, England, Frankreich, Oestreich und Preußen gewechselt wurden, in unser vorliegendes Werk einweben, würde dasselbe zu mehr als einem ziemlich dickleibigen Bande anwachsen. Hinsichtlich der diplomatischen Verhandlungen, die dieser Krieg ins Leben rief, werden wir nur das Wichtigste erwähnen, das was zum Verständniß des Lesers am Nothwendigsten ist.

In Rußland war man nicht müssig, Proclamationen, Manifeste und Erklärungen oft sehr

derber Art zu veröffentlichen, um den ausgebrochenen Krieg als einen heiligen, die Rechte der orthodoxen russischen Kirche vertheidigenden darzustellen. Dies ist eine alte Gewohnheit in Rußland und in dieser Beziehung hat dessen Verfassung viel Aehnliches mit der ehemaligen Regierung des Judenstaates Palästina, dort wie hier basirt sich Alles, was die weltlichen Regierungsmaßregeln betrifft, auf das religiöse Gebiet. Kaiser Nikolaus erließ am 23. April 1854 ein Manifest, in dem es hieß: „Nicht um weltlicher Vortheile willen hat es (Rußland) die Waffen ergriffen, es kämpft für den christlichen Glauben, für die Vertheidigung seiner von unerbittlichen Feinden unterdrückten Glaubensgenossen." Natürlich ist eine solche Phrase ganz geeignet, den unwissenden Theil des russischen Volkes aufzustacheln.

Daß Rußland in dieser angezogenen Stelle des kaiserlichen Manifestes vollkommen aus dem Herzen redete, ist unleugbar. Es hat und kennt keinen andern Wunsch, als seinen orthodoxen christlichen Glauben zum allein herrschenden zu machen. Es ergreift jede Gelegenheit, die Bekennerzahl der russisch-griechischen Kirche zu vermehren. Bei dieser Gelegenheit dürfte ein in der Wiener Kirchenzeitung unter der Rubrick: „Thatsachen und Aktenstücke" befindlicher Artikel, hier eingewebt, an ganz passendem Orte sein, da er ein Licht über die Art und Weise verbreitet, wie Rußland Proseliten macht. Es heißt daselbst.

„Es gab eigene Spione, welche an die Gouvernements Berichte und Listen von Leuten abgaben, welche innerlich katholisch gesinnt waren und gegen diese wurde bisweilen ein Verfahren eingeleitet, welche die spanische Inquisition (selbst wenn die übertriebenen Schilderungen dieses einstigen Staatsinstitutes, gegen welches die Päpste immer protestirten, wahr wären) ziemlich hinter sich ließ. Daß Viele Opfer des Hungers, der Schläge, der grausamen Behandlung wurden, ist constatirt. Die katholischen Bewohner von Worodzock wurden vom Gouverneur und seinen Satelliten mit Peitschenhieben gezwungen, nachdem man sie von Haus und Hof geschleppt, eine freiwillige Bittschrift, die schon vorbereitet da lag, zu unterschreiben, in welcher die Bitte und Sehnsucht ausgesprochen war: man möge sie in die orthodoxe russische Kirche aufnehmen. Wer nicht schreiben konnte, dessen Namen mußte von seinem schreibkundigen Nabar unterfertigt werden. Wer nach diesem **freiwilligen** Akte noch katholisch bleiben wollte und nur im mindesten dahin sich äußerte, wurde als Staatsverbrecher behandelt. So wie zu Worodzock ging es auch an hundert andern Orten. So wurde die freiwillige Bittschrift zu Stande gebracht — mit Knutenhieben bis zur Blutvergießung. Die unglücklichen Bittsteller schleppte man zu solchen Operationen 15 — 20 Werst von ihrer Heimath weg. Viele, die standhaft ihre Unterschrift verweigerten, wurden von den russischen Popen greulich und auf die grausamste Weise behandelt und verflucht, man schlug sie in Eisen und Bande, sperrte sie in kalte ungeheizte Kerker, ließ sie bis zur Verzweiflung hungern, warf sie in Badewannen mit eiskaltem, mit stinkenden Stickstoffen vermengten Wasser, schlug sie henkermäßig, so daß Viele endlich, um der Qualen überhoben zu sein, mit ebenso blutenden Herzen als bluttriefenden Händen, unterschrieben. Viele erlagen der schmählichen Behandlung, wie sie im Zeitalter Diocletians zu Rom an den Christen nicht ärger verübt wurde; der Pope Stratanowitsch führte den Schlachtopfern aus dem Clerus (den katholischen Geistlichen) die fieberhaftzitternden Hände zur Unterschrift, ein weltlicher Beamter Wamajinitsch Zokalimski vollzog dasselbe Liebesgeschäft an den andern Unglücklichen. Die wenigsten wußten aus Schwäche, Hunger, Elend und Ohnmacht nicht mehr, was mit ihnen vorging, als man ihnen die Hand führte, sie waren willenlose Werkzeuge der Mißhandlung und Gewalt geworden. So sahen in der Regel die freiwilligen Bitten um Aufnahme in die orthodoxe russische Kirche aus".

Dieser Artikel wird hinreichend sein, als Beweis zu gelten, daß es Rußlands vollster Ernst ist, die orthodoxe Kirche zur herrschenden

zu machen. Indem Rußland diesen Zweck verfolgt, erreicht es zugleich einen andern mit, es gewinnt an weltlicher Macht und Besitz. Wir glauben, daß es nicht zu viel gesagt sein dürfte, wenn man den Wunsch ausspricht, die Christenheit vor der christlichen Handhabung russischer Datrimen (Lehrsätze) gesichert zu sehen.

Doch wenden wir uns den weiteren Ereignissen auf dem Felde der Diplomatie wieder zu.

Laut Protokoll einer in Wien am 9. April 1854 gehaltenen Conferenz hatten sich die Vertreter der vier Großmächte dahin geeinigt, daß die Gebietsintegrität des türkischen Reiches als die unabweisbare Grundbedingung jeder Verhandlung zu betrachten sei. Dies Protokoll hatte nicht die Form eines Vertrages und somit mangelte demselben die verbindende Kraft für ein bestimmtes gemeinsames Handeln. Frankreich und England hatten Oestreich und Preußen zu einer weiteren Verständigung über gemeinsame Schritte eingeladen, Preußen beanstandete die Annahme dieser Einladung. Von Wien aus erging daher an das Berliner Cabinet die Aufforderung zu besonderen Berathungen zwischen beiden deutschen Großmächten über ein den gemeinsamen Interessen ihrer Länder und des ganzen Deutschlands entsprechende gleichmäßige Haltung inmitten des Kampfes, der zwischen Rußland und den Westmächten ausgebrochen.

Nach längern Verhandlungen kam am 20. April 1854 ein Vertrag zwischen Oestreich und Preußen zu Stande, welcher den Titel eines Offensiv- und Defensivbündnisses trug, dessen Inhalt folgender war: 1) Beide deutsche Großmächte garantirten sich einander wechselseitig den Besitz ihrer deutschen und nicht deutschen Territorien, so daß jeder Angriff von Außen auf das Gebiet des Einen auch zugleich als ein Angriff auf das des Andern zu betrachten sei; 2) Schutz der Rechte und Interessen Deutschlands von Seiten beider contrahirenden Theile gegen jeden Eingriff von Außen. Die Uebereinkunft zu thätiger Hilfe für solch einen Fall war weiterer Verabredung anheimgegeben; 3) Gegenseitige Verpflichtung der in Standhaltung von Streitkräften für den Fall einer nothwendig werdenden Activität. Ueber den Belauf dieser Streitkräfte sollte eine gegenseitige Verständigung bestimmen; 4) Einladung an alle deutschen Bundesstaaten, dem vorliegenden Vertrage beizutreten; 5) Gegenseitige Verbindlichkeit, mit keiner andern Macht ein Bündniß abzuschließen, welches nicht mit den in diesem Vertrage aufgestellten Grundlagen übereinstimme; 6) enthielt nur die Bestimmung, diesen Vertrag sobald als möglich zu ratificiren.

Oestreich und Preußen sprachen sich schließlich dahin aus, daß sie wo möglich, jede Betheiligung an dem ausgebrochenen Kriege weder zu Gunsten des einen oder des andern Theiles vermeiden und alles in ihren Kräften Stehende zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens beitragen wollten. Sie betrachteten die vom Hofe zu Petersburg in Berlin abgegebenen Erklärungen, wonach Rußland die ursprüngliche Ursache zur Besetzung der Donaufürstenthümer durch die nunmehr den christlichen Unterthanen der Pforte gemachten und in nahe Aussicht gestellten Zugeständnisse als beseitigt anzusehen scheine, als eine Grundlage für das zu vollziehende Friedenswerk. Zu dem Zwecke jedoch, wenn sich nämlich auf die von Berlin aus nach Petersburg die Räumung der Donaufürstenthümer betreffenden gesendeten Vorschläge Preußens, daselbst keine Annahme fänden, würden Oestreich und Preußen sich für verpflichtet halten, jedes weitere Vorrücken Rußlands auf türkischem Gebiete mit militärischer Macht zu wehren. Für diesen Fall seien sie jedoch nur verbunden, wenn Rußland die Fürstenthümer seinem Reiche einverleibe und einen Angriff oder Uebergang des Balkans unternähme.

In der That scheint der letzte Passus ein wenig sehr ausgedehnt. Wenn Rußland vom Kriegsglück begünstigt, die Türken und die mit ihnen Allirten so weit zurückgeworfen hatte, daß es den Uebergang über den Balkan unternehmen konnte, war jedenfalls die Türkei bereits verloren, denn ihre Donauarmee mußte dann total geschlagen sein — mit der Hilfe sah es

dann sehr zweifelhaft aus. Oestreich und Preußen brachten hierauf am 23. Mai die Erklärung ihrer Stellung zur orientalischen Frage vor den Bundestag. Daraus entsprang die sogenannte Bamberger Conferenz, welche durch Vertreter der Regierungen Baierns, Sachsens, Hannovers, Würtembergs, Badens, Kurhessens, Hessen-Darmstadts und Nassau's abgehalten wurde. Die Beschlüsse dieser Conferenz gingen im Wesentlichen dahin: 1) die Prüfung der Frage wegen des Anschlusses (Deutschlands) an das östreichisch-preußische Bündniß ist Sache des Bundestages; 2) die im Vertrage vom 20. April vorgesehene Aufforderung an Rußland wegen Räumung der Donaufürstenthümer ist abhängig zu machen von einer gleichmäßigen Aufforderung an die Westmächte zum Rückzug ihrer Truppen und zur Einstellung der Feindseligkeiten; 3) darüber, ob in Folge der auf eine derartige Aufforderung ergehenden Antwort ein aggressives Vorgehen erfolgen solle, haben die Verbündeten (nebst Oestreich und Preußen auch der deutsche Bund, wenn dieser nämlich beitritt) gemeinschaftlich zu bestimmen; 4) bei den künftigen Friedensverhandlungen ist dem deutschen Bunde, als einer Gesammtheit eine selbstständige Stimme vorzubehalten. Derselbe wird dabei auf die Freiheit des Handels und der Schifffahrt im untern Donaugebiete, auf die Interessen der christlichen Unterthanen der Türkei und auf die unverletzte Erhaltung Griechenlands hinzuwirken haben.

Da Jedermann über geschehende Dinge seine Ansichten hat, so waren damals viele nicht politisch gebildete Leute der Meinung, daß Rußland sich in Wahrheit gratuliren könne, ein Deutschland zum Nachbar zu haben, wo man — Verhandlungen liebt, während kraftvolles Auftreten von vornherein der Sache eine ganz andere Gestaltung gegeben haben würde. Der alte Preußen-Fritz war vor Beginn des siebenjährigen Krieges der Ansicht, daß der angreifende Theil jederzeit im Vortheil sei, und er hatte, wie sein eigenes Beispiel lehrte, recht. Das endlose diplomatische Hin und Her ist nur eine Schwächung der eigenen Kraft, ein Beistand für den Gegner. Und wer war der Gegner ganz Europas? Niemand Anders als Rußland. Es gehörte eine starke Dosis Sanftmuth und kaltblütige Philosophie dazu, die von Rußland vollzogene Pfandnahme der Donaufürstenthümer nicht als einen Kriegsfall anzusehen.

Um der Diplomatie eine Arbeit mehr aufzubürden, kam auch noch die Schilderhebung der Griechen gegen die Pforte dazu. Dieser Aufstand war ein so drohender Funke, daß nicht nur die Pforte, sondern auch die Westmächte sich zu dessen Erstickung veranlaßt sahen. Zum Verständniß dieser Aufstands-Episode in den großen orientalischen Wirren bedarf es folgender kurzen Schilderung.

Die unruhige Bewegung, welche sich seit Ende 1853 in Epirus und Thessalien (dem türkischen Paschaliks Skutari, Janina und Monastir) kund gab, hing aufs Genaueste mit den Bestrebungen der sogenannten griechisch-slavischen Hetärie in den Donaufürstenthümern und Serbien zusammen. Zur Erklärung der Bezeichnung: griechisch-slavische Hetärie, diene Folgendes. Während des Krieges zwischen Rußland und der hohen Pforte in den Jahren 1828—1829 kämpften sowohl Panduren und Freiwillige der Moldau und Walachei, als auch die Bulgaren und andere Slaven der Türkei an der Seite der Russen gegen den Sultan. Die beiden Fürstenthümer erhielten in dem darauffolgenden Adrianopler Frieden ihre innere Unabhängigkeit neu bestätigt auf Grund ihrer alten mit der Pforte ehemals eingegangenen, und nun in dem genannten Friedensvertrage ausdrücklich erwähnten Capitulationen. Sonach besaßen beide Fürstenthümer einen schwachen Schimmer von Constitution, der ihrer inneren Entwickelung sehr günstig war. Bulgarien dagegen mußte in seinem früheren Verhältnisse zur Türkei bleiben.

Nichts war natürlicher als daß alle die Bulgaren, welche gegen den Sultan die Waffen geführt hatten, es für nothwendig fanden, nach dem südlichen Rußland auszuwandern, um der

Strafe zu entgehen. Jedoch einige Jahre später kehrten diese Ausgewanderten aus dem südlichen Rußland zurück und ließen sich in den Jahren von 1834—42 am linken Donaufer, vorzüglich in der Umgegend von Galacz, Braila, Kalarasch, Olteniza, Giurgewo, Turnu, Russi de Vede und anderer Orte nieder.

Es waren ziemlich zahlreiche Schaaren und sämmtlich mit Geld gut versehen. Sie hatten ihre eigenen Chefs, waren förmlich organisirt, hatten unter sich gewisse Verständigungszeichen, und erfreuten sich des besonderen Schutzes eines russischen Consuls in Braila. Von hier aus sendete diese Hetärie (Bund, Verbindung) ihre Agenten nach verschiedenen Richtungen der europäischen Türkei ab. Vorzüglich warf sich ein Phanoriote, Namens Constantin Sutzo, ein Abkömmling der chriechischen Familie, aus der mehrere Glieder Fürsten der Walachei gewesen waren. Dieser reiche Mann wies einer Menge dieser einwandernden Familien auf seinen großen Gütern Ländereien an und bildete sich aus ihnen Jägercorps. Die Jagden aber, die er mit diesen Corps hielt, waren nichts anderes, als militärische Uebungen. Constantin Sutzo hatte nichts Geringeres im Sinne, als durch eine Verschwörung den damaligen Hospodar, Fürst Alexander Ghika, aus seiner Würde zu verdrängen, indeß das gelang ihm nicht. Die im Monat Juli 1842 ausbrechende Verschwörung der Hetäristen, deren Haupt Constantin war, wurde durch die feste Haltung der Landesmiliz vereitelt. Man würde Herrn Constantin sehr unsanft beim Kopfe genommen haben, wenn nicht einer seiner Getreuen, ein bulgarischer Bojar, Namens Deschu, sich für ihn geopfert und um ihn zu retten, sich selbst als Chef der Verschwörung angegeben hätte. Man steckte ihn dafür in den Kerker, Constantin Sutzo blieb frei, die Hetärie bestand nach wie vor fort. Im Jahre 1848 gab die damalige provisorische Regierung Deschu wieder frei.

Im Jahre 1852 hatte Constantin Sutzo abermals die Hetärie bis zum Ausbruch eines Aufstandes geleitet, aber der Districtsgouverneur erhielt Kunde davon, zeigte es dem Hospodar an und mittels der schnell getroffenen Maßregeln wurden die an vorher bezeichneten Stellen von Constantin Sutzo beorderten Verschworenen wirklich ertappt. Diesmal wurde Constantin aber mit gefangen. In ganz Bukarest wußte man, was Sutzo beabsicht hatte und wer Diejenigen waren, welche bei diesem Unternehmen im Hinterhalte standen. Man wußte, daß die von ihm geleitete Verschwörung über die ganze europäische Türkei verbreitet sei, die unbekannten Freunde Constantin Sutzo's waren die Russen. Sollte man es für möglich halten, daß die Sache so künstlich gedreht wurde, daß der Districtsgouverneur, der Entdecker der Verschwörung, für seinen Eifer noch obendrein — ob nur zum Schein, wissen wir nicht — bestraft wurde?

Die Russen agitirten ganz im Geheimen zum Aufstand der Völker der europäischen Türkei, aber ihr Uebergewicht in der Walachei war entschieden vorherrschend. Als Beweis dafür gilt der von dem russischen Consul dem Hospodar und seiner Regierung gegebene Befehl, einem ehemaligen Bedienten von griechischer Geburt, der seiner Handschrift und seines anschlägigen Kopfes wegen eine Schreiberstelle in der Departementskanzlei erhalten und es in sehr kurzer Zeit bis zum Sectionschef gebracht hatte, zum Director des Ministeriums des Innern zu ernennen. Dieser eifrige Anhänger Rußlands, Namens Jacnid Demeter avancirte bald darauf noch zum Mitglied des Verwaltungsrathes des Fürstenthums Walachei. Er, ein geheimes Oberhaupt der Hetärie hatte durch die ihm gegebene Machtstellung das Land in seinen Händen und daß nun die Hetärie ganz sicher war, versteht sich von selbst. Hätte Menschikows Sendung nach Konstantinopel auch nicht das Ziel erreicht, große Verwirrung im Orient anzustiften, so würde die wohlorganisirte und weit verbreitete Hetärie es dennoch dahin gebracht haben, einen furchtbaren Brand in der europäischen Türkei in's Leben zu rufen.

Da sie wegen des unerwarteten Umschwunges der Dinge nicht zu einer großen hervortretenden Wichtigkeit gelangte, so lieferte sie wenigstens jene Freischärler-Schaaren, die mit dem Kreuze gezeichnet unter dem Namen Stavrophori oder Kreuzträger an der Seite der Russen kämpften. Eine Menge Agenten wurden von dieser Hetärie in alle Provinzen der Türkei gesendet, um beim Ausbruch eines Aufstandes im Interesse Rußlands gegen die Pforte zu kämpfen. Der vorzüglichste aller dieser Sendlinge war Athanasios, welcher zufällig im Anfange des Jahres 1854 in Konstantinopel verhaftet wurde. Er, ein griechischer Priester, entwickelte seine Thätigkeit in Odessa und Wien, durchwanderte die Moldau, Walachei, Bulgarien, Montenegro, Bosnien, den Berg Athos und Thessalien, war mehrmals zu Athen und zu Jerusalem. Erst durch seine Verhaftung ward die türkische Regierung aufmerksam auf das von ihr bisher nicht geahnte Geheimniß einer weit verbreiteten, von der „hetäristischen Gesellschaft" im Bunde mit Rußland unternommenen Verschwörung. Man zog eine Menge hochstehender Männer ein, denen man ein solches stilles Walten gar nicht zugetraut hätte. Man fand, daß der in Griechenland ausgebrochene Aufstand in genauer Verbindung mit dieser Verschwörung stand.

Es bedarf keiner großen Anstrengung die Griechen zu insurgiren, die Elemente dazu sind theils im Volke, theils in den Verhältnissen daselbst enthalten. Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß blos durch fremde Einwirkung besagter Aufstand des Jahres 1854 angeregt worden sei, die Bedrückungen von Seiten der Türken trugen wesentlich dazu bei, die Bewohner des Epirus oder Unteralbaniens und der Provinz Thessaliens (Beide türkische Provinzen), zum Theil Nationale, d. h. Leute, welche nichts als frei von türkischer Herrschaft sein wollen, zum Theil Nappisten, d. h. mehr oder minder Russenfreunde, Leute, die nur durch Hilfe Rußlands die Freiheit zu erringen glauben, aufzuregen. Die Bewohner des Epirus sind theils Mohamedaner, theils Griechen (diese bilden zwei Drittheil der Bevölkerung), theils Walachen. Janina ist die Hauptstadt dieser sehr großen Provinz, welche ohngefähr über $^1/_2$ Million Einwohner hat. Der Antheil der Epiroten am griechischen Kampfe ist bedeutend. Thessalien, die Wiege des alten griechischen Volkes, besitzt um 100,000 Seelen weniger Bevölkerung als der Epirus, ist ein äußerst fruchtbares Land, reich an Früchten aller Art und berühmt wegen seiner Viehzucht. Der gangbar gewordene Name „Hellenen" für sämmtliche Griechen stammt ursprünglich aus Thessalien. Man verstand in früheren Zeiten eine gewisse Bevölkerung dieser Provinz unter dem Namen Hellenen, so wie man einen Theil dieser Provinz auch selbst Hellas nannte. Sämmtliche Griechen, Nationale und Nappisten, haben jedoch ein Ziel vor Augen, die Wiederherstellung des alten griechischen Kaiserstaates oder die Gründung eines hellenischen Bundesstaates.

Den ersten Anstoß zu dem letzteren griechischen Aufstande scheint ein Getreidecrawall in Avlona während des Marktes am 27. Januar 1854 gegeben zu haben; denn gleich am folgenden Tage griffen die Primaten des großen Fleckens Radovizi zu den Waffen und erließen einen Aufruf, in welchem sie über den eisernen Druck unerschwinglicher Steuern klagten. Bald darauf kam es im Hafen von Arta zum Kampfe zwischen einem türkischen Wachtschiff und einem königlichen griechischen Kutter wegen eines griechischen Kauffahrers, welcher Getreide wegführen wollte. Dieser Kampf endete damit, daß das türkische Schiff in den Grund gebohrt wurde. Zu Anfang Februar standen schon 500 Mann unter den Waffen, an ihrer Spitze N. Bozzaris, N. Zervas und Sotiri-Stratos. Am 4. Februar erließen Theodor Grivas und Spiridion Karaiskakis von Carwassaro aus einen neuen Aufruf; die Bewohner des Bezirks Aspropotamus, Lacka, Karia, Burgarelli schlossen sich an, andere Dörfer und ein Kloster wurden genommen, die Stadt Arta wurde besetzt und eine Abtheilung Türken bei Migarime von Oekonomos geschlagen. Schnell vergrößerte sich das Insurgentenheer auf 2000

Mann, auch der griechische General Rangos führte ihnen 2 Compagnien Soldaten zu. Die Türken blieben indeß nicht unthätig. Der Grenz-Aga (Hauptmann) Phrassari und sein Unterkommandant Tzelio Pitzoris führten zuerst 700 Mann gegen die Insurgenten; der Vezier Hafiz Pascha von Janina ließ im östlichen Albanien das Standrecht publiciren.

So großartig der Insurrections-Aufschwung auch anfänglich zu werden schien, so unbedeutende Erfolge errang er, die Insurgenten hatten nur wenig Glück, die Türken hielten sich tapfer und der Aufstand sank allmählig in sein Nichts zusammen. Was übrigens auch nicht wenig beitrug, bei den Griechen die Schwärmerei von der Wiederherstellung des ehemaligen griechischen Kaiserreiches gänzlich niederzuschlagen, war in den Enthüllungen des englischen Blaubuches enthalten. Kaiser Nikolaus hatte sich gegen den Gesandten Lord Seymour in vertraulicher Unterredung geäußert, daß ihn der Gedanke an ein byzantinisches Kaiserreich zuwider sei. Die verständigen und überlegenden Griechen unter den christlichen Pforten-Unterthanen merkten nun wohl, daß sie durch Rußland nur russisch, aber nie frei werden könnten.

Daß Rußland die Hand bei den griechischen Insurrectionsversuche im Spiele hatte, darüber zweifelte man eben so wenig, als über dessen Stellung zu der fortwährend drohenden Schilderhebung Montenegros. Ein Document indeß ist in die Oeffentlichkeit gelangt, welches die Vermuthung der geheimen Betheiligung Rußlands bei dem griechischen Aufstande höchst wahrscheinlich macht, nämlich ein Circularschreiben des russischen Staatskanzlers an die diplomatischen Agenten Rußlands im Auslande, worin der Aufstand der Griechen als ein berechtigter und eine Bekämpfung desselben als unvereinbar mit der Stellung der christlichen Mächte bezeichnet wird.

Die Regierungen von Frankreich und England sahen diese Angelegenheit ganz anders an. Die Pforte beschuldigte die griechische Regierung grade zu, dem Aufstand nicht fremd geblieben zu sein und den Insurgenten ins Geheime Unterstützungen geliehen zu haben. Am 19. März (1854) schickte sie an die königlich griechische Regierung ein Ultimatum wegen alsbaldiger Abstellung dieser gerechten Beschwerden und die Westmächte ließen durch ihre Gesandten in Athen dies Ultimatum des Sultans kräftigst unterstützen und erfreuten sich dabei der Zustimmung Oestreichs, Preußens und Baierns. König Otto von Griechenland und seine Minister wiesen alle Anschuldigungen, als unterstützten sie die Aufständischen, von sich ab und verstanden sich zu nichts. Dadurch sahen sich die Westmächte veranlaßt, in ihren eigenen Namen ein ähnliches Ultimatum, wie die Pforte, an Griechenland zu stellen, in welchem sie mit Abbruch der diplomatischen Verhandlungen drohten, wofern die griechische Regierung die Beschwerden nicht abstellen wolle. Zugleich ordneten sie eine theilweise Blockade der griechischen Küsten an, um zu verhindern, daß die Aufständischen Zufuhren von Lebensmitteln und Munition bekämen.

Die griechische Regierung hatte die Behauptung aufgestellt, daß türkische Unterthanen in das griechische Gebiet feindlich eingefallen wären. Das half Alles nicht, die griechische Regierung versagte jede Abhilfe der Beschwerden aufs Beharrlichste. Es kam daher zwischen ihr und der Pforte zum völligen Bruche der diplomatischen Beziehungen, die beiderseitigen Gesandten wurden aus Athen und Konstantinopel abberufen und die Pforte verwies sämmtliche im türkischen Reiche sich als Fremde aufhaltende Griechen aus dem Lande. Diese Maßregel hätte jedoch beinahe zu einer sehr verdrüßlichen Differenz mit Frankreich geführt. Der Gesandte dieses Staats, General Graf Baraguay d'Hilliers (derselbe, welcher später das französische Landungsheer auf Aland befehligte) verlangte eine Ausnahme von der Ausweisung zu Gunsten der griechischen Unterthanen katholischen Glaubens. Das Pfortenministerium glaubte eine solche allgemeine Ausnahme, welche zugleich jener politischen Maßregel einen religiösen Charakter ver-

liehen hätte, den sie nicht haben sollte, verweigern zu müssen. Nach langem Hin und Her gestand das türkische Ministerium endlich persönliche Bewilligungen zum Verbleiben im Reiche an eine Anzahl einzelner, vom französischen Gesandten bezeichneter Griechen. Es hätte nur einer geringen Hartnäckigkeit von Seite des türkischen Ministeriums bedurft, um diesen unbedeutenden Zwischenfall zur Quelle eines sehr unerquicklichen Streites zu machen, der das gute Vernehmen zwischen der Türkei und Frankreich vielleicht sehr empfindlich gestört haben würde. Kaiser Napoleon war wenig mit dem Benehmen seines Gesandten zufrieden und rief ihn von Konstantinopel ab.

Im Laufe der Zeit fügte sich endlich die griechische Regierung den Forderungen der Westmächte, jedoch immer nicht eher, als bis diese eine combinirte Flottenabtheilung in den Hafen des Piräeus einrücken ließen, deren Mannschaft sowohl die daselbst befindlichen griechischen Schiffe, als auch die Hauptstadt Athen selbst besetzte. Nun erst (am 26. Mai) entschloß sich König Otto das ihm gestellte Ultimatum anzunehmen, durch eigenhändige Unterschrift sich zur strengsten Neutralität zu verpflichten, sein russisch gesinntes Ministerium zu entlassen, an dessen Stelle ein anderes unter dem Vorsitz von Maurokordatos (bis dahin Gesandter in Paris) zu bilden, welches auch alsbald in einer an das Volk erlassenen Proklamation sich zu den Grundsätzen einer vollkommenen Neutralität und der Treue und Billigkeit in den Beziehungen zu anderen Nationen bekannte.

Der Aufstand in den griechischen Provinzen der Türkei dauerte jedoch noch immer fort, bis er endlich von den Türken erdrückt, in seiner Ohnmacht erstarb. Man erzählte sich damals, daß die Königin von Griechenland, die Alles für Rußland bewegende Seele gewesen sei, welche den König sowohl, als dessen Ministerium zur Hartnäckigkeit gegen die Forderungen der Westmächte aufstachelte. Allerdings mag es für diese hohe Frau ein schöner Traum gewesen sein, sich als eine geborene Prinzeß von Oldenburg als Monarchin eines einstigen griechischen Kaiserthums zu denken; aber Träume sind Schäume, sie gehen oft mit dem Gegentheil aus. Oestreich bot der Pforte an, die ihm zunächst gelegenen Theile des türkischen Gebietes militärisch zu besetzen, wenn nämlich sich die Insurrection dahin verbreiten würde. Die Pforte nahm das an und gab an die Generalcommandanten der Provinzen Janina, Trikola, Herzegowina, Bosnien, Skutari, Albanien und Salonichi, an den Pascha von Belgrad, dem kaiserlichen (Pforten) Commissar von Epirus und dem Gouverneur von Rumelien die nöthigen Instructionen in Bezug auf einen an etwa bevorstehenden Einmarsch der Oestreicher.

Wenden wir uns nun den kriegerischen Thatsachen an der Donau zu.

Die Russen hatten, wie erwähnt, die Dobrudscha besetzt. Unter den Umständen, wie diese Besatzung geschah, konnte man an keine Offensiv-Bewegung Rußlands denken, erst dann trat die Absicht zu einer solchen hervor, als man russischer Seits Anstalten traf, Rassova und Silistria als Operationsobjekte zu betrachten. Der Besitz Silistrias vermochte allerdings der russischen Stellung einen derartigen Stützpunkt zu geben, daß man dann unbedingt die Linie Karasu-Silistria als Basis für fernere Unternehmungen gegen die Balkanpässe ansehen konnte. Auf das Gelingen der Belagerung Silistrias basirte sich sonach die Möglichkeit, Mangalia, Baltschik und Varna zu nehmen und zu behaupten und dann gegen die Pässe des Balkan Einweh, oder gegen den von Schumla auf Karnabad führenden Weg vorzudringen. Die Russen hatten trotz dem, daß sie die Herren der Dobrudscha geworden waren, ein sehr unglückliches Loos gezogen. Kein Tag verging ohne kleine Gefechte, in welchen der Verlust auf beiden Seiten gleich groß war. Die Kämpfe, welche in jener Zeit geliefert wurden, trugen nicht das Gepräge großer Ereignisse, denn sie entschieden im Ganzen nichts, aber sie waren ausgezeichnet durch wahrhaft heroische Thaten der Tapferkeit

und des Heldenmuthes bei beiden feindlichen Parteien.

Die Folgen der Recognoscirungen und Vorpostengefechte bei Karamurad, Kustendsche und an den Karassu-Gewässern waren sehr trauriger Art. Die russischen, wie die türkischen Berichte reden von unendlichen Verwüstungen, Zerstörungen und beträchtlichen Verlusten an Mannschaften und Material. Nicht allein die hartnäckigen Gefechte lieferten auf Seiten der Russen eine Menge Schwerverwundeter für die Spitäler, sondern auch das Heer der Krankheiten, welche aus den klimatischen Verhältnissen der Dobrudscha entspringen. Denke man sich einen Landstrich, wie die von uns schon früher geschilderte Dobrudscha, wo es gesunden Leuten schon an den nöthigen Lebenselementen fehlt, wo die Städte kaum Gesunden ein schützendes Obdach bieten, geschweige denn Kranken, wo die Luft von Miasmen geschwängert, feindselig das Menschenleben in seinen Wurzeln bedroht, wo der schroffe Wechsel der Witterung, der jähste Sprung von Hitze zu eisiger erstarrender Kälte, die plötzlich in rasenden Stürmen über das öde Sumpfland sich verbreitet, wo der Mangel an Nahrungsmitteln, der sich trotz der Tausende von Proviantwagen, die jedoch wegen der Beschaffenheit des Bodens nicht so rasch fort kommen konnten, den Russen oft sehr empfindlich wurde, denn die Dobrudscha giebt nichts, da die Quellen weniger trinkbarer Gewässer von den Einwohnern verheimlicht oder aus Rachsucht ganz verdorben wurden; so hat man ein Bild der Leiden und Qualen der russischen Soldaten in diesem traurigen Wüsten- und Sumpflande.

Dazu kommt noch, daß der russische Soldat von seinen höheren Vorgesetzten sehr oft ohne Bedenken geopfert wird und daß er, von irregulären Truppen des Feindes umschwärmt, welche weit besser als er mit dem Terrain und den Mitteln zu dessen Benutzung vertraut sind, stets von vornherein im Nachtheil ist. Und gegen welch einen Feind mußte er sich stellen! gegen einen fanatisirten, todesmuthigen Feind, der voll orientalischer Schlauheit, verlockt, täuscht, und die Kunst des Ueberfalles mit Glück und Nachdruck zur Anwendung zu bringen weiß. Die Uebermasse der Verwundeten und Kranken nöthigte die russischen Befehlshaber, für sie zu sorgen, sie so schnell als möglich in gesündere wirthlichere Gegenden zu bringen. Diese ungeheueren Krankentransporte erregten das Erstaunen der Welt. Um für die Masse der Unglücklichen Obdach zu gewinnen, mußten Mitte Mai Kilia und Tultscha, gegen Ende Mai Isaktscha geräumt werden. Die Hospitäler dieser Orte wurden deshalb nach Reni verlegt. Die transportabeln Kranken aus Braila, Kalarasch und Oltenitza wurden auf Fockschan und von hier gegen Jassy und Leowa disponirt. Diese Krankentransporte boten ein Jammerbild des Elends, der Verzweiflung. Was ist der Glanz des größten Sieges gegen solchen Anblick! Wahrlich, kein Mensch hat weniger Ursache zum Stolze als der Soldat, er ist im höchsten Glücke seiner Waffen ein Opfer des Unglücks, die geringsten Leiden, die ihn treffen müssen, sind Entbehrungen, Anstrengungen.

Silistria ist trotz seiner ungünstigen Lage in Rücksicht auf Widerstandsfähigkeit, für militärische Operationen doch ein sehr wichtiger Punkt. Erst in diesem Kriege erhob es sich zu einer durch alle denkbaren Mittel der Befestigungskunde unterstützten Festung. Im Jahre 1828 — 29 zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochenen Kriege hatte die Festung außer einigen zum Schutze der Thore leicht aufgeworfenen Werke, keine andern Außenwerke, als zwei Schanzen, Limon- und Tschengele-Tabiassi. Mittels ihrer wurde der Anstand gegen die Donau gebildet. Der Graben bot eine Tiefe von 8 — 10 Fuß, Escarpe und Contreescarpe waren mit Kalkstein, die Brustwehr theils mit Rasen, theils mit Flechtwerk u. s. w. verkleidet. Auf der südlichen Seite Silistrias tritt das Plateau (auf bulgarischem Ufer) in einer Höhe von 200 Fuß an die Stadt heran. Natürlich übersieht man von diesen so nahen Höhen das Innere der Festung aufs Vollkommenste und die

Russen beschossen von diesen kaum 600 Schritt von der Festung entfernten Höhen die Letztere. Nun hätte man denken sollen, daß die Türken, die sich damals übrigens wacker vertheidigten, nach dem Friedensschlusse alles Mögliche gethan haben würden, um die Festungswerke, welche von den russischen Kugeln tüchtig beschädigt worden waren, wieder in guten Stand zu setzen und neue zu erbauen, welche dem Feinde keine so unmittelbare Herrschaft über die Festung in nächster Nähe mehr gestatten würden, indeß das türkische Phlegma dachte nicht daran und das Jahr 1852 fand Silistria noch ganz in demselben Zustande der Verwüstung. Daß nicht nur die türkische Artillerie, sondern auch die Festung Silistria auf einen Achtung gebietenden Fuß gelangte, ist das Werk des preußischen Artillerieoffiziers Kaikowski (Andere nennen ihn Gutzkowski). Im Jahre 1838 kam er mit 4 Unteroffizieren, als Unter-Instructoren, nach der Türkei und bis zum Jahre 1845 ist es seinen unermüdeten Anstrengungen gelungen, die Artillerie für eine Armee von 150,000 Mann zu organisiren, zu vollenden. Es ist allgemein bekannt, daß eben die Artillerie die beste Waffe des türkischen Heeres ist. Kaikowski hat seitdem in Konstantinopel ein Etablissement geschaffen, durch welches der materielle Theil der Artillerie-Waffe im Lande selbst bereitet werden kann. Jetzt gießt man in Konstantinopel Geschütze und arbeitet mit eigenen türkischen Handwerkern die Laffetten dazu. Das türkische Heer hat den zum General erhobenen Kaikowski auf eine Art ausgezeichnet, die von der Hochachtung und Ergebenheit zeugt, welche man gegen ihn empfindet. Es nannte ihn Muchklis-Bey, was so viel heißt, als der aufrichtige, redliche Bey oder Befehlshaber. Obwohl Muchklis-Bey öfterer schon die Pforte aufmerksam gemacht hatte, wie unabweisbar nothwendig die Instandsetzung eines so wichtigen Platzes wie Silistria sei, so gab man doch erst im Jahre 1852 seinen Vorstellungen Gehör. Die Profile der älteren Werke wurden verstärkt, die die südliche und östliche Fronte der Festung umgebenden Höhen, von denen 1828—29 die Russen den Platz beschossen, mit in den Festungsbereich gezogen.

Obgleich Silistria nur eine Festung dritten Ranges ist, so hat sie durch die unter Leitung fremder Offiziere errichteten Vertheidigungsmittel außerordentlich gewonnen. Gegen die Donau macht die Festung eine Front von 1800 Fuß und wird durch vier Bastionen und starke Verschanzungen am Flußufer gedeckt. Der Commandant Silistrias, Mussa-Pascha, einer der hervorragendsten Männer in der Donauarmee, war neben dem bereits genannten Muchklis-Bey einer der großen Reformatoren der türkischen Artillerie geworden, indem er durch die Beharrlichkeit und Energie, mit welcher er Jahre lang den preußischen Instructoren seinen Beistand widmete, alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, die sich dem großen Unternehmen in den Weg stellten. Mussa-Pascha, der bewährte Vertheidiger Silistrias, war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, dessen Kenntnisse sich keineswegs auf sein specielles Fach beschränkten. Die Besatzung der Festung bestand in 14000 Mann, die zum größten Theile aus den Kerntruppen und aus Egyptern, die sich durch ihre wahrhaft eiserne Haltung bald berühmt machten.

Schon in Mitte des Aprils hatten die Russen von Kalarasch (Dorf, das der Festung Silistria gegenüber, jedoch etwas entfernt von der Donau liegt) aus, mehrstündige Kanonade gegen die Festung unterhalten, gegen Ende April errichteten sie bedeutende Uferbatterien und es gelang ihnen, unter derem Schutze sich der Donauinseln Elbina, Tarbanski und Kalinski zu bemächtigen. Herren dieser Inseln, die sie den Türken unter blutigen Kämpfen mit stürmender Hand abgerungen hatten, begannen sie dieselben durch Verschanzungen zu befestigen und mit schwerem Geschütz zu armiren. Hatte die Besitzerlangung der genannten Inseln nur unter bedeutenden Verlusten geschehen können, so schien der Fluß selbst im Bunde mit den Türken zu stehen und gegen die Russen auf den Inseln einen Vernichtungskampf führen zu wollen. Der hoch anschwellende Strom zerstörte mit feindlicher

Muth ihre Schanzarbeiten und es bedurfte ungeheurer Anstrengungen, um denselben zu bemeistern. Mittels Aufbietung aller Kräfte brachten die Russen es bis zum 7. Mai dahin, zwischen Kalarasch und den Inseln die Verbindung durch Ponton- und Floßbrücken herzustellen und beschossen nun die jenseitigen türkischen Uferbatterien und die ankernde feindliche Flottille ununterbrochen.

Am 11. Mai kam der Feldmarschall Paskiewitsch, Fürst von Warschau, im russischen Lager an, um den Gang dieser schwierigen Angelegenheit zu leiten. Der Kaiser glaubte der Ueberzeugung sein zu können, daß dem militärischen Talente Paskiewitsch's Silistria keinen langen Widerstand entgegensetzen werde und daß ein in der russischen Armee so hoch gefeierter Name, wie der des Fürsten Feldmarschalls Wunder der Begeisterung und der Tapferkeit bewirken werde. Schildern wir in Kürze den Lebenslauf des Helden, den das Vertrauen des russischen Kaisers zum Oberbefehlshaber auf dem europäisch-türkischen Kriegsschauplatze ernannte.

Iwan Fedorowitsch Paskiewitsch, ein Altrusse, ist der Sohn eines russischen Armeeobersten, welcher zu dem kleinen Adel gehörte, dessen Adelsrecht in Rußland häufig bestritten zu werden pflegt, ja auch gelegentlich dessen Besitzern gänzlich entzogen wird. Iwan Fedorowitsch wurde 1780 in Poltawa geboren, kam als Page an den Hof des Kaisers Paul I., dann als Offizier in das Preobraschenskische Regiment, focht 1806 in der Moldau, nahm 1809 als Feiwilliger an dem Sturm von Braila Theil, wo er schwer verwundet wurde, ward 1810 Generalmajor, 1811 Brigadier der 26. Infanteriedivision, die er im Jahre 1812 bei den Schlachten von Smolensk, Borodino und Wiazma befehligte. Am 16. November schlug er den Vicekönig von Neapel und zwei Tage später, den 18. November, die Nachhut Neys, verfolgte sodann die feindliche Armee über die Beresina bis Wilna, wo er vom Kaiser Alexander zum Heerführer des 7ten Armeecorps ernannt wurde. 1813 bei Kulm in Böhmen zum Oberbefehlshaber der Vorhut ernannt, warf er das Armeecorps des französischen Marschalls St. Cyr bis Dresden zurück, wohnte dann der Schlacht bei Leipzig bei, avancirte nach derselben zum Generallieutenant und nahm nun Theil an der Blokade Magdeburgs und Hamburgs. 1814 erhielt er den Oberbefehl über die zweite Grenadierdivision in Frankreich, eroberte Arcis, kämpfte vor Paris bei Belleville und nach der Einnahme von Paris kehrte er nach Rußland zurück, wo ihm der Oberbefehl über das Grenadiercorps in Wilna übergeben wurde.

In keinem Lande der Erde können militärische Talente so fruchtbaren Boden zu ihrer Entfaltung finden, als eben nur in dem ungeheuren Reiche Rußland, welches fast immerwährend mit seinen asiatischen Nachbarn in Feindschaft steht. Von langer Ruhe war auch für Paskiewitsch keine Rede. Er wurde als Generaladjutant des Fürsten Yermoloff nach Georgien versetzt, wo ihm Gelegenheit wurde, seine Namen berühmt zu machen. Die russischen Waffen waren anfänglich in dem Kriege gegen Persien unglücklich, nur Paskiewitsch allein erfocht einen glänzenden Sieg, durch welchen die Scharten der anderen Generale ausgewetzt wurden. Yermoloff war nicht glücklich in der Kriegführung, deshalb vom Kaiser abberufen und Paskiewitsch an seine Stelle gesetzt. Er vermied alle Fehler seines Vorgängers, übte, ehe er den Feind aufsuchte, seine Reiterei ein und sorgte für gute Magazine. Nun ging er über den Arapes, sprengte ein dort aufgestelltes persisches Heer, entsetzte Eitschmiadzin, nahm Eriwan durch Kapitulation und zog in Tauris ein. Die Perser knüpften nun Unterhandlungen an, bei denen sie blos Zeit gewinnen wollten, indeß bemerkte Paskiewitsch dieses Vorhaben kaum, als er aufs Neue das Schwert zog und sich durch die Eroberung der Festung Ardebil einen Weg in das Innere von Persien bahnte. Somit war der Feldzug gegen Persien, das nun eiligst den Frieden suchte, beendigt. Paskiewitsch feierte das Dankfest für glückliche Beendigung seiner persischen Siegesfahrt auf eine eben so großartige

als eigenthümliche Weise. Am Fuße des scheinbar in den Himmel hinaufragenden Ararat (ein im Paschalik Erzerum fast ganz einzeln aus einer weiten Ebene aufsteigender Berg, dessen 16000 Fuß hoher Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist und auf dessen einer Kuppe der Mythe zufolge die Arche Noah's sich nach der Sündfluht festgesetzt haben soll) ließ er einen imposanten Gottesdienst halten, dem die ganze russische Armee beiwohnte.

Gleich darauf entbrannte der Krieg zwischen Rußland und der Türkei. Ohne dem Kriegertalent Paskiewitzsch's zu nahe treten zu wollen, müssen wir jedoch bemerken, daß die Resultate seines ersten Feldzugs von 1828 nicht so besonders hoch anzuschlagen sind, wenn man bedenkt, daß er im feindlichen Lande zahlreiche Verbündete — hier waren es Armenier und rachgierige Janitscharen — besaß und blos gegen verfallene Festungen und zuchtlose Milizen zu kämpfen hatte. Eine gewonnene Schlacht, sechs eroberte Festungen, drei besetzte Paschaliks sind unter solchen Umständen kein zu großes Resultat. Im nächsten Feldzuge nahm er das verschanzte Lager bei Erzerum und setzte sich durch diesen Sieg über 50,000 Mann in den Besitz von Erzerum selbst. Merkwürdig war es allerdings, daß er von diesem Siege an keinen Boden mehr gewann, sondern sogar in Nachtheil gerieth. Wäre nicht glücklicherweise der Friede zum Abschluß gekommen, dürfte Paskiewitzsch leicht um seinen Siegeslorbeer gekommen sein. Der Kaiser hatte ihn zum Dank für seine Dienste zum Grafen von Eriwan ernannt und ihn mit einer Million Rubel beschenkt. Nun wurde er beauftragt die aufrührerischen Gebirgsvölker am Kaukasus zu unterwerfen. Für die russischen Generale ist die Commission in Kaukasien durchaus eine herbe Prüfung, das Glück, einen entscheidenden Schlag auszuführen, lächelt ihnen sehr selten, und Niemand fühlt sich glücklicher als die von dort Abgerufenen. Dies Glück traf auch ihn, der grade nicht mehr Fortüne auf diesem Terrain gemacht hatte, wie seine Vorgänger. Er wurde an Diebietsch's Stelle nach Polen gerufen, und war dort glücklicher.

Leute, welche so ihre eigenen Ansichten über große Ereignisse haben, sind der Meinung, daß wenn der Verrath damals unter den polnischen Heerführern nicht eine so große Rolle gespielt hätte, Paskiewitzsch nie in die Lage gekommen sein würde, die Hauptstadt Warschau mit Sturm zu nehmen, im Gegentheile vielleicht mit seiner ganzen Armee hätte feldflüchtig werden müssen. Der Kaiser erhob ihn zum Fürsten von Warschau, zum Statthalter von Polen. Noch einmal sollte Paskiewitzsch auf der blutigen Kriegsbühne erscheinen und zwar 1849 in Ungarn. Am 13. August des genannten Jahres unterwarf sich ihm der ungarische Feldherr Arthur Görgey, von dem heutzutage noch behauptet wird, er habe Ungarns Sache um Gold an Rußland verrathen. Im Jahre 1850 feierte der General-Feldmarschall sein 50jähriges Jubiläum. Mitten unter den Freuden des ihm zu Ehren gegebenen Festes hat der siebenzigjährige Greis nicht geahnt, daß er wenige Jahre später noch einmal auf der Kriegsbühne erscheinen sollte — um seines Namens Gloire einzubüßen. Paskiewitzsch ist ein gewandter Unterhändler, seine letzte Probe dieses Talentes legte er in Ungarn ab. Von Charakter mild und gütig, hat er Manchen von schwerer Strafe gerettet. Er ist stets gütig gegen die Polen gewesen und hat versucht, sie, die Besiegten, mit Rußland zu versöhnen. Wenn ihm dies auch nicht gelungen ist, so herrscht doch jetzt Ruhe und Sicherheit im Polenlande. Die Einsichtsvollen sind nicht so verblendet, des greisen Fürsten Verdienste zu leugnen. Da er nicht zu den haßsüchtigen Altrussen hält, sind diese in ihrer Feindschaft gegen ihn so weit gegangen, ihn anzuschuldigen, er wolle sich zum König von Polen machen.

Das Eintreffen des Fürsten Feldmarschalls bei der Donauarmee ward für diese in der That der Impuls zu großer Thätigkeit. Die Truppenmassen wurden in der Nähe von Kalarasch concentrirt, desgleichen rückte das Lüdersche Corps

von Karasu an, um in Gemeinschaft mit den um Kalarasch sich häufenden Colonen gegen Silistria zu operiren. Das Artilleriefeuer der Inselbatterien erhielt Verstärkung durch das Feuer dreier an der rechten Spitze einer vor Gopa liegenden Insel ankernder Kanonenboote. Durch dies Feuer wurden die zwischen der nördlichen Umwallung der Festung und dem Ufer der Donau befindlichen türkischen Schanzen zerstört. Die russische Streitmacht, welche sich bei Kalarasch gesammelt hatte, war bedeutend. Am 12. Mai hatten sich 20 Battaillone Infanterie, 3 Compagnien Sappeurs, 2 Regimenter Ulanen, 3 Sotnien Kosaken, 6 Batterien Fußartillerie und 2 berittene Batterien nebst den nöthigen Parks und Train dazu, daselbst vereinigt. Lüders rückte mit 35 Bataillonen Infanterie, 2 Bataillonen Scharfschützen, 1 Compagnie Sappeurs, 2 Ulanen Regimenter, 2 Regimenter Kosaken und 104 Kanonen von Tschernawoda ab zur Unterstützung der um Kalarasch concentrirten Truppen. Lüders Avantgarde unter Befehl des Generalmajors Grotenhjelm bestand aus 16 Bataillonen, 8 Schwadronen und 56 Geschützen. Die linke Flanke des Lüderschen Corps wurde von dem Generalmajor Engelhardt gedeckt, welcher den Befehl hatte, von Karasu auf Moltschewa, Kosgun und Kosludscha zu marschiren. Der Marsch des Lüderschen Corps ging langsam von Statten.

Die Russen schoben zwar die Schuld auf die übeln Witterungsverhältnisse und auf die unbedeutenden Marschgefechte, die schnelleres Heranrücken verzögert hätten, indeß dürfte die Vermuthung, daß nicht die grundlos gewordenen Wege, sondern der ernste Widerstand, den dies heranziehende feindliche Armeecorps von Seiten der Türken fand und die Kämpfe mit großen Opfern für dasselbe verbunden gewesen sein, die Hauptursache des langsamen Marsches geworden waren, der Wahrheit sehr nahe kommen. Um Lüders Flankenbewegung zu decken, eröffneten am 16. Mai sämmtliche russische Donaubatterien ein gewaltiges Feuer gegen die von den Türken in aller Eile wieder hergestellten Uferbatterien. Das zwischen den Forts befindliche türkische Lager mußte einer so gewaltigen Kugelsaat auszuweichen, geräumt werden, weshalb sich die Türken in die Verschanzungen zurückzogen. Die Spitzen des Lüderschen Corps langten am genannten Tage um 10 Uhr Vormittags auf den Höhen an, wo zwischen ihnen und 200 türkischen Reitern, welche 2 Geschütze bei sich hatten, sogleich ein sehr blutiges Scharmützel entbrannte, in dem die Türken 21 Mann, die Russen blos 9 verloren. In der Mittagsstunde erschien das Lüdersche Corps in der Nähe Silistrias und sogleich wurden Truppen-Abtheilungen der russischen Division Marin auf Kähnen über den Donaustrom gesetzt und man begann unter dem Schutze einer Schaluppenflottille und zweier Dampfboote eine Schiffbrücke eine halbe Stunde Entfernung unterhalb Ostrow zu schlagen.

Zur besseren Verständigung der wahrhaft großartigen Kämpfe um den Besitz Silistrias dürfte es geeignet sein, so gut als möglich die Oertlichkeit der Befestigungen Silistrias dem Leser zu vergegenwärtigen.

Die Festung hat die Gestalt eines verschobenen Kreises, der sich der Uferbiegung des Donaustromes anpaßt und eben deswegen im Angesicht des Letzteren fast eine schräge Linie bildet. Die Uferstrecke bis zur Festung ist von Batterien gedeckt. Der Festungskreis selbst wird von 10 Bastionen dargestellt, deren Namen folgende sind: Tschengel Tabia, Gymrill Tabia, Pascha Tabia, Bindin Emin Tabia, Muhendis Tabia sind der Donaulinie zugewendet, Ordu Tabia, Muffijere Tabia, Stambul Tabia, Gasiler Tabia und Schain Tabia vertheidigen die Süd- und Ostseite. Da die Donaulinie einen bedeutenden Bogen von Westen her macht, so dienen die Bastionen Muhendis Tabia, Bindin Emin Tabia und auch Ordu Tabia zugleich zur Abwehr eines Angriffs von westlicher Seite oder von dem Wege nach Turtukai her. Außer diesen Festungswerken sind aber die Außenforts von größter Wichtigkeit, da sie die umliegenden Höhen vertheidigen, welche, einmal im Besitz des

Feindes, diesem sogar den Ein- und Ueberblick der Festung gestatten, dieselbe also beherrschen. Auf der westlichen Festungsseite ist nur die Redoute, Mahmudie, vorgeschoben, da an und für sich hier die Höhung unbedeutend ist. Diese Redoute beherrscht zugleich die Straße nach Rasgrad. Im Süden der Festung befinden sich die Redoute Meridie und das Fort Abdul Medschid (zwischen Beiden ziehen sich die Straßen nach Schumla und nach Basardschik hin). Am weitesten entfernt von der Festung befindet sich das östlich gelegene Fort Arab Tabia, das den Weg nach Stambul oder Konstantinopel deckt, näher östlich von der Festung befindet sich das Fort Jelanli Tabia. Da es natürlich in der Absicht der Russen liegen mußte, sich dieser durch die genannten Außenwerke vertheidigten Höhen zu bemächtigen, um dadurch die Festung zu beherrschen, so wurden Arab Tabia, Fort Abdul-Medschid und Jelanli Tabia der Zielpunkt aller ihrer Anstrengungen und die Räume vor diesen türkischen Werken Schauplätze der wüthendsten Kämpfe.

Der festen Werke hätten die Türken also genug, um den Russen die Erreichung des Planes, Silistria einzunehmen, im höchsten Grade zu verbittern. Der erste harte Zusammenstoß, nachdem sich das Lüdersche Armeecorps mit den bei Kalarasch concentrirten Truppen vereinigt hatte, erfolgte gleich am nächsten Tage, den 17. Mai. Türkische Abtheilungen, welche die Punkte unterhalb des Forts Abdul-Medschid besetzt hielten, brachen, 2 Bataillone, 1000 Mann regulärer Cavallerie und 2000 Mann Baschi-Bojuks (Freischaaren) stark, von 4 Kanonen begleitet, gegen das russische Lager vor. Der Empfang, den diese Colonne fand, war ein sehr blutiger. Mit 4 Bataillone, 8 Schwadronen und 20 Geschützen schlugen die Russen die Angreifenden zurück, welche der ihnen gegenüberstehenden Uebenmacht natürlich nicht Stand halten konnten und sich nach herbem Verlust in die Verschanzungen retiriren mußten. Der Anfang schien etwas zu versprechen. Die Russen hatten alle Ursache, ihre Anstalten zur Einnahme von Silistria zu beschleunigen, denn die Franzosen und Engländer sammelten sich in Gallipolis, Varna u. s. w. zu einem Heere und wer konnte wissen, ob sie nicht den Belagerten Hilfe bringen würden!

Der Fürst Feldmarschall unterließ nichts, was die Gemüther der russischen Soldaten aufstacheln konnte. In seiner Proclamation bezeichnete er die englischen und französischen Truppen als „heidnische Satane", welche der Pforte zu Hilfe gekommen wären. Das war allerdings sehr wenig höflich, aber ganz in dem bei den Russen beliebten Styl. Die Nacht vom 17.—18. Mai sah den Beginn der Belagerungsarbeiten auf der östlichen Front der Festung. Die Russen zogen die erste Parallele in einer Entfernung von fast 2 englischen Meilen unterhalb der Festung längs der zweiten nächsten Hügelreihe dem Fort Arab Tabiassi gegenüber. Unter dem ununterbrochenen Donner der Insel- und Uferbatterien gegen die vier türkischen Bastionen und die Uferwerke führten russische Dampfboote die nöthigen Materialien vom walachischen Ufer herüber. Das russische Feuer war so gewaltig, daß die Türken ihre Geschütze in den Uferwerken zurückzogen und die Kanonen der Bastionen verstummten. Augenzeugen dieses Bombardements verglichen die Furchtbarkeit des russischen Feuers mit dem heftigsten Ausbruch eines Vulkans, sie sagen, der Erdboden in der ganzen Umgegend Silistrias hätte durch die Erschütterung des wahrhaft rasenden Donners gebebt, die Luft wäre wie von einander widerstrebenden Winden bewegt gewesen, vor den Ohren hätte es gleich unaufhörlich dumpfen Meeresbrausen geklungen und wer nicht das Glück gehabt habe, starknervig zu sein, sei einem unangenehmen krampfhaften Gefühle unterlegen.

Während dies entsetzliche Artilleriefeuer wüthete, war die russische Division Chruleff auf das rechte Donauufer übergesetzt worden, ohne daß die Türken es verhindern konnten. Nun begannen die Trancheearbeiten der Belagerer und waren mit Hilfe der Nacht vom 18. zum 19. so weit hergestellt, daß die Arbeiter und Wachen vollkommen Deckung fanden. An den

Spitzen der Parallelen errichteten die Russen Redouten und verwandelten die von den Türken verlassenen Uferbatterien zu Logements ihrer Schützen. Mittels des gelungenen Uebergangs der Chrulefffchen Division war die Festung Silistria auf der Nord- und Ostseite vollkommen eingeschlossen oder cernirt. Wie die Sachen jetzt standen, schien der Fall Silistrias unausbleibbar zu sein. Die Belagerer waren nicht nur zahlreich, sondern auch mit Kriegsmittel aller Art vollkommen ausgerüstet. Die Ehre des russischen Namens stand auf dem Spiele und es war natürlich, daß eben deshalb keine Anstrengungen gescheut wurden, um die Festung zu erobern.

Dreizehntes Kapitel.

Die Belagerung von Silistria und deren Ende.

Recognoscirungen. — Der nächtliche Sturm der Russen auf Fort Arab Tabiassi. — Kriegerische Vorgänge an der Donau aufwärts. — Mussa Pascha, Silistrias Commandant getödtet. — Schlechte Mine, den Russen zum eigenen Schaden. — Erfolgloser Ausfall der Türken. — Der Kampf am 9. Juni und Fürst Feldmarschalls Paskiewitzsch Verwundung. — — Kriegerische Vorgänge an der Donau aufwärts. — die Explosion der türkischen Mine. — General Schilders Tod und große Niederlage der Russen. — Einfluß der schlechteu Nachrichten in Petersburg. — Einsegnung der russischen „heiligen Sturmcolonnen". — Der 15. Juni. — Aufhebung der Belagerung. — Zahl der russischen Belagerungstruppen. — Pulververbrauch. — Eine walachische List. — Friedrich Grach. — Sein Kamerad Bluhm. — Mussa Paschas Unbestechlichkeit. — Rußlands verlorener Nimbus.

Die Cernirung der Süd- und Westseite der Festung trat nicht gleichzeitig mit der der Nord- und Ostseite ein. Die Russen unternahmen unterdeß andere Demonstrationen. Ein Theil des Lüders'schen Corps hielt Rassowa besetzt, die 10. Infanterie-Division unter Befehl des Generals Soimonoff demonstrirte gegen Nikopoli und Sistowa, die 11. unter Generallieutenant Pawloff griff die vor Turtukai liegende und von den Türken besetzte Insel an und bemächtigte sich derselben am 24. Mai. Dieser Sieg veranlaßte die Türken Turtukai zu verlassen, weshalb der Commandeur des 40. Donischen Kosakenregiments in Gemeinschaft mit dem Ochotzkischen Jägerregiment, Oberst Bibikoff, diesen Ort am 25. Mai besetzte. Die Russen sendeten alle Truppenabtheilungen, die nicht unmittelbar zur Behauptung anderer Plätze verwendet werden mußten, nach den vereinigten vor Silistria stehenden Corps.

Die Belagerungsarbeiten konnten nur unter heftigen Kämpfen weiter geführt werden. Der Fürst Feldmarschall wurde am 20. Mai, als er die in der vorhergegangenen Nacht errichteten Trancheen besichtigte, Zeuge eines Gefechts, das von türkischer Seite mit erbitterter Wuth geführt wurde. Albanesen und türkische Jäger warfen sich mit wildem Ungestüm auf russische Schützen. Trotzdem, daß die Russen ihnen um das Doppelte überlegen waren und von dem

Feuer ihrer Batterien unterstützt wurden, mußten sie doch dem rasenden Angriff der Türken weichen. In der Nacht vom 20.—21. Mai eröffneten die Russen die Arbeiten zur zweiten Parallele. Zur Deckung derselben unternahm Fürst Gortschakoff, dessen Quartier zu Kutschuk Kainardschi (auf dem rechten Donauufer) war, während Feldmarschall Paskiewitzsch sein Haupt-Quartier auf walachischem (linkes Ufer) Grund und Boden belassen hatte, eine außerordentlich starke Recognoscirung mit 18 Bataillonen Infanterie, 1 Compagnie Sappeur, 8 Schwadronen Reiterei, 6 Sottnien Kosaken und 56 Geschützen gegen das Fort Abdul-Medschid. Es kam zu keinem Zusammenstoß, die Türken wichen derselben vorsichtig aus. Aus dieser Ursache gelang es daher einigen russischen Abtheilungen bis Kalipetri auf der Straße nach Turtukai vorzudringen.

Fast 6 Tage ruhten die Waffen auf beiden Seiten, es gab kein Gefecht, da die Türken sich unbegreiflicher Weise ruhig vorhielten und ihren Gegnern vollkommen Zeit ließen, die Belagerungsarbeiten ununterbrochen fortzusetzen. Die Russen benutzten diese gute und unerwartete Gelegenheit nach Kräften, sie führten ihre Trancheen gegen die abgesonderten Forts der Ostseite weiter, legten dem Fort Arab Tabiassi gegenüber Feldbefestigungen an, vollendeten eine große Redoute auf dem Hügel Adakien und begannen den Bau einer zweiten zunächst der Donau. Wenn wir sagten, daß fast 6 Tage lang auf beiden Seiten die Waffen ruhten, so bedeutet dieser Ausdruck nur so viel, daß keine Gefechte vorfielen, sowohl Russen als Türken unterhielten ein gegenseitiges mörderisches Feuer. Am 25. Mai machten die Russen eine Recognoscirung mit 4 Bataillone, 2 Schwadronen und 6 Geschütze gegen das Fort Abdul-Medschid und in der Nacht zum 27. gelang es ihnen, die das vor den Trancheespitzen liegende Gehölz, das den türkischen Schützen zur Deckung diente, zu säubern.

Das Fort Arab Tabiassi, dessen weit vorspringende Lage, den Russen in ihren Arbeiten sehr hinderlich und mit Kerntruppen, mit 4 Bataillonen Egyptern und 500 Albanesen unter Commando Husseins-Pascha besetzt war, wurde ein Hauptgegenstand ihrer Anstrengungen, man wollte sich dieses so sehr lästigen Forts bemeistern. Die Nacht vom 28. zum 29. Mai wurde zu diesem Unternehmen auserkoren. Generallieutenant Selwan, Commandirender der Truppen in den Laufgräben, unternahm mit 3 Compagnien des 3 Bataillons Poltawsk, 3 Bataillonen des Regiments Alexandropol und 1 Bataillon des Jägerregiments Samoszk den Sturm gegen die linke Face des Forts Arab Tabiassi. Als Unterstützung rückte ihm Generalmajor Popoff I., Commandant der 2. Brigade der 8. Infanterie-Division mit 4 Bataillonen nach. Türkische Berichte bezeugen einstimmig, daß die Russen mit wahrhaftem Heldenmuth durch das heftige Geschütz- und Gewehrfeuer schritten, mit welchen sie empfangen wurden und mit einer Todesverachtung ohne Gleichen den Niedergang in den Graben und das Erklettern der Brustwehr bewerkstelligten.

Die Egypter, welche Arab Tabiassi vertheidigten, zeigten sich eines solch muthigen Feindes werth. Sie schienen die Ersteigung der Brustwehr als den eigentlichen Beginn des Kampfes auf Tod um Tod anzusehen und die Geschichte hat selten so erhabene Bilder von Todesmuth aufzuweisen, als die Stürme auf die Forts vor Silistria ergaben, vorzüglich, wenn man bedenkt, daß die Außenforts nur aus sehr dürftigen Erdwerken bestanden. Mit dem Ersteigen der Brustwehr von Seiten der Russen begann ein blutiges Handgemenge. Die Egypter schienen zu lebendigen Mauern geworden zu sein. Wie groß auch die Heldenkühnheit der Stürmenden war, an der unerschütterlichen Todesverachtung der Egypter scheiterte sie. Generallieutenant Selwan fiel tödtlich verwundet, Generalmajor Weselitzky wollte die Truppen zurückführen und ließ zum Rückzug blasen; aber eine Schaar von 150 Russen war nicht zu bewegen, den Boden, den sie und ihre Kameraden mit Blut und Leben errungen, so leicht wieder hinzugeben. Sie kämpften so lange bis auch

der Letzte von ihnen leblos am Boden lag. Ein zweiter Angriff vom Generalmajor Popoff geleitet, hatte dasselbe Geschick, die Stürmenden wurden zurückgeschlagen. So erschöpft auch die russischen Colonnen von der furchtbaren Blutarbeit waren, so wagten sie doch noch eine dritte und letzte Anstrengung, die jedoch wie die beiden ersten Stürme vergeblich war, denn die Egypter wichen keinen Schritt.

Der Tod hatte unter den Russen eine so reichliche Ernte gehalten, daß sie zuletzt entmuthigt wurden und zurückwichen vor der lebenden Granitmauer der heldenmüthigen Egypter. Aber auch der Rückzug hatte seine Schwierigkeiten, das mörderische Kartätschenfeuer der türkischen Artillerie und die Kugeln der den Weichenden nachsetzenden Albanesen rissen die Russen rottenweise nieder. Ihr Verlust war außerordentlich, Generallieutenant Selwan war bereits an seiner Wunde gestorben, Generalmajor Popoff, die Obersten Orloff und Kostanda verwundet, desgleichen Oberstlieutenant Gladisch, der wenige Tage darauf starb. Der Kampfplatz war, als der Morgen des 29. Mai anbrach, von 2000 russischen Leichen bedeckt. Die Besatzung von Arab Tablassi hatte, da sie hinter Verschanzungen, die Russen dagegen ohne jegliche Deckung kämpften, laut officiellen Berichten nur 68 Todte und 121 Verwundete.

Eine auf Einzelheiten eingehende Schilderung dieses für die Russen so unglücklich ausgefallenen Sturmes, berichtet Folgendes darüber: Zwei gewaltige Colonnen eilten im Geschwindschritt den türkischen Schanzen zu; voran gingen je 500 Mann mit Leitern, Schanzkörben und Faschinen, so wie mit Handwerkszeug aller Art, um die Gräben auszufüllen und die Palissaden hinwegzuräumen. Die türkische Artillerie bewährte ihre Kaltblütigkeit. Nicht ein Mann verließ sein Geschütz. Mit Vollkugeln auf die lebendige Masse feuernd, riß sie in derselben tiefe, weitklaffende Lücken, die sich indeß sofort auf das Commandowort der russischen Offiziere: „Schließt euch!“ wieder füllten. Nun war man an dem gedeckten Wege angelangt, den die daselbst postirten türkischen Schützen eiligst räumten, einige Sekunden darnach war man am Rande des Grabens. Erst dann begannen die Russen ihren Rückzug, nachdem für sie alle Hoffnungen verloren waren, des Forts sich zu bemächtigen. Wie immer in solchen Fällen muß Einer die Schuld der Vereitelung des Planes tragen. Sie traf den im Kampfe gefallenen General Selwan, den man „Unvorsichtigkeit“ zur Last legte.

Gleichzeitig hätte russischer Seits ein Sturm auf das Fort Jelanli unternommen werden sollen, indeß es blieb nur beim Kanonenfeuer; zum Ersteigen der Brustwehr kam es nicht. Der Muth, der gegen Jelanli bestimmten Colonnen wurde plötzlich durch die Ueberzeugung gebrochen, daß der Boden unter ihren Füßen durch Minen unterhöhlt sei. Die unsichtbare Gefahr erschreckte die Truppen und man begnügte sich daher mit einem Feuergefecht. Die Türken würden mehr Gefangene gemacht haben, wenn nicht die russischen Jäger durch gut gezielte Schüsse deren Annäherung an die sich zurückziehenden Leichtverwundeten verhindert hätten. Um die Todten zu begraben, schloß man Waffenstillstand auf ein paar Stunden. Der Abend des 30. Mai sah einen abermaligen Angriff auf Fort Arab Tablassi, indeß blieb es blos bei einer Beschießung, die den Türken 7 Mann kostete. Nach Verlauf einer starken Stunde stellten die Russen jedoch das Feuer ein.

Die letzten Tage des Mai's waren den Russen überhaupt nicht sehr günstig. Die aufwärts der Donau postirten Truppentheile hatten sehr wenig Glück. Sie mußten Simnitza räumen, mehrere Abtheilungen der 8. Infanterie-Division waren geschlagen worden und marschierten nun stromab. Sali-Pascha täuschte sie durch eine List, die ihnen viele Verluste zufügte. Da er keine Anstalten traf, das verlassene Turnu zu besetzen, so glaubten sie in aller Ruhe ihren Marsch fortsetzen zu können. Unterdeß ließ Sali-Pascha 1000 Mann auf der von Nikopoli nach Sistowa führenden Straße aufstellen, 1000 Mann besetzten die Straße von Islas auf Wogaza. Aus Sistowa zog er andere 2000 Mann an

sich, passirte zwischen dem genannten Orte und Nikopolis die Donau, griff die Vorhut der marschirenden Russen in Front an, während seine aufgestellten Truppen einen gleichzeitigen Sturm auf Rücken und Flanke des Feindes machten, dem von drei Seiten angegriffen, es mit Mühe gelang, nach vielen Opfern sich durchzuschlagen und die Alutalinie zu gewinnen. Von einem russischen Jägerbataillon blieben nur einige Mann am Leben.

Arab Tabiassi blieb für die Russen ein schmerzender Dorn im Fleische und alle ihre Anstrengungen waren dahin gerichtet, dieses Forts sich zu bemächtigen. Sie trieben am 31. Mai eine Mine gegen den ausspringenden Winkel des genannten Forts, ein Sturm sollte abermals unternommen werden, indeß er unterblieb — warum? ist nicht bekannt geworden. Mit dem 1. Juni erhoben die Russen ein wüthendes Bombardement gegen die Stadt und die vorgeschobenen Werke. Am 2. fand es seine Fortsetzung und raubte den Türken einen der Bravsten ihrer Generäle. Mussa Pascha, der Commandant der Festung, wurde Mittags 1 Uhr durch den Splitter einer springenden Hohlkugel getödtet. An seine Stelle trat Ghiritli Mehemed Pascha. Der Wechsel des Commandos hatte glücklicherweise keinen störenden Einfluß auf die Vertheidigung der Festung.

Wir haben erwähnt, daß die Russen am 31. Mai gegen die ausspringenden Winkel des Forts Arab Tabiassi eine Mine gelegt hatten, der vorbereitete Sturm aber unterblieb. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Russen durch Gefangene den Tod Mussa-Paschas erfahren hatten und den günstigen Augenblick ergreifen wollten, einen Streich gegen das ihnen so ärgerliche Fort Arab Tabiassi auszuführen. Abends 6 Uhr sollte mit dem Springen der Mine zugleich ein Sturm ausgeführt werden; indeß die Mine war so schlecht gelegt, daß, als sie explodirte, die in Reserve stehenden russischen Truppen nahmhaften Verlust dadurch erlitten. Der neue Commandant der Festung beschloß, da am nämlichen Tage 5000 Mann Baschi-Bozuks in der Festung zur Verstärkung eingetroffen waren — die Südseite der Festung war nicht cernirt — für den nächsten Tag, den 3. Juni einen Ausfall gegen die Redouts des russischen linken Flügels. Obwohl das Feuer der Außenwerke diesen Ausfall kräftigst unterstützte, so wurden die Türken doch von zwei Bataillonen des Regiments Jeletzk tapfer zurückgeschlagen und mußten sich mit Verlust wieder zurückziehen. Ein gleiches, wenn auch von weit geringerem Verlust begleitetes Schicksal hatte der Ausfall eines türkischen Detachement aus dem Fort Abdul-Medschid, es mußte sich, da es viel zu schwach war, um etwas Nachdrückliches leisten zu können, vor der Uebermacht des Feindes schnell zurückziehen. Jedoch auch auf russischer Seite wurde die Erwartung auf günstiges Resultat getäuscht. Der Generallieutenant Chruleff hatte mit 1 Brigade Infanterie, 1 Regiment Cavallerie, 4 Sotnien Kosaken und 3 Batterien eine Recognoscirung gegen Bortschma ausgeführt, um über die in Schumla stehende türkische Truppenmacht etwas zu erfahren, doch konnte er keine Nachrichten darüber erlangen.

Die Ungewißheit, ob von Schumla eine Diversion zu fürchten sei, blieb der Hebel zur möglichsten Beschleunigung der Belagerungsarbeiten, welche troß der Schwierigkeiten, die die Belagerten ihnen entgegen setzten, allmälich fortschritten. In der Nacht vom 4. bis 5. Juni schossen die russischen Batterien vom linken Donauufer aus die an die türkischen Werke grenzenden Gebäude, welche den Albanesen und Egyptern zu Casernen dienten, in Brand; auch wurde die dritte Parallele geschlossen und die Tranchéearbeiten in die unmittelbare Nähe der türkischen Werke vorgetrieben. Das Feuer der türkischen Geschütze verhinderte jedoch die Armirung der vom Feinde angelegten Werke. Der Unermüdlichkeit der russischen Truppen gelang es, in der Nacht vom 7. bis 8. Juni bis an den Grabenrand des Forts Arab Tabiassi vorzudringen und gegen dies eine Mine vorzutreiben.

Der 9. Juni war zu einer starken Recog-

noscirung bestimmt, die der greise Fürst Feldmarschall persönlich mit 31 Bataillonen, 32 Schwadronen, 8 Sotnien Kosaken und 12 Batterien bis gegen Kalipetri hin ausführte. Zwischen dieser ansehnlichen Macht und einer 5000 Mann starken türkischen Reiterabtheilung entspann sich ein sehr lebhafter Kampf, welcher damit endete, daß die Türken auf das Fort Abdul-Medschid zurückgeworfen wurden. Nun aber eröffnete genanntes Fort ein furchtbares Geschützfeuer; zugleich traten neue türkische Truppen auf dem Kampfplatze auf und das Resultat war ein durch die Truppen des Generallieutenants Chruleff gedeckter Rückzug der Russen, bei dem diese nicht unerheblichen Verlust erlitten. Unter den Verwundeten befand sich auch der Fürst Marschall selber. Durch das Einschlagen einer Geschützkugel in seiner unmittelbaren Nähe erhielt er eine Contusion, die Anfangs ganz unbedeutend schien, bald aber sich mit so viel Schmerzen äußerte, daß er sich genöthigt sah, am 11. Juni das Ober-Commando an den Fürsten Gortschakoff zu übergeben und sich zur Pflege seiner Gesundheit nach Jassy, der moldauischen Hauptstadt, bringen zu lassen.

Ueber die Art und Weise, wie der greise Fürst Feldmarschall zu der Wunde kam, cursirten, wie über den ganzen für die Russen so unglücklichen Ausgang des Kampfes am erwähnten 9. Juni, verschiedene Berichte. Einer derselben bezeichnet das Ereigniß dieses Tags als einen Sturm, der gegen die Abendzeit auf Silistria mit bedeutenden Kräften (mit 30,000 M.) in 3 Colonnen unternommen und der eröffnete Kampf mit der größten Hartnäckigkeit bis zum Anbruch der Nacht geführt worden sei; worauf die Russen nach großen Verlusten sich zurückzogen. Es war schon dunkel, als die Türken zugleich gegen die rechte und linke Flanke der retirirenden Feinde ihren Ausfall machten. Während nun der Kampf in den Flanken sich aufs Neue entspann, ließ General von Schilder sogleich einen neuen Sturm unternehmen. Aber entweder haben die Minen keine Bresche verursacht, oder die durch sie gemachte Beschädigung war zu unbedeutend; kurz die Türken hielten den erneuten Angriff standhaft aus und warfen die Anstürmenden abermals zurück. Die weichenden Russen geriethen unglücklicherweise mit ihren auf den Flanken zurückgeworfenen Kameraden zusammen, hielten diese im Abenddunkel für Feinde und es entspann sich zwischen ihnen ein harter Kampf, bis endlich der entsetzliche Irrthum sich löste. Alle Berichte bezeugen einstimmig, daß die Verwirrung in den Reihen der Russen sehr groß gewesen und daß alle Bemühungen des Fürsten Feldmarschalls, des Fürsten Gortschakoffs und des Generallieutenants von Schilder, die Ordnung wieder herzustellen, fruchtlos blieben. Man sagt, der greise Fürst Feldmarschall habe eben bei dieser Gelegenheit die Contusion erhalten; denn er habe absichtlich sich so sehr ausgesetzt. Es liegt etwas Glaubbares in dieser Behauptung. Für einen greisen sieggekrönten Feldherrn muß der Gedanke, aus einem Kampfe ruhmlos hervorgehen und den Lorbeer seiner früheren Siege zugleich mit verlieren zu sollen, ein entsetzlicher sein. Wäre es unmöglich, daß der Wunsch, wenigstens ehrenvoll zu sterben, sich eines so hochgestellten Mannes bemächtigte? gewiß nicht; im Gegentheil, er ist ein sehr natürlicher. Ein Schreiben des Fürsten Feldmarschalls an den Grafen Rüdiger giebt an, daß er am 9. bei einer „Recognoscirung" unter dem Feuer der feindlichen Batterien eine starke Contusion von einer Kanonenkugel an der Seite empfangen habe.

Genug, die russische Unternehmung am 9. war nicht vom Glück begünstigt. Das unglückliche Ereigniß dieses Tages brachte dem Fürsten Feldmarschall zu der Ueberzeugung, daß die Ehre der russischen Armee nicht mehr zu retten sei und er sandte daher nach einem an demselben Abende noch abgehaltenen Kriegsrathe einen Feldjäger an den Zaaren mit dem Rathe ab, die Aufhebung der Belagerung anzubefehlen. Kurz vor der Abreise des verwundeten Oberfeldherrn nach Jassy wurde noch ein Kriegsrath gehalten, und das Resultat desselben war, bis

zum Eintreffen der kaiserlichen Antwort sich nur defensiv zu erhalten. Den Türken blieb natürlich nicht verborgen, daß in den Reihen der Belagerer keineswegs die Hoffnung auf Sieg der belebende Gedanke mehr sei, im Gegentheil eine ziemlich große Entmuthigung sich derselben bemächtigt habe und das hob ihren Muth, ihr Vertrauen auf das günstige Resultat ihres Widerstandes gar sehr. Um den Russen eine Diversion zu machen, hatte Omer Pascha von Schumla aus befohlen, daß Said Pascha, Commandant von Ruscuk, und Selim Pascha, Commandant von Turtukai, am 13. die Russen in Giurgewo und Oltenizza angreifen sollte, da an diesem Tage zugleich ein Ausfall der Belagerten von Silistria und ein Angriff, der unter Mohamed Pascha von Schumla, aus vorrückenden Entsatztruppen stattfinden werde. Selim Pascha versuchte in Folge dessen am 13. Morgens 8 Uhr einen Donauübergang mit 5000 Mann und beschäftigte die Russen bis zum Einbruch des Abends. Said Pascha unternahm mit 8000 Mann und 30 Kanonen einen Streifzug auf das linke Donauufer und brachte den Russen eine empfindliche Niederlage bei. Die Russen waren sogar genöthigt, sich hinter Giurgewo zurückzuziehen und die Türken nahmen auf einige Stunden Besitz von diesem Orte, zogen sich jedoch gegen Abend wieder nach Ruscuk zurück, welches erstere am folgenden Tage wieder von den Russen besetzt wurde.

Vor Silistria hatten die Russen ungeachtet der Verluste, die sie fast bei jedem feindlichen Zusammenstoße erlitten, doch bis zum 13. Juni mehr und mehr Terrain, vorzüglich vor den Außen-Forts, erlangt. Generallieutenant von Schilder war bei allen diesen Arbeiten der leitende Geist, obwohl seine Ansichten mit denen des Obercommandanten zuweilen sehr verschieden waren. Darin dürfte auch die Unklarheit zu suchen sein, welche in der Angriffsweise vor Silistria sich so auffallend kund that. Natürlich muß Unklarheit, Verwirrung entstehen, wo Mehrerer Wille herrscht und keine Einheit stattfindet. Die Soldaten liebten Schildern außerordentlich, weil ihm ihr Wohl und Wehe sichtbar am Herzen lag und er mit väterlicher Umsicht für sie sorgte. Der 13. Juni sollte auch ihn aus seiner Thätigkeit reißen. Ueberhaupt war dieser Tag ein Unglückstag für die belagernden Russen. Gegen eine von ihnen mit 12 Geschützen armirte Batterie, die von Seiten der Türken vergeblich zum Schweigen zu bringen versucht worden war, wurde die Minirkunst angewendet. Die Türken haben bekanntlich schon ehedem in dieser Kunst Bedeutendes geleistet, man gedenke nur der Belagerung Wiens. 200 Mineurs arbeiteten unter Befehl eines früheren preußischen Offiziers unausgesetzt Tag und Nacht, am 11. Juni war der Minengang nur noch 150 Ellen von der so viel Gefahr bringenden russischen Batterie entfernt, am 12. Mittags hatte man das unterirdische Werk ganz vollendet und setzte den Minenofen ein, legte die Feuerleitung und zog sich in das Fort Arab Tabiassi zurück. Die Russen versuchten am Nachmittag aus jener Batterie sich mittels der Sappe dem Graben zu nähern, was man von türkischer Seite absichtlich nicht hinderte, da die Angreifer sich grade auf dem unterminirten Terrain vorwärts bewegten. Punkt 1 Uhr Mittags am 13. Juni wurde die Mine entzündet. Sie flog mit voller Kraft auf, zerstörte die Batterie und tödtete und verwundete gegen 800 russische Arbeiter. Die Türken, als sie das günstige Resultat ihres unterirdischen Werkes sahen, machten nun einen starken Ausfall aus dem Fort, durch welchen sie in jenen Rayon die Belagerer mit einem Verlust von 1200 Mann bis hinter den Ort Almondy zurückschlugen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Generallieutenant Schilder eine tödtliche Verwundung empfing. In dem Augenblicke, als die Türken den Ausfall machten, besichtigte er eine im Bau begriffene Mine, welche bis in die Nähe einer Bastion des Forts Arab Tabiassi geführt war. Die Mineurs waren durch eine Sappe gedeckt, die aber gegen die Kugeln der Kanonen auf nahe Distanz keinen Schutz gewährte. Nur mit Mühe konnte General Schilder den eindringenden Türken ent-

kommen. Noch ehe er die russische Linie erreichte, stürzte sein Pferd von einer Kugel getroffen, gleich darauf traf eine zweite Kugel den General selbst. Die Mineurs und Bedeckung dieser Mine wurden fast sämmtlich von den Türken gefangen. Sogleich brachte man ihn über die Donau nach Kalarasch, aber er hielt die Folgen einer zweiten Amputation nicht aus und starb am 22. Juni, trotz der heftigen Schmerzen immer noch beschäftigt, seinen Pionniren Weisung hinsichtlich vorzunehmender Arbeiten zu geben.

Das von Schumla unter Befehl Mohameds Pascha abgerückte Entsatzcorps von 26000 Mann stieß am 14. Juni auf die russische Division Grotenhjelm und ein hartnäckiger Kampf entbrannte sogleich. Die Grotenhjelmsche Division, aus 2 Brigaden, 3000 Reitern und 40 Geschützen bestehend, verlor 20 Offiziere und 370 Mann und zog sich zurück.

Ganz Europa war nun und zwar mit Recht auf den Ausgang dieser für die Russen, trotz aller Bravour, bisher so unglücklichen Belagerung von Silistria gespannt. Die Ehre der russischen Armee stand auf dem Spiele und Rußland hatte das ungünstige Resultat der Nichteroberung einer türkischen Festung dritten Ranges, zugleich als eine moralische Niederlage seines Kriegsruhmes, besonders zu fürchten, zumal da die Festung nicht von Truppen der Bundesgenossen der Pforte, sondern lediglich von Türken vertheidigt wurde. Aus Petersburg kamen damals verschiedene Gerüchte über den Eindruck, den die Nachrichten von dem ungünstigen Fortgange der Belagerung am dortigen Hofe verursachten. Der Kaiser schickte den General-Adjutanten und Kriegsminister Fürsten Dolgorucki nach den Donaufürstenthümern ab, um genaue Erkundigung von dem Stand der Dinge, namentlich vor Silistria, einzuziehen. Da der Kaiser solche Untersuchungen über die Leitung von Kriegsoperationen und über das Verhalten der commandirenden Generale nur in den außerordentlichsten Fällen anstellen zu lassen pflegt, so erregte diese Maßregel in der russischen Hauptstadt ungewöhnliches Aufsehen.

Uebrigens meldeten alle aus Petersburg von Personen, welche am Hofe daselbst Verbindungen hatten, in Deutschland ankommenden Briefe, daß der Kaiser von dem übeln Eindruck der Nachrichten vom Kriegsschauplatze an der Donau hart ergriffen sei. Seit wenig Monaten waren seine Haare gänzlich gebleicht und sein Körper sichtbar abgemagert. Man sah ihn allerdings noch die alte gewohnte Thätigkeit entwickeln, allein man wußte auch, daß, wenn er in seine inneren Gemächer zurückgekehrt war, eine Abspannung der Kräfte, welche große Besorgnisse für sein Leben erweckte, sich seiner bemächtigte. Er, der früher sich so heimisch und glücklich in seiner Familie fühlte, hielt sich nun Stunden lang von dieser entfernt und ging nachdenkend mit raschen Schritten im verschlossenen Zimmer auf und nieder. Wir können unbedingt annehmen, daß in solchen Stunden einsamen Hinbrütens sich dumpfe Verzweiflung seines stolzen ehrgeizigen Herzens bemächtigt, daß er zuweilen bittere Reue empfunden habe, das Ungeheuer Krieg aus seinem Schlummer wachgerufen zu haben. Ihm, wie allen Kriegsverständigen stand es klar vor Augen, daß bei der neuesten Fronte der europäischen Armeen gegen Rußland an keine Offensive mehr zu denken sei. Dem Fürst Feldmarschall blieb demnach keine andere Wahl, als auf die Defensive Bedacht zu nehmen, die Donauarmee so gut als möglich zurückzuziehen und auf die festen Schwerpunkte des Pruth zu lehnen.

Die Situation der Russen vor Silistria ward täglich unangenehmer, sie hatten ungeheure Verluste erlitten, ihre besten Generäle und eine Menge Offiziere waren todt oder verwundet und die Ueberzeugung, daß das Ende dieser Belagerung einen schlechten Ausgang nehmen werde, schlug den Muth dieser braven Truppen täglich mehr nieder. Nichts was die Gemüther der Soldaten erheben, zum Kampf begeistern konnte, war unterlassen worden. Unter die Mittel dazu gehörte die Religion als erster und vornehmster Hebel, der bei den Russen zu allen Zeiten von größter Wirkung gewesen ist. Die

zum Sturm bestimmten Colonnen wurden feierlichst dazu vorbereitet, sie mußten das Abendmahl empfangen, die Priester zogen mit den heiligen Bildern durch ihre geöffneten Reihen und spendeten den Segen zu der Blutarbeit, die bald darauf begann. Wir wissen freilich nicht, durch welche religiöse Tröstungen und Verheißungen man diesen „heiligen Stürmern" den rechten Todesmuth einflößte, glauben jedoch zur Ehre der auch in Rußland im Laufe der Zeit vorgeschrittenen Aufklärung, daß diese priesterlichen Verheißungen nicht von derselben Art gewesen sein werden, wie in den Jahren des großen Kampfes gegen Napoleon I., wo die gemeinen russischen Soldaten fest glaubten, daß, wenn sie auch auf den Schlachtfeldern des Auslandes fielen, sie doch kerngesund und munter in ihrer Heimath wieder auferstehen würden. Trotz den Segnungen der Popen und der eifrigsten Vorbereitungen als fromme Christen das gottgefällige Werk, ihre türkischen Mitmenschen hinzuschlachten, auszuführen, fanden die heiligen Sturmcolonnen an den wohlvertheidigten feindlichen Forts einen Markstein, an dem sich ihre Leichen zu Haufen thürmten.

Durch das Glück, welches ihnen bisher bei jedem Kampfe beigestanden, fühlten die Türken einen außerordentlichen Muth und in einem noch am 13. Abends abgehaltenen Kriegsrathe, beschlossen die türkischen Befehlshaber einen großen Schlag gegen die Russen auszuführen, einen Ausfall von zwei Seiten zu unternehmen, von der Hauptfestung aus gegen die von den Russen besetzte Donauinsel und gegen die zwischen der Straße von Rossowa und der Donau lagernden Feinde. Eine Anzahl Pontons wurden zur Ueberfahrt der Truppen nach der Donauinsel bereit gehalten, während man zugleich 6 Brander, d. h. Schiffe mit Pulversäcken, Pechkränzen, Schwefel u. dergl. Brennstoffen gefüllt, ausrüstete, um dieselben gegen die hölzernen plattformartigen Annäherungswerken der Russen zu verwenden, welche diese an den seichten Ufern der Insel gegen die Festung hin errichtet hatten.

Zwischen dem Fort Jelandi und der eigentlichen Festung wurden 3000 Mann Infanterie, 2000 Reiter und 9 Batterien 6- und 12pfündiger Feldgeschütze zusammengezogen, denen noch eine Abtheilung Genietruppen und eine Menge Arbeiter zur Zerstörung der feindlichen Belagerungswerke sich anschloß.

Der Morgen des 15. Juni graute kaum, als sich beide Ausfallscolonnen in Bewegung setzten. Ein dichter Morgennebel begünstigte die Einschiffung von 5000 Mann Infanterie in den bereit gehaltenen Pontons, so daß die Russen diese Fahrzeuge erst bemerkten, als diese sich schon in der Mitte des Flusses befanden. Von den 6 voranschwimmenden Brandern wurden 3 durch russische Kugeln in die Luft gesprengt, die andern 3 aber wurden so geschickt an die russischen Holzwerke hinangebracht, daß sie, als sie von den Türken entzündet wurden, den größten Theil der russischen Geschützmunition, sammt Pferden und Geschützmannschaften in die Luft sprengten. Die Türken in den Pontons benutzten den gräßlichen Wirrwarr, landeten und stürmten, dem Kartätschenfeuer der feindlichen Batterien trotzend, mit dem Bajonett vorwärts. Ein furchtbarer Kampf, Mann gegen Mann, entstand, welcher nach einer halben Stunde durch die, über die, die Insel mit dem walachischen Ufer verbindenden Brücke, stattfindende Flucht der Russen ein Ende fand. Die siegenden Türken folgten ihnen, und alsbald loderte die Brücke in Brand geschossen, auf. Die sechste Morgenstunde sah keinen Russen mehr auf der Insel, die Türken hatten bedeutende Beute an Geschütz, Munition, Proviant und Bagage gemacht. Von Seite der Russen unterblieb jedoch der Versuch nicht, die Brücke wieder in Stand zu setzen und die verlorene Insel zu gewinnen, indeß sie wurden von den Türken zurückgeschlagen und als sie sich in der vierten Nachmittagsstunde endlich aus dem Schußbereich der Sieger zurückzogen, geschah es mit einem Verluste von über 1500 Todten und Verwundeten. Die Türken als Besitzer der Insel Tarbanekl hatten somit wieder die Herrschaft auf dem Strome errungen.

Die andere Ausfallscolonne war eben so

glücklich. Mit wüthendem Ungestüm warf sie sich auf die feindlichen Belagerungswerke, trieb nach einem zwar kurzen aber desto blutigeren Kampfe die Russen aus den Trancheen, erbeutete und vernagelte eine große Anzahl Geschütze, zerstreute die sich wieder sammelnden Russen in ordnungslose Flucht und bemächtigte sich eines Transports von 2000 Stück Ochsen, welche in die Festung getrieben wurden. Um den Schlag, der somit die Russen getroffen — ihr Gros flüchtete nach Kosludsie — noch zu verstärken, hatte auch der Zufall seine Hand im Spiele, denn in den Nachmittagsstunden nahte sich auf der Straße von Schumla her, zwischen den Ortschaften Calanda und Girlitza, eine starke türkische Colonne zur Verstärkung der Festungsbesatzung von Schumla aus gesendet. Diesem Zuwachs an Streitkraft konnten die ohnehin schon in voller Flucht begriffenen Russen keinen Widerstand entgegensetzen und bald war das große weite Terrain nach Osten von ihnen verlassen und blieb nur von einer bedeutenden Anzahl ihrer im Kampfe gefallenen Kameraden bedeckt. Beide Schläge waren zu empfindlich für die Belagerer, als daß sie in den folgenden Tagen sich zu einem Versuche, Revanche zu nehmen, geneigt gefühlt hätten. Sonach beschloß der 15. Juni die Reihe der bedeutenden Kämpfe vor Silistria, kleine Scharmützel fielen jedoch täglich auf mehreren Punkten vor und stets zum Vortheil der Türken aus. Die Belagerungsarbeiten der Russen waren bereits factisch eingestellt, die Cernirung dauerte jedoch fort. Das Unglück befand sich offenbar auf Seite der Russen, auch die Elemente schienen ihnen feindlich zu sein. Am 18. Juni nämlich wurde ein Theil der Brücke, die sie über die Donau geschlagen, durch einen plötzlichen Sturmwind abgerissen und 300 Mann Artillerie, welche eben im Begriff waren, mit 6 Kanonen und 3 Pulverkarren nach Kalarasch hinüberzuziehen, verschwanden bei dieser Gelegenheit spurlos in der Donautiefe.

Endlich erschien am 21. Juni der lange erwartete Befehl des Zaaren im Lager, die Belagerung Silistria's sofort aufzuheben. Nach officiellem Berichte befand sich die Kernmasse der russischen Truppen vor Silistria. Es operirten demzufolge allein am bulgarischen Ufer 35 Bataillone vom Lüderschen Corps, 2 Uhlanen- und 2 Kosakenregimenter, nebst 104 Geschütze, zu dieser Streitmacht wurden nach Errichtung der Brücke von Kalarasch noch 20 Bataillone, 3 Compagnien Sappeure, 2 Uhlanen Regimenter, 3 Sottnien Kosaken und 88 Geschütze herübergezogen. Demnach verfügten die Russen auf dem bulgarischen Ufer, auf welchem die Festung steht, über 192 Kanonen. Rechnet man noch die Geschütze auf den Inseln und die der Kanonenbootflotille hinzu, so kommt eine sehr bedeutende Anzahl von Kanonen heraus. Auch der General Lüders erlitt schwere Verwundung, eine Kugel zerschmetterte ihm die Kinnlade. Man verheimlichte den russischen Truppen aus Vorsicht die schwere Verwundung dieses von ihnen als tapferer Soldat hochgeachteten Generals, um ihren ohnehin tief gesunkenen Muth nicht ganz zu brechen.

Man kann sich hinsichtlich des Pulververbrauchs bei der Belagerung von Silistria ohngefähr eine Vorstellung durch folgende Daten machen. Eine Quantität von 21 Ctr. Pulver war nöthig, daß jede Kanone der 35 türkischen und russischen Batterien, des Tages nur einmal feuerte, zwölf Schüsse sämmtlicher türkischer und russischer Geschütze brauchten 250 Ctr. Pulver, die Ladung ist bei dieser Berechnung mit 7 Pfund für eine 24pfündige Kanone durchschnittlich angenommen. Eine durch 12 Stunden fortgesetzte Kanonade von blos 10 Schuß pro Stunde kostete sonach einen Pulveraufwand von 2500 Ctr. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß das Quantum des täglichen Pulververbrauchs sich mindestens auf die letztangegebene Ziffer von 2500 Ctr. beschränkt.

Die mit Proviant und Munition auf 3 Monate versehene Festung hatte übrigens, da sie auf der Südseite nicht cernirt war, vollkommene Gelegenheit, sich immer frisch zu versorgen. Die Garnison brauchte nicht zu darben, die

Einwohner, welche, da die Russen stets mit glühenden Kugeln schossen, die Wohnungen in den Häusern verlassen und sich in die bombenfesten Keller und Gewölbe geflüchtet hatten, wurden desgleichen gut mit Lebensmitteln versorgt. Ja selbst vom walachischen Ufer herüber unter dem Schutze der Russen wurde den Belagerten eines Tages eine aus mehreren tausend Stück bestehende Schafheerde zugeführt. Dies gewiß seltsame Ereigniß gehört unter die Zahl der wenigen heiteren Vorkommnisse bei der Belagerung von Silistria. Die walachischen Besitzer dieser Heerde stellten am 8. Juni bei dem Fürsten Gortschakoff das Ansuchen, ihre Heerden durch Kalarasch über die russische Pontonsbrücke zur Weide nach Bulgarien (auf das rechte Donauufer) treiben zu dürfen, indem sie vorgaben, östreichische Unterthanen zu sein. Das Ansuchen wurde den vermeinten Oestreichern bewilligt, die Schafe passirten anstandslos den Cernirungsrayon und verschwanden sammt den Treibern urplötzlich in einem der detaschirten türkischen Forts, den Russen blieb das Nachsehen.

Der an den Fürsten Gortschakoff gesendete Befehl, bezüglich der sofortigen Aufhebung der Belagerung von Silistria, enthielt zugleich die Weisung, mit sämmtlichen Belagerungs- und Cernirungstruppen sowohl, als mit dem an der Donau stehenden Corps den Rückzug anzutreten, hinter dem Argisflusse Stellung und über Fockschan die Serethlinie zu gewinnen. Sonach wurden sämmtliche Geschütze aus den Batterien und Feldwerken abgeführt, ohne daß die Türken deren Fortschaffung behinderten, die russischen Truppen zogen sich auf das linke Donauufer. Dieser Abzug nahm noch die Tage bis zu Ende des Monats in Anspruch.

Nachdem wir die Schilderung des vergeblichen Kampfes um Silistria so weit beendet haben, wollen wir eines Mannes gedenken, der vermöge seiner Geburt als Deutscher und der außerordentlichen Dienste, welche er den Türken mittels seiner Kenntnisse leistete, sich einen großen Ruhm unter diesen erwarb und sich der Erinnerung bei seinen deutschen Landsleuten werth gemacht hat. Es ist dies Friedrich Grach, ehemals ein preußischer Offizier. Seine Vaterstadt ist Trier. Als 15jähriger angehender Jüngling trat er, nachdem er das Gymnasium besucht hatte, 1829 in die 8. Artillerie-Brigade in Coblenz ein, besuchte 1830 und 31 die dortige Brigadeschule erster Classe und kam 1835 zur Garde-Artillerie in Berlin. 1841 wurde er als Instructeur der Artillerie in die Türkei commandirt, und unterrichtete zuerst die reitende Artillerie zu Scutari, dann das Musterregiment, welches bei der Eintheilung der Regimenter in Corps dem in Konstantinopel stehenden Corps zugetheilt wurde. Der König von Preußen hatte ihn zum Offizier ernannt und ihn auf sein Gesuch gestattet, aus preußischen in türkische Dienste definitiv einzutreten, wo er Majorsrang einnahm. Von nun an widmete er sich der Ausbildung der türkischen Artillerie mit außerordentlicher Thätigkeit. Sein von ihm herangebildetes Regiment hat ihm Ehre gemacht, es eröffnete den Kriegsreigen 1853 bei Turtukai, die zweite Batterie zeichnete sich bei Cetate aus und mehrere andere Batterien an der untern Donau bei Matschin, Tultscha, Isaktscha.

Nach Silistria wurde er im August 1853 commandirt und während der Belagerung mit der Specialleitung der Artillerie, sowie mit sämmtlichen Vertheidigungsmaaßregeln betraut. Nach kurzer Zeit schon wurde er wegen seiner ungemeinen Thätigkeit zum Obersten ernannt und der Sultan, welcher ihn schon vorher den Orden Nischan Iftichar in Brillanten gegeben hatte, zeichnete ihn nun mit dem Orden Medschidie aus.

Mussa Pascha, obwohl selbst einer der besten Artillerie-Offiziere der Türkei überließ sich ganz der Leitung des ihm beigegebenen Instructeurs, er gab keinen Befehl, traf keine Anordnung, ohne erst Grachs Rath gehört zu haben. Die beiden Männer wurden innige Freunde. Schon nach den ersten Tagen der Belagerung mußte Grach seine Station an der Bastion Stambul Tabiassi aufgeben, und sich in der Wohnung des Paschas einquartieren, um immer mit sei-

nem Rathe bei der Hand zu sein, und um der Besatzung die tröstliche Sicherheit zu geben, daß jeder Befehl von ihm ausging, denn ihm und seinen militärischen Kenntnissen vertraute sie unbedingt. Mussa Pascha schloß jeden Bericht an Omer Pascha mit den Worten: „Alles dieses ist mit Zustimmung des Miralai Grach geschehen."

Als Mussa Pascha fiel, und Ghiritli Pascha das Obercommando übernahm, sollte auch Grach den Verlust seines gefallenen Freundes empfinden. Ghiritli in seinem türkischen Stolze fand es für angemessen, selber zu commandiren und dem Giaur — Grach blieb nämlich Christ — keinen Einfluß auf die ferneren Anordnungen zu gestatten. Dem zu Folge erhielt Grach Befehl, sein Feldbett wieder auf seiner frühern Station, in die Bastion Stambul Tabiassi bringen zu lassen, was er gern that, da ihn die kalte, stolze Behandlung Ghiritlis tief verletzte. Indeß diese Umquartierung dauerte nur ein paar Tage, Ghiritli kam zu der Erkenntniß, daß die Rathschläge des Miralai Grachs nicht entbehrt werden konnten, dem zu Folge bat er ihn, sein Bett wieder in die Commandantur, Stambul Kapu, bringen zu lassen und bald stellte sich dasselbe Verhältniß zwischen beiden Männern her, wie es zu Mussas Zeiten gewesen war. Grachs Ausdauer, sein heiterer Muth, sein Reichthum an Auskunftsmitteln, die ihm im schwierigsten Falle, in jeder Verlegenheit zu Gebote standen, sein strenger Eifer, mit er das immer neu zerstörte Material immer neu wieder herstellte und in gutem Stande erhielt, und vorzugsweise, durch die kluge Voraussicht, mit welcher er die Pläne des Feindes errieth und zu Schanden machte, erwarb er sich das unbegrenzte Vertrauen der Soldaten sowohl wie der Bürger. Das Vorurtheil gegen den Giaur hörte auf. „Der ist ein besserer Muselmann, als wir," hieß es, und die Bürger drängten sich an ihn, um ihm ihre Verehrung, ihre Dankbarkeit auszudrücken. Wie groß das Vertrauen in Grach gewesen, beweist der Umstand, daß er immer, wenn parlamentirt wurde, als Parlamentair abgeordert ward. Eine solche Auszeichnung begegnet von türkischer Seite nur sehr selten einem Christen. Die Soldaten waren, wie erwähnt, ihm ganz ergeben und diese Ergebenheit steigerte sich stets mehr, wenn es dem Feinde gelungen war, türkische Geschütze zum Schweigen zu bringen, denn durch Grachs Vorsorge wurden diese schnell wieder in Activität gesetzt, während die russischen, die dasselbe Schicksal hatten, vier, fünf, auch 6 Mal so lange in ihrer Stummheit verharrten. Vorzüglich war es das so heftig von den Russen angegriffene Fort Arab Tabiassi, wo Grach wirklich Bewundernswerthes leistete. Als dies Fort durch die furchtbaren Angriffe schon ziemlich herunter war, wurden die Laffetten von feindlichen Kugeln jede Nacht gänzlich zerstört; doch mit jedem neuen Morgen ruhten die türkischen Geschütze auf neuen Laffetten. Solche Präcision war den Türken etwas Seltenes und dürfte auch anderswo nicht leicht gefunden werden.

Die vollkommene Kenntniß der Landessprache, die er ganz im Geiste der Türken zu handhaben verstand, und das leichte Eingehen auf die Sitten derer, mit denen er lebte, trugen ungemein viel zu seiner großen Popularität bei und wie sich von selbst versteht, blieb diese Volksthümlichkeit nicht ohne bedeutenden Einfluß auf seinen Wirkungskreis. So wurde er die Seele Aller. Seine Wohnung war stets von Offizieren, Soldaten, Ordonanzen, Bürgern gefüllt, die irgend ein Ansuchen, eine Bitte hatten und seine Verwendung dafür beanspruchten. Sein Einfluß auf die Gemüther trat besonders da hervor, als es galt, die alte türkische Sitte des Kopfabschneidens in der türkischen Armee, welche in den ersten Tagen der Belagerung sich sehr stark kund gab und die Soldaten mit einer Menge abgeschnittener Russenköpfe aus den Kämpfen zurückkehrten, abzubringen. Es gehört gewiß eine große moralische Macht dazu, eine durch Jahrhunderte geltende Sitte ohne andern Zwang, als durch mündliche Ueberzeugung zu unterdrücken und noch dazu bei Völkern, die auf sehr niedriger Stufe der Civilisation stehen.

Nach glücklich durchgeführter Abwehr der Belagerung begab sich der von Anstrengungen

schwer erschöpfte Miralai Grach nach Rustschuk, wo er von der Cholera hingerafft wurde. Die Türken bezeigten die herzlichste Trauer um den Verlust dieses Mannes.

Noch ein anderer deutscher Name wurde ehrenvoll bei der Vertheidigung Silistrias genannt. Ein anderer ehemaliger preußischer Offizier, Bluhm aus Stettin gebürtig, hat als Ingenieur die Anlegung von fünf detachirten Forts, sowie der Nebenwerke des sechsten Forts und der äußersten Umfassung geleitet. Sein Schicksal war besser, als das des tapfern Grach's. Nach glücklich abgeschlagener Belagerung begab er sich gesund und frisch in Omer Paschas Hauptquartier, wo er mit Auszeichnungen belohnt ward.

Der Sultan bezeigte sich übrigens gegen die Familie des gefallenen Mussa Pascha dankbar, um so mehr, als der in seiner Pflicht dahingeschiedene ein höchst ehrenwerther uneigennütziger Charakter war. Bei Mussa soll es, wie erzählt wird und sämmtliche Zeitungen (die für Rußland Sympathien äußernden natürlich ausgenommen) brachten diese Nachricht, gestanden haben, mit leichter Mühe ein reicher Mann zu werden. Der Feldmarschall Fürst Paskiewitsch nämlich soll ihm das Anerbieten gemacht haben, um den Preis von einer Million Piaster Silistria zu verrathen. Bei der bekannten Armuth Mussa Paschas, denn er besaß nichts, als seinen Gehalt, war dies Anerbieten immer keine dumme Spekulation und sie hat in der Beziehung, daß Rußland seine meisten großen Errungenschaften dem Golde und somit der Ehrlosigkeit der davon Geblendeten zu verdanken hat, viel Glaubwürdiges für sich; Mussa wies jedoch als rechtschaffener Krieger und Sohn seines Vaterlandes das Anerbieten ab. Er blieb arm und da diese Armuth der untrüglichste Beweis war, wie der Gebliebene unerlaubte Mittel zur Bereicherung seines Seckels verschmäht hatte, setzte der Sultan seiner Familie eine jährliche Pension von ungefähr 2000 Thaler aus.

Rußland, welches nun in ein und demselben Jahre zwei einander ganz gleiche harte und seinen Stolz tief verletzende Unfälle — vor Kalafat und Silistria — erlebt, hatte somit im Angesicht der Welt eine große empfindliche Niederlage erlitten. Der Nimbus, den es so kunstvoll um sich zu breiten verstanden, zerfloß Thatsachen gegenüber wie sie jetzt ihm entgegentraten. Diese Thatsachen beschränkten sich nicht etwa auf die zu Wasser gewordene Einnahme Silistrias und die dabei erlittenen großen Verluste, diese waren zu verschmerzen, allein die Erhebung Frankreichs und Englands, die eine Armee zu irgend einem Schlage gegen Rußland in Varna und dessen Umgebung sammelten, die ganz und gar veränderte Stellung Oestreichs, von der noch gar nicht abzusehen war, wie sich dieselbe zuletzt noch gestalten werde — das waren Thatsachen, deren Gewicht so empfindlich auf die Entschlüsse des Kaisers Nicolaus drückten, daß ein gänzliches Zurückziehen seiner Südarmee aus den Donaufürstenthümern sich ihm und seinen Staatsmännern als die erste unausweichliche Nothwendigkeit darstellte. Welcher schnelle Wechsel in den Vorgängen dieses Krieges! Vor kaum einem Jahre hatten die Russen die Donaufürstenthümer wegen der Pfandnahme besetzt, die der Kaiser bewerkstelligen zu müssen glaubte, um den „kranken Mann in Konstantinopel“ zur Nachgiebigkeit gegen ungerechtfertigte Anmaßungen zu zwingen und jetzt . . . zog das russische Heer, arm an Führern geworden, gefolgt von Tausenden seiner verwundeten Kameraden und durch Unglücksfälle demoralisirt von dem Schauplatze ab, auf dem es keine Lorbeeren, nur Dornen zu einer Martyrkrone sich erworben hatte. Gewiß eine herbere Lehre konnte dem großen stolzen Rußland nicht zu Theil werden. Wenden wir im nächsten Kapitel unsere Aufmerksamkeit auf die Zusammenziehung der Truppen der Westmächte in der Türkei und die Räumung der Donaufürstenthümer durch die russischen Truppen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Orient=Armee und die Räumung der Walachei von den Russen.

Englisches Militärsystem und Bestandtheile dessen Hilfcorps für den Orient. — Bestand der französischen Orientarmee. — Gallipoli. — Befestigungen daselbst. — Concentrirung der verbündeten Orient-Armee. — Die Franzosen civilisiren die Türkei. — Vorbereitungen zur Krim-Expedition. — Kaiser Napoleons Proclamation an die französische Orient-Armee. — Emeute und Brand in Varna.

Saint-Arnauds Proclamation. — Unglück der Division Canrobert in der Dobrudscha. — Merkwürdiger Aufruf Gortschakoffs an die Bewohner der Dobrudscha. — Einschiffung der Krim-Armee. — Kriegerische Ereignisse in der Walachei. — Das Flußnetz der Donaufürstenthümer. — Der Kampf bei Giurgewo. — Ausspruch des Kaisers Nikolaus über die russische Niederlage bei Giurgewo. — Rückzug der Russen; Vorwärts-Bewegung der Türken. — Die Russen verlassen Bukarest. — Gesammtzahl der in der Walachei gestandenen russischen Streitmacht. — Einzug der Türken in Bukarest.

Den Krieg gegen Rußland auf's Nachdrücklichste zu führen, sendeten Frankreich und England nicht nur ihre Flotten, sondern auch ihre Landtruppen nach der Türkei. Zu Anfang Februar 1854 waren die Rüstungen beider genannter Staaten so weit vorgeschritten, daß der Befehl zum Einschiffen an die für den türkischen Kriegsschauplatz bestimmten Truppen erfolgen konnte. Die englischen verließen London schon am 22. Februar, um im Southampton an Bord der Transportschiffe zu gehen, die französischen schifften sich am 19. März zu Marseille ein. Selbstverständlich ist es, daß die beiden bezeichneten Tage nur der Beginn der beiderseitigen Einschiffung überhaupt andeuten sollen. Werfen wir einen Blick auf die Verschiedenheit beider verbündeter Heere.

England behauptet unter allen Seemächten der Erde die erste Stelle, aber hinsichtlich seines Landheeres ist es sehr weit gegen die Fortschritte anderer Staaten in dieser Beziehung zurückgeblieben. Von Frankreich kann man ein Gleiches in Rücksicht auf dessen See- und Landmacht nicht sagen. Es hat seit einigen Jahrzehnten außerordentlich viel zur Hebung seiner Streitkräfte zur See gethan und seine Flotte ist höchst respektabel. Was die Landmacht Frankreichs betrifft, so ist es längst anerkannte Thatsache, daß diese wahrhaft imponirend ist, nicht allein durch die Zahl, sondern — und das ist eine Hauptsache — durch den Geist, der den französischen Soldaten beseelt. Darüber wäre also kein Wort zu sagen. Der englische Soldat ist kein Feigling, er besitzt eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit in der größten Gefahr, sein Muth ist unbeugsam, er schaut dem Tode mit sicherer Ruhe ins Auge, ihm mangelt nichts als die Flexibilität des Franzosen. Darum ist der Letztere der rechte Soldat zum Angriff, der Engländer dagegen der unerschütterlichste Widerstand in Person. Bei den Tugenden, welche den englischen Soldaten auszeichnen, müßte er eine viel

höhere Geltung unter den Heeren Europas sich erworben haben, wenn das englische Heerwesen ein anderes wäre. Dies ist aber notorisch schlecht und mangelhaft. Nach Beendigung der napoleon'schen Kriege waren alle übrigen Staaten bemüht, die Erfahrungen, die sie im Kriege gemacht hatten, zum Nutzen ihrer Militärverhältnisse auszubeuten, nur England allein blieb darin zurück. Der Herzog von Wellington war allen Neuerungen entgegen, so praktisch sie sich auch erweisen mochten und daher kam es, daß Alles beim alten System, im alten beliebten Gleise blieb, so daß man jenes die Bourbonen charakterisirende Bonmot: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen" mit dem vollsten Rechte auf die höchsten militärischen Behörden Englands anwenden konnte.

Gegen das alte System erhoben sich freilich in der englischen Armee selbst Stimmen genug, indeß sie verschollen ebenso schnell als sie auftauchten, da erstens der Oberbefehlshaber, genannter Herzog von Wellington, Scheu und Abneigung vor jeder Neuerung wies und zweitens die öffentliche Meinung, deren Urtheil in England von so großem Einflusse ist, ganz dagegen stimmte. Das englische Volk ist stolz auf seine Seemacht, weil deren Nutzen ihm auch im tiefsten Frieden ersichtlich ist, die Landmacht scheint ihm dagegen nur Vortheil bringend während eines Krieges und in den Colonien. Aus diesem Grunde herrscht im englischen Volke keine so große Vorliebe für eine stehende Landtruppenmacht, wenn sie nicht dazu dient, Nutzen zu bringen. Nun ist es allerdings wahr, daß ein großes Achtung gebietendes Heer im Frieden eine schwere Last für ein Land ist, indeß wie wäre es den Militärverhältnissen unserer Zeit gegenüber möglich, ein im Kriege Achtung gebietendes Heer aufzustellen, wenn dessen Bildung nicht in Zeiten des Friedens geschieht?

Erst nach dem Tode des Herzogs von Wellington wurde es Denjenigen, welche im Militärwesen Reformen eingeführt zu sehen wünschten, möglich, ihre Stimmen lauter zu erheben, jedoch von einem Durchdringen derselben war trotzdem keine Rede, das Volk war zu gleichgültig für diese Angelegenheit und die alten Herren Offiziere befanden sich wohl bei den veralteten Gebräuchen. Erst der gegenwärtige Krieg wurde der Anstoß, welcher dem in seiner aller Schwärmerei fernen englischen Volke und zugleich Gesammteuropa die großen Mängel der englischen Militärverwaltung aufdeckte. Unter die vielen Mängel, deren Register wir hier nicht aufzählen können, gehört vor allen andern das Werbsystem, der Stellenkauf in den Offizierschargen, das Beurlaubungssystem der Offiziere, die Bekleidungswirthschaft, der Mangel eines Generalstabes u. s. w. Bis zum 6. Juni 1854 verwalteten die Regimentscommandanten die Bekleidungswirthschaft bei ihren Regimentern. Als Beweis, welche Verwirrungen hinsichtlich der Vervollständigung der Regimenter obwaltet, diene Folgendes: Das 79. Regiment mußte gegen 200 Mann an das complett zu machende 42. Regiment abgeben und erhielt dafür wieder 100 Mann vom 92. und die übrige fehlende Mannschaft vom 72. Regimente, welche beide Regimenter sich neu rekrutiren mußten, um den Abgang dieser Mannschaften zu ersetzen. Ein solches Auseinanderreißen der Cadres kann doch unmöglich vortheilhaft sein.

Seit dem 22. Februar 1854 bis Ende Juni wurde das aus nachbezeichneten Truppen bestehende Hilfscorps von Seiten Englands nach dem südlichen Kriegsschauplatze geschickt.

Infanterie. Das 3. Bataillon der Grenadiergarde, das 2. Bataillon der Coldstreamgarde, das 1. Bataillon der schottischen Füseliergarde, das 1., 4., 19., 28., 33., 38., 50., 77., 88. und 95. Regiment, das 7. und 23. Füselierregiment, das 42., 79. und 93. Regiment Hochländer (Schotten) und das 2. Bataillon der Schützenbrigade. Vor Gibraltar stießen das 30., 44. und 55., vor Malta das 41., 47. und 49. Regiment zu diesem Hilfscorps.

Als nächste Reversen für dasselbe waren die Besatzungen der Jonischen Inseln und die Occupationstruppen des Piräeus (die in Griechenland stehenden Truppen) bezeichnet. Die

Besatzung der Jonischen Inseln bestand in dem 2. Bataillon des 1. Infanterieregiments in Kephalonia; dem 31. Infanterieregiment in Zante; das 48. und das 57. Infanterieregiment nebst 1. Bataillon des 71. Infanterieregiments in Korfu. Im Piräeus stand das 97. Regiment unter Oberst Lockyer. Die Cavallerie des Hilfscorps bestand aus 4 Regimenter schwerer Dragoner, 3 Husaren, 1 leichtes Dragoner- und 1 Lanzierregiment. Das Geschützwesen umfaßte 2 Batterien reitender Artillerie, 6 Feldbatterien, 1 Munitionscolonne, 1 Belagerungs- und 1 Reservepark, 2 Compagnien Sappeurs.

Das französische Hilfscorps bestand anfänglich aus den 2 Infanterie-Divisionen Canrobert und Bosquet, aus dem Reservecorps Napoleon und der Reserve-Division Forez, sämmtlich unter dem Oberbefehle des Marschalls de Saint-Arnaud. Es umfaßte die Linienregimenter No. 6, 7, 19, 20, 26, 27, 39, 44 und 50, die leichten Infanterieregimenter No. 7 und 22, die Zuavenregimenter 1, 2 und 3, das 3. Marine-Infanterieregiment, das 1., 3., 5., 9. und das algierische Jägerbataillon, das 1. und 4. Regiment afrikanische reitende Jäger, ein Detachement Spahis, das 6. Dragoner- und das 6. Kürassierregiment, 8 fahrende, 3 reitende, 2 Fuß-, 1 Gebirgs-, ½ Parkbatterie, 1 Raketirsection und die erforderlichen Sappeurs-, Arbeiter- und Gensdarmerie-Abtheilungen nebst der 11. Compagnie des 6. Artillerieregimentes (Pontonniere).

Das Reservecorps, dem der Charakter einer Elitentruppe beigelegt und die Bestimmung gegeben worden war, in den vordersten Reihen der Kämpfenden zu stehen, wurde schon während des Transports nach dem Orient in eine dritte Division mittels Verstärkung durch das 20. leichte Infanterieregiment und das 19. Bataillon Jäger zu Fuß umgewandelt, desgleichen die Reservedivision des Generallieutenants Forez in eine vierte Division. Natürlich mußte nun auch eine Vermehrung des Cavallerie-Contingents geschehen und das 9. Kürassir- und 7. Dragonerregiment hierzu befehligt und unter Commando des Generalmajors Rey gestellt. Zum Commandeur der gesammten, 3 Brigaden zählenden Cavallerie wurde Generallieutenant Morris, zum Commandeur der Artillerie Generallieutenant Thiry, zum Chef der Genietruppen der Director der polytechnischen Schule, Generalmajor Bizot ernannt. Schon in Mitte Juni wurde der Befehl zur Bildung einer neuen 5. Division unter Befehl des Generallieutenants Levaillant gegeben.

Gallipoli, eine Stadt 15 Meilen vom Eingange in die Dardanellen entfernt, war von dem französisch-englischen Obercommando zum Waffenplatz auserſehen worden. Gallipoli ist eine durch ihren Hafen am Eingange in die Dardanellenstraße sehr günstig gelegene, und durch ihre Saffianfabriken, wie durch ihren ziemlich ausgebreiteten Handel beachtenswerthe Stadt von 40, bis 59,000 Einwohner. Es befinden sich hier die großen Magazine zur Verproviantirung der türkischen Flotte. Der Hafen giebt der Stadt für die Schifffahrt jene höhere Bedeutung, welche durch Geräumigkeit, guten Ankergrund und Schutz vor Stürmen bedingt wird. Selbst im stürmischsten Wetter sind die hier ankernden Schiffe ungefährdet. Die Halbinsel, auf welcher Gallipoli gelegen, ist mit dem Festlande durch eine Landenge verbunden, welche nicht breiter als 8000 Schritt ist. Zu einem Waffenplatze konnte man unmöglich eine günstigere Lage finden. Eben diese schmale Landenge bietet einerseits den Vortheil, sie mit einem verhältnißmäßig geringen Kraftaufwand durch Verschanzungen zu einer haltbaren Position umzuschaffen, auf der andern Seite kann die Verpflegung einer hier lagernden Armee mit Leichtigkeit zur See oder durch Benutzung der Hilfsquellen der Türkei bewerkstelligt werden. Uebrigens ist Gallipoli eine vollkommen türkische Stadt, d. h. ein Chaos schlechter Häuser und schmutziger enger Gassen. Nur die höheren Offiziere erhielten Quartier in den wenigen besseren Wohnungen, die Truppen selbst schlugen Zeltenlager in der nächsten Umgebung der Stadt auf, in der sie ihre Magazine und Hospitäler einrichteten.

Die französischen Lager befanden sich in

den schönsten und gesündesten Theilen der Gegend. Die Lager der Infanterie krönten die Hügelreihe von Bojardi-Koniaffu, von hier aus überschaute man von der einen Seite den Meerbusen von Samos, von der andern das Marmorameer. Die Jäger von Vincennes lagerten zu Boguenne und die Genietruppen in nächster Nähe der Stadt. Die Engländer hatten ihr Lager zu Bulahir in einem breiten Thale aufgeschlagen. Die Gegend war weit und breit von dem rührigsten Leben erfüllt.

Indeß jede neue Woche brachte auch neue Truppen-Nachschübe, der Hafen von Gallipoli schien zum Rendevousplatze aller englischen und französischen Transportschiffe geworden zu sein. Durch den starken und sich immer erneuernden Zuwachs an französischen wie englischen Truppen sah sich General Canrobert, der das einstweilige Obercommando führte, genöthigt, den Lagerbezirk zu erweitern. Indem das, zehn Stunden von Gallipoli entfernte Rodosto mit in den Letzteren gezogen und den Engländern Skutari als Sammelplatz angewiesen wurde, gewann man den nöthigen Raum für die an Zahl wachsende Armee. In Skutari fanden ohngefähr 4000 Mann Engländer Unterkommen, in der großen Kaserne Selimieh, der übrige Theil der englischen Armee lagerte in drei verschiedenen Abtheilungen südlich der Stadt, auf beiden Seiten des nach Jskimid führenden Weges.

Man hörte damals sehr viele Personen über die Langsamkeit bei der Ausführung dieser Uebersiedelung der westmächtlichen Truppen auf türkisches Gebiet sprechen, wer jedoch einen kleinen Begriff von den Schwierigkeiten hatte, welche der Seetransport so großer Menge von Cavallerie und Artillerie entgegenstellte, der schwieg. Bedenke man nur die Sorge für den nöthigen Lebensunterhalt so vieler Menschen und Thiere! So war es auch gar nicht zu verwundern, daß eine geraume Zeit verstrich, ehe die verbündete Hilfsarmee operationsfähig genannt werden konnte. Und welches war die erste Aufgabe derselben, nachdem sie vollzählig auf türkischem Gebiete sich befand? Die Deckung der Dardanellenstraße und des Bosporus, die Sicherung desjenigen Theiles des rumelischen Kriegsschauplatzes, welcher die unmittelbaren Zugänge zu den Dardanellen und der Hauptstadt Konstantinopel beherrschte. Rumili nennt man im Allgemeinen die türkischen Besitzungen in Europa, wie die asiatischen Anadolu genannt werden. Rumili oder Rumelien im engeren (und zwar in dem hier gegebenen) Sinne ist ein Ejalet (Bezirk, Kreis) in einem Theile von Albanien und Macedonien (die beiden altgeschichtlichen Provinzen Thracien und Macedonien), von circa 2204 geographischen Quadrat-Meilen mit einer nahe an 3 Millionen starken Bevölkerung. Im weiteren Sinne wird auch Bulgarien unter der allgemeinen Bezeichnung mit verstanden.

Die sich sammelnde Hilfsarmee gerirte sich auf dem Terrain, welches sie einahm, nicht viel anders, als ob der Feind schon in ihrer nächsten Nähe sich befände. Man verschanzte eine Linie, welche sich parallel mit der sogenannten Hadriansmauer befand, und von Bojuk-Tschemesche bis zum See Derkos sich erstreckte. Diese Linie lehnte sich mit dem linken Flügel an das Marmorameer, mit dem rechten an den Pontus oder Schwarze Meer. Dies geschah um Konstantinopel zu decken, eine gewiß sehr weit getriebene Vorsicht, da die Russen eben nicht im Umsehen bis dahin gelangen konnten. Zweitens legte man eine Kette von Befestigungen an, durch welche die Halbinsel Gallipoli von dem Festlande getrennt wurde und drittens baute man, was in der That nothwendig war, einen Colonnenweg auf Adrianopel. Man muß sich jene Gegenden durchaus nicht etwa als solche von der Civilisation hinsichtlich der Wege und Communikationsmittel auf eine höhere Stufe gebrachte, denken. Die Türken sind Fremdlinge in Europa, sie wissen das sehr gut und sind überzeugt, daß einst ein Tag kommen wird, wo sie mit Sack und Pack die vor 4 Jahrhunderten eroberten europäischen Gebietstheile verlassen werden müssen, wo Konstantinopel wieder wie ehemahls eine christliche Residenz werden wird, deshalb bauen sie nirgends in ihren europäischen Besitzungen etwas,

das nicht ganz unmittelbar zu ihrer eigenen Selbsterhaltung nöthig ist, sie zerstören lieber und lassen Alles verfallen. Der schlagendste Beweis dieser Verwilderung dürfte die Schilderung des Marsches der dritten Division (Franzosen) von Gallipoli nach Konstantinopel bieten. Die Hitze war erdrückend und die Truppen waren gezwungen, sich häufig den Weg erst zu bahnen. Ein als Vortrab vorausgeschicktes Bataillon Jäger von Vincennes versah diesen mühsamen Dienst.

Die Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen kamen erst in den letzten Apriltagen, Lord Raglan, der Chef der Engländer, am 27., Marschall Saint Arnaud, der französische Commandeur und Prinz Napoleon (der präsumtive Thronerbe Frankreichs) am 29. in Gallipoli an. Nachdem alle französische und englische Truppen sammt ihren Befehlshabern sich auf türkischem Gebiete befanden, wurde zu einer Aenderung in der Truppendislocation geschritten. Dies geschah Mitte Juni. Sämmtliche Truppen concentrirten sich über Konstantinopel in Varna und über Adrianopel in Burgas. Gallipoli blieb nach wie vor der Ausschiffungspunkt für alle folgenden französischen wie englischen Zuzüge. Schon am 13. Juni langte die englische Division Cambridge und die erste französische Canrobert zu Varna mittels Seeweges an. Die zweite Division Bosquet marschirte gegen Adrianopel und die Cavalleriebrigade Cassaignol nebst dem Artillerieparke rückte gegen Schumla ab. Demnach bildeten die verbündeten Truppen die Linie Aladin-Dewno-Prawady. Auf letzterem Punkte stand die Rifle-Brigade des Generals Brown (Engländer) und unterhielt die Verbindung mit den auf den Höhen von Schumla lagernden Türken.

Es galt viel Anstrengungen um Wege für das Kriegsfuhrwerk zu bahnen. So sahen sich französische und englische Detachements genöthigt, den Weg von Varna bis Dewno in Stand zu setzen, während die Türken die Aufgabe übernahmen den bis letzgenannten Ort praktikabel zu machen. Da der Hilfsarmee der nöthige Train zu Operationen mangelte, beschränkte man sich vor der Hand darauf, die Seefeste als Depot und Magazinplatz reichlichst mit den nöthigen Bedürfnissen an Lebensmitteln und Munition zu versehen.

Uebrigens waren besonders die Franzosen für die Türken ein Gegenstand der größten Neugier und später für die alttürkische Partei einer des colossalsten Aergers. Die Leichtigkeit, mit welcher sich die Franzosen in dem unwirthlichen Gallipoli häuslich eingerichtet haben, erregte das höchste Staunen bei den trägen Türken. Unter der Hand der Alles civilisirenden Franzosen verwandelte sich der wüste sandige Ort in eine recht hübsche grüne Oase durch Anlage von Gärten und Blumenbeeten. Noch mehr aber steigerte sich das Erstaunen der Türken, als die Franzosen ein kleines Wunder ausführten. Es mangelt in Gallipoli wie in der Umgegend an gutem Trinkwasser. Die Franzosen fanden in einer Entfernung von 1½ Stunde einen klaren Quell aus einen Felsen sprudeln. Dieser liebliche Quell verrann im Sande und nährte nur Frösche und Schlangen. 3000 Franzosen begannen eine Leitung des schönen Quells zu graben und siehe da, schon am nächstfolgenden Tage war Gallipoli mit Wasser versorgt. Der Quell durchfloß das französische Lager, spendete den Soldaten und ihren Gärten gutes Wasser. Nun kamen die Türken sehr schnell herbei und labten sich an der ihnen bisher fremdgebliebenen Erquickung, denn sie hatten nur das faule Wasser ihrer Cisternen gehabt, aus denen blos der zu trinken pflegte, der brennenden Durst empfand. Hinsichtlich des Aergers der alttürkischen Partei, dessen wir vorhin erwähnten, war die Ungenirtheit der die Vorstadt Galata besetzenden Franzosen Schuld. Fremde Truppen in einer ihrer Vorstädte sich gleich gebietenden Herren geriren zu sehen, war für die Konstantinopeler etwas Nagelneues.

Die Franzosen kümmerten sich wenig um die sauern Mienen ihrer daselbst seßhaften Bundesgenoßen, sie richteten Galata ganz nach pariser Zuschnitt her, führten Verbesserung des Straßenpflasters, nächtliche Beleuchtung und eine eigene Polizeiverwaltung ein. Sämmtliche

Häuser mußten mit Nummern auf Blechtafeln versehen werden, kurz, jeder Tag sah etwas Neues, wovon die guten Leute in Konstantinopel noch nichts gewußt hatten. Wie durch Zaubermacht verschwand das Wahrzeichen türkischer Städte, der Schmutz, die Unsauberkeit von den Straßen mittels strengen Befehls, Galata sah in kurzer Zeit französirt aus und nebenbei übten die Franzosen auch die diesen ihren Niederlassungsort betreffende Justiz eigenmächtig, ohne erst bei den türkischen Behörden darum anzufragen. Man konnte bald sagen, Paris habe eine seiner Vorstädte an Konstantinopel geliehen. Die Dinge schienen sich alle auf den Kopf zu stellen. Sogar der Sultan fing Nagelneues an. Der Prinz Napoleon hatte ihm bei seiner Ankunft in Konstantinopel die Visite gemacht und der Sultan besuchte ihn wieder. Dergleichen war noch niemals geschehen, die Sultane hatte dergleichen Höflichkeit unter ihrer Würde gehalten. Ueberhaupt kamen die merkwürdigsten Abweichungen von dem Althergebrachten zu Tage. Der Sultan machte der Marschallin Saint-Arnaud, die ihren Gemahl nach Konstantinopel begleitet hatte, eine prachtvolle Yacht (Ruderboot) mit sammt 24 Ruderern zum Geschenk und wies sogar die Unterhaltungskosten für die Letzteren aus seiner Cassa an. Daß es an großartigen Militärschauspielen nicht mangelte, läßt sich denken. Der Sultan hielt, in Gemeinschaft des Prinzen Napoleon, des Herzogs von Cambridge und des fremden Generalstabes mehrmals Revue. Die Bundesgenossenschaft mit Frankreich und England ist der Civilisation der Türkei viel vortheilhafter, als wenn sie ihnen im Kampfe gegenüber stände. Der Einfluß der fremden Sitten dringt tief in die Schichten der türkischen Bevölkerung ein, das gegebene Beispiel, wenn es auch in der Erst Abneigung erregte, schlägt doch Wurzel.

Die Kriegsvorbereitungen nahmen einen ungeheuren Aufwand von Zeit in Anspruch. Die Ein- und Ausschiffungen in den französischen, englischen und türkischen Häfen dauerten ununterbrochen fort. Alle Welt war gespannt auf das Ziel der kriegerischen Operationen. Am 4. Juli war von allen kriegerischen Notabilitäten der Franzosen, Engländer und Türken großer Kriegsrath in Varna gehalten worden und man hatte sich dahin vereinigt, daß sämmtliche verbündete Truppen, unterstützt von türkischen Detachements, zu einem Angriffe auf die Krim und namentlich auf Wegnahme Sebastopols verwendet werden sollten. Gewiß hatte die Seefeste Varna nie so regsames Treiben gesehen, als jetzt, wo die verbündeten Truppen in ihr und um sie lagerten. Mit dem größten Eifer betrieb man die Zurüstungen zu der Krimexpedition, ungeheure Vorräthe an Proviant und Muniton wurden hier zusammengehäuft. Die Arsenale Konstantinopels waren thätig, die zu der projectirten Landung nothwendigen Flachboote und Brückenzüge zu stellen. Landungsmanövres wurden veranstaltet, um die Truppen zu üben. Segelschiffe und Dampfer wurden zum Transport gemiethet; wer diesen Wald von Masten im Varnaer Hafen sah, konnte leicht auf die Idee kommen, es gälte der Auswanderung eines Kriegervolkes. Als diese Hilfsschiffe mit Schanzmaterial, Landungs- und Belagerungsgegenständen beladen wurden, brach zum Unglück die Cholera in Varna aus und trotz der sorgsamsten Pflege wuchs das Uebel zu einem furchtbaren Grade. Mehr als 7000 Mann erlagen der entsetzlichen Krankheit, mancher tüchtige Offizier fand durch sie den Markstein seiner Laufbahn. Sie war gleichzeitig auch zu Gallipoli und im Piräeus aufgetreten, jedoch lange nicht mit gleicher Heftigkeit, wie zu Varna.

Unter solchen Umständen war es unmöglich, an den Beginn der Expedition zu denken. Freilich verlangten mehrere Regimenter, lieber im Kampfe gegen den Feind zu sterben, als der fürchterlichen Krankheit als wehrlose und gleich von vornherein verlorene Opfer zu fallen, indeß das Beispiel der Generale, die selbst mit aushielten, beschwichtigte die Truppen. Es ist in französischen wie englischen Zeitungen viel von dem unbeschreiblichen Muthe des Prinzen Napoleon und des Herzogs von Cambridge ge-

fabelt worden, wir können hier nur bemerken, daß Beide sich während der Zeit, als Tausende von braven Soldaten in Varna hinstarben, ganz wohl in Konstantinopel befanden. Das alte deutsche Sprüchwort: „Weit davon ist gut vor'm Schuß" hat viel Wahres in sich.

Der Kaiser Napoleon erließ an die in eine so verhängnißvolle Lage gekommenen französischen Truppen folgende Proclamation:

Soldaten und Matrosen der Armee des Orients!

Ihr habt euch noch nicht geschlagen und dennoch habt ihr einen glänzenden Erfolg erlangt. Eure Gegenwart und die der englischen Truppen haben den Feind zum Rückzug über die Donau vermocht; die russischen Schiffe bleiben schimpflicherweise in ihren Häfen. Ihr habt euch noch nicht geschlagen und doch habt ihr schon muthig gegen den Tod angekämpft. Eine furchtbare, wenn auch nur vorübergehende Seuche hat eure Kampfgier nicht zu unterdrücken vermocht. Frankreich und der Souverain, welchen sich dies gegeben, sehen so große Standhaftigkeit, so große Selbstverleugnung nicht ohne tiefe Bewegung. Der erste Consul sprach im Jahre 1799 in einer Proclamation zu seiner Armee: Die Standhaftigkeit, Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen, ist die erste Eigenschaft des Soldaten; die Tapferkeit ist nur die zweite. Die erste, ihr beweist sie jetzt — die zweite, wer könnte sie euch streitig machen? Selbst unsere Feinde, welche sich auf die Strecke von Finnland bis zum Kaukasus vertheilen müssen, suchen ängstlich den Punkt zu erspähen, gegen welchen England und Frankreich den Schlag führen wird; das Recht, die kriegerische Begeisterung sprechen für uns. Schon ist Bomarsund und mit dieser Festung die 2000 Mann starke Besatzung in unsere Hände gefallen. Soldaten, ihr werdet das Beispiel der egyptischen Armee nachahmen; die Sieger an den Pyramiden und am Tabor hatten, wie ihr jetzt, mit kriegsgeübten Soldaten und mit Krankheiten zu kämpfen, aber trotz der Pest, trotz den Anstrengungen dreier Armeen kehrten sie hochgeehrt in ihr Vaterland zurück.

Soldaten! setzt euer Vertrauen in euern General und in mich. Ich wache über euch, und ich hoffe mit Hilfe des Allmächtigen, daß sich in Kurzem eure Leiden vermindern, euer Ruhm sich aber steigern werde. Soldaten, auf Wiedersehen! Napoleon.

Diese Proclamation, in Mitte Augusts an die Armee des Orients erlassen, deutete in ihrem Anfange auf den von Seite der Russen erfolgten Rückzug von der Donau nach der verunglückten Belagerung von Silistria. In der That lag diesem Rückzug die Zusammenziehung der englisch französischen Hilfsarmee zu Grunde, die Russen suchten eine feste Basis zu gewinnen, da sie nicht genau wußten, was sie sich von Oestreich zu versehen hätten. Während die Seuche noch in Varna wüthete, machte die Division Canrobert eine Vorwärtsbewegung nach Kustendje zu und dies Mannöver scheint es gewesen zu sein, welches die Russen besonders bewog, zugleich mit den Fürstenthümern die Dobrudscha zu räumen.

Rußland hatte unter der griechischen Bevölkerung der europäischen Türkei eine Menge versteckter Freunde, denen nichts mehr am Herzen lag, als die Expedition der Westmächte gegen Sebastopol scheitern zu machen. War die Cholera schon thätig genug, die Offensive der verbündeten Truppen zu lähmen, so erfanden die Feinde der Letzteren doch noch ein Mittel, die Expedition gänzlich unmöglich zu machen. Indeß es gelang ihnen nicht. In der Nacht vom 12. zum 13. August brach eine fürchterliche Feuersbrunst in Varna aus. Nur mit den größten Anstrengungen konnten die Magazine der Verbündeten, welche im südlichen Theile der Stadt lagen, von der Wuth der in Eile um sich fressenden Flammen gerettet werden. Alle Angaben über die Entstehung dieses Feuers lauten auf absichtliche Anlegung durch die in Varna wohnhaften und ganz für Rußland gestimmten Griechen. Wir entnehmen die nach-

folgende Schilderung dieses Brandes der vielgelesenen Nationalzeitung.

In der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend, den 12. dieses Monats, brach eine Emeute aus, deren Theilnehmer die Stadt an vielen Punkten zugleich in Brand zu stecken versuchten und ihr Hauptaugenmerk auf die Vernichtung der wohlgefüllten Magazine gerichtet hatten. Wer je eine türkische Stadt mit ihren engen Winkelgassen und Holzhäusern sah, kann sich einen Begriff von der schrecklichen Ueberraschung der Einwohnerschaft und Garnison machen; letztere scheint auch über den Versuch überall zu löschen und besonders einige Pulvervorräthe in Sicherheit zu bringen, ihre rein militärische Haltung in der höchsten Verwirrung eingebüßt zu haben, denn als die außerhalb der Stadt campirenden Franzosen zur Hilfe herbeieilten, fanden sie die Thore von den Meuterern geschlossen und barricadirt, und mußten sich mit ihren Aexten den Weg bahnen. In der Stadt angelangt, wetteiferten sie mit den Türken in Muth und Eifer, des schrecklichen Elementes unter so ungünstigen Umständen Herr zu werden. General Canrobert selbst leitete ihre Anstrengungen mit dem ruhigen Blute des gewiegten Soldaten, aber der Preis der Schreckensnacht wurde einstimmig einem türkischen Offizier zuerkannt, dessen Todesverachtung selbst die Kühnsten anstaunten. Den vereinten Bemühungen gelang es endlich, die Pulvervorräthe zu retten, die großen Magazine der Privaten, im Werthe von etwa 4 Millionen Francs, ein großer Theil der Mund- und sonstigen Vorräthe der Alliirten und etwa die Hälfte der Stadt gingen in Flammen auf. Mehrere Mordbrenner hatten sogar die Frechheit, noch in Gegenwart der Franzosen ihre Thätigkeit fortzusetzen, wurden aber ergriffen und sogleich niedergeschossen; einem dieser Unholde spaltete ein herbeieilender Franzose mit seiner Axt den Kopf.

Dieser furchtbare Brand, welcher so viel Eigenthum von Privatleuten in Zeit von wenig Stunden verzehrte und mehrern Tausenden von Einwohnern das Obdach raubte, hatte indeß, wenigstens ist dies von mehrern Seiten als eine seltsame, aber deshalb nicht zu verwerfende Thatsache behauptet worden, auch sein Gutes. Die Macht der Flammen schien die Macht der Seuche gebrochen zu haben, von diesem Tage an nahm sie schnell und sichtlich ab. Ob die gewaltige Glut der Feuersbrunst die mit Krankheitsstoff verpestete Luft reinigte oder die Krankheits-Abnahme nur eine mit jenem Ereigniß zufällig zusammentreffende Erscheinung war, lassen wir dahin gestellt sein. Der Gesundheitszustand der Truppen hob sich und so konnte man denn gegen Ende August an die Ausführung der Krim-Expedition denken. Für Rußland war die Absicht der Verbündeten gegen die Krim kein Geheimniß geblieben, denn Monatelang vorher war dieselbe in den Zeitungen verhandelt worden. Es lag etwas Lächerliches in dieser ganzen Geschichte, eine Unvorsichtigkeit, für die es eigentlich keinen Namen giebt. Wird nicht Jedermann, wenn er nur wenige Tage früher erfährt, daß ihm feindlich Gesinnte sein Haus demoliren wollen, alle in seiner Macht stehenden Mittel aufbieten, um den drohenden Angriff unschädlich zu machen? Das kleinste deutsche Wochenblatt besprach die projectirte Krim Expedition und Rußland, dessen Augen und Ohren, so zu sagen, allgegenwärtig sind, hätte allein nichts von dem ihm in Aussicht stehenden Gewitter gewahren sollen, während die ganze Welt von diesem „Geheimniß“ wußte? Das war nicht denkbar und die Folge lehrte zur Genüge, daß man russischer Seits in Sebastopol sehr gefaßt auf diesen Sturm war.

Die neuere Kriegsgeschichte bietet keine ähnliche Täuschung, wie die, in welcher sich die Verbündeten hinsichtlich der Krim befanden. Man glaubte fest, Sebastopol sei durch einen Handstreich zu nehmen, es bedürfe nur eines raschen Angriffs, man glaubte dies, weil man weder das Terrain, noch die Vertheidigungsmittel dieser Seefestung kannte, weil man die Russen hinsichtlich der Zähigkeit ihrer Ausdauer und ihrer Tapferkeit gar nicht kannte und sie deshalb unterschätzte. Selten wohl sind die

Früchte einer Täuschung so bitter gewesen, als diejenige, welche den Alliirten schon den gewissen Sieg im Umsehen voraus erblicken ließ. Wie sehr der Gedanke, daß es eben nur eines kecken Auftretens bedürfe, um Sebastopol in die Tasche zu stecken, im Heere der Verbündeten überhand genommen, ging aus des Oberbefehlshabers, Marschalls Saint-Arnaud am 25. August erlassenen Proclamation an die französischen Truppen zu Varna unwiderlegbar hervor. Sie lautete:

„Soldaten!

Inmitten der traurigen Verhältnisse, welche man vergessen muß, habt ihr schöne Beispiele der Ausdauer, Ruhe und Thatkraft gegeben. Die Stunde des Kampfes und des Sieges ist gekommen. Der Feind hat uns nicht an der Donau erwartet. Seine demoralisirten, durch Krankheit gelichteten Reihen entfernen sich mühsam aus dieser Gegend. Vielleicht hat uns die Vorsehung der Prüfung in diesen ungesunden Länderstrichen entheben wollen; sie ist es auch, die uns nach der Krim, einem eben so gesunden Lande, wie das unsere ist, ruft, sie ist es, die uns nach Sebastopol, dem Sitze der russischen Seemacht, führt, um dort das Pfand des Friedens und die Rückkehr zum heimathlichen Herde zu finden.

Das Unternehmen ist groß und eurer würdig; wir werden es mit Hilfe des größten militärischen und maritimen Aufwandes, der bis jetzt gesehen wurde, zu Stande bringen. Die vereinigten Flotten mit ihren 5000 Kanonen und ihren 25,000 braven Matrosen, eurere wetteifernden Waffengefährten, werden nach der Krim eine englische Armee überführen, deren Tapferkeit eure Väter achten lernten, eine Abtheilung jener osmannischer Soldaten, die unter euren Augen die Probe bestanden haben, und eine französische Armee, die ich mit Recht und Stolz die Elite unseres ganzen Heeres nenne. Ich ersehe hierin mehr als ein Pfand für den Sieg, ich erblicke den Sieg selbst. Generale, Corpscommandanten, Offiziere aller Grade und Waffengattungen, ihr werdet mein Vertrauen theilen und dieses Vertrauen euern Soldaten einzuflößen wissen. Bald werden wir auf den Wällen Sebastopols die drei vereinigten Fahnen mit unserm Nationalaufrufe: Es lebe der Kaiser! begrüßen."

Wir haben erwähnt, daß die Division Canrobert eine Vorwärtsbewegung gegen die Dobrudscha gemacht hatte, dies Mannöver war keineswegs von einem glänzenden Resultate begleitet. Des Zusammenhanges willen, dürfte es geeignet sein, dasselbe zu schildern, bevor wir zu der Darstellung der Einschiffung der verbündeten Truppen gelangen. Die Dobrudscha ist ein Landstrich, in welcher sowohl die russischen als die türkischen Befehlshaber ihre Truppen nicht gern lang verweilen ließen, um den unausbleiblichen Verlusten zu entgehen, die stets eine Folge des verderblichen klimatischen Einflusses und des Mangels an Lebensmitteln daselbst sind. Die kriegerische Wirksamkeit beider feindlichen Theile erstreckte sich daher in der Dobrudscha auch nur auf Streifzüge.

Indem das Gros der russischen Armee in den Fürstenthümern sich zurückbewegte, zerstörte die russische Division Uschakoff, die türkischen Donaufestungen in der Dobrudscha, Matschin, Hirsowa, Gedschid und zog sich ebenfalls zurück. Die Türken waren gleichfalls nicht müssig, Streifpartien von Basardschik und Varna aus gegen den Trajanswall zu senden, um den Abzug der Russen zu beobachten. Die Gewißheit, daß die Russen die Dobrudscha räumten, hatte den bei Tschernawoda stehenden Khan Mirza so sicher gemacht, daß er alle Vorsichtsmaßregeln vernachlässigte. Er sollte jedoch schnell inne werden, daß er es mit einem Feinde zu thun habe, der keine Gelegenheit so leicht vorübergehen läßt, wenn es gilt, einen Schlag auszuführen. Mitten in der Nacht vom 23. zum 24. Juli überfiel der Oberst, Fürst Lubomirski, mit 3 Sotnien Kosaken das Lager Mirza's. Von den hier befindlichen 800 Türken blieben 150 auf dem Platze, 40 wurden gefangen und außer 90 Pferden fiel auch die Kasse sammt

Verlag von J. G. Walde in Löbau. — Druck von Ferdinand Kühle in Dresden.

der Correspondenz des Khans, der sich nach Karassu rettete, in die Hände der Russen.

Zur selbigen Zeit, als die Türken diese Niederlage erlitten, bewegte sich auch die Division Canrobert vorwärts nach Kustendje. An Stelle des Generals Canroberts, welcher sich auf einer Recognoscirungsfahrt gegen Sebastopol befand, führte General Espinasse das Commando der Division. Khan Mirza forderte ihn auf, die Russen zu züchtigen und Espinasse, welcher nur Befehl hatte, die Truppen bis Kustendje zu führen, unternahm auf eigene Faust einen Zug in die Dobrudscha, der ihm aber an 1000 Mann kostete, die den Anstrengungen des Marsches und der Cholera zum Opfer fielen. Er hatte sich zu der Eigenmächtigkeit, dieses Mannövre auszuführen, durch den Mißmuth der Soldaten verleiten lassen, welche nach Kampf mit den Russen verlangten und nicht der Cholera zum Opfer fallen wollten. General Espinasse führte die stark in Verlust gerathene Division zu dem Gros der Armee zurück, doch er selbst war krank vor Kummer und in Folge des klimatischen Einflusses. Die Folge seiner Eigenmächtigkeit war vor allen Dingen die Enthebung seines Postens und seine Rücksendung nach Frankreich, um sich daselbst vor einem Kriegsgerichte zu rechtfertigen.

Im Uebrigen hatten die Russen auch nicht den mindesten Nachtheil durch Espinasse's Expedition erlitten, sie machten nach wie vor von Bessarabien aus gelegentliche Streifzüge in die Dobrudscha, indem sie bei Isaktscha über die Donau gingen. Erst im November ward diesen Gelegenheits-Expeditionen, welche die ohnehin elende Landstrecke noch vollends zum Orte alles Unglücks machten, ihr Ende. Wie sehr die Dobrudscha den Augen der Russen als ein Land des Elends erschien, ging aus dem schon vor Espinasses unglücklichen Zug von dem russischen Oberbefehlshaber, Fürsten Gortschakoff an die Einwohner der Dobrudscha erlassenen Aufruf hervor, welchen wir, da er die Eigenthümlichkeit der russischen Ausdrucksweise auffallend reichlich enthält, hier einschalten.

„Nachdem es unsern **siegreichen** von Gott gesegneten Truppen gelungen ist, die wilden Türken von euch wegzutreiben und euch in den Ausübungen eurer Religion, die zugleich die unsrige ist, beizustehen, so halte ich es für Pflicht euch aufmerksam zu machen, daß wir uns von hier entfernen müssen, um **einen andern Feind, der sich uns in den Weg legt, zu bekämpfen.** Wir hoffen zu Gott, daß es uns gelingen wird, denselben eben so zu bekämpfen wie die Türken (merkwürdige Ansicht, wenn man sich vor dem Feind zurückzuziehen genöthigt ist). Betet für unsern Sieg in euern Kirchen, die wir jetzt wieder so reichlich beschenkt haben. Stolz glänzen die geheiligten russischen Kreuze von euern Thürmen herab, und nie mehr werden es die Ungläubigen wagen, euch dieselben wieder herabzunehmen. Wenn wir auf eine Zeit von euch wegziehen, so werden die Türken wieder über euch herfallen (wie paßt das zu der vorigen Phrase?), und an euch Rache ausüben, weil sie zu unvermögend sind, sich an uns zu rächen. Zieht mit uns; der Czar thut euch hiermit kund und zu wissen, daß sein heiliges Reich groß genug ist, hundertmal so Viele aufzunehmen, als ihr seid und euch anständig zu ernähren. Dort, jenseits des Wassers, auf der linken Seite des Dniestr, sind große, fruchtbare und gesunde Strecken Landes, die bei geringem Fleiß reichlichen Gewinn bringen; dorthin zieht und verlaßt **diese gottverfluchte unwirthbare Gegend.** Wer diesem Rufe Folge leistet, ist mit uns und erhält von Sr. Majestät dem Czar reichliche Unterstützung an Geld und Getreide; wer aber hier verbleibt und nicht mit hinüber in unser Gott gesegnetes Land zieht, der ist gegen uns, und der Fluch des Herrn wird ihn treffen und der Zorn unsers Czaren ihn ereilen."

Wahrlich, wenn man diese Proclamation liest, sollte man glauben, es sei ein Stück aus einem alten jüdischen Propheten, wie die Bibel die Schriftstücke derselben enthält, wenigstens ist ein sehr starker Beigeschmack von Jeremiä, Jesaiä und anderer Propheten Sprache dabei zu

verspüren. Was die Art und Weise, den Inhalt der Proclamation den Leuten der Dobrudscha ans Herz zu legen, anlangt, so war sie eben so vollkommen russisch. Kosakenschwärme durchzogen mit der Proclamation die Ortschaften und mißhandelten alle diejenigen, welche sich nicht dazu bereit erklärten, mit ihnen über die Donau zu ziehen. Das war freilich ein sehr verständliches Mittel, die Leute zur Einwilligung zu bringen. Indeß überall schlug es doch auch nicht an. Unter anderen kamen am 5. Juli 10 Kosaken in die Gemeinde Kassintschi und wollten auf ihre bekannte Art, d. h. mit dem Kantschu Proseliten für die Auswanderung gewinnen, doch die kleine Gemeinde nahm diese Demonstration sehr übel auf, schlug von den 10 Drängern 9 todt und da die Russen dies Hausrecht an den Bewohnern von Kassintschi bestrafen wollten, rotteten sich sämmtliche umliegende Gemeinden zur Abwehr gegen sie zusammen. Zufälligerweise kam auch die Nachricht, daß Mustapha Pascha mit 25000 Mann bereits bis nach Satibey vorgedrungen sei, weshalb die Russen es ihrer eigenen Sicherheit wegen für gut fanden, die renitenten Gegenden vor der Hand ungestraft zu lassen und sich selber zu salviren. Was diejenigen betraf, welche mit den Russen in's gelobte Land jenseits des Dniestr's gezogen waren, so befanden sie sich bald in der Lage von Menschen, die sich der Leichtgläubigkeit anzuklagen haben; die Meisten benutzten die sich ihnen zeigenden Gelegenheiten, um nach der Heimath zurückzukehren.

Wenden wir uns jetzt zu der Einschiffung des verbündeten Heeres. Die Bucht von Varna war ganz und gar mit Fahrzeugen aller Art angefüllt, die zur Ausschiffung bestimmten flachen Schiffe füllten alle Räume zwischen den großen Schiffen aus. Die Kanonenboote der Türken waren gleichfalls requirirt worden. Man hatte die Methode angewendet, mehrere derselben zusammenzubinden und Brücken oder Bretterböden von 30 bis 40 Fuß Breite darüber zu legen, die eine fast gleiche Anzahl von Menschen und Pferden tragen können. Die Admirale hatten bezüglich der Ausschiffung verschiedene Versuche angestellt und gefunden, daß man in Einer Stunde, freilich mit großem Aufwand von Kräften, 12000 Mann ans Land setzen könne. Die Transportflotte hatte nah an 40,000 Schanzkörbe und Erdsäcke am Bord, um sogleich nach der Landung innerhalb 24 Stunden ein verschanztes Lager bilden zu können. Die erste Division bestand aus 14000 Franzosen und 700 Pferden nebst 7 Batterien mit 35 Kanonen, die zweite aus 10000 Türken und 800 Pferden, die dritte aus 21,000 Engländern mit 1000 Pferden und 36 Kanonen. Das erste Expeditions-Armeecorps zählte also gegen 50,000 Mann, die durch Nachschub von ungefähr 30,000 Franzosen und 5000 Engländern verstärkt wurden. Man hatte Lebensmittel auf 2 Monate mitgenommen und die Nachsendungen von Konstantinopel waren bestimmt, die Armeen fortwährend mit Proviant zu versorgen.

Sämmtliche englische, französische, türkische und egyptische Kriegsschiffe und die Transportschiffe gingen am 6., 7. und 8. September vom besten Winde begünstigt, in See. Es war eine wahrhaft stolze Armada. Sie zählte 100 Dampfer, 50 Linienschiffe und 300 kleinere Fahrzeuge verschiedener Gattung. Kurz vor Abgang der Transportflotte wurde zu den 40,000 Schanzkörben auch eine Unmasse Sand- und Wollsäcke zum Batteriebau noch geladen. Auf zwanzig kleineren Schiffen wurden 1000 bulgarische Bauern nebst Schanzzeug untergebracht, welche man gegen gute Bezahlung für den Schanzen- und Batteriebau engagirt hatte. Marschall Saint-Arnaud befand sich am Bord der „Ville de Paris (Linienschiff)“, welche von dem Dampfer Napoleon ins Schlepptau genommen wurde. Das Gros der Flotte schwamm am 7. September bereits auf hohem Meere. Die ganze Flotte bestand, alle kleinen Fahrzeuge mit eingerechnet, in 600 Segel, und in der That konnte den Vertheidigern der Krim bei deren Anblick wohl eine Bangigkeit ankommen, ob sie solchem Aufwand von Macht widerstehen könnten.

Werfen wir einen Blick auf die bisherigen

Lebenscarrieren des französischen und englischen Oberbefehlshabers, die wohl nicht ahnten, daß sie auf der Krim ihren Tod finden sollten.

Armand Jacques Saint-Arnaud le Roy, im Jahre 1801 geboren, war im Jahre 1836 noch Lieutenant, ging 1839 als Bataillonschef zur algier'schen Fremdenlegion, zeichnete sich in vielen Gefechten, besonders bei der Einnahme von Medeah durch Muth und Tapferkeit aus, wurde 1842 Obristlieutenant, errang am 30. Januar 1843 den Sieg bei Brin Ferrah, und nahm als Oberst Theil an der Schlacht bei Delly. Jedes Jahr erhob ihn zu höherem Range, so daß er 1849 General und 1850 Commandant der Provinz Constantineh ward, von wo aus er seinen berühmten Zug nach Kleinkabylien machte, bei welcher Gelegenheit er in 26 Gefechten einen großen Theil des Landes der französischen Herrschaft unterwarf. Anfangs 1851 wurde er Divisionsgeneral und am 26. October desselben Jahres Kriegsminister. Besonders thätig bei dem Staatsstreich vom 2. December 1852, der den Präsidenten Napoleon zum Kaiser erhob, wurde er gleich am nächstfolgenden Tage zum Lohne dafür zum Marschall von Frankreich, Senator und Kriegsminister des Kaiserreichs ernannt, welche Würden er am 11. März 1854 mit der hohen Stellung eines Chefs der Orient-Armee vertauschte.

Kürzer ist die Schilderung der militärischen Laufbahn des englischen Obergenerals.

Fitzroy James Henry Somersest, Baron von Raglan, als jüngster Sohn des Herzogs von Beaufort am 30. September 1788 geboren, kaufte sich frühzeitig eine Offiziersstelle, war mit 20 Jahren Kapitän und machte den ganzen Krieg gegen Napoleon I. in Spanien mit. In der Schlacht bei Waterloo, wo er als Obristlieutenant commandirte, wurde er so schwer am rechten Arm verwundet, daß er sich denselben abnehmen lassen mußte. Er avancirte ziemlich schnell und war nach dem Tode des Herzogs von Wellington, Pair- und Master-General, was so viel als General-Feld-Zeugmeister bedeutet. Man schätzte ihn wegen seiner hohen militärischen Bildung ungemein und rühmte auch seinen Charakter als sehr leutselig gegen seine Untergebenen.

Landung, Kämpfe und Belagerung Sebastopols behalten wir, da sie in der Geschichte dieses Krieges eins der inhaltreichsten Kapitel bilden, für die später folgenden Abschnitte unseres Geschichtswerkes vor, um das Ganze dieses großen Kampfbildes nicht zu zerstückeln. Bis zum Beginn dieser Schilderungen haben wir unsrer Leser Aufmerksamkeit auf drei wichtige Punkte zu leiten: 1) auf die Räumung der Donaufürstenthümer von Seiten der Russen und die durch die Oestreicher erfolgte Besetzung der Moldau und Walachei; 2) auf die Vorgänge auf dem asiatischen Kriegsschauplatz; 3) auf die Thätigkeit der verbündeten Flotte im schwarzen Meere.

Hinsichtlich der Räumung der kleinen Walachei war das Ufergebiet des Schylflusses in den letzten Tagen des Mai's vollkommen von der russischen Nachhut verlassen, nicht so war derselbe Fall auf dem Ufergebiet der Aluta. Ihr linkes Ufer, der Distrikt Oltul war noch vollständig, das rechte Ufer theilweise, und zwar im südlichen Theile des Distriktes Romanetz von den russischen Vorposten besetzt. Der hohe Wasserstand der Aluta, eines sehr reißenden Stromes war die Ursache, daß die Russen den Uebergang nicht so leicht bewerkstelligen konnten. Nur ein glücklicher Zufall sicherte unter diesen Umständen die sich zurückziehenden Russen vor einem harten Schlage. Der bekannte türkische Anführer Iskender Bey hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß das russische Detachement unter Oberst Pustowoitoff, welches aus 2 Bataillonen, 4 Sotnien Kosaken und 6 Kanonen bestehend, von Karakal, wo es bisher gestanden und keine Boote zur Ueberschiffung der Aluta auftreiben konnte, sich gezwungen sah, auf Betschka zu marschiren, um die daselbst befindliche, nach Slatina führende Brücke zu erreichen. Der kleine Ort Oltez war vom genannten Oberst zum Nachtquartier auf dem Marsche seiner Truppen bestimmt worden. Mit dieser durch Kundschafter ihm gewordenen Kenntniß wollte Iskender

Bey einen Schlag gegen diese Feindes-Abtheilung ausführen, brach in der Nacht des 27. Mai von Krajowa mit 5000 Baschi-Bozuks auf und griff am folgenden Tage die Russen in der Flanke an. Der Streich wäre vollkommen gelungen, wenn die Türken nicht zu sehr von dem eiligen Nachtmarsche ermüdet und ihr Haupttrupp nicht drei Stunden später als ihre Vorhut an Ort und Stelle eingetroffen wären. Daher hatten die Russen es nur mit einer kleinen Abtheilung Türken zu thun und dieser glückliche Umstand war die Ursache, daß die Angegriffenen, wenn auch unter beständigem Gefecht, doch ohne bedeutende Verluste, Gonislu erreichen konnten.

Die türkischen Streifpartien auf dem Terrain zwischen Krajowa, Karakal und Slatina wurden den Russen überaus lästig und deshalb erhielt der Oberst Karamsin vom General Liprandi am 28. Mai Ordre, mit 6 Schwadronen des Husaren-Regiments „Fürst von Warschau," 1 Sotnie Kosaken vom 38. Regimente und 4 Geschütze einen Streifzug gegen diese Feindesschwärme auf dem Terrain von Brankoweni und Karakal zu unternehmen. Iskender-Bey, der Befehlshaber der türkischen Vorposten ließ den Obersten mit Absicht unangegriffen vordringen und das kleine sumpfige Flüßchen Teslui überschreiten, um ihn in der Meinung zu bestärken, man zöge sich vor ihm zurück. In der That gab sich der Oberst der Täuschung hin, die Türken fürchteten sich vor einem Zusammenstoße mit ihm und dieser Wahn veranlaßte ihn, die gewöhnlichen Sicherheits-Maßregeln nicht zu beobachten. Die Erkenntniß dieses großen Irrthums kam jedoch plötzlich; kaum hatten die Russen das genannte Flüßchen hinter sich, als Iskender Bey wie ein Sturmwind über sie herbrauste und ihnen eine vollständige Niederlage beibrachte. 400 Russen blieben außer dem Obersten und 2 Offizieren todt auf dem Kampfplatze, 16 Offiziere trugen harte Wunden davon. Sämmtliche Geschütze fielen in die Hände der Türken, die indeß auch 200 Todte und Verwundete hatten. Mit Mühe gelang es dem Oberstlieutenant Dila die versprengten feldflüchtigen Trümmer des russischen Detachements jenseits des Teluiflusses zu sammeln und den Rückzug anzutreten.

Die Nachricht von dieser Schlappe war keineswegs ermuthigend für die Belagerungstruppen vor Silistria. General Liprandi sah sich genöthigt, eine beobachtende Stellung am linken Alutaufer einzunehmen. Iskender Bey war schlau genug, die von ihm befehligten türkischen Streifcolonnen nach Krajowa zurückzuführen, als General Liprandi eine starke Recognoscirung auf dem rechten Aluta-Ufer in Person unternahm. Natürlich kam es nun zu keinem Kampfe zwischen Türken und Russen, da Liprandi weder auf dem Terrain gegen Krajowa und Karakal, noch auf der Strecke bis Balasch auf einen Feind stieß.

Krajowa, die Hauptstadt der Kleinen Walachei, war schon am 17. Mai in die Hände der Türken gekommen.

Der von Petersburg im Lager vor Silistria angelangte Befehl, die Aufhebung der Belagerung und Räumung der Donaufürstenthümer betreffend, nahm zur Bewerkstelligung der letzteren Aufgabe viel Zeit in Anspruch. Die Kämpfe, welche während dieses Rückzuges zwischen den Russen und den ihnen folgenden Türken sich ereigneten waren ihrer Natur nach nichts weiter als kleine unbedeutende Plänkeleien, denn das Flußnetz, welches sich über das ungeheure Rückzugsterrain verbreitet, begünstigte, obwohl es große Schwierigkeiten bezüglich des fortzusetzen den Truppenmarsches und der Fortschaffung der Cavalerie und der nöthigen Bagage bot, die Russen gegen etwaige türkische Angriffe. Da ist die Aluta, ein nicht schiffbarer Fluß, der den Schyl in sich aufnimmt, die Kleine Walachei von der Großen trennt und der türkischen Festung Nicopolis gegenüber in die Donau fällt. Der Argis oder Arschis nimmt die Dimbowitza, ein sumpfiges Wasser, in sich auf und mündet bei Oltenitza in die Donau. Die Jalonnitza, welche fast parallel zur moldauischen Grenze läuft, die Steppen zwischen Bukarest und Galacz durch-

schneidet und in die untere Donau fließt, bildete für den Rückzug der Russen eine höchst wichtige Linie. Der Sereth scheidet von Kaljeni bis Galacz die Moldau von der Walachei und nimmt auf dieser bedeutenden Strecke den Buseo und den Rimnik in sich auf, auch er ergießt sich unweit Galacz in die Donau. Oberhalb der angegebenen Strecke von Kaljeni bis Galacz fließen dem Sereth die Moldau, die Bistritza, der Tratusch und die Byrlat zu.

Diese kurzen Angaben werden als Beweis genügen, daß Walachei und Moldau mit einem seltsam sich verzweigenden Flußnetze begabt sind, welches bei Kriegszeiten den kämpfenden Parteien entweder günstige Stellungen oder Hindernisse bietet.

Nachdem die Silistria belagernden Truppen sämmtlich den ersten Schritt zum Rückzuge gethan, d. h. sich wieder auf das linke Donauufer begeben hatten, nahmen sie an der Jalonnitza Stellung, der linke Flügel Lüders bei Hirsowa, das Centrum Dannenberg bei Urstitscheni, der rechte Flügel Liprandi bei Plojeschti. Aber noch gab es einen großen glänzenden Kampf zu bestehen, den um die oberhalb Silistria an der Donau gelegene türkische Festung Ruscuck. Diese Festung am Einflusse des Lom in die Donau, erhebt sich auf einem 90 Fuß hohen Hügel, der steil gegen das Ufer abfällt. Als die Russen ihre Demonstration gegen Silistria begannen, war es selbstverständlich, daß die Einnahme von Ruscuck mit in ihren Plan gehöre. Omer Pascha ließ deshalb die Befestigungen an der Landseite verstärken und die Wasserfront der Festung mit Uferbatterien versehen. Desgleichen waren bedeutende Truppenmassen herangezogen worden, so daß gegen Ende Juni, als die Russen von Silistria sich wegwendeten, 30—40000 Mann Türken in Ruscuck standen. Allein 10000 Egypter, deren Tapferkeit in der türkischen Armee zum Sprichworte geworden, gehörten unter die Zahl der Vertheidiger dieser Feste.

Zur Beobachtung derselben wurde von den abziehenden Russen das Detachement des Generals Soimonoff bei Giurgewo zurück gelassen, welches aus 8 Bataillonen der 10. Infanteriedivision, dem Tomskischen und dem Koliwanschen Jägerregimente und 8 Schwadronen des Husarenregiments „Großfürst Thronfolger“ bestand. Vor Ruscuck liegt eine 1 deutsche Meile lange Insel, Namens Radowan, und ist von dem walachischen Ufer nur durch einen schmalen Arm der Donau getrennt, weshalb die Russen sie mittels 2 Brücken mit dem walachischen Festlande verbunden hatten. Auf Radowan standen die russischen Vorposten, die rechte Seite der Insel wurde von 2 Compagnien und den Scharfschützen des Tomskischen Regiments mit 4 Batterien, die linke Seite durch 2 Compagnien und Scharfschützen des Koliwanschen Regiments mit 4 Kanonen besetzt gehalten. Außer Radowan giebt es noch ein paar Inseln in der Nähe, Tscharin und Mokan, beide das ganze Frühjahr hindurch im Besitze der Türken und daher sorgsam von den Russen mittels Wachtposten überwacht.

Am 3. Juli eröffneten die Türken aus der Festung sowohl als aus den Uferbatterien ein mörderisches Feuer auf die jenseits sich befindenden Russen, indeß ohne Erfolg. Doch das war nur ein Vorspiel. Am nächsten Tage bemerkten die Russen ein rühriges Treiben in der Bucht von Ruscuck und ein Ansammeln von Böten aller Art im Lom — dies deutete auf einen von den Türken beabsichtigten Streich. Sogleich zog General Soimonoff den Generalmajor Baumgarten mit 4 Bataillonen des Infanterie-Regimentes Tobolsk, das Bugsche Ulanen-Regiment und 1 Positionsbatterie an sich. Was man erwartet, geschah. Am 5. Juli früh 3 Uhr führten die Türken unter dem Schutze ihrer Uferbatterien Truppen auf Kähnen nach der Insel Mokan hinüber. Ein vom Generalmajor von Baumgarten, welcher seine Batterie grade der Insel gegenüber aufgestellt hatte, geleitetes Feuer war so mörderisch, daß die Türken öfterer umzukehren gezwungen wurden. Dem Anscheine nach durften sich die Türken keine Hoffnung auf glückliche Durchführung ihres Planes machen,

indeß ihr Führer, der tapfere Beiram-Pascha, verzagte unter den schwierigen Umständen nicht und es gelang ihm endlich eine starke Anzahl Truppen und 4 Kanonen auf Mokan überzuführen. Nun waren die Türken Herren der Insel und begannen sogleich den Bau von Batterien.

Der ganze 6. Juli ging unter diesen Vorbereitungen vorüber. Am 7. Juli verkündete gleich in früher Morgenstunde das Geschützfeuer der Festungswerke sammt der Uferbatterien die Absicht der Türken, an diesem Tage wo möglich eine Entscheidung herbeizuführen. Trotz dem russischen Feuer landeten bedeutende Truppenmassen auf Mokan und auf den beiden Spitzen der Insel Radowan. Die Egypter begannen den Kampf auf Radowan mit einem wilden Sturme, die Russen wankten, doch 2 neue Bataillone des Tomskischen Regiments stellten nicht nur das Gleichgewicht her, sondern trieben auch die Türken bis an die äußerste Spitze der Insel zurück. Hier fanden die weichenden Türken einen festen Halt durch frischgelandete Truppen aus der Festung und immer neue Ladungen brachten die Böte herüber. Die russischen Batterien schmetterten manches dieser mit Soldaten schwer beladenen Boote in den Grund, doch das war Alles vergeblich, die Schlacht wüthete mörderlich und als endlich der Abend niederzusinken begann, sahen sich die tapfer kämpfenden Russen genöthigt, ihre Position auf der Insel aufzugeben, unterm Schutze der Nacht das walachische Ufer zu gewinnen, hinter ihnen wurden von ihren Pontonieren die Verbindungsbrücken abgetragen.

Omer-Pascha befand sich persönlich in Ruscuk und ließ ein Mannövre ausführen, welches die Division Soimonoff von ihrer Verbindung mit dem Gros der russischen Armee abschnitt. Er befahl nämlich an vier verschiedenen Punkten unterhalb Giurgewo frische Truppenabtheilungen mittels Booten über die Donau zu setzen, um den sich zurückziehenden Russen auf dem walachischen Ufer die Straße nach Frateschti zu sperren. Alles wurde pünktlich ausgeführt und den Russen blieb nur ein Ausweg sich zu retten, der, sich durch den sie umzingelnden Feind zu schlagen. Nur unter großen Verlusten konnte Generallieutenant Soimonoff die Höhen von Frateschti gewinnen und wäre nicht General Chruleff glücklicher Weise ganz rechtzeitig mit 5000 Mann auf dem Schlachtfelde erschienen, würde die Division Soimonoff von einem furchtbaren Schlage getroffen worden sein. Die Russen kämpften mit einer außerordentlichen Bravour, daher bezahlten die Türken die Erreichung ihres Planes mit dem bedeutenden Verluste von beinahe 3000 Mann; Ruscuk war jedoch befreit von seinen Feinden und Giurgewo gewonnen. Die Russen hatten auch ziemlichen Verlust, aber da sie in gedeckten Positionen sich befunden hatten, noch nicht das Drittel der angegebenen Ziffer, freilich hatten sie hinsichtlich des Angriffs ungeheure Schwierigkeiten zu bemeistern, die russ. Batterien rissen lange blutige Lücken in ihre Reihen und manches mit türkischen Soldaten belastete Boot sank von den russischen Kugeln zerschmettert mit seiner lebendigen Ladung in die Tiefe des Stromes.

An dem Kampfe gegen die Russen vor Ruscuk nahmen 4 englische Offiziere in den Reihen der Türken als Freiwillige Theil, die Genieräpitäne Bent, Arnold, Meynell und Lieutenant Burke. Der Letztere und Arnold geriethen schwer verwundet in russische Gefangenschaft. Die zu Frateschti stehen gebliebene Division Soimonoff wurde durch die Anordnungen des Generals Dannenberg verstärkt und ihre Verbindung mit dem wieder von Bukarest vorgeschobenen Heerestheilen und dem im Lager von Slobodsega liegenden Theil des Lüderschen Armeecorps gesichert.

Omer Pascha verlegte sein Hauptquartier am 9. Juli nach Giurgewo, ließ die Stadt sofort befestigen, bestimmte das stromaufwärts gelegene Slobodseja zu einem Brückenkopfe für Ruscuk und befahl, daß die türkische Donauflottille sich zwischen Ruscuk und Turtukai concentrire. Sämmtliche am walachischen Ufer sich nun befindenden türkischen Truppen stellte er

unter Said Paschas Befehl. Der Kampf durch welchen Ruscuck befreit wurde, erhielt die Bezeichnung „Gefecht bei Giurgewo.“

Wie die letztgenannte Stadt, so fiel auch Oltenitza in die Hände der Türken. Hier war das Gefecht nicht minder blutig, als bei Giurgewo. Auch hier vertheidigten sich die Russen mit der größten Tapferkeit, indeß, als die Türken die Insel unterhalb Oltenitza genommen hatten und mit Uebermacht nun auf die am walachischen Ufer befindliche Position der Russen drängte, wichen diese endlich. In Bukarest, der walachischen Hauptstadt, verbreiteten die Russen die Kundmachung, Giurgewo sei freiwillig von ihnen geräumt worden, nachdem die Kosaken vorher die Brücken, Faschinen, 5 Segelschiffe und alles Heu verbrannt hätten. Giurgewo liegt Ruscuck gegenüber, die Division Soimonoff lehnte sich an diese Stadt, weswegen Omer-Pascha von der Festung aus die Stadt bombardiren ließ. Die über den Strom setzenden Türken nöthigten sämmtliche in der Gegend umher befindliche Russen zum Abzug. Das scheint dann wenigstens von Seiten der Letztern keine freiwillige Handlung gewesen zu sein. Die russische Darstellungsweise des von Ruscuck aus gegen Giurgewo gerichteten Bombardements war eigenthümlich genug. Man verbreitete in Bukarest den Glauben, Omer Pascha habe auf seine Truppen mit Kanonen schießen lassen müssen, um sie ins Feuer zu treiben. Jedenfalls werden die Bukarester dies nicht geglaubt haben.

Der Eindruck, den die Nachrichten von diesen Unfällen auf den Kaiser Nikolaus machten, war sehr tiefer Natur. Drei Tage lang hielt er sich von Petersburg entfernt und ließ Niemand zu sich, nachdem er den geheimen aber getreuen Bericht des Fürsten Feldmarschalls bezüglich des schlechten Ausganges des Kampfes bei Giurgewo gelesen hatte. Es wird versichert, daß er nach dem Lesen des Berichts folgendes geäußert habe: „Daß man von Silistria zurückgeschlagen werden kann, begreife ich, obwohl ich von dem Fürsten von Warschau mich eines andern versah; daß man aber aus Positionen, die man seit einem Jahre befestigt und vertheidigt mit so großem Verluste sich verdrängen lasse von den wilden Horden der halbnackten Türken, welche vorher erst einen Kampf auf dem Wasser bestehen, dann die von uns befestigten Inseln mit stürmender Hand erobern und zuletzt jede noch so kleine Spanne Landes am diesseitigen Ufer mit Blut erkaufen mußten, so etwas kann ich nicht begreifen.“ Für einen Selbstherrscher, der stets gewohnt ist, seinen Willen als den allein geltenden und zugleich entscheidenden zu betrachten, mag es allerdings ein großer Schmerz sein, so unerwartet daran erinnert zu werden, daß das Schicksal mächtiger ist als er.

Man behauptet, daß erst nach dem Eintreffen der ungünstigen Berichte der Kaiser den Befehl zur Räumung der Walachei gegeben habe, um der Demoralisation seiner Armee zuvorzukommen. Ob dieser Befehl erst nach dem Kampfe bei Giurgewo gegeben oder schon bei der Aufhebung der Belagerung von Silistria erlassen worden sei, ist im Ganzen gleichgültig. Das russ. Obercommando ging bereits am 2. Juli, nachdem der Fürst Feldmarschall sich wegen seiner Herstellung auf seine Güter nach Podolien (diese polnische Woiwodschaft grenzt an die Moldau) begeben hatte, auf den früheren Oberbefehlshaber Fürsten Gortschakoff über. Die Russen hielten die Straße von Frateschti nach Bukarest mit compacten Massen besetzt und ihr sämmtliches Gepäck befand sich auf dem linken Ufer des Arschis. Mit diesem Rückgang der Russen standen die Operationen der Türken im entsprechenden Verhältniß.

Das Gros der Balkanarmee bewegte sich auf Omer Paschas Befehl, 8000 Mann unter Fais Pascha in Schumla als Besatzung zurücklassend, nach der Donau, die tapfern Egypter bekamen die Ordre, sich in Ruscuck zu sammeln und zwei selbstständige Divisionen zu formiren, bisher waren sie der türkischen Armee brigadeweise zugetheilt gewesen. Am 17. Juli hatten die türkischen Truppen — Omer Paschas Hauptquartier befand sich in Ruscuck — nicht nur alle vor Silistria gelegenen Inseln, sondern

auch Olteniza, Simniza und Turnu besetzt; das aus der Kleinen Walachei den Russen nachgefolgte Corps unter Halil Pascha, das unter Kostum Pascha stehende rumelische Armeecorps, desgleichen eine von Beiram Pascha (dem ehemaligen englischen Oberst Lance) befehligte Division der Balkanarmee aus 6 Bataillonen Nizam, 1 Regiment Cavallerie und 2 Batterien mit Geschützen bestehend, hielten die Position Giurgewo - Slobodsia den Russen gegenüber. In Folge einer von Omer Pascha am 21. Juli unternommenen Recognoscierung folgte am nächsten Tage der Befehl, mit 60,000 Mann auf walachischen Grund und Boden einzurücken. Dieser Diversion gegenüber begannen die Russen den Rückzug.

Während der rechte Flügel der Türken von Olteniza aus am Ufer des Arschis gegen Bukarest vordrang, führte der linke Flügel am 27. unweit Slatina, und am 28. Juli bei Timbeni Schläge gegen die Nachhut des Lipranbischen Corps aus. Der Abmarsch der Russen ging wegen den schon angedeuteten Schwierigkeiten bezüglich des Flußnetzes langsam, zudem herrschte auch durch die glühende Sommerhitze und die dadurch erzeugten Sumpfieber entsetzliches Elend unter den russischen Truppen. Hunderte tapferer Soldaten starben täglich dahin und dies war eine der Hauptursachen, warum die russischen Colonnen nur kleine Tagemärsche machen konnten. Am 2. August zogen die letzten russischen Colonnen aus Bukarest. Fürst Gortschakoff versammelte, ehe er die walachische Hauptstadt verließ, sämmtliche Bojaren um sich, dankte ihnen für die Aufnahme der russischen Truppen, empfahl ihrer Menschlichkeit die zurückbleibenden Schwerverwundeten und sagte schließlich, daß nur strategische Rücksichten ihn zwängen, die Stadt zu verlassen, er aber wohl früher zurückkommen werde, als man voraussetze. Hierauf reiste Gortschakoff nach Obileschti ab.

Omer Pascha erließ an die Bevölkerung der Walachei eine Proclamation, in welcher er ihr die feierliche Zusage machte, daß seine Armee das walachische Gebiet nicht zum Schauplatz von Kämpfen machen würden. Nach Abmarsch der Russen werde im vollsten Einverständniß mit Oestreich, Preußen und den Westmächten die verfassungsmäßige Landesverwaltung wieder in ihre volle Wirksamkeit treten. Die Walachen möchten darauf rechnen, daß Rußland den ihnen durch die widerrechtliche Occupation verursachten Schaden seiner Zeit ersetzen werde.

Mit dieser Ansprache waren die Walachen sehr zufrieden, nur was den letzten Punkt in derselben, die durch Rußland zu geschehende Entschädigung betraf, mochten sie ihre eigenen Ansichten haben, indem Jedermann aus Erfahrung weiß, daß Rußland sich noch nie in der glücklichen Stimmung, dergleichen zu thun, jemals befunden hat und die Frage, ob jemals eine solche Hoffnung sich erfüllen werde, höchst problematischer Natur sein dürfte. — Der Abmarsch der Russen zeichnete sich durch die Verbrennung der Brücken und Zerstörung der Communikationsmittel und Verpflegungsvorräthen aus — Pferde, Ochsen u. s. w. wurden mitgenommen.

In der Walachei standen überhaupt folgende russische Truppen: Vom 3. (Osten-Sacken) Armeecorps die 8. und 9. Division Inf. zu je 16000 Mann (32000 Mann); 4. Batterie pro Division (3200 Mann); 2 Ulanen- und 2 Husaren - Regimenter zu je 1200 Mann (4800 Mann); die 7. Division Infanterie (16000 Mann); 4 Batterien (1600 Mann); mithin standen von dem erwähnten Osten-Sacken Armeecorps 57,600 Mann daselbst. Ferner vom 4. Corps (Dannenberg) die 10., 11. und 12. Division Infanterie (48000 Mann); 3 Ulanen- und 3 Husaren-Regimenter (7200 Mann); 12 Batterien (4800 Mann); vom 4. (Dannenberg-schen) Corps also insgesammt 60,000 Mann. Dann vom 5. (Lüders) Corps die 14. und 15. Infanterie - Division (32000 Mann); 6 Regimenter Cavallerie (7200 Mann); 8 Batterien (3200 Mann); also vom 5. Corps 42400 Mann. Zu jedem dieser Corps gehörten 1 Bataillon Scharfschützen, 1 Bataillon Pontonniere und 1 Bataillon Sappeurs, jedes zu 1000 Mann

(9000 Mann); 20 Kosakenregimenter, jedes zu 800 Mann (16000 Mann); endlich vom Dragonercorps 6 Regimenter zu 10 Schwadronen, jede 150 Mann stark (9000 Mann); 2 Regimenter Uralsche Kosaken zu 1000 Mann (2000 Mann) und 48 Geschütze mit 2400 Mann. Die russische Gesammtmacht belief sich demnach auf 198,000 Mann in der Walachei.

Schon am 4. August, also nachdem die Russen bereits 2 Tage von Bukarest fort waren, machte Halim-Pascha eine Recognoscirung von Kalugereni aus bis vor die Thore Bukarests, jedoch führte er sein Corps erst am 8. also 4 Tage später in die Stadt ein. Die Bukarester hatten Alles gethan, den Einmarsch der Türken glänzend zu feiern. Ehrenpforten waren errichtet, die Häuser mit Blumenguirlanden geschmückt. Plätze und Straßen wiesen sich von der freudig gestimmten Bevölkerung überfüllt. Ehe noch Halim-Pascha das für ihn bereitete Palais erreichte, nahten sich ihm auch die Großwürdenträger des Fürstenthums, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen.

Die Großbojaren (der hohe Adel), welchen jedenfalls aus verschiedenen Rücksichten bei diesem Wechsel der Dinge nicht ganz wohl zu Muthe war, erholten sich allmählig von ihren Schrecken, da die Türken nach ihrer Besitznahme Bukarests ganz und gar nicht daran dachten, eine Entwaffnung der Einwohner, wie dies von den Russen geschehen war, anzuordnen, im Gegentheil gemeinschaftliche Besetzung der Wachtposten durch Türken und Walachen befohlen wurde. Diese Maßregel war vollkommen geeignet, allgemeines Vertrauen hervorzurufen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Türken eine außerordentlich weise Mäßigung, eine wahrhaft, Vielen zum Beispiel dienen könnende Klugheit beobachteten, wodurch sie mehr gewannen, als durch Strenge und Zwang. Halim-Pascha erließ eine Proclamation an die Behörden, worinnen er ihnen für jede Unzukömmlichkeit, die sich türk. Soldaten erlauben würden, vollste Genugthuung versprach; zugleich warnte er sie aber vor jedem Einverständniß mit dem Feinde auf das Nachdrücklichste. Alle aus der Walachei kommenden Berichte sprachen sich einstimmig lobend über die strenge Mannszucht der Türken aus. Der türkische Soldat bezahlte seine Bedürfnisse baar, jedes gewaltsame Requiriren wurde unnachsichtlich mit der größten Strenge bestraft. Von den Russen rühmte dergleichen Niemand. Die von denselben in der Walachei zwangsweise contrahirten Schulden sollten sich auf nicht weniger als 40 bis 50 Millionen Piaster belaufen, die Privatschulden nicht mit eingerechnet.

Am 22. August hielt Omer Pascha unter ungeheurem Zudrang der Bevölkerung und einem Blumenregen an der Spitze von 25,000 Mann türkischer Truppen mit 30 Kanonen seinen Einzug in Bukarest. Er wurde von Kantakuzeno (der einstweilen an Stelle des abwesenden Hospodars der Regierung des Landes vorstand) und den Großbojaren empfangen. Hinter ihm ritt der junge Fürst Stourdza (Walache von Geburt), welcher in der türkischen Armee diente. Die türkischen Soldaten in ihren blauen Waffenröcken, weißen Pantalons und rothen Feß (spitze Mütze) sollen einen imposanten kriegerischen Anblick gewährt haben. Es befand sich auch eine kleine Abtheilung Franzosen unter ihnen. Omer Pascha bezog in Gotruschen, dem Sommerpalais des Hospodars, sein Quartier.

Fünfzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Einzelnheiten und der Kriegsschauplatz in Asien.

Scenen in Jassy. — Menschenverkauf in Rußland. — Russische Unterschleife. — Die vier Garantiepunkte. — Zustand der türkischen Armee in Asien. — Freiwilliges Aufgeben der russischen Festungen. — Schamyl. — Kriegsereignisse auf asiatischem Boden. — Eine türkische Amazone. — Der Brief des Propheten. — Die Prophetenfahne.

Hatte Rußland auch in dem unvermuthet hartnäckigen und siegreichen Widerstande der Türken einen Beweggrund zum Rückzug seiner Colonnen gefunden, so war dieser doch kein solcher, daß er einer so großen Macht, als eben die russische ist, die Nöthigung hätte auferlegen können, die, wenn auch widerrechtlich, in Pfand genommenen Fürstenthümer zu räumen. Zu diesem Entschlusse trug vor Allem die am 14. Juni zwischen Oestreich und der Pforte abgeschlossene Uebereinkunft, welche das Einrücken eines östreichischen Corps in die Fürstenthümer zum Zweck hatte, bei. Rußland durfte sich jetzt keinem Zusammenstoße mit Oestreich aussetzen, das ihm eine gut geschulte und vollkommen ausgerüstete Armee entgegen stellen konnte. In der diplomatischen Beziehung beider Großmächte zu einander, lag für Rußland die Nothwendigkeit, Alles zu vermeiden, was Oestreich zum wirklichen Feinde zu machen vermochte und dies war allein das leitende Motiv zur Räumung der Fürstenthümer. Indem Rußland das Letztere in Erfüllung brachte, brach es der feindseligen Stellung Oestreichs sehr geschickt die Spitze ab und es blieb ihm immer noch die Gelegenheit, mittels diplomatischer Umstrickung, Oestreich bei Gutem zu erhalten, ja vielleicht der Annäherung an die Westmächte allmählig zu entfremden und bösen Saamen zwischen Oestreich und diese zu streuen.

Es kann nicht im Plane unseres Werkes liegen, die russischen Rückzugsmärsche in der Moldau dem Leser vorzuführen, darum übergehen wir diese und somit die den Monat August noch in seinen letzten Tagen bezeichnenden Kämpfe zwischen beiden Parteien. Am 1. September kam vom Fürsten Gortschakoff der Befehl, die Moldau zu räumen und dem zu Folge verließ auch General Lüders, welcher mit seinem Corps die moldausche an der Donau gelegene Festung Galacz bis dahin als Stützpunkt des Rückzuges besetzt gehalten hatte, diese Position, nachdem er die Galaczer Festungswerke, so wie die am Sereth gelegenen Uferbatterien hatte schleifen lassen. Am 4. September war dies Alles geschehen, und am 8. wurde die zerstörte Festung schon von den Türken besetzt. Lüders zog sich über den Reni nach Ismail. Fürst Gortschakoff hatte bis dahin sein Hauptquartier in Jassy gehabt, als aber der Rückzug der letzten russischen Colonnen im vollen Gange war, verließ er die moldausche Hauptstadt am 16. September und nahm am 18. sein Hauptquartier in Bender. Die Stützpunkte für die nunmehrige Aufstellung der russischen Streitmacht in Bessarabien waren Ismail, Kischeneff und Chotyne. Das einzige dem Nichtmilitär wichtig scheinende Ereigniß während dem Rückzuge der Russen war die Entwaffnung und theilweise Einverleibung der walachischen und moldauischen Miliz in die

russische Armee, welche Maßregel nur aus falschen Berichten speichelleckerischer russenfreundlicher Offiziere genannter Milizen hervorging. Wir weben wegen der Merkwürdigkeit dieser Thatsache die zu Jassy vorgefallene Scene dieser Entwaffnung und Einverleibung hier ein.

Der Hetmann der moldauschen Miliz, Maurokardato, hatte in den Russen den Glauben erweckt, daß die moldausche Miliz entschlossen sei, sich ihrer Armee anzuschließen. Die Offiziere und Soldaten derselben weigerten sich jedoch, zu den russischen Truppen zu stoßen, und die Drohung des Generals Osten-Sacken, daß sie dazu würden gezwungen werden, vermochte eben so wenig. Die Offiziere, den wackern Artilleriecapitän Filippescu an der Spitze, erklärten: daß sie ihr Vaterland, dem sie Treue geschworen, nicht verlassen würden. Dies geschah am 26. August und es folgte nun folgende empörende Scene: General Osten-Sacken bezeigte den Offizieren sein höchstes Mißfallen, schickte sie in die Kaserne und unterrichtete hiervon den Generalgouverneur Baron Budberg. Dieser begab sich nun selbst in die Kaserne, ließ vier von den dort harrenden Offizieren in ein Nebenzimmer treten und versuchte nun sie durch Anwendung aller Mittel, durch Drohungen, Versprechungen von Gold und Ehre zur Folgeleistung d. h. zum Treuebruche gegen ihren Eid zu verleiten. Als er jedoch sah, daß keins dieser Mittel anschlug, brach er in den heftigsten Zorn aus, vergaß so sehr alle seiner eigenen Stellung schuldige Rücksicht, schrie und tobte so gewaltig, daß man die Drohungen und Verwünschungen, die er ausstieß, weit draußen deutlich vernehmen konnte. Mit den Worten, daß sie degradirt und erschossen werden sollten, stürzte er aus der Kaserne und schrie dem Hetmann zu, sie gleich auf die Hauptwache zu schicken und rief nach dem Commandanten der Batterie. Filippesku trat vor und wurde mit den Worten empfangen: „Mache Dich marschbereit!" Filippescu entgegnete, daß er wie alle seine Kameraden bereits die Ehre gehabt habe, ihren Entschluß dem General Osten-Sacken anzuzeigen und daß sie von demselben nicht abgehen würden. Diese Antwort steigerte die Wuth des Herrn Generalgouverneurs so sehr, daß er den Artilleriecapitän einen Coquin (Schurken) nannte und denselben eigenhändig beim Kragen fassen wollte; Filippescu jedoch griff nach dem Säbel und entgegnete: „Excellenz, ich bin Soldat wie Sie und erlaube Niemand eine Beleidigung gegen mich!" Durch diesen entschlossenen Widerstand arg gedemüthigt, erblaßte Budberg sichtlich und konnte nichts mehr hervorbringen als: „In Arrest mit ihm! auf die Hauptwache!" Die Offiziere sagten: „Nun wohl, wir gehen Alle mit, wir werden auf Untersuchung dieser Sache dringen" — und traten den Weg zur Hauptwache an, wohin sie von allen ihren Kameraden begleitet wurden. Da sie jedoch noch ihre Säbel trugen, schrie Budberg, man solle sie ihnen abnehmen, worauf sämmtliche Milizoffiziere ihm dieselben vor die Füße warfen.

Kaum waren die Offiziere fort, so wendete sich Budberg an die Soldaten und ließ ihnen durch den speichelleckerischen Maurocardato sagen, daß jeder von ihnen würdiger sei, als ihr Commandant (Filippescu), worauf die Soldaten einstimmig erwiederten: „Unser Commandant ist würdiger als jeder fremde General." Sie protestirten gegen Budbergs Drohung, daß sie einen andern Commandanten erhalten sollten und schickten sich an, sich auf die Hauptwache zu stürzen, um ihre Offiziere zu befreien. Auf einen Wink von diesen beruhigten sie sich jedoch. Alle blieben über Nacht auf und bewachten die Kaserne, damit ihre gefangenen Vorgesetzten nicht weggeführt würden. Am folgenden Morgen schickten sie eine Deputation zum Hetmann, um die Befreiung derselben zu erwirken. Da dieser ihnen sagte, er handle auf Budbergs Befehl erklärten sie mit Berufung auf das Militärgesetz, fremde Befehle nicht anerkennen zu wollen. Ihrer Führer beraubt, von ihrem Obercommandanten feige preisgegeben und verrathen, gingen sie wieder auf die Hauptwache los, um ihr Vorhaben nunmehr in Ausführung zu bringen. Abermals gelang es den Vorstellungen ihrer

Offiziere, diese an pflichtmäßigen Gehorsam gewöhnten Soldaten davon abzubringen.

Ein paar Tage vergingen in Ruhe, aber der Zorn Budbergs und Osten-Sackens begnügte sich nicht mit derselben. Am 30. August ließ der Letztere eine Revue (für die russischen Truppen) ansagen. Viel Volk versammelte sich zum Zuschauen. Aber welche Wendung nahm diese Revue! Vier Regimenter Infanterie in Gemeinschaft mit 4 Regimenter Cavallerie und 3 Batterien besetzten die Hauptstraßen. Unrath witternd, denn aus der Walachei her war die Kunde gekommen, auf welche Weise man die dortigen Milizen den russischen Truppen einverleibt hatte, war der größte Theil der moldauschen Miliz auseinander gestiebt, hatte Jassy verlassen. Von 250 Ulanen fanden sich nur 57 ein, sie wurden schnell von den Russen umzingelt. Nun wurde für die Artillerie der Befehl zum Laden gegeben, die Kanonen starrten aus allen Straßen den Milizen entgegen. Das Volk zitterte bei diesen vor seinen Augen gemachten Anstalten. Die 57 Milizen saßen wie steinerne Bildsäulen auf ihren Pferden. Osten-Sacken ging auf sie zu und fragte: ob sie jetzt mit den Russen gehen wollten? Ein einstimmiges „Nein!" war die Antwort. Es gehörte Muth dazu, gegenüber einer Uebermacht von 16000 Mann eine solche Weigerung auszusprechen. Osten-Sacken ließ den unerschrockenen Milizen erklären, daß sie erschossen werden sollten. Abermals erfolgt die Antwort: „Mag es geschehen, wir gehen nicht mit euch." Man ließ sie nun absitzen, vortreten, die Pferde übergeben, jeden einzeln Lanze, Säbel, Helm und Patrontasche ablegen — einige Compagnien stürzten sich auf diese Effecten. Die Ulanen wurden von der russischen Cavallerie umringt und auf der Straße, die nach Podal-Zlover führt, escortirt. Ganz dieselbe Scene wiederholte sich bei der moldauschen Artillerie, von denen auf die Drohung unverzüglicher Füsellirung ein Unteroffizier vortrat, auf den General Osten-Sacken zuging und die Brust entblößend ihm zurief: „Nun lassen Sie also schießen!" Sie hatten das gleiche Schicksal wie die Ulanen, aber ihre Kanonen waren vorher von ihnen vernagelt worden. Die Russen nahmen Alles mit, die vernagelten Kanonen, die Munition, Waffen, Uniformstücke, ja selbst die Strohsäcke. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen ging die im Lager stehende moldausche Infanterie auseinander, so daß nur noch 100 Mann übrig blieben. Sogar das Corps der Gensd'armen und Pompiers löste sich auf.

Aus Petersburg erfolgte, wie spätere Berichte aus Jassy meldeten, die Weisung, den Kapitän Fillippescu nach Sibirien zu transportiren. Der Unglückliche war auf 4 Jahre dahin verurtheilt worden, und soll, wenn die Strafzeit beendet ist, in die kaukasische Armee eingereiht werden. Vor dem Gefängniß, in welchem er in Jassy saß, kam eines Morgens früh ein ganz schwarzer Wagen mit 30 Gensd'armen zu Pferd an, der Gefangene wurde hineingehoben, die Gensd'armen umringtin den Wagen, und nachdem zwei mit geladenen Karabinern Bewaffnete sich auf den Bock gesetzt hatten ging die Fahrt fort. Ob die Vermittlungsversuche zur Befreiung des Beklagenswerthen in Petersburg Gehör finden werden, wußte man nicht.

Wir entnahmen die Schilderung dieser Scenen dem in seinen Berichten als treu bekannte „Wanderer" (östreich. Zeitung). „Man kann also im vollsten Sinne des Wortes sagen: die Russen räumten die Fürstenthümer, indem sie alles nur Mögliche mitnahmen. Wie die Moldauer empört über die russischen Bedrückungen sich erwiesen, so waren es nicht minder die Walachen. Dies traf besonders die armen walachischen Bauern sehr hart, indem man sie zwang, die schweren Positionsgeschütze durch ihr Vieh fortzuschleppen. In der sumpfigen Gegend von Kalarasch mußten sie oft 20 Paar Ochsen vor eine Kanone spannen, um diese von der Stelle zu bringen. Die Russen schlugen mit der Knute auf die Bauern, diese wieder auf die Ochsen, so daß es einen wahrhaften Prügelregen gab. Ein Zug dieser armen Leute und ihrer Thiere war bereits vier Tage auf diese Art gemartert worden, als sie in der Nacht zum fünften Tage

in eine sehr sumpfige Gegend gelangten, wo kaum fortzukommen war. Wie ein Gedanke stieg es bei ihnen auf, die Kanonen hier zu versenken. In wenigen Augenblicken lagen die Kanonen im Sumpfe, das Vieh ward abgespannt und die Bauern, vom Nachtdunkel begünstigt, versuchten mit ihren Ochsen ihr Heil in der Flucht. Die Russen ergrimmten, als sie mit Anbruch des Tags ihre Kanonen im Sumpfe stecken fanden und erst nach zweitägiger Anstrengung, nachdem man andere Bauern wieder aufgetrieben, gelang es, die Geschütze fortzubringen.

Die Russen hatten in der Walachei wie in der Moldau, Alles gethan, um das Volk gegen sich zu empören, man sah sie nicht als Glaubensgenossen mehr, sondern nur als Quäler an, darum auch die unverholenen Freudendemonstrationen der Einwohner, als die Türken Besitz von dem geräumten Terrain nahmen. Es würde parteiisch aussehen, wollten wir sagen, daß eine strenge Regierung, wie die russische, ein Unglück für die Donaufürstenthümer wäre, im Gegentheil nur durch eine kräftige Strenge, jedoch mit Weisheit gepaart, wird es möglich sein, diese beiden, von Gott so reich gesegneten Länder auf eine höhere Stufe der Civilisation zu heben. Durch den Druck, den die Bojaren, von welchen nur einige Wenige gediegene Bildung besitzen, auf das Volk stets ausgeübt haben, ist dies in den Schlamm niedriger Leidenschaften versunken. Man hat dort nicht einmal ein geschriebenes Gesetz, Recht und Unrecht sind daher so ineinander verschlungen, daß es schwer ist, das Recht zu handhaben. Das Volk ist viehisch, Räubereien und Schmutz gehören zur Ordnung, Gerechtigkeit ist daselbst sehr problematischer Natur. Ob Rußland grade die Regierung sein dürfte, welche dazu berufen wäre, die Donaufürstenthümer aus ihrer geistigen und materiellen Versunkenheit zu reißen, bezweifeln wir, da es unmöglich scheint, daß ein Staat, dessen Gesetze den Menschenverkauf gestatten, auf die Hebung des Volkscharakters so günstigen Einflusses sich erfreuen könne. Nur eine Regierung, die ein freies, kein leibeigenes Volk beherrscht, kann solchen Hoffnungen sich hingeben.

In Rußland ist das Volk aber nicht frei, es kann verkauft werden, wie folgendes aus einem russischen Regierungsblatte vom 12. Februar 1838 entnommene Aktenstück beweist. Es lautet: „Wer Lust hat, den Bauer Vero Kusadze, aus dem Dorfe Korelli, Storesklier Bezirkes, und Leibeigener des Fürsten Zizianow, zu kaufen, der verfüge sich zur Auction der dort betreffenden Behörden. Da derselbe am 16. April und an den darauf folgenden drei Tagen zum Verkaufe ausgeboten wird, um damit den Erlös der Schuld von 20 Rubel, die sein Herr, der Fürst Zizianow an den Herrn Obristlieutenant R. gemacht hat, zu tilgen."

Wenn eine Regierung zur Hebung der Donaufürstenthümer befähigt wäre, so dürfte es ohnstreitig die östreichische sein, sie thut viel für Volkswohlfahrt und weiß auch eine gehörige Kraft und Strenge zu üben. Strenge und Humanität müssen vereint sein, soll das Volk der Fürstenthümer sich von der niedern Stufe der Civilisation erheben, auf der es jetzt steht. So regiert, dürften diese Länder bald zu den schönsten und gesegnetsten, seine Einwohner zu den wohlhabendsten der Völker Europas gehören.

Wir haben schon in einem früheren Kapitel der großartigen Betrügereien der russischen Verwaltungsbeamten gedacht, wie solche im Kriege 1828—29 zu Bukarest vorkamen. Als Pendant zu diesen Thatsachen möge die Mittheilung des bekannten Correspondenten Moritz Hartmanns aus Bukarest dienen, welcher mit den nach dem am 8. August 1854 stattgefundenen Abzuge der Russen diese Stadt besetzenden Türken dahin kam. Er schrieb:

„Die Zahl der Hospitäler in Bukarest belief sich auf 18. Sie waren immer von Kranken und Verwundeten überfüllt; trotzdem hatte man in Petersburg von den Krankheiten und Epidemien einen noch weit größern und schrecklicheren Begriff, und das kam so: Man hatte nicht den Muth, nach Petersburg die wahren

Zahlen der auf dem Schlachtfelde Gefallenen oder Verwundeten zu berichten. So wurde nach jedem Kampfe an der Donau die angebliche Epidemie in der Armee stärker, die auf dem Schlachtfelde Begrabenen und Verwundeten wurden auf die Spital-Liste gesetzt, und blieben darauf bis man sie nach und nach als Verstorbene ausstreichen konnte. Mit dem Zwecke der Täuschung war noch ein anderer verbunden. Die Verpflegungsgelder dieser Tausende von Kranken, welche eine, zwei, drei Wochen, wie es hieß, im Spitale zubrachten, aber (weil sie lange schon todt waren) kein Brod mehr aßen, fielen in nicht problematische Taschen. Vom Regime in diesen Spitälern erzählt man uns Dinge, welche man den Zuständen in den türkischen Hospitälern (wo man z. B. Apotheker zu Doctoren avanciren ließ) an die Seite setzen könnte. Die Medizin wurde oft erst zwei, drei, vier Tage, nachdem sie vorgeschrieben war, von den Apothekern bereitet. Meist war der Kranke bei Ankunft des Hilfsmittels schon todt. Ein hiesiger (Bukarester) Arzt hat aus Mitleid mit den armen Soldaten ein Memoire aufgesetzt, das er an den Kaiser Nikolaus schicken wollte, aber man wußte das zu verhindern."

Nachdem die Türken wieder Herren der Walachei geworden waren, marschirten am 20. August die Oestreicher unter Oberbefehl des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Coronini-Cronberg in dies Fürstenthum ein. Es sah gerade aus, als wollte Oestreich eine ernste böse Miene gegen Rußland annehmen und leichtgläubige, schnellerregte Gemüther waren der Meinung, jetzt müsse Rußland zu Kreuze kriechen. Wie wunderbar sich das Blatt wenden könne, daran dachten nur Wenige, nur die Leute, welche sich treue Beobachter der östreichischen Politik seit vielen Jahren nennen und auch dessen diplomatische Handlungsweise in den vergangenen Jahrhunderten sich erinnerten. Wie Rußland einen ganz eigenthümlichen Gang in seiner Politik seit dem großen Peter festhält, so auch Oestreich, so lange das Haus Habsburg das Scepter über dasselbe führt. Die diplomatischen Verhandlungen zwischen Wien, Paris, London, Berlin und Petersburg glichen einem Knäuel, der sich immer mehr ver- statt entwickelt, endlich kam man an einen Punkt, der von allen betheiligten Parteien als ein Haltpunkt betrachtet und mit einer Meisterschaft anatomisirt oder zergliedert wurde; nur Petersburg fand an diesem Skelett keine besondere Freude, weil es gar nicht mit der Richtschnur der russischen Politik, Bereicherung, zusammenstimmte. Frankreich und England erfanden die sogenannten 4 Garantiepunkte, die von Oestreich an Rußland zur Annahme empfohlen, aber, wie sich erwarten ließ, nicht angenommen wurden. Die erwähnten 4 Punkte waren folgende:

1) Das bisher durch den Kaiser von Rußland über die Fürstenthümer Moldau, Walachei und Serbien ausgeübte Protectorat solle für die Zukunft aufhören und die von den Sultanen diesen von ihrem Reiche abhängigen Provinzen bewilligten Privilegien kraft eines mit der Hohen Pforte abgeschlossenen Uebereinkommens unter die Gesammtgarantie der Mächte gestellt werden; 2) die Schifffahrt auf der Donau an ihren Mündungen solle von jedem Hinderniß befreit und der Anwendung der durch die Akten des Wiener Congresses geheiligten Grundsätze unterworfen werden; 3) der Vertrag vom 13. Juli 1841 sollte gemeinschaftlich durch die hohen abschließenden Parteien revidirt werden im Interesse des europäischen Gleichgewichtes und im Sinne einer Beschränkung der Macht Rußlands im schwarzen Meere; 4) Gar keine Macht solle das Recht beanspruchen, ein amtliches Protectorat über die Unterthanen der Hohen Pforte auszuüben, welchen Glaubensbekenntniß sie auch angehören, dagegen sollten aber Frankreich, Oestreich, Preußen, England und Rußland sich ihren wechselseitigen Beistand leihen, um von der Initiative der türkischen Regierung die Bestätigung und Beachtung der religiösen Privilegien der verschiedenen christlichen Gemeinden zu erwirken und im gegenseitigen Interesse ihrer Glaubensgenossen die von Sr. Majestät dem Sultane bekundeten groß-

müthigen Absichten zu benutzen, ohne daß daraus eine Schmälerung für die Würde und Unabhängigkeit seiner Krone erwüchse.

Nachdem die Bevollmächtigten Frankreichs und Englands in Wien nach Abgabe benannter 4 Punkte erklärt hatten, daß sie keinen Vorschlag des Cabinets von Petersburg in Erwägung ziehen wollten, der nicht eine volle und gänzliche Annahme jener Principien ausspräche, übernahm Oestreich die Verbindlichkeit, „nicht anders als auf die erwähnten Grundlagen hin zu unterhandeln" — Preußen blieb dieser Uebereinkunft fremd. Die von Seiten Rußlands vollzogene Räumung der Donaufürstenthümer machte also diesen Punkt von dem Felde der Diplomatie verschwinden. So standen die Dinge am Ende des Monats August. Sie waren abgerechnet des wegen strategischen Rücksichten erfolgten Rückzugs der Russen um kein Haar weiter gediehen als vorher, im Gegentheil hatte die Aufstellung der 4 Garantiepunkte die Angelegenheit in ein Stadium von Verwickelungen gebracht, die zu Allem, nur zu keinem Einverständniß führten, da Rußland dieselben unter keinen Umständen annehmen konnte, oder je annehmen kann, will es sich nicht selbst vor aller Welt schänden. Die Westmächte hatten, als sie diese Punkte aufstellten, noch nicht die Herrschaft über eine Quadratelle russischen Besitzes gewonnen und es würde mehr als lächerlich gewesen sein, wenn Rußland sich zu einer Zusage hätte bequemen sollen, wo es noch nicht geschlagen worden war. Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit den Ereignissen auf dem asiatischen Kriegsschauplatze zu. Der Leser wird sich erinnern, daß der Feldzug auf asiatischem Gebiete im Jahre 1853 von sehr schlechten Resultaten für die Türken begleitet war. An Stelle des zum Kriegführen gänzlich unfähigen Achmed Pascha, der seines Postens entsetzt und in die Gefangenschaft nach Konstantinopel gebracht wurde, übernahm Zarif Mustapha Pascha das Amt eines Generalissimus der anatolischen Armee. Aber welche Herculesarbeit wälzte sich auf dieses Mannes Schultern. Die anatolische Armee war zu einer großen Bande Vagabonden herabgesunken, sie war im höchsten Grade demoralisirt, eine Gesellschaft raub- und beutelustiger Schaaren, von einer regelmäßigen Verpflegung, von einem Ersatz der Bekleidungs- und Armaturstücke war keine Rede, es war eine Armee in Lumpen, deren schrecklicher und abscheulicher Zustand noch mehr durch das Wüthen des Typhus, dem täglich gegen 60 Mann erlagen, weil an ein geordnetes Medicinalwesen gar nicht zu denken war, noch mehr herunter gebracht wurde. Der Scorbut gesellte sich noch zum Typhus und um das Elend dieser Armee zu vergrößern, auch noch Zwietracht und Eifersucht unter den höheren Befehlshabern. Unter diesen befanden sich viele Polen und diese Flüchtlinge unterließen nicht, jenes Kardinalübel, an welchem ihr Vaterland Polen unter der Macht von dessen Nachbarn verblutete und dem die polnische Nation allein jenes Verschwinden des großen polnischen Reiches aus der Reihe selbstständiger Staaten verdankt, das gegenseitige Mißtrauen, den ungezügelten Neid, die Eifersucht auch hier in volle Geltung zu bringen. Zarif Mustapha Pascha war gar nicht der Mann zu einer durchgreifenden Reorganisation der aufs Aeußerste herabgekommenen anatolischen Armee, welche zu Kars am Ende Mai gegen 60 Bataillone, 48 Schwadronen, 15 Batterien und gegen 10,000 Baschi-Bozuks zählte. In Zarif Paschas Hauptquartier befanden sich folgende Befehlshaber: Kurschid-Pascha, der aus dem ungarischen Revolutionskampfe bekannte General Guyon, ein Engländer von Geburt, der 1832 als zwanzigjähriger Jüngling in östreichische Dienste trat. Als Oberlieutenant ging er 1839, nachdem er sich mit der Tochter des Generals Splenyi verheirathet hatte, aus östreichischem Dienst und lebte der Landwirthschaft auf seinem Gute in der Komorner Gegend. Die ungarische Revolution machte ihn bekannt, seine Energie und Kühnheit erwarb ihn bei den Ungarn großen Ruhm. Als mit Hilfe Rußlands die Insurrection niedergeworfen war, flüchtete er in die Türkei, wo er, ohne zum Islam überzutreten, bei der anatolischen Armee zum Chef des

Generalstabes und zwar unter dem Titel Kurschid Pascha ernannt wurde. Jene Leistungen, die hinsichtlich der Organisation der anatolischen Armee erreicht wurden, vorzüglich die Hebung des Verpflegungssystemes, sind sein Werk. Seine unablässigen Forderungen an das türkische Kriegsministerium um Unterstützungen für diese Armee setzte er im Verlaufe des Feldzuges durch. Dies war eine der größten Schwierigkeiten, welche zuerst besiegt werden mußte, ehe an ein kühnes und resultatreiches Auftreten gegen die Russen zu denken war.

Ferner befanden sich als obere Führer bei dieser Armee, Ismar Pascha, ehedem General Kmety, Chalim Pascha (Briamski), Aslad Pascha (Bystrponowski), Ferhat Pascha (Baron Stein). Diese polnischen Renegaten, obwohl recht tapfere Männer, ordneten sich durchaus nicht untereinander, Jeder wollte für sich den größtmöglichsten Einfluß auf das Obercommando erringen und dieser Umstand allein war es, aus dem später arge Zerwürfnisse entstanden.

Zarif Pascha concentrirte die Armee auf die Punkte Kars, Ardahan, Bajazid und stellte zu Erzerum ein Reservecorps auf. Batum und den angrenzenden Küstenstrich vertheidigte ein abgesondertes Corps unter Selim Pascha. Ein anderer Selim Pascha befehligte das in den Monaten Juni und Juli auf 15000 Mann anwachsende Detachement zu Bajazid, zu Ardahan standen 8—10,000 und zu Erzerum 6000 Mann.

Die Russen besaßen keineswegs solche Streitkräfte, aber als einen diesen Mangel aufwiegenden Ersatz erfreuten sie sich der Einheit im Commando. Ihre Anführer Andronikoff, Wrangel, Bebutoff, Orbeliani waren kriegskundige Offiziere. In Erwägung, daß es ihnen unmöglich werden würde, die vielen befestigten Plätze gegen die numerische Uebermacht der Türken zu halten, gaben die Russen die kleinern Küstenpunkte freiwillig auf. So wurde Suchum-Kale unter der Zurücklassung 30 vernagelter Kanonen und eines 1500 Mann starken Detachements aufgegeben; Sagrui hatte gleiches Schicksal. Als Punkte, die mit Erfolg zu vertheidigen waren, betrachtete das russische Obercommando die beiden Festungen Anapa und Noworossijsk. Am 18. Mai erschien eine englisch-französische Schiffsabtheilung unter Viceadmiral Lyons vor Redut-Kale. Es sah das Fort besetzt, die Strandbatterien bemannt. Da man wußte, daß die Russen beim Verlassen eines festen Punktes das System der Zerstörung befolgen, so wollte man das verhindern. Viceadmiral Lyons nahm deshalb in Tschuruksu 800 Mann von dem Detachement Selims Pascha mit 3 Feldkanonen an Bord und erschien wieder am 19. vor Redut-Kale. Der Schiffslieutenant Morse ging als Parlamentair ans Land mit der Aufforderung an die Russen, die Festung zu ergeben. Weil aber keine Antwort erfolgte, wurde von 2 Schiffen gegen die Strandbatterie das Feuer eröffnet, aber nur sehr langsam erwidert. Nun setzte Lyons die 800 Mann Türken mit ihren Kanonen ans Land, um Ernst in die Sache zu bringen, da stiegen plötzlich ungeheure Rauchwolken in die Lüfte. Die Russen beobachteten ihr gewöhnliches System, setzten die Gebäude des Forts in Brand, überschritten den Fluß, brachen die Brücke hinter sich ab und zogen sich in den Radschidewi-Wald zurück. Der Platz war nun von den Verbündeten gewonnen, aber dem Feuer konnten sie nicht Einhalt thun. Die Türken blieben als Besatzung daselbst zurück, nachdem man Schanzen aufgeworfen hatte, um jedem Angriff der Russen zuvorzukommen. Es galt vor Allen, die Küstenpunkte zu gewinnen und solchergestalt die Verbindung mit den Bergvölkern, denen englische und französische Schiffe Waffen und Munitionstransporte zuführten, herzustellen. Diese Bergvölker, an deren Spitze der bekannte Emir Schamyl schon seit langer Zeit gegen Rußland stand, waren jedoch vorsichtig genug, erst mit dem Sultan und dessen Regierung zu unterhandeln, ehe sie sich zu einem Kampfe verstanden, der ihr Blut und Leben in Anspruch nahm und zuletzt sie selber in Abhängigkeit von der Pforte bringen konnte. Schamyl hatte ganz und gar nicht Lust für die Pforte die glühenden Kastanien aus dem Feuer

zu holen, erst verlangte er, daß der Sultan die Unabhängigkeit der Bergvölker anerkenne, was denn auch geschah.

Schamyls Name ist weltbekannt geworden, richten wir daher unsern Blick auf diesen, wir möchten sagen, wunderbaren Mann, der Prophet und Feldherr zugleich ist und eine außerordentliche Verehrung bei seinem Volke genießt. Er ist Prophet, Sultan und Feldherr der freien Tschetschenzen im Kaukasus, der höchste Mürid, d. h. kriegerischer Priester und höchste Verwahrer der ekstatischen Offenbarungen und wurde 1797 in dem Dorfe Himri in der Tschetschna geboren. Ueber seine Jugend weiß man so viel wie nichts, nur daß er für Freiheit und Religion an allen Kämpfen gegen die Russen begeisterten Antheil nahm und große Kühnheit an den Tag legte, der vorige Sultan der Tschetschenzen Khasi-Mollah, soll sein Oheim gewesen sein. In der That finden sich in Schamyls Leben Punkte, über welche der Schleier des Geheimnisses gebreitet liegt. So z. B. wurde er 1832 in der blutigen Schlacht bei seinem Geburtsorte von zwei Kugeln getroffen und von einem Bajonetstich durchbohrt. Er lag unter dem Haufen seiner von den Russen erschlagenen Brüder. Auf welche Weise er hier dem Tode entging, ist unenträthselt geblieben. Wenige Monate später trat er wieder auf als oberster Mürid an der Seite des neuen Imam Hamsad Bey, dessen Herrschaft jedoch nicht lange dauerte, denn 1834 fiel er als Opfer einer Verrätherei in einer Moschee von der Hand Hadschi Murads. Wer konnte würdiger sein, des Gefallenen Erbe zu werden, als Schamyl, der eifrigste Jünger und die stärkste Stütze der religiösen Sekte der Müriden, welche als Mohamedaner ohngefähr dieselbe Stelle unter den Bekennern des Islams einnehmen, wie die Altlutheraner unter den Protestanten, nur daß ihre religiösen Ansichten zugleich von der Freiheitsliebe und allen den Eigenschaften, die so natürlich in ihrem Charakter, Lebensweise und in den Verhältnissen des Klimas, in welchem sie wohnen, begründet sind, zur Schwärmerei erhoben werden? Sein starker Geist, sein eiserner, unbeugsamer Wille gaben ihm eine überwältigende Macht über seine Völker, Niemand wagte mit ihm zu rivalisiren, Alle beugten sich vor dem Mann, der es verstand, die Glorie eines Heiligen um sich zu hüllen. Sein freier, feuriger Geist, und namentlich seine große Beredsamkeit beherrschte Alle. Ein türkischer Dichter nannte ihn: den Heiligen mit Blitzen in den Augen und Blumen auf den Lippen. Schamyl ist nur von Mittelgröße, seinen von dichten Braunen beschatteten Augen entströmt Feuer, sein Bart, früher hellroth wie sein Haar, ist ergraut und diese Verwandlung giebt seinem Aeußeren den Ausdruck des Ehrwürdigen, während seine Blicke, sein Haltung, jede seiner Bewegungen jugendliche Thatkraft verkünden. Seine Lebensweise ist eine im höchsten Grad nüchterne, er ißt wenig, trinkt nur Wasser und schläft kaum einige Stunden. Die Müriden bilden seine Leibwache, ihr Ruf im Kampfe ist: „Mohamed ist der erste, Schamyl der zweite Prophet Allahs!“ Es giebt keine Gefahr, die sie fürchteten, der Tod ist ihnen nichts, denn sie wissen, daß sie sogleich durch ihn ins Paradies eintreten. Den Russen konnte ein solcher Feind nicht gleichgültig sein und sie gaben sich alle Mühe sich seiner zu bemächtigen.

General Grabbe, der damals im Kaukasus commandirte, war auch nahe daran, dies Ziel aller Anstrengungen zu erreichen. Er umzingelte Schamyl in der Festung Achulko und schoß diese nach einer 4monatlichen Belagerung und höchst empfindlichen Verlusten für die russische Armee am 22. August 1836 nach einem vierten kräftigen Sturme in Trümmer. Nichts blieb den Russen als eben nur die Trümmer dieser Festung, die ihnen so viel Aufwand an Kräften verursacht hatte; Schamyl und die Seinen hatten Gelegenheit gefunden, in eine Höhle des Gebirges sich zurückzuziehen. Auch dort schlossen ihn die Russen ein, versperrten alle Ausgänge im Gebirge und glaubten nun sicher seiner habhaft zu werden. Eines Tages sahen die Russen auf dem Flusse Capsu ein aus

Balken gezimmertes Floß schwimmen und machten sogleich Jagd darauf, es fiel in ihre Hände; aber Schamyl war nicht darauf. Seine treuen Mürîden hatten nur die Aufmerksamkeit des Feindes durch ihr Floß irre leiten wollen, während der Zeit war Schamyl glücklich durch den Capsu geschwommen, und jeden Pfad kennend, am jenseitigen Ufer im Gebirge verschwunden. Zwischen ihm und dem russischen General Grabbe gab es unaufhörlich Feindseligkeiten, in denen jedoch der Letztere auch den Kürzeren zog. Dies war im Jahre 1842 der Fall. Grabbe hatte den Feldzug gegen Schamyls Festung erneuert, verirrte sich in den finstern Wäldern und gewundenen Engpässen des Kaukasus, wurde von Schamyl eingeschlossen und so sehr geschlagen, daß Grabbe nur mit einem sehr kleinen Theile seiner Armee sich der gänzlichen Vernichtung entziehen konnte. In Petersburg nahm man die Nachricht von dieser Niederlage sehr empfindlich auf, Grabbe fiel in Ungnade, ward abberufen und durch General Neidhart ersetzt, der es nicht wagte, den Emir zu überfallen.

Das Glück wollte dem neuen Russengeneral jedoch wohl. Durch verschiedene Umstände gerieth Schamyl in einen Engpaß, seine Lage war eine verzweifelte. General Neidhart, ganz glücklich in dem Gedanken, den furchtbaren Feind in der Falle zu wissen, ging mit so großer Bedachtsamkeit und Vorsicht und verhältnißmäßiger Langsamkeit zu Werke, daß Schamyl Gelegenheit zum Entschlüpfen fand. Durch diesen mißlungenen Streich verlor auch Neidhart sein Commando und Fürst Woronzoff trat an seine Stelle. Es blieb bei dem immerwährenden Kampfe vor wie nach durch zehn ganzer Jahre. Kaum hörte Schamyl, daß die Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei (1853) thatsächlich ausgebrochen waren, als seine Thätigkeit sich verdoppelte. Die russischen Zeitungen brachten freilich immer Berichte, welche Niederlagen Schamyl erlitten habe, indeß es kam nur auf die Verschiedenheit der Ansichten an, denn über Trapezunt erhielt man dagegen in Konstantinopel entgegengesetzte Nachrichten, da waren diese Niederlagen Siege, welche der Emir der Gebirge über die Russen erfochten hatte.

Spaßhaft waren die russischen Berichte jederzeit. Während sie erzählten, daß Schamyl 150 Todte auf dem Platze gelassen, hatte man russischer Seits nur einen Kosaken, der im heißen Kampfe gefallen, zu beweinen. Dieser eine Kosak spielte in den russischen Berichten bis zur Lächerlichkeit seine Rolle. In allen Gefechten immer nur der eine, und kein zweiter, kein dritter, das war in der That ein wenig stark.

Es war natürlich, daß Schamyl nun beim Ausbruch oder vielmehr bei der Fortsetzung des Kampfes der Westmächte gegen Rußland der rechte Mann für diese war, dem sie allen in ihren Kräften nur möglichen Vorschub leisteten. Schon Mitte Mai stand er, nachdem er die Forts Duschet und Anonur zerstört und den Russen einen bedeutenden Verlust an Mannschaft beigebracht, vor dem Posten Mzscheth. Somit schien Tiflis bedroht, indeß wider Erwarten hob Schamyl die Cernirung dieses Postens auf und zog sich in das Gebiet der Lesghier zurück. Wahrscheinlich hielt er sich für zu schwach oder glaubte sich in seiner unabhängigen Stellung zur Pforte nicht genugsam gesichert, daß er nicht losschlug. Indeß ein paar Wochen später trat er mit 15000 Mann wieder auf. Er machte einen Angriff auf Schildy, der indeß nicht zum Glück für ihn ausschlug; aber eine Menge Gefechte reihten sich an diesen Sturm, die ganze von den Russen besetzt gehaltene lesghische Cordonlinie kam in Aufregung. Waren auch diese Kämpfe und Scharmützel, in denen sich die Russen sehr tapfer bewiesen, von keinem besonders großem Einflusse, so waren sie doch für die anatolische Armee von sehr erheblicher Bedeutung, denn sie beschäftigten ja die Russen in einem fort und hielten sie ab, ihr dauerhaften Nachtheil zu bringen.

Selbstverständlich ist es, daß wir nicht auf die Einzelnheiten der Kämpfe zwischen den Bergvölkern und den Russen eingehen, wir würden den Plan unseres Werkes bedeutend überschrei-

ten müssen. Diese Kämpfe waren nur ein Ableiter für den Druck der russischen Streitkräfte auf die Armee von Anatolien. Während in den Kaukasischen Gebirgen der Kampf brauste, tobte er auch an den Grenzen des Berglandes.

Der erste und zwar sehr blutige Zusammenstoß, nachdem zwischen Russen und Türken im Sandschack Schurugel kleine unbedeutende Scharmützel vorgefallen waren, geschah am 8. Juni. Die von Suchum Kale und Redut Kale nach Kutais marschirende russische Abtheilungen wurden auf diesem Marsche, 6 Stunden von Osurgethe, wo sie sich in Eile verschanzt hatten, von einer türkischen Division angegriffen. So tapfer die Türken auch beim Sturme sich benahmen, so kräftig vertheidigten sich die Russen. Der Verlust der Ersteren betrug an Todten fast 900 Mann, an Verwundeten fast 700; die Russen sollen blos 600 Todte und Verwundete gehabt haben.

Der 16. Juni war ebenfalls ein Unglückstag für die Türken eben auch in der Gegend von Osurgethe. Der russische General Fürst Andronikoff erkämpfte hier einen glänzenden Sieg über die Türken, von denen 1000 Todte die Wahlstatt bedeckten. Drei Feldlager, 13 Kanonen, 35 Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Russen, welche diesen Sieg mit 400 Todten und Verwundeten bezahlt hatten. Das türkische Corps war ganz auf's Haupt geschlagen. Einen noch weit härteren Schlag führte der Generallieutenant Baron Wrangel mit dem Detachement Eriwan gegen die Türken auf seinem Marsche nach Bajazid aus. Er eroberte zwei türkische Lager, 4 Kanonen, 3 Munitionswagen mit Bespannung, 16 Fahnen, 3 Standarten und nahm 370 Mann gefangen. Die Türken gaben ihren Verlust auf 3000 Mann an, wogegen die Russen eine sehr kleine Zahl, 1 Stabsoffizier und 56 Mann als Todte angaben, was allerdings um eine Null vielleicht zu gering angeschlagen scheint. Mit diesem Siege stand Bajazid den Russen offen und am 30. Juli zeigte eine Deputation der dortigen Behörden dem General Wrangel die Unterwerfung der Stadt an. Mit dieser Anzeige war zugleich die Meldung verbunden, daß die Türken nicht nur die Stadt, sondern auch den ganzen Sandschack geräumt hätten. Nach vorläufiger Detaschirung einiger Bataillone unter Obrist Chreschtschatizky zur Besetzung der Stadt, zog am 31. Juli die Division Wrangel in dieselbe ein und nahm von ihr und ihren beiden Schlössern Besitz. Die Russen fanden daselbst ungeheure Vorräthe, 1000 Tschetwert Weizen, 150 Tschetwert Mehl, 300 Tschetwert Reis, 1000 Tschetwert Grütze, 160 Tschetwert Gerste, große Pulvervorräthe, 2½ Millionen Patronen, 3 Geschütze, 1 Fahne.

Hätte es in der Macht der Russen gestanden, diese eroberte Position bleibend zu halten, so würde es durch dieselbe gleichzeitig eine außerordentliche Schlacht gegen England bezüglich dessen Handels geführt haben. Sobald die Russen im Besitze Eriwans sich befinden, nehmen sie gegen die englischen Handelsinteressen schon eine sehr Gefahr drohende Stellung ein. Die Behauptung der Mittelasien durchziehenden Heerstraßen ist für Rußland wie für den Besitz des englischen Indiens durch England von gleich großer Bedeutung. England würde vielleicht theilnahmlos bei dem jetzigen Kampfe gegen Rußland geblieben sein, wenn es nicht eben wegen Indien gar zu sehr von Rußland bedroht wäre. Bis dahin war Rußland noch nicht activ auf diesen höchst wichtigen Linien aufgetreten, aber es bedurfte keines großen Calcüls dazu, um vorherzusehen, daß es dabei für die Zukunft nicht sein Bewenden haben, sondern daß Rußland sich auf diesem Terrain bald freies Spiel zu verschaffen suchen werde. Wie wichtig die eroberte Position Bajazid war, zeigte sich bald.

Dicht bei Bajazid führt die Karawanenstraße — im Orient sind Karawanen die einzige Reisegelegenheit im Großen, durch sie allein werden die Handelsverbindungen unterhalten — von Trapezunt über Erzerum nach Tauris, welches die Hauptstadt der Provinz Aderbeidschan in dem westlichen Persien ist. Eine Karawane, welche sich nichts Schlimmes vermu-

thete, wurde von 300 Kosaken mit 3 berittenen Geschützen auf dieser Straße abgefangen, die Beute bestand in 2325 Pferden im Werthe von 8 Millionen Piaster, und wurde nach Arab-Kilissa abgeführt.

Während General Wrangel die Position Bajazid gewonnen, war General Bebutoff ebenfalls nicht unthätig geblieben. Es galt einen Schlag gegen die türkische Armee von Kars auszuführen. Die Letztere zählte ohngefähr gegen 40,000 Mann mit 100 Kanonen, ihre Vortruppen standen bei Subattan und Hadschi-Berlikoi. Churschid Pascha hatte diese Truppenmacht erst ganz neu organisirt und war bestimmt, sich lediglich auf der Defensive zu halten. Am 1. August kam die Nachricht, daß Bebutoff mit seinem Russencorps, welches aus 17 Bataillonen Infanterie, 1 Bataillon Rjasch, der adeligen Druschina, 25 Schwadronen Dragoner, 6 Sottnien Kosaken und 56 Kanonen bestand, von Gümri (russisch Alexandropol) im Anmarsche sei. Zugleich langte auch im türkischen Hauptquartiere die falsche Meldung an, daß General Wrangel gegen Erzerum marschire. Zarif Pascha, der Oberbefehlshaber der anatolischen Armee, verlor den Kopf und wußte nicht, was er thun sollte; Churschid Pascha rieth zum Angriff, indeß Zarif blieb unschlüssig und ließ einen Tag nach dem andern verstreichen. Endlich, da doch etwas gethan werden mußte, brachen die Türken in der Nacht zum 4. August in 2 Colonnen, die erste von Kherim Pascha, die zweite von Bely- und Reschid-Pascha geführt, gegen das Bebutoffsche Corps auf. Gold erwarb den russischen Generalen von allen Vornahmen des Feindes sehr genaue Kundschaft. Mit der in 2 Colonnen getheilten oben angegebenen Truppenmacht rückte Bebutoff, nachdem er Nachricht von dem Marsche der Türken erhalten, gegen Meschke vor. Kherim Paschas Corps besetzte die Höhen von Kara-Jil.

Die Türken eröffneten am 5. früh halb sechs Uhr die Schlacht mit einer wüthenden Kanonade, indeß das Unglück, welches alle türkischen Operationen auf asiatischem Kriegsschauplatze begleitete, trat ihnen auch hier wieder entgegen. Beim Vorrücken wurden die Truppen Cherim Paschas durch die russische Reiterei, so energisch angegriffen, daß sie 8 Kanonen in deren Händen lassen mußten. Dieser Unfall schien schnell ausgeglichen zu werden, da es den Türken gelang, eine vortheilhafte Stellung zu erringen. Die Russen stürzten sich auf die feindlichen Massen, drängten auch deren Centrum zurück; aber der rechte türkische Flügel, aus 28 Bataillonen bestehend, war nicht zum Weichen zu bringen, sie vertheidigten sich mit einer zähen Ausdauer. Die Wendung, die der Kampf allmählig zu nehmen schien, deutete auf einen sehr günstigen Ausgang für die Türken, besonders als bedeutende Streitkräfte (Abtheilungen der zweiten türkischen Colonne, in die rechte Flanke der russischen Stellung fielen. Aber das Schlachtenglück ist launisch wie das Aprilwetter, unter Aufwand aller Kräfte warfen die Russen den neuen Feind zurück, wobei der Letztere 7 Kanonen verlor. Nun neigte sich der Sieg entschieden auf russische Seite, die Türken wandten sich zur Flucht um; aber der rechte türkische hielt noch immer Stand. Indeß nachdem die Russen den neuen in ihrer Flanke erschienenen Feind zurückgeworfen hatten, begann auch ihr linker Flügel, der bisher nicht nur im heftigsten Handgemenge gewesen, sondern auch die wiederholten Reiterangriffe und das über die Maaßen verderbliche türkische Geschützfeuer ausgehalten hatte, Vortheile zu erringen. Cherim-Pascha sah sich genöthigt, seine Stellung aufzugeben.

Diese Niederlage war keineswegs auf Muthlosigkeit der türkischen Soldaten zu schieben, sie hatten ihre Schuldigkeit im höchsten Grade gethan, nur die unter den höheren Offizieren der Türken im vollsten Schwunge bestehende Insubordination, die unwürdige Intriguen- und Selbstüberschätzung der Befehlshaber gegenseitig, war die Ursache der Niederlage. Der Christ, Churschid Pascha, hatte während der Schlacht an Bely Pascha den Befehl geschickt, den rechten Flügel zu verstärken; aber Bely Pascha ließ

diese Weisung gänzlich unbeachtet, weil, wie er sagte, er keinen Befehl vom Chef des Generalstabes, sondern nur vom Muschir (vom Feldmarschall) zu empfangen habe, — dieser elende Hochmuth eines übrigens eben auch nicht einmal talentvollen Feriks (Generallieutenants) wie Bely Pascha, ward die Ursache, daß die Schlacht verloren ging. Der Muschir Zarif Pascha war während des Kampfes nicht aufzufinden, der brave Mann hatte sich jedenfalls versteckt. Schade, um das Blut so vieler tapferer Männer, das einem unfähigen Anführer gleichsam zum Spiel überlassen worden war.

Zarif hatte nach türkischen Berichten an diesem Schlachttage über 48 Bataillone Infanterie, jedes zu 600—700 Mann, 16 Regimenter regulärer Cavalerie, jedes zu 700 Pferden, über 14000 Baschi-Bozuks und 80 Kanonen zu gebieten. Bei kräftiger Anführung dieses ansehnlichen Armeecorps mußten die Russen erdrückt werden. Wie immer in den türkischen Kämpfen zeichnete sich auch bei dieser Affaire die von Tahir Pascha geleitete Artillerie aus, sie fügte den Russ n die meisten Verluste zu, denn nach der Letzteren eigenen Listen hatten sie mit Einschluß der Miliz: 4 Stabs-, 17 Oberoffiziere und 578 Mann an Todten, an Verwundeten und Contusionirten 2 Generale, 18 Stabs., 99 Oberoffiziere und 2336 Mann verloren. Die Türken gaben ihren Verlust an Todten und Verwundeten auf 3000 Mann an. Nach Ende der Schlacht ließ General Bebutoff seine vom Kampfe schwer ermüdete Truppen auf kurze Frist von einer Stunde ruhen, dann führte er sie nach dem von ihnen 2 Tage vorher vor Kuruk-Dere aufgeschlagenen Lager zurück. Als Beute führten sie 15 Kanonen, 2 Fahnen, 4 Standarten, 20 Fähnlein mit sich, 2 Stabs-, 84 Subaltern-Offiziere und 2018 Mann folgten ihnen als Gefangene.

Mehr noch als dieser Verlust schadete den Türken die nun der Niederlage folgenden Mißhelligkeiten der Ober-Offiziere in ihrem eigenen Lager. Einer schob die Schuld auf den Andern und es hätte gar nicht anders kommen können, als daß diese in ihren beherrschenden Elementen so ganz disciplinlose Armee völlig aufgerieben oder gesprengt werden mußte, wenn nicht Schamyl an der Spitze von 16000 Mann neuen verheerenden Einfall in das Gebiet von Tiflis unternommen, den russischen Cordon gesprengt, 40 Dörfer an den Ufern der Alasan niedergebrannt, eine große Anzahl der angesehensten russischen Familien gefangen und endlich am 28. August mit dem Centrum seiner Streitmacht in Achalgori, mit dem rechten Flügel unter Emir Hassan Emin bei Gori am Kur, und mit dem linken unter Emir Chupli Emin Stellung genommen hätte. Das rettete die türkische Armee; die Russen mußten die eroberten Orte aufgeben und sich eiligst gegen den neuen Feind wenden. Bajazid wurde geschleift und eine bei Astrachan stehende russische Armee von 40000 Mann unter General Perowsky rückte gleichfalls in den Kaukasus ein.

In Konstantinopel war man natürlich nicht sehr mit den Leistungen der anatolischen Armee zufrieden, die eigentlich blos der Niederlagen wegen da zu sein schien. Zarif Pascha, Churschid Pascha, Ferhat Pascha und Selim Pascha wurden ihrer hohen Posten ent-, bald darauf aber wieder in dieselben eingesetzt. Der Befehlshaber der Armee von Batum, Selim Pascha, verlor sogar seine hohe Würde als Commandeur der kaiserlichen Garde, die Darbhor-Reschid Pascha erhielt. Selim wurde vor ein Kriegsgericht zu Konstantinopel berufen, dies soll ihn jedoch frei gesprochen haben.

Der Zustand der anatolischen Armee war ein sehr kläglicher. Die Sache der Pforte wäre ohne Widerrede verloren gewesen, wenn in der Donauarmee eben solche Zustände obgewaltet hätten. Hält man die Erfolge der Donauarmee und die Verluste der anatolischen Armee einander gegenüber, so erkennt man, wie viel ein guter Oberbefehlshaber und Einheit im Befehl werth ist.

Die Türkei ist durch diesen Krieg auch zu einer gewissen Romantik gelangt, über die die Türken selbst nicht wenig erstaunt sich zeigten,

da dergleichen eigentlich nicht zu ihrem Erfahrungskreise gehört. In den Anfangstagen des Juli erschien eine Kazakizla (schwarze Jungfrau), Fatina Hanorum, eine kurdische Fürstin in Begleitung eines Schwarmes Baschi-Bozuks in Konstantinopel. Diese Dame, ein Mannweib, war gekommen, um den Sultan beizustehen. Freilich konnte er auf diesen Beistand nicht eben stolz sein, denn die Baschi-Bosuks, ihre Begleiter, waren ein sehr kleines Häuflein, ihre kriegerischen Talente nicht besonders weit her, sie waren nichts als recht gute Reiter, die in einer Kunstreiterbude jedenfalls am geeigneteren Orte gewesen wären, als auf einem Schlachtfelde, wo Massen gegen Massen kämpfen. Wenn irgend ein panischer Schreck die Feinde ergriff, so war dieser wohl unstreitig der seltnen abenteuerlichen Häßlichkeit ihrer Gebieterin, der Fürstin, zuzuschreiben. Sie war ein mageres, welkes, eckiges, altes Weib von ohngefähr 70 Jahren mit einem mahagonifarbigem Gesicht, welches einen auffallenden Reichthum von Runzeln besaß. Ihre Nase war krumm, der Mund zahnlos, die Augen schwarz wie die Nacht mit durchbohrendem Blicke begabt und von dicken Brauen beschattet. Da sie den Nacken sehr blos trug, glich sie einem knorrigen Olivenstamm. Dem Gesetze Mohameds zuwider trug sie das Gesicht unverschleiert — wozu auch bei solch auffallender Häßlichkeit und brauner Farbe noch eine Verschleierung? Ihr Anzug bestand in einem grünen Turban, einer alten rothen Jacke mit Resten von Stickereien, einem schönen Shwal als Gürtel, mit Messern, Pistolen und Yatagen (ein Säbel) gefüllt, und weite blaue Pantalons. Diese seltsam schöne Frau fand bei den Türken große Verehrung, es war ihnen allerdings etwas Neues, eine Amazone zu sehen, welche — der Wahrheit die Ehre! — prächtig reiten konnte und ihnen eine Menge Kunststücke zum Besten gab. Von Konstantinopel begab sich diese türkische Semiramis in das Lager der Engländer bei Dewno; aber wie es scheint, nicht daselbst zu bleiben, denn sie hielt nur bei dem dortigen Kaffeezelte an und ritt dann weiter. Gegen die Giaurs (Christen) schien sie die tiefste Verachtung zu hegen, denn sie würdigte das Lager keines Blickes. Wohin diese große Heldin des Kurdenlandes gekommen, ist unbekannt geblieben, in keinem Berichte wurde ihrer wieder erwähnt; aber die Türken waren von dieser alten Schönheit sehr enthusiasmirt.

Einen ganz andern Eindruck machte im englischen Lager bei Dewno einige Tage später der Eintritt 25 junger, schöner Männer, in kostbarer orientalischer Tracht und mit strahlenden Waffen. Sie kamen aus Peschauer und anderen westlichen Provinzen Indiens, waren auf der Wallfahrt zum Grabe des Propheten begriffen gewesen, hatten unterwegs von dem Kriege gehört und kamen nun Theil zu nehmen. Ihr Führer war ein geborener Engländer, Mr. Walpole, früher Marineoffizier, und Verfasser eines Reisehandbuchs über Indien, welcher die Reise von Peschauer mitgemacht und sie jetzt in das Lager seiner Landsleute geleitete.

Es ist hinlänglich bekannt, daß die Religion leicht fanatisirten Völkern eine außerordentliche Federkraft mittheilt. Dergleichen Beispiele giebt es in der Geschichte der gebildetsten Völker eine so zahlreiche Menge, daß es gewiß Niemand befremden wird, daß auch die türkische Priesterschaft diesen Hebel in Bewegung setzte. Unter den Muselmännern gab es eine gewaltige Aufregung, als die von Mekka nach Damaskus zurückkehrende Pilgerkarawane die Nachricht mitbrachte, daß auf Mohameds Grabe (in Mekka) ein Brief des Propheten in goldener Schrift an den Sultan gefunden worden sei, worin dem Letzteren großer Sieg über die Russen verheißen wurden und den man sogleich mit Eilboten nach Konstantinopel befördert habe. Die Wirkung dieses Gerüchtes ließ nicht lange auf sich warten, eine Menge junger Männer stellten sich freiwillig zum Kriegsdienst. Das sind so kleine Kunstkniffe, um dem Enthusiasmus mit einem Male auf die Beine zu helfen; aber sie sind jedesmal von günstigem Erfolge begleitet, in der Türkei, wie im christlichen Abendlande.

Ein anderes Gerücht regte die Türken nicht

weniger auf. Es hieß nämlich, der Sultan werde sich im Mai nach Adrianopel begeben und dann werde während seiner Abwesenheit in Konstantinopel die Prophetenfahne aufgepflanzt werden. Das Aufpflanzen der Prophetenfahne ist für die Türken aber ein außerordentlich wichtiges Ereigniß, denn Jeder, der nur fähig ist, die Waffen zu führen, hat die heilige Verpflichtung, sich zum Kriegsdienste zu stellen. Dabei ist freilich auch die Verbindlichkeit für die Türken, jeden Ungläubigen zu tödten, mit inbegriffen. Man war sehr auf dies Ereigniß gespannt. Diese Fahne, angeblich vom Propheten und den ersten Kalifen geführt, erwarb Selim I. bei der Eroberung Egyptens. Sie hat 40 Ueberzüge von Taffet, worin zugleich ein kleiner Koran von des berühmten Kalifen Omars Hand und die silbernen Schlüssel der Kaaba, welche der Scherif von Mekka in die Hände Selims übergab, verwahrt werden. Anfangs war das heilige Panier in der Obhut des Pascha von Damaskus, unter Murad III. wurde es nach Europa zu den Armeen in Ungarn gebracht, um dadurch den gesunkenen Muth der Truppen wieder zu erheben. Die Fahne hat eine Wache von 300 Mann. Wenn sie bei der Armee ist, wird sie in einem prächtigen Zelte an einer Stange von polirtem Ebenholz mit silbernen Ringen befestiget.

Der Leser wird bemerken, daß im Orient nur in Form und Erscheinung nach den Verhältnissen verändert, sehr Vieles wie bei uns ist. Aberglaube und Wahn, Begeisterung und Thorheit treten überall als Leiter der Völker auf. Es würde zu viel gesagt sein, wollten wir behaupten, daß der Kern der türkischen Bevölkerung eine große Freude über die Bundesgenossenschaft des Sultans mit England und Frankreich habe, indeß den Verhältnissen muß man sich fügen, so gut oder so übel es gehen will. Die alttürkische Partei fühlte es sehr gut, daß durch das Bündniß mit den Giaurs die alten Institutionen des Islams über den Haufen geworfen werden müssen, daß aus einer nothwendigen Reform, zehn, zwanzig andere hervorgehen, daß die alten wurmstichigen Grundlagen, auf denen ihre Regierung sich stützt, beseitigt und neue, solidere, der vorgeschrittenen Zeit entsprechende an deren Stelle kommen und jener wilde Geist in Fesseln gelegt werden wird, der nicht mehr mit der allgemeinen Welt-Bildung, die sich unaufhaltsam seit einer Reihe von Jahren über die Länder Asiens ausbreitet, zusammenstimmt, wie er dies wohl ehemals gethan, als noch die gröbste Barbarei und Rohheit herrschte. Nur Reformen von so durchgreifender Art können eine Wiedergeburt des türkischen Reiches möglich machen, ohne diese fällt es später oder früher in sich zusammen.

Und in dieser Beziehung hatte Kaiser Nikolaus vollkommen recht, wenn er den Sultan als Mittelpunkt und Repräsentant seines Volkes einen „kranken Mann" genannt hat; aber es giebt Krankheiten, die durch eigene Erkenntniß des Kranken geheilt werden, wo der feste Wille, eine veränderte Lebensweise zu beginnen, der kräftigste Helfer ist.

Sechzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Kriegerische Operationen.

Recognoscirungsfahrt des Viceadmirals Lyons. — Unglück des Schiffes „Tiger". — Vorgänge an den Donaumündungen. — Recognoscirungsfahrt der verbündeten Flotten. — Schilderung der Halbinsel Krim. — Einschiffung, Ueberfahrt und Landung der verbündeten Orient-Armee auf der Krim.

Werfen wir den Blick auf den Kriegsschauplatz des schwarzen Meeres. Einige Tage nach dem Bombardement von Odessa begaben sich die verbündeten Geschwader nach der Westküste der Krim, warfen am 28. April in der Nähe von Eupatori Anker. Von hier wurden die beiden Schiffe, der Caton und der Furious, zur Recognoscirung der russischen im Sebastopoler Hafen liegenden Flotte abgeschickt, indeß diese Absicht wurde, da die Letztere in ihrem wohlgesicherten Hafen lag und nicht herauskam, vereitelt, Caton und Furious mußten sich mit der Recognoscirung der Küstenstrecke begnügen. Während diese beiden Schiffe auf dieser Fahrt begriffen waren, hatte Viceadmiral Lyons, einer der tüchtigsten Seeleute Englands, den Befehl, die russischen Ansiedelungen auf der Küste der Krim und Tscherkessiens nach Möglichkeit zu vernichten und die Verbindung mit Schamyl und dessen Bergvölkern zu bewerkstelligen. Er commandirte ein Geschwader, welches aus den beiden Schrauben-Linienschiffen, Agamemnon und Charlemagne, 5 englischen und 2 französischen Dampffregatten bestand. Nach Abgang dieses Geschwaders blieben noch 17 Schiffe der Verbündeten zur Kreuzung vor Sebastopol zurück.

Lyons Aufgabe war eine sehr wichtige, da es die Gewinnung der Bergvölker galt. Lyons Umsicht erreichte das ihm gesteckte Ziel. Die schon früher erwähnten festen Plätze Gagrui, Gelendschik und Suchum Kale fand er von den Russen geräumt, aber die eben von Redut Kale abziehende Garnison wurde von Lyon angegriffen. Es war kein bedeutender Kampf, denn die Russen zogen sich schnell von diesem Platze zurück. Lyon ließ hier und zu Suchum Kale 2 Fregatten zurück, um diese so leicht erworbenen Plätze zu sichern. Um seinen Auftrag ganz zu erfüllen, erwählte er den Küstenplatz Varban als Depot für die Tscherkessen zuzuführenden Kriegsbedürfnisse. Somit war ein Ausgangspunkt der mit Schamyl anzuknüpfenden Verbindungen gefunden.

Wo Glück und Gelingen ist, fehlt auch selten Unglück und Mißlingen; die verbündete Flotte machte diese Erfahrung zu ihrem größten Leidwesen. Die englische Fregatte „Tiger" commandirt von Kapitän Gifford, gerieth am 12. Mai von Sebastopol kommend, 6 Werste südlich von Odessa, bei dem Orte Cortazzi auf Strand. Natürlich hatten die Russen nichts Eiligeres zu thun, als diesen Unglücksfall ihrer Feinde nach Möglichkeit zu ihrem Vortheil auszubeuten. Lieutenant Abakumoff führte sogleich 2 Geschütze der russischen Positionsbatterie Nr. 2, begleitet von 2 Compagnien des Reservebataillon des Linien-Infanterieregiments Dniepr und von einem Reitertrupp des Cavallerieregiments Nikitinn begleitet, auf den Schauplatz des englischen Unfalls. Ohne Zögern wurde die Fregatte beschossen, welche fest auf den Grund sitzend keine Bewegung und somit auch einen sehr geringen

Gebrauch von ihren Geschützen machen konnte. Schiff und Mannschaft befand sich in einer verzweifelnden Lage, den Untergang vor Augen. Die Kugeln der Russen schlugen in das Schiff, dem Kapitän Gifford wurde ein Fuß abgeschossen — Hoffnung auf Hilfe war außer aller Möglichkeit, so blieb denn dem, dem schwer verwundeten Gifford im Befehle folgenden Officier kein anderer Ausweg als sich, wollte er nicht muthwillig ohne alle Aussicht auf Rettung aus dieser Lage das Leben der Mannschaft opfern, sich mit ihr als kriegsgefangen zu erklären. Das Feuer der Russen hörte sogleich auf, die sämmtliche Besatzung des „Tiger" (außer dem Kapitän) 24 Offiziere und 201 Matrosen und Soldaten, wurden ausgeschifft und vor der Hand in den Gebäuden der Quarantäne untergebracht. Allerdings würde das Feuer der beiden russischen Geschütze dem Schiffe weniger Schaden zugefügt haben, wenn nicht noch 8 Geschütze von derselben Positionsbatterie, dann die leichte Batterie Nr. 2 und die reitende Batterie Nr. 11 schnell aus Odessa herbeigeeilt wären und dem Feuer vernichtende Kraft gegeben hätten. Um die genannten Geschütze gegen jeden feindlichen Angriff zu schützen eilte auch 1 Bataillon des Ukranischen Jägerregiments und 2 Schwadronen des Lancier-Regiments „Erzherzog Karl Ferdinand von Oestreich" auf den Kampfplatz am Strande. Trotzdem war das Schicksal des unbeweglich aufsitzenden Schiffes noch nicht entschieden.

Der Zufall brachte, wahrscheinlich durch die Kanonade herbeigelockt, 2 in der Nähe sich befindende englische Dampfer herbei, welche, als sie den Tiger in dieser Lage erblickten, sofort gegen die Küste steuerten. Der Commandant von Odessa, Generaladjutant von Osten-Salken, welcher an Ort und Stelle sich eingefunden hatte, gab, um die mögliche Entreißung der Fregatte durch die beiden englischen Dampfer zu verhindern, Befehl sie in Brand zu schießen. Diese Zerstörung konnte trotz aller Mühe, welche sich die englischen Schiffe gaben, nicht aufgehalten werden. Eine zweistündige Kanonade von russischer Seite zwang die Dampfer endlich zur Umkehr und die russische Artillerie hatte nun volle Muse, die unbeweglich liegende Fregatte gänzlich in Brand zu schießen. Abends 7½ Uhr war das Schiff bis auf den Wasserspiegel heruntergebrannt.

Kapitän Gifford überlebte das Unglück seines Fahrzeuges nicht lange, er starb am 31. Mai an den Folgen seiner Wunde. Noch wenige Augenblicke vor seinem Tode bewährte er, welcher mit Heldenmuth sein trauriges Geschick ertrug, den Charakter eines tapferen Seemannes. Die sämmtliche Mannschaft nebst den Offizieren des Tigers umstand das Sterbelager. Es war eine feierliche rührende Scene, die gebräunten, verwitterten Gestalten, die Meisten mit Thränen in den Augen, von ihrem sterbenden Führer Abschied nehmen zu sehen. „Jungens," sagte er mit gebrochener Stimme, „euer Leben verdankt ihr meiner Wunde, sonst läget ihr Alle in Stücken auf dem Grunde des Meeres. Lebt wohl und grüßt unser theures England, wenn ihr es wiederseht." Die Behandlung, die der schwerverwundete Gifford bei den Russen gefunden, war eine achtungsvolle. Er wurde mit allen militärischen Ehren zur Erde bestattet.

Trotz aller Wachsamkeit der Verbündeten gelang es einzelnen russischen Schiffen doch, aus dem Sebastopoler Hafen auszulaufen. Es kam bei einigen dieser russischen Wagstücke zu einigen leichten Kanonaden, die zu wenig Bedeutung hatten, als daß wir derselben im Einzelnen erwähnen sollten. Obgleich die russische Flotte sich nicht aus dem Hafen wagte, so gaben einzelne russische Schiffscapitäne doch Proben von großem Muthe.

So unter andern machte das Schiff „der Elbrus" einen Ausflug nach Batum, bemächtigte sich dreier türkischer Tranportschiffe, schoß zwei derselben in den Grund und nahm das dritte, auf welches die Mannschaft der beiden zerstörten Türkenfahrzeuge sich hatte begeben müssen, ins Schlepptau. Im Grunde war dieser Muth an unrechter Stelle angewendet, denn das erbeutete Schiff in den Hafen von Seba-

stopol zu bringen, war Sache der Unmöglichkeit, da die englischen und französischen Schiffe ein zu großes Hinderniß boten. Das russische Schiff mußte, um sich nicht selber der Gefahr, gekapert zu werden, auszusetzen, das türkische Schiff auf offnem Meere freigeben. Das russische Dampfschiff „Wladimir" brachte sogar Depeschen des Fürsten Menschikow nach Odessa und kehrte glücklich wieder nach Sebastopol zurück.

Hauptaufgabe der alliirten Flotten waren, da sonst keine wichtigen Ereignisse auf dem schwarzen Meere vorfielen, Messungen an den verschiedenen Küstenpunkten und Flußmündungen vorzunehmen. Unter den Letzteren nahm die Donau den ersten Rang ein. Schon seit längerer Zeit waren sowohl der Georgskanal, als auch die Sulina-, Kilia- und Portizzamündung blockirt worden. Die Russen hatten an der Sulinamündung Werke zur Verwehrung der Einfahrt aufgeführt; der Kapitän des Firebrand, Hyde Parker, der mit diesem Schiffe und dem Vesuvius vor der genannten Mündung kreuzte, beschloß endlich diese russischen Werke anzugreifen. Diesen Entschluß führte er am 8. Juli mit 9 Boote aus. Um 2 Uhr Nachmittags genannten Tages fuhr diese kleine Bootflottille ein, Kapitän Parker in seinem Gige (kleiner Kahn) voran. Sie waren kurze Zeit gefahren, als sie in einer Wendung des Flusses, welche vom linken Ufer durch eine Palissadirung beherrscht wurde, plötzlich von einem heftigen Flintenfeuer begrüßt wurden. Kapitän Parker war in seinem Gige vorangefahren und mußte warten, bis die andern schweren Boote ihm nachkamen. Als dies geschehen war, gab er den Befehl, die Marinesoldaten auszusetzen, um die feindliche Verpallissadirung zu stürmen. An der Spitze dieser Seetruppen betrat er kaum das Donauufer, als er auch unter dem heftigen Flintenfeuer fiel. Die Engländer wütheten vor Grimm, und sogleich brachte man die Kanonen- und Raketenboote in Front, das feindliche Werk wurde beschossen und nach kurzer Zeit gelang es, die feindlichen Geschütze verstummen zu machen. Nun brachen die Sturmcolonnen unter Führung des Lieutenants Hall und Hawkey hervor; aber — sie fanden das feindliche Werk verlassen, die Kanonen aus demselben abgeführt, die Schießscharten ausgefüllt; dasselbe bestand aus einer großen 400 Ellen langen, 10 Fuß hohen Brustwehr, welche zum Theil auf morastigem Grunde erbaut war und innerhalb welcher sich gegen 50 Häuser und Baraken befanden. Ein Theil des Städtchens Sulina, die Quarantänegebäude und die Befestigungs-Baulichkeiten wurden niedergebrannt. Die Engländer hatten diese Errungenschaft, wenn man die Einnahme eines vom Feinde verlassenen und im Ganzen unbedeutenden Postens so bezeichnen kann, theuer bezahlen müssen, außer der Leiche des Kapitäns Parker, welcher, wie erwähnt, ein Opfer seines vielleicht unzeitigen Muthes wurde, nahmen die englischen Marinesoldaten 7 Schwerverwundete mit sich fort. Natürlich waren die Engländer darüber heftig ergrimmt und am 16. Juli kam das Schiff der „Spitfire," um die Zerstörung des Städtchens Sulina zu vollenden. Kapitän Powell, Commandant des Spitfire, führte diese Aufgabe aus; außer der Kirche und dem Leuchtthurme blieb von den noch vorhandenem Theil des Städtchens kein Stein auf dem Andern. Die Messungen, welche die Alliirten an der Dniestrmündung vornahmen, hatten das Zusammenschießen der Quarantäne-Anstalt bei Akjermann als unmittelbare Folge.

Die Engländer konnten den Unfall, welcher den „Tiger" betroffen, ebenfalls nicht sobald vergessen, weswegen sich am 13. Juli mehrere englische Schiffe vor Odessa zeigten, dessen Einwohner dadurch in große Angst versetzt wurden, weil Jedermann wähnte, es würde ein abermaliges Bombardement stattfinden. Die Bewegungen der feindlichen Schiffe sah auch ganz darnach aus, diese Vermuthung wahrscheinlich zu machen, denn die Engländer näherten sich den russischen Batterien auf Schußweite. Indeß plötzlich zogen sie sich zurück, bogen um Cap Langenon und begaben sich in die Nähe Cortazzi's, wo die von den Russen zur Bergung des Materials des bis auf den Rumpf niederge-

brannten „Tiger“ aufgestellten Maschinen sich befanden. Hier legten sie sich vor Anker und beschossen erwähnte russische Maschinen; aber ohne Erfolg. Die Russen fuhren eine leichte Batterie am Ufer auf, welche bald die Schiffe zwang, sich in größere Entfernung zu begeben, um nicht den Kugeln der russischen Kanonen ausgesetzt zu bleiben. Mit Einbruch der Nacht verschwanden die englischen Schiffe gänzlich.

Die Vorbereitungen zur Krim-Expedition äußerten natürlich auch ihren Einfluß auf die Flotten. Außer den nothwendigen Anordnungen hinsichtlich neuer zweckmäßiger Zusammensetzung der verbündeten Geschwader, mußten umfassende Recognoscirungen vorgenommen werden, um über geeignete Landungspunkte in der Krim ins Klare zu kommen. So verließen am 21. Juli 20 Kriegsschiffe mit den Generalen Canrobert und Brown die Stabsstation der verbündeten Flotte, den Hafen von Baltschick. Am 26. Juli war diese Flottenabtheilung der Festung Sebastopol so nahe gekommen, daß russische Kugeln dieselbe erreichen konnten, wodurch der Fury zwei Schuß in den Rumpf, einen dritten in die Takellage erhielt; zu Ende Juli war diese Recognoscirung beendet. Mit Zurücklassung dreier Linienschiffe, welche die Bestimmung hatten, vor Sebastopol zu kreuzen, kehrte die Flottenabtheilung in den Hafen von Baltschik zurück.

Die verbündete Flotte hatte die Mission, den von Frankreich und England aufgestellten dritten Garantiepunkt, die Niederhaltung oder besser gesagt die Vernichtung der russischen Herrschaft auf dem schwarzen Meere zu bewerkstelligen und diese Mission bedingt die Zerstörung der russischen Flotte als das einzige Mittel dieser Herrschaft. Rußland, recht gut wissend, daß es Seemächten wie England und Frankreich zur See nicht die Spitze bieten kann, indem ihm nicht nur das Material, sich denselben furchtbar gegenüber zu stellen, sondern auch der Geist, welcher die englischen und französischen Seeoffiziere unter allen Umständen, in den gefährlichsten Situationen leitet, mangelt, mußte seine Flotte im Versteck halten und so die Verbündeten zu der ihnen sich allein bietenden Gelegenheit einer Landung auf der Krim zwingen. Obgleich auch in Bezug auf die Landmacht gegen die Auxiliartruppen die Russen im Nachtheil sich befinden, da die Generale der Verbündeten Männer von weit höherer Intelligenz sind und der militärische Geist ihrer Truppen ein gänzlich von dem der Russen verschiedener ist, da bei den Letzteren die Soldaten nur willenlose Werkzeuge sind, bei den Franzosen aber z. B. der Ehrgeiz zu den bewunderungswürdigsten Resultaten führt, so hatte doch der Landkampf manche günstige Chançon für die Russen im Voraus in Aussicht gestellt. Sie sind im Stande, leichter Ersatz an Mannschaften und an allen Kriegsbedürfnissen an sich zu ziehen, als die Armee der Verbündeten mittels des Seetransports dies bewerkstelligen kann. Ist dies ein schon sehr großer Vortheil, so bietet die vollkommenste Kenntniß des Terrains den Russen einen zweiten, wahrlich nicht geringeren, die Fremden müssen sich auf dem fremden Grund und Boden erst Kenntnisse desselben sammeln. Durch das Versteckthalten seiner Kriegsschiffe bewirkte Rußland zugleich eine Unthätigkeit der feindlichen Flotte, die den Landkampf nur von Weitem unterstützen kann. Indem Rußland den Landkampf gewählt hatte, sicherte es sich kluger Weise alle Vortheile, welche so überlegenen Gegnern gegenüber sich ihm boten. Und welche Opfer dieser Landkampf den Alliirten kostete, bewies deutlich, daß die Russen ein recht glückliches Calcül getroffen hatten. Mit kaum verantwortlichem Leichtsinne gaben die Alliirten sich Täuschungen aller Art über die Tüchtigkeit Sebastopols und der russischen Armee hin, die Schilderung des Krimkrieges wird dies dem Leser vor Augen führen. Man kannte weder das Terrain noch die Stärke und die zahllosen Hilfsmittel des dasselbe vertheidigenden Feindes genau, man dachte an Handstreiche und kam erst dann zur Erkenntniß, wie sehr man sich selbst getäuscht, als man sich auf dem fremden Boden befand und alle sanguinischen Hoffnungen von schleuniger

Beendigung des Feldzugs verschwinden sah, als dies fremde unbekannte Terrain zum offenen Grabe für Tausende von braven Kriegern wurde.

Gehen wir über zur Schilderung der Krim, welche die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich zog, als die Kunde von der gegen dieselbe gerichtete Expedition der Verbündeten bekannt wurde.

Die Krim, auch Taurien genannt, hat an Größe etwa 360 Quadrat-Meilen, ist also ungefähr so groß als die Provinz Westphalen, hängt durch eine schmale 1½ Meile breite Landenge bei Perekop mit dem Festlande zusammen und wird im Westen durch die Kaukenitbai oder das sogenannte todte (faule) Meer, in Osten aber durch die erweiterte Mündung des Don (Fluß) oder das Asovsche Meer von demselben getrennt. Die von der Krim ausgehende Landzunge von Arabat scheidet den Siwasch oder das faule Meer ab. Der bei weitem größere Theil der Krim ist die Fortsetzung der einförmigen Steppen oder Oeden ohne Baum und Strauch, welche die Nordgestade des Pontus bilden. Dieser Steppenboden des nördlichen Theils der Krim ist mager, salzig, zum Ackerbau sehr wenig geeignet, sehr spärlich bewässert. Von Flüssen dieses so magern Theils der Halbinsel ist der bedeutendste der Ssalgin, er vereinigt sich mit dem Kuffu und fällt ins faule Meer; mehre kleine Wässer gehen dagegen ins westliche Meer. Der Südtheil ist jedoch ganz anders, das traurige Landschaftsbild verändert sich aufs Wohlthuendste in der Nähe von Simferopol, allmählig geht die ebene baumlose Fläche in schönes Hügelland über, welches endlich in eine Alpenwelt sich verwandelt, die man die Jailas oder die Alpen der Krim nennt. Diese Alpen begleiten von dem südwestlichen Cap aus die Südküste, 16 Meilen lang, bis in die Nähe von Feodosia.

Wahrlich, die Krim ist ein wunderbares Land. Im Norden trägt sie den Charakter der Lebensmüdigkeit, trauriger Oede, im Süden ist sie eine reiche Schöpfung herrlicher Berggegenden mit fruchtbaren reizenden Thälern. Dies herrliche Bergland, diese Schweiz der Krim birgt in ihren Gebirgen Marmor, Steinkohlen, Kalk und am Fuße derselben finden sich Naphtaquellen. Der höchste Berg ist der Dschatyr-Dagh oder Zeltberg, der sich bis 4740 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, der Babugan-Jaila ist nur 18 Fuß niedriger. Die mit der Krim zusammenhängende Halbinsel Kertsch ist nur Tiefland, aus welcher sehr geringe Anhöhen aufsteigen. Diese letztgenannte Halbinsel Kertsch bietet vulkanische Erscheinungen, Ausbrüche von Schlamm und Wasser, von Flammen begleitet. Diese Ausbruchshügel sind leicht erkennbar an den nakten pflanzenlosen Abhängen, und den komischen Gipfeln, liegen meist in der Nähe des Meeres. In unsern Zeiten sind diese Ausbrüche nur schwach und selten; aus röhrenartigen Kesseln am Gipfel brechen Dampf und Schlamm mit widerlichem Geruch und unterirdischem Getöse, welches die Bewohner „Höllen“ nennen, hervor; bei Nacht sieht man auch bläuliche Flammen, ja selbst aus dem Meeresgrunde erfolgen zuweilen dergleichen Ausbrüche.

Das Klima der Krim trägt den continentalen Charakter der russischen Steppen und ist ein von den unsern sehr verschiedenes. Es herrscht nämlich dort die größte Veränderlichkeit. Die Südküste besitzt eigentlich keinen Herbst, aber einen doppelten Frühling, insofern man unter Frühling das erneuete Erwachen der Vegetation versteht. Der eigentliche Frühling der mit den unsrigen hinsichtlich der Zeit übereinstimmt und bald von Anfang oder selbst Mitte April bis Mitte Juni dauert, bald und zwar häufiger in März beginnt and dann in Mitte Mai sein Ende erreicht hat, ist nicht wie bei uns die schönste Jahreszeit; es herrscht hier in jeder Hinsicht und durchaus die größte Veränderlichkeit. Diese Erscheinung hat übrigens die Südküste mit vielen Ländern des Orients gemein. Anfang März ist nicht selten das schönste Wetter, und die Vegetation beginnt sich üppiger als gewöhnlich zu entfalten; da tritt im April plötzlich kühles, ja selbst kaltes Wetter ein, und das Thermometer sinkt selbst bis unter Null. Es scheint als wollte nun erst der Winter beginnen.

Weit mehr Annehmlichkeiten bietet der Spätherbst, der eine Art zweiten Frühlings darstellt. Ein Theil der Sträucher und Blumen treibt von Neuem und erhält sogar frisches Grün. Gegen Ende August nimmt nämlich gewöhnlich die Hitze ab und es treten Herbsttage ein; Regen wechselt mit Wind und schönem Wetter ab. Gegen die Tag- und Nachtgleiche wird aus dem Winde Sturm, der nicht selten in Orkan ausartet und furchtbare Verheerungen hervorruft. In dieser Zeit regnet es viel. Der bis Anfang September dürre, völlig ausgetrocknete Boden — die Sommerhitze übersteigt nicht selten 34 Grad Reaumur — zieht begierig die ihr gebotene Feuchtigkeit an; Quellen, die gegen August hin versiegt waren, werden wieder flüssig. Hat es sich — wie die Leute dort sagen — bis zum 3. und 6. October abgeregnet, so heitert sich plötzlich der Himmel auf und es kommt das schönste Wetter im ganzen Jahre. Während die zweite Hälfte des Octobers und namentlich der November und December in Deutschland sehr oft eine unangenehme Zeit ist, erscheint die Südküste der Krim als die freundlichste, wo vor Allem die Gehölze ein neues Leben beginnen. Diese regelmäßig schönen Tage dauern bis in die zweite Hälfte des Decembers, sehr häufig auch bis Neujahr. Von nun an wechseln Wind und Regen wieder mit Sonnenschein ab, das Thermometer schwankt zwischen 2 bis 6 Grad Wärme, fällt bisweilen unter Null. Der Regen verwandelt sich alsdann in Schnee, der jedoch selten länger als eine Stunde dauert und meist schon schmilzt wenn er fällt. Gegen Ende Februar oder Anfangs März tritt in der Regel größere Kälte, das Thermometer fällt auf 10—12 Grad, ausnahmsweise auch bis zu 24 herab. Mitte März kommen alsdann auch wieder schöne, warme auch kalte Tage, und halten wohl eine Woche und länger an. Die Tag- und Nachtgleiche ist jederzeit mit Temperaturwechsel verbunden. Sonach ist das Klima ein sehr wechselvolles und für den Fremden anfänglich von sehr auffallendem Einfluß.

Der südliche Theil der Krim ist von Reisenden seiner Schönheit und Fruchtbarkeit wegen sehr oft ein Paradies genannt worden. Es wachsen daselbst Feigen, Mandeln, Kastanien, Kapern, Oliven, Lorbeer und Cypressen, auch der Weinbau ist vertreten. Vorzüglich ist der Weinbau, den Fürst Woronzow auf den Höhen von Ai-Danal begründet hat, trefflich gediehen. Der von hier gewonnene Wein soll den Champagner sehr ähnlich sein. Die Schafzucht auf der Krim ist bedeutend und vorzüglich sind die nördlichen Steppen damit gesegnet. Die ausgearbeiteten Lämmerfelle unter der Bezeichnung „Krimmer“ kommen von dort her. Als erwähnenswerth dürfte es erscheinen, den Begriff Steppe, Oede, nicht mit jenem zu verwechseln, den die afrikanischen Wüsten beanspruchen. Die Wüste ist unfruchtbar, dürrer Sandboden, in ihr findet man nur Oasen, gleichsam Inseln im Sande, von üppigem Graswuchs, Bäumen und Quellen belebt. Die Steppe ist aber ein sich langhindehnendes strauch- und baumloses Grasland. Im heißen Sommer bietet es einen wahrhaft traurigen Anblick, verbrannt unter dem Strahl der glühenden Sonne, von keinem Regentropfen erfrischt, gleicht es dem Boden auf dem ein Fluch ruht. Dagegen wirkt das Frühjahr, der Herbst so günstig auf die verdorrten Steppen ein, daß sie in ihrer ungeheuren Ausdehnung wie ein über Nacht vom Himmel herabgesunkener Teppich von frischestem Grün und wunderbar durchstreuter Blumenpracht ausschauen. Freilich lagert ernste Stille über ihnen, aber die Herrlichkeit des sanften Farbengemisches auf der endlosen Fläche, mildert dann den beängstigenden Eindruck des ununterbrochenen Schweigens. Hirten durchziehen mit ihren Heerden die Steppen im Frühjahr und Herbst. In der Krim wird meist der Dromedar*) als Last- und oft auch als Zugthier gebraucht, weswegen auch dessen Zucht hier betrieben wird.

Die Bevölkerung der Krim ist ein wahrhaftes Pêle-mêle, ein Gemisch von griechischem

*) Dromedar ist das einhöckrige Kameel, die zweihöckrigen bezeichnet man mit dem allgemeinen Namen Kamel oder Trampelthier.

und norditalienischem, tattarischem und slavischem Blute, auch an Armeniern, Juden und Zigeunern fehlt es nicht. Ferner hat die Krim auch 9 allemanische Colonien, welche 1804 und 1805 gegründet und 1816 und 1817 mit 1400 schwäbischen Familien neu aufgefrischt wurden, aber gegenwärtig nur noch 1800 Einwohner zählen. Diese Ansiedelungen liegen an 6 verschiedenen Punkten. 1) am Endol-Flusse zwischen Karassu-Bazar (d. h. Markt des schwarzen Wassers) und Arabat liegen Zürichthal und Heilbrunn; 2) nördlich von Alt-Krim die gleichnamige Colonie; 3) südlich von Sudag am Meere die gleichnamige Colonie; 4) südlich von Feodosia am Meere die gleichnamige Colonie; 5) südlich von Simferopol und nördlich von Sebastopol am Bugaleck-Flusse die Colonie Kronsthal; 6) südöstlich von Karassu-Bazar Friedethal, Neusatz und Rosenthal. Neusatz ist Sitz des Inspectors. Rosenthal hat katholische, Kronsthal gemischte, die anderen Colonien protestantische Einwohner. Die ersten Ansiedler waren Würtemberger, Badener, Elsässer und Schweizer. Sie produciren Getreide, Wein und Wolle, leben im Ganzen aber in gedrückten Verhältnissen. Die Hauptmasse der Bewohner der Krim bilden noch immer die Tataren, die einst 100,000 Streiter ins Feld stellen konnten, doch durch Kriege, Parteiungen und Verweichlichungen so herabgesunken sind, daß die Gesammtzahl der Bevölkerung, natürlich mit Ausnahme des Militairs, gegenwärtig nur etwas über dritthalb hundert tausend Seelen betragen soll.

Ehe wir auf die nähere Schilderung der bedeutendsten Plätze der Krim eingehen, wollen wir in Kürze einen Blick auf die historische Vergangenheit dieser Halbinsel werfen. Wohl über kein Land der Erde hat das Schicksal abenteuerlicheren Wechsel hinsichtlich dessen Besitzes verhängt, als eben über die Krim, unter welcher man ehedem nicht nur die Halbinsel im engern Sinne, sondern auch die krimsche oder nogaische Steppe und das Land der tschernomorskischen Kosaken mit inbegriffen. In den frühesten Zeiten wurden diese Länder von Scythen bewohnt, dann von griechischen Colonisten. Seit der Zeit von 450 vor Christi Geburt bis ins achtzehnte Jahrhundert, kämpften nach und nach 70 verschiedene Völker um den Besitz dieser Ländereien und verdrängten einander. Die Perser, die griechischen Republiken, die Könige des Bosporus, die Römer, die Sarmaten, dann die griechischen Kaiser, die Genueser und Venetianer, später die Tataren und zuletzt die Türken — diese alle waren Herren der Krim. Nachdem sich die Türken den Besitz der Halbinsel zugeeignet hatten, waren die Tataren-Khane, ehedem die Machtgebietenden auf der Krim zu Vasallen derselben herabgedrückt. Dieser Zustand hinderte indeß nicht, daß die krimsche Tataren-Schaar in die Länder ihrer Nachbarn einfielen. Die Russen nahmen dies Gebahren sehr unliebsam auf und 1698 drangen russische Heere wiederholt in die Krim ein. Trotzdem blieben die tatarischen Fürsten mächtig genug, so daß Khan Kerim Gheray sogar im siebenjährigen Kriege den Preußenkönig Friedrich den Großen Hilfe gegen Rußland anbieten konnte. Die Russen vergaßen das nicht und so kam es denn, daß 1771 russische Heere unter Dulgorucki die Krim wirklich eroberten, die Pforte nöthigten die Halbinsel als ein völlig unabhängiges Land anzuerkennen, welches unter einem von der Nation selbst gewählten Oberhaupte stehen sollte.

Nun gab es in der Krim einen Parteikampf, die Russen und die Türken intriguirten am Hofe des Khans gegeneinander, so daß endlich der Khan Schahim Gheray, dessen Wahl von den Russen mit aller Kraft unterstützt worden war, sich durch die türkische Gegenpartei gedrängt sah und in Petersburg eine Zuflucht suchte. Rußland fand es jetzt für zweckmäßig, seinen Wunsch nach dem Besitz der Krim in Erfüllung zu bringen, es erklärte die Krim von nun an für russisches Eigenthum und die Pforte, welche alle Ursache hatte, einen neuen Krieg zu scheuen, trat das Land im Januar 1784 völlig an Rußland ab. Khan Schahim Gheray erhielt von der Kaiserin Katharina eine Pension, war aber unbesonnen genug, nach der Türkei

zurückzugehen, wo er auf Befehl des Sultans 1787 auf der Insel Rhodus hingerichtet wurde, zum Danke dafür, daß er sich den Russen, den Erbfeinden der Osmalis in die Arme geworfen hatte. Wir würden im größten Irrthume sein wollten wir glauben, daß die Einwohner der Krim, die Tataren, sich besonders glücklich unter der russischen Herrschaft befinden, sie haben nicht vergessen, daß ihre Väter im Kampfe gegen die russischen Eroberer geblutet haben, daß sie, die Nachkommen der im Kampfe für die Heimath Gefallenen, auch die Unterdrückten geblieben sind. Der jetzige Krieg hat dies sehr deutlich bewiesen — die armen verachteten Tataren verbanden sich sehr freudig mit den landenden Alliirten gegen die Russen.

Nachdem Rußland Besitz von der Krim und den dazu gehörenden Provinzen genommen, erhielt dieser neue Zuwachs seinen alten Namen: taurischer Chersonnes, oder Taurien. Hauptort der ganzen Provinz ist Simferopol am Flusse Ssalgin, eine ehemalige Residenz der Khane. Schon die früheren Schriftsteller, Herodot, Strabo, Plinius, versichern, daß die Landenge bei Perekop sowohl als der nördliche Theil der Halbinsel einst von Wasser bedeckt, folglich eine Insel gewesen sei. Jetzt bildet die erwähnte Landenge die Pforte derselben. Sie ist mit einem breiten Graben und einem Walle von einem Meere zum andern gehend und mit einem steinernen Thor versehen. Durch diese Befestigungen glaubte man in früherer Zeit diesen Eingang vom Festlande her wohl gesichert zu haben, die Russen haben noch ein unbedeutendes Fort, Orkagi, in der Nähe des Ortes Perekop zu größerem Schutze angelegt. Der bereits erwähnte russische Feldherr Dolgoruki erstürmte diesen Paß im Jahre 1771, 50,000 Tataren und 7000 Türken wurden theils gefangen, theils getödtet. Dieser Bluttag ist bei den Tataren ein unverwischbares Andenken geblieben. Perekop ist nur ein Dorf, eine einzige lange Straße zu beiden Seiten mit Häusern besetzt und zählt ungefähr 900—1000 Einwohner. So klein dieser Ort auch ist, so gilt er in Bezug auf den krimschen Handel doch als bedeutend, da er als Stapelort vorzüglich für das aus den benachbarten Meeren und Landseen gewonnene Salz dient, welches von hier aus auf Wagen mit Dromedaren bespannt, ins Innere Rußlands vertrieben wird. Unweit von Perekop in südlicher Richtung liegt ein Marktflecken auch mit 1000 Einwohnern, welcher den Namen Armiansk oder Neu-Bazar führt.

Beginnen wir die Küstenschau.

Kleine unbedeutende Ortschaften liegen längs der von der Landenge sich am todten Meere hinziehenden Küste — eine Strecke von 16 Meilen — bis zum Cap Tarkan. In der Nähe dieses Caps sind Landungen nicht unausführbar, indeß der Landende würde in dem im Innern liegenden Steppenlande sehr spärlichen Unterhalt finden. Die sich weiter hinziehende Westküste bietet bessere Landungspunkte, da das Meer hier mehr Tiefe und mehrere Einbuchtungen hat, in denen die Schiffe landen können. Der erste bedeutendere Ort dieser westlichen Küstenstrecke ist Eupatoria oder wie der tatarische Name für denselben ist: Koslow. Zur Zeit der Tatarenherrschaft war Eupatoria weit bedeutender als jetzt, wovon noch viele Ruinen zeugen. Die Zunahme von Sebastopol und Odessa und theilweise auch von den Landseen herüber wehende ungesunde Luft hat viel zu den Sinken des Wohlstandes von Eupatoria beigetragen. Indeß ist es noch immer eine Kreisstadt von 12,800 Einwohnern, der Hafen hat sandigen Boden und ist daher den Schiffen oft sehr gefährlich. Die großen Schiffe können nur in einer Entfernung landen, da die nöthige Wassertiefe für sie fehlt. Trotz dieses Uebelstandes ist der Hafen von Eupatoria doch ein sehr besuchter. Als besondere Merkwürdigkeit Eupatorias müssen wir der Schönheit der dortigen Frauen erwähnen, sie werden zu den schönsten der Erde gezählt. Sie zeichnen sich namentlich durch prachtvolles schwarzes Haar aus, das sie lose, aber malerisch in ein buntseidenes Tuch eingeschlagen, dessen Falten sie nachlässig herabhängen lassen. Augen von seltener Klarheit, ein sanfter Blick,

ein fein gebildeter Kopf, der sich auf dem weißesten und zierlichsten Halse wiegt, verleihen ihnen wahrhaft verführerische Reize und es ist sehr erklärlich, daß die Männer von Eupatoria einen großen Stolz auf die Schönheit ihrer Frauen besitzen.

Oestlich von Eupatoria liegen große Seen, in einer Entfernung von 2 Meilen der Salzsee von Esak mit den von Kranken zahlreich besuchten Schlammbädern. Von Eupatoria aus bietet die Küstenstrecke nach Sebastopol die Ansicht eines Hügellandes, welches immer mehr zu bergigten Anhöhen sich erhebt. Eine tiefe und große Einbiegung in dies Gestade wird mit dem Namen die Kalamitabay bezeichnet und hat 10—20 Faden Meerestiefe; am südlichen Ende dieser Bay liegt jene merkwürdige Bucht, welche durch ihre starken Befestigungen der russischen Flotte Schutz gewährte.

Zu Lande ist Eupatoria drei Tagemärsche von Sebastopol entfernt; zwei Wege führen dahin, der eine an der Meeresküste, schlecht und wenig befahren, der zweite Weg ist die Hauptstraße. Sie führt über Simferopol und Backtschiserai, das Innere der Halbinsel berührend an die Bucht von Sebastopol. Die erste Hälfte dieser Straße zieht sich durch ebenes Steppenland, die andere durch den gebirgigen felsenreichen Theil der Krim.

Sebastopol in früherer Zeit nur ein tatarischer Flecken, Achliar, datirt seine Befestigung vom Jahre 1780 her, wo die russische Kaiserin Katharina II. den Befehl zur Errichtung einer Festung daselbst gab. Der Name Sebastopol heißt so viel als Stadt des Sebastos, welches letztere Wort wir am Besten durch „Augustus, oder der Ehrwürdige" ausdrücken. In früheren Zeiten führten übrigens mehrere Orte z. B. in Kolchis, in Cilicien und in Armenien diesen Namen. Das jetzige Sebastopol liegt an der Südseite einer über 1 Meile langen Bai auf Kalkfelsen, die sich über 240 Fuß erheben, während das gegenüber liegende Ufer noch höher und steiler ist. Auf diese Art ist es gleichsam in einer Schlucht verborgen und man sieht in den Umgebungen nichts von der Stadt, nicht einmal die Wimpel der Schiffsmasten. Vorn an der Landspitze liegt das 1787 für Katharina II. erbaute Haus, hinter demselben die Admiralität, das Arsenal, die Administrationsgebäude, weiter hinauf der übrige Theil der Stadt. Der Hafen besteht aus der Hauptbai, welche sich nach innen bis zur Mündung des schwarzen Flusses (Tschernaja-Retschka) verengt. Am Eingang ist der Hafen 10—11 Faden tief, bis zum Dorfe Achliar nimmt die Tiefe bis auf 3 Faden ab. Besonders ausgezeichnet ist der Hafen dadurch, daß er völlig klippenlos ist u. keine seichte Stelle hat. Gleich vorn am Eingange stehen 2 starke Batterien auf beiden Landspitzen die übrigen Batterien im Innern der Hauptbai; die Südseite der letzteren enthält selbst mehrere Buchten, nämlich die Quarantainenbai, dann die Artilleriebai, die eigentlichen Kriegshafen; im Osten der Stadt die noch tiefer eindringende Südbai für Schiffe jeder Art, endlich eine kleine Bucht, in welcher die abgetakelten Schiffe sicher lagern können. Die Einfahrt in die Bai ist jedoch nicht ohne Gefahr für Diejenigen, welche das Fahrwasser nicht genau kennen. Mehrere schwer zu erkennende Bänke nöthigen die Schiffer, sich mindestens 2 Kabellängen vom Cap Chersonnes entfernt zu halten, um nicht auf eine oder die andere dieser erwähnten Bänke aufzufahren. In Friedenszeiten sind natürlich Warnungszeichen angebracht, weiße am Cap Constantin, rechts rothe. Als Leiter dienen auch die im Hintergrunde der Bai angebrachten weißen Leuchtthürme, der eine 613, der andere 413 Fuß über dem Meere, mit ihren festen Feuern, die man auf 33 und 28 Seemeilen weit sieht.

Das Cap Constantin auf einer nach Süden vorspringenden Landzunge, ist am Telegraphen und den kreisförmigen Forts zu erkennen. Hier hat das Meer jedoch nur 2 Faden Tiefe. Genanntem Cap gegenüber auf der Südseite der Bai, liegt die Quarantainebai mit einer Meerestiefe von 8 Faden, welche erlaubt, daß sich die Schiffe dem Alexanderfort mehr nähern können. Die Artilleriebai dringt 2700 Fuß tief ein, ist 800 Fuß breit und durch die umliegen-

den Felswände vor den Winden sehr gut geschützt. An diesen weißen Kalkfelsen zieht sich nun die Stadt selbst allmählig bis 240 Fuß hinauf. Die folgende Südbai durch die Forts St. Nicolas und St. Paul geschützt, hat 4—9 Faden Tiefe; hinter dieser und der Schlucht von Dezagow, wo ein Graben und eine Wasserleitung sind, liegt das Schiffswerft mit 4 Faden Tiefe. Ganz im Hintergrunde der Bai endlich befindet sich die schlammige Mündung des schwarzen Flusses (Tschernaja), durch welche man hinauf in das reizende Baidarthal kommt. Eine künstliche Felsentreppe führt aus diesem Thale auf die Jailas oder Alpen. Im Norden der Mündung des schwarzen Flusses erhebt sich der hohe Felsen, auf dem der Leuchtthurm von Inkermann steht. An diesem Felsen kann man bei 2½ Faden Tiefe ankern. Hinter demselben führt eine Bergschlucht nach Inkermann oder zu den Ruinen des alten Ktenos, welches die Genueser wieder herstellten und das von den Tataren Inkermann, auf deutsch „Höhlenfestung" genannt worden ist. Das reizende nur durch seine Sümpfe verderbliche Thal enthält Kalksteinbrüche, mehrere Ruinen und eine Wasserleitung. An der Nordseite der Hauptbai giebt es noch mehrere steile, doch nicht tief eindringende Buchten. In den Flecken Severnaja wohnen nur Muselmänner, die selten nach Sebastopol kommen. Von hier aus bis zum Fort Constantin nimmt die Meerestiefe bedeutend ab. Der kühle Westwind ist in der ganzen Bai vorherrschend, Abends jedoch weicht er dem Landwinde. Der größte Feind, den Schiffe nur haben können, welche nicht mit Kupfer beschlagen sind, ist der Schiffswurm. Er durchfrißt sie und macht sie unbrauchbar. Es wird vermuthet, daß dieser Feind ursprünglich nicht hier hauste, denn keiner der obenerwähnten alten Schriftsteller gedenkt dieser wahrhaften Plage für die Seefahrer, er soll durch von Indien kommende Schiffe hierher gebracht worden sein.

Sebastopol war das Auge, womit Rußland nach dem Bosporus (Meerenge von Konstantinopel) blickte. Der Blick dieses Auges war für die Freiheit des Handels aller seefahrenden Nationen auf dem schwarzen Meere ein höchst furchtbarer, da die Lage Sebastopols so außerordentlich wichtig ist, indem von dessen Hafen aus drei gleich lange Linien von nur 100 Stunden nach Odessa, den Donaumündungen und Sinope führten, und der Bosporus so wie das freie Kaukasien nur je 160 Stunden, Batum und das transkaukasische Rußland nur je 200 Stunden entfernt liegen. Mittels einer kräftigen Dampfflotte vermöchte Rußland also das ganze schwarze Meer zu beherrschen, indem es in kürzester Zeit die stärksten und raschesten Schläge an jedem beliebigen Punkte des schwarzen Meeres und seiner Gestade ausführen kann und jederzeit einen sichern Schlupfwinkel zum Rückzuge hat. Darum sahen sich die Verbündeten genöthigt, dem Beispiele des klugen Odysseus zu folgen, der einst, wie die Mythe erzählt, das Auge des Cyclopen ausbohrte — Sebastopol, das drohende Auge Rußlands, mußte ein gleiches Schicksal erfahren.

Setzen wir unsere begonnene Küstenschau weiter fort.

Westlich von der Quarantainebucht bis zum Cap Cherson mit dessen Leuchtthurm liegen noch mehrere Buchten, wie die Schützenbucht, die runde, die dreifache Bucht u. a. m. Wir treffen hinter denselben die kaum noch kenntlichen Ruinen des alten, einst berühmten Cherson, welches 500 Jahre vor Christus die Hellenen gründeten, der Russenfürst Wladimir aber im Jahre 988 nach Christus eroberte und zerstörte. Erst ein Befehl des Kaisers Alexander im Jahre 1818 befahl die Erhaltung dieser merkwürdigen Ruinen, leider aber schon zu spät. Im Südosten vom Cap Cherson ragt noch das Cap Parthenion oder Cap Fiorense der Genueser in das Meer. An dieses knüpfen sich die poetischen Sagen, denn hier stand einst der blutige Altar der taurischen Diana, auf welchem alle die geopfert wurden, die an dieser Felsenküste Schiffbruch litten — man vermeinte in jener längst verklungenen Zeit, die aus dem Wellen-

grabe sich Rettenden, wären von den Göttern zum Opfertodie ausersehen.

Weit im Hintergrunde einer Bucht sieht man das Kloster des heiligen Georg. — Nun aber beginnt die eigentliche Südküste, das Paradies der Krim.

Im Osten des Cap Parthenion dringt tief in das Land eine kleine Bucht ohne Untiefen, welche von hohen Felsenmassen so eingeschlossen ist, daß man, den Eingang kaum bemerkend, sie für einen Landsee hält. In ihr liegt Balaklava, eine meist von Griechen bewohnte Stadt, ohne eine andere Befestigung als ihre natürliche Lage; doch sieht man auf einer nahen Anhöhe noch die Spuren eines einst von den Genuesern angelegten Forts. Lange war Balaklava der Sitz krimscher Seeräuber, jetzt ist es ganz unbedeutend. Hinter der folgenden Seeküste erblickt man jetzt sogleich die Mauer der Jailos; der Küstensaum vor demselben ward, wegen seiner Naturschönheiten von den russischen Großen durch allerliebste Landsitze geschmückt. Freilich ist die Unbeständigkeit und der rasche jähe Wechsel der Temperatur doch sehr lästig. Merkwürdig sind längs der ganzen Küste die Reste jener Befestigungen, welche einst die byzantinischen Herrscher (griechische Kaiser), besonders Justinian angelegt haben. Anfänglich wendet sich die Küste bis zum südlichsten Punkte der Krim, dem hohen, weit ins Meer vorragenden Vorgebirge Aya-Dag (von dem tatarischem Worte, Aya der Bär, also Bärenberg). Um das Cap Kirki kommen wir nach Alupka, wo sich der herrliche Landsitz des Fürsten Woronzoff, Statthalters von Kaukasien, befindet; von hier aus umschifft man das Cap Aitodor, auf welchem 345 Fuß hoch ein Leuchtthurm steht und gelangt zu dem reizenden Yalta am Fuße der krimschen Alpen gelegen. Erst seit 1837 ist dieser rasch aufgeblühte Ort in die Reihe der Städte eingetreten, er verdankt sein Emporsteigen der Dampfschifffahrt zwischen Odessa und der Krim.

Die reizenden Umgebungen machen, obgleich der Hafen manche Mängel hat, Yalta zum Hauptlandungsplatze der Reisenden, für welche daselbst hinsichtlich der Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten auf jede Art gesorgt ist. Yalta liegt an einer großen Bucht zwischen dem Cap Aitodor im Westen und dem Cap Nikili im Osten;. bei dem Letzteren ist zwischen Nußbäumen versteckt das Dorf Nikita gelegen, wo der bereits von uns früher erwähnte Herzog von Richelieu, einstiger Gouverneur von Odessa einen prachtvollen botanischen Garten gründete, welcher weit und breit berühmt ist und von allen Reisenden besucht wird. Nördlich von dem einst auch dem genannten Herzog gehörenden Dorfe Gursuph erhebt sich der Magaratsch oder der weiße Berg, welcher über und über von reizenden Villas und Weinbergen bedeckt ist.

Um die Kanischspitze gelangt man nach der Stadt Aluschta am Fuße des Zeltberges. In alter Zeit war dieser Ort eine von dem griechischen Kaiser Justinian erbaute Festung, deren Trümmer man noch heute bewundert. Die Küste zieht sich von hier malerisch nach Sudak oder Soldadia, dem Hauptsitz des krimschen Weinbaues. Es ist ein anmuthig in lauter schönen Wein- und Obstgärten verstecktes Dorf im vom Sudak bewässerten Thale. Die Jailas treten nach Osten zu in mehreren Ausläufern bis dicht an's Meer in schmalen Landspitzen endigend und nachdem man sie umschifft hat, gelangt man nach Kaffa, früher Theodosia genannt, an dem Cap Kaffa. Einst war es Festung, jetzt sind sämmtliche Werke in ganz verfallenem Zustande. Der Hafen wohl gesichert gegen die Winde kann 200 Schiffe bequem fassen, da aber seine Oeffnung nach dem Meere hinaus zu weit geöffnet ist, als daß er durch Anlagen von Festungswerken geschützt werden könnte, so bietet er einer Kriegsflotte keine Sicherheit. Von hier aus bis zur Aratbai bildet eine nur 3 Meilen breite Landenge die Halbinsel Kertsch, dann zieht sich die Küste $7^1/_2$ Meilen gegen Osten bis zum Cap Takli, auf welchem ein 313 Fuß hoher Leuchtthurm steht. Um dieses gelangt man in den Bosporus (Meerenge) welcher das schwarze mit dem asowschen

Meere verbindet. Die Tiefe dieser Meerenge ist ziemlich ungleich, welchselt von 5 zu 9 Faden und ist gegen Norden immer seichter. Dennoch liegt hier ein Haupthafen der Krim, nämlich Kertsch. Im Alterthum befand sich hier die Residenz der Könige des Bosporus, sowie des Mithridates und seiner Nachfolger, die umfangreiche Stadt Panticapäum, deren Ruinen man noch sieht. Das heutige Kertsch liegt nicht an derselben Stelle, wo einst die alte genannte Stadt gestanden in den Niederungen, sondern zieht sich im nördlichen Theile des Busens am Fuße des Mithridates-Berg hin und terassenförmig an demselben hinauf. Die Stadt hat nur 9000 Einwohner, ihr sehr sicherer Hafen, wurde 1822 zum Freihafen erklärt. Kertsch ist nicht als Handels-, sondern als Speditionsort wichtig.

Unweit Kaffa befindet sich noch eine kleine Stadt und Festung, Jenikale, theils von den Genuesen, theils von den Türken erbaut und außerordentlich romantisch gelegen. Von den Felsabhängen der Stadt schaut man über die schönsten Weingärten, zugleich nach dem Asowschen und dem schwarzen Meere. Als Festung ist Jenikale sehr unbedeutend. Das asowsche Meer bietet den Seefahrern viel größere Schwierigkeiten und läßt wegen seiner Seichtigkeit nur Schiffe von niedrigem Bord zu. Seit einigen Jahren will man sogar die Bemerkung gemacht haben, daß der Wasserstand des asowschen Meeres sich vermindere, weswegen auch die Nordküste der Halbinsel Kertsch schwer zugänglich und nur unbedeutende Ortschaften liegen von hier bis an die Bucht von Arabat. Das kleine Dorf Arabat mit den Ueberresten einer türkischen Festung ist auf dem Sande erbaut, welchen das asowsche von dem faulen Meere trennt. Das Innere dieser türkischen Festung liegt noch von 1768 her, wo der russische Feldherr Dolgoruki sie mit Sturm nahm, zerstört, nur die Wälle und Gräben sind erhalten. Der Siwasch oder das faule Meer wird in dürrer Jahreszeit oft so seicht, daß man durchreiten kann, nur mit ganz kleinen Schiffen kann er befahren werden, und doch ist er hinsichtlich seines Salzes für das Land von großer Wichtigkeit.

Die ehemalige Hauptstadt der Krim ist Backtschiserai, d. h. die Stadt der Gärten. Hier residirten die tatarischen Khane und die Palläste derselben mit all der alten Pracht sind heutzutage noch zu sehen und werden auf Befehl der russischen Regierung in gutem Stande erhalten. Baktschiserai liegt in einer ziemlich engen Schlucht eines Kalksteingebirges unfern der jetzigen Hauptstadt Simferopol, wo die krimschen Fürsten ehedem auch Palläste hatten, die ebenfalls auf Regierungsbefehl in gutem Zustande erhalten werden. Baktschiserai zählt etwa 10000 Einwohner, die fast durchgängig dem ehemals hier herrschenden Volke der Tataren angehören, außerdem giebt es noch eine Menge Zigeuner hier. Diese Residenz der alten tatarischen Khane ist in der That eine der merkwürdigsten Städte Europas, indem sie vollkommen orientalisch und ein schlagender Gegensatz zu den modernen Städten Simferopol und Sebastopol ist.

Trotzdem, daß die Gefahr, so zu sagen, schon auf dem Boden der Krim festen Fuß gefaßt hatte, wagten es immer noch einzelne russische Dampfer mit mehr oder weniger Glück, sich auf dem schwarzen Meere zu zeigen. Ihr Heitzungsmaterial, ein ganz vortrefflicher Anthracit, erzeugt nämlich einen sehr dünnen, durchsichtigen grauen Rauch, der ihre Fahrten kaum verräth, während die Dampfer der Verbündeten mit einem ganz anderen Material geheitzt, dicke schwarze Rauchwolken hinter sich herzogen und somit auf meilenweit ihre Spur den Russen kund gaben. Indeß waren diese Ausflüge nur noch als schwache Zuckungen der ihrer Vernichtung entgegensehenden russischen Schwarzen Meeres-Flotte zu betrachten. Die Verbündeten stationirten nach geschehener Landung am Cap Babo 8 englische, 8 französische und 5 türkische Linienschiffe vor dem Hafen von Sebastopol, nachdem bereits die drei Dampfer „Fury", „Vengeance" und „Retribution" schon früher denselben überwachten.

Obwohl die Verbündeten sich nicht wenig

wunderten, daß die Russen sie so ganz ohne Widerstand landen ließen, so erkannten sie doch bald, daß dies in dem von denselben angenommenen Vertheidigungssystem beruhte. Außer Sebastopol könnte nicht ein einziger an der krimschen Seeküste situirter russischer Platz einer so großartig ausgeführten und von so viel Feuerschlünden unterstützten feindlichen Landung ernstlichen Widerstand leisten. Es lag daher in Fürst Menschikows Plan, den feindlichen Truppen auf allen Küstenpunkten freies Spiel zu lassen. Auch auf der regelrechten Ebene von Eupatoria bis Simferopol, dem Sitze des russischen General-Gouverneurs von der Krim, befanden sich weder künstliche noch natürliche Vertheidigungsobjekte. Unweit Simferopol lagerte das russische Cavalleriecorps, während drei Infanteriedivisionen die Anhöhen (worunter zwei Wasserscheiden [durch Flüsse unterbrochenes Terrain) gegen Baktschiserai und Sebastopol besetzt hielten. Diese Gegend hat alle Vorzüge zu einem vollkommener Kriegstheater. Es war daher ein sehr richtiges Calcul, daß die Russen sich nur auf der Defensive hielten.

Als man anfänglich noch keine Ahnung von diesem Vertheidigungssystem hatte und überhaupt sich noch in der süßen Täuschung befand, dieser Krimsche Feldzug werde eins, zwei, drei beendigt, die Flotte zerstört, Sebastopol erobert sein, glaubte man, Fürst Menschikow habe wegen unzulänglichen Streitkräften die Landung nicht gehindert und er besitze überhaupt nicht die Fähigkeit zum Kriegführen. Viele Kriegsverständige bezeichneten es als einen außerordentlichen Fehler von Seiten der alliirten Oberbefehlshaber, daß sie nicht gegen Perecop, den Schlüssel zu dem einzigen Landwege, durch welchen die Krim mit dem russischen Festlande in Verbindung steht, von Anfang an operirten und es hat sich in der That bestätigt, daß dieser Tadel auch als ein ganz vollkommener begründet gewesen. Denke sich der Leser, daß die Bewohner eines Hauses gefangen genommen werden sollen; wird man nicht auch die aus dem Hause ins Freie führende Hinterthüre besetzen, um ihnen die Möglichkeit zu wehren, entweder Beistand durch diese Thüre zu erhalten oder durch dieselbe ganz bequem sich zurückziehen zu können? Jedenfalls; aber davon geschah nichts zur Verwunderung aller Derer, welche in Kriegsangelegenheiten ein ziemlich gesundes Urtheil zu fällen befähigt sind. Indem man sich von vornherein des Schlüssels Perecop bemächtigte, isolirte man die Halbinsel zum größten Theile, es war den abgeschnittenen Russen nicht möglich, Nahrungsmittel, Verstärkungen, Munition auf diesem Wege zu erhalten, der einzig ihnen bleibende Ausweg mittels der an der Krim hängenden Halbinsel Kertsch in Verbindung mit Rußland zu bleiben, konnte durch die Flotte abgeschnitten werden. Aber Sebastopol winkte, man glaubte an eine glänzende That und — täuschte sich abermals. Die Opfer, welche man für diese Täuschung bringen mußte, waren enorm. Nie ist ein Feldzug mit so viel militärischen Fehlern begonnen worden, als Der gegen die Krim von Seiten der Verbündeten.

Nachdem das Heer der Letzteren auf dem Terrain Eupatoria gelandet war, hatte es Perecop fast in gleicher Weite vor sich, als Sebastopol. Während ein Theil der Armee sich der Landzunge bei Perecop bemächtigt hätte, indem er über Kontongon, Togaili und Naimann dahin vorgedrungen wäre, mußte der andere und größere Theil der Verbündeten über Sack und Tulat auf Simferopol marschiren. In einer Entfernung von 8 Kilometer von dieser letztgenannten Stadt kommt man auf die große Poststraße, welche von Perecop nach Sebastopol führt. Indem Eupatoria einen schönen natürlichen Waffenplatz bot, auf welchem sich die verbündete Armee als auf eine treffliche Operations-Basis stützte, hatte man zugleich eine ausgezeichnete Operationslinie erlangt, auf der es möglich wurde, dem Feinde jedes Mittel zur Herbeischaffung von Hilfstruppen abzuschneiden, die Krim von Rußland zu trennen, da der Seeweg den Russen versperrt war und was von größter Wichtigkeit war, Sebastopol von der am wenigsten befestigten Seite anzugreifen.

Indeß man beachtete es nicht, sich Perecops zu bemächtigen und ließ somit dem Feinde eine höchst bequeme Hinterthüre. Ein gut Theil zu dieser Verblendung, welche die Vorsicht so gänzlich aus den Augen ließ, trugen wohl die nicht nur ungenauen, sondern theilweise ganz falschen Nachrichten, welche die Kundschafter von dem Stand und und der Zahl der russischen Streitkräfte eingeliefert hatten.

Nach geschehener Landung ließ Marschall Saint-Arnaud den Franzosen folgenden Tagesbefehl bekannt machen.

„Soldaten!"

„Ihr sucht den Feind seit fünf Monaten. Endlich steht er vor Euch und wir werden ihm unsere Adler zeigen. Bereitet euch darauf vor, die Mühseligkeiten und Strapatzen eines Feldzuges zu ertragen, welcher schwierig, aber kurz sein, und in den Augen der Welt den Ruf der orientalischen Armee auf gleiche Höhe mit den ruhmvollsten Erscheinungen der Kriegsgeschichte heben wird. Ihr werdet nicht erlauben, daß die Soldaten der verbündeten Heere, eure Waffengefährten, euch an Muth und Standhaftigkeit vor dem Feinde so wie an Ausdauer in den Prüfungen, die euter harren, übertreffen. Ihr werdet euch daran erinnern, daß wir keinen Krieg führen mit den friedlichen Bewohnern der Krim, deren Stimmung uns günstig ist und die, wenn sie durch unsere treffliche Mannszucht und durch die Achtung, welche wir für ihre Religion, ihre Sitten und ihre Person bezeigen, beruhigt sind, keinen Anstand nehmen werden, zu uns zu kommen. Soldaten! in diesem Augenblicke, wo ihr eure Fahnen auf dem Boden der Krim aufgepflanzt, seit ihr die Hoffnung Frankreichs; in einigen Tagen werdet ihr sein Stolz sein. Es lebe der Kaiser!"

Wenden wir uns nun wieder den kriegerischen Ereignissen zu, welche mit dem Augenblicke, als die Flotte der Alliirten in Masse nach der Krim überfuhr, riesige Dimensionen annehmen. Seit dem Jahre 1830, wo Frankreich seine Flotte zum Angriff auf Algier abschickte, hatte es nichts Dem ähnliches gegeben, das Jahr 1854 brachte der Welt jedoch in der Pontus-Expedition eine Begebenheit, die hinsichtlich der dazu verwendeten Kräfte jene algierische Expedition um das Doppelte übertraf.

Die Einschiffung der französischen und englischen Truppen zusammen 50,000 Mann, zu Varna war glücklich gegen Abend des 4. September beendigt worden. Man erwartete nun den Ruf des sich mit dem französischen und türkischen Geschwader zu Baltschick befindenden englischen Admirals Dundas zur Vereinigung mit den genannten Geschwadern. Dieser Ruf erfolgte noch am Abend des 4. September und obgleich der Wind ungünstig war, trafen die verbündeten Flotten doch am 8. an der Schlangeninsel ein, von wo man am 11. September nach der Kalamitabai (auf der Krim) absegelte. Personen, welche diese Flotte hinschwimmend auf den breiten Wellen des schwarzen Meeres gesehen, schildern den Anblick als einen der großartigsten, welchen man sich nur vorstellen könne. Die alte Märchenwelt schien auf's Neue zur Geltung gekommen zu sein, so wite das Auge reichte, nichts als Segel und dampfende Rauchfänge. Als die Gesammtflotte von der Schlangeninsel abfuhr, zählte sie 150 Kriegsschiffe, unter denen sich 80 Dampfer befanden, und 600 Transportfahrzeuge. Eine furchtbarere Streitmacht hat noch kein Meer getragen, dem schwarzen oder dem Pontus war diese Ehre allein vorbehalten. Wie Riesen stiegen die schwimmenden Colosse aus den Wellen auf und erwuchsen zu ungeheuren lang sich hindehnenden Linien weißer Segel und dicken Rauchsäulen, welche Letztere sich gleich Unglück verheißenden Schlangen ihnen nachkrümmten und dann ins Meer niedersanken.

Die schon vorher von dem Oberbefehlshaber der Engländer Lord Raglan, dem Franzosen-General Canrobert, dem englischen Contreadmiral Lyons und dem französischen Admiral Bouet Willaumey, in Begleitung hoher Stabsoffiziere unternommene Recognoscirung der Krimküste hatte den Beschluß hervorgerufen, die Landung zwischen dem Almaflusse und der Stadt

Eupatoria zu bewirken, da weiter hin am Gestade zwischen der Alma- und der Katschabucht die Russen lagerten und die Ausschiffung der verbündeten Truppen demzufolge nur unter dem Feuer des F.indes hätte geschehen können. Indem man also die Ausschiffung beim sogenannten Alten Fort zu bewerkstelligen beschloß, wollte man unnütze Verluste vermeiden. Der 12. September sah die alliirten Flotten im Angesicht der Krim, indeß dieser Tag, an dem die Vorbereitungen zur Landung getroffen werden sollten, blieb in Folge eines Mißverständnisses der Befehle unbenützt und am folgenden Tage steuerte die Flotte längs des Gestades der Kalamitabai bis auf Eupatoria zu. Die Eupatorianer hatten das ungewöhnliche Vergnügen eine halbe Welt von Schiffen heranschwimmen zu sehen, ein höchst stattlicher Anblick, denn die englischen Linienschiffe, denen eine Division von Fregatten als Avantgarde voran fuhr, wurden von den französischen und türkischen Schiffen, welche den rechten Flügel bildeten, in die Mitte genommen. So traf man gegen die Mittagsstunde vor Eupatoria ein und ankerte ohngefähr in der Entfernung von zwei Stunden von dieser Stadt. Der Vorsicht halber mußte nicht nur das Wasser an der Küste, sondern diese selbst und auch die Stadt recognoscirt werden. Zu diesem Zwecke erhielt der Dampfer „Spitfire" Befehl, vorzufahren. Nachdem er diesen Befehl erfüllt, kehrte er zurück und stattete mittels Signale das Resultat seiner Forschungen dem auf dem Flaggenschiffe befindlichen Admiral Lyons ab. Sogleich wurde der Dampfer „Caradoc" unter Parlamentärflagge (weißes Tuch) nach dem Ufer geschickt, um in Eupatoria anzufragen, ob der Feind diese Stadt vertheidigen oder sie übergeben wolle. Fünf Dampffregatten bildeten das Gefolge des Caradoc. Gewiß wäre es von der kleinen sich in Eupatoria befindenden Garnison ein Zeichen des Wahnsinnes gewesen, einer Macht, die sich so furchtbar, wie die alliirte Flotte darstellte, irgend einen Widerstand zu leisten. Von der Stadt aus gesehen, nahm die Flotte in Fronte die Strecke von 9 Seemeilen ein und ihre Transportschiffe quollen am fernsten westlichen Horizont immer noch wie Gespenster aus der Tiefe des Meeres auf. Selbstverständlich ist es, daß die 600 Transportschiffe hinter der Flotte langsam herzogen. Auf Schnelligkeit konnte bei diesen Schiffen nicht gerechnet werden, da die meisten von ihnen von großem Tiefgang waren. Wider Aller Erwartung geschah die Landung an diesem Tage nicht, kein Signalschuß wurde zu diesem Zwecke abgefeuert. Man bemerkte nur, daß die Admiräle und Generäle auf den verschiedenen Kriegsschiffen sich mittels Schiffszeichen über diesen Gegenstand wahrscheinlich besprechen mochten. Endlich um 8 Uhr Abends war man über Alles einig geworden und der englische Admiral Lyons schickte an die Transportschiffe Boote mit folgender Ordre an die Generalquartiermeister der Divisionen ab:

„Die leichte Division lichtet morgen früh 1 Uhr die Anker. Die 4. Division segelt um 2 Uhr, die 1. Division um 3 Uhr, die 3. und 5. Division um 4 Uhr ab. Acht Seemeilen weit ist Süd-Süd-Ost zu steuern. Rendezvous auf dem 45. Grade. Annäherung ans Ufer nicht weiter als auf 8 Faden."

Somit waren die Vorbereitungen zur Landung für den nächsten Morgen, den 14. September, eingeleitet. Während die zur unmittelbaren Besatzung Eupatorias bestimmten Truppen gelandet wurden, befolgten die Schiffe die ihnen gegebene Weisung aufs Pünktlichste. Zur Landung der Divisionen hatte man einen niedrigen Sandstrich erwählt, welcher zwischen dem Meere und einem ohngefähr eine halbe Wegstunde langen und eine Achtelmeile breiten Salzwassersee, der Tasla genannt, hinzieht und nichts Anderes als ein durch die Heftigkeit der brandenden Wogen aufgeschichteter Damm ist. Dieser Damm bildet von Eupatoria aus eine schlechte ohngefähr 600 Fuß breite Straße nach Sebastopol zu. Am südlichen Ende des Salzwassersees steigt das Land sanft zu einem Plateau von geringer Höhe auf, welche sich bis an den Fuß einer Gebirgskette hinzieht und die nach

ihrer auffallenden Gestaltung den Namen Zeltberge erhalten haben. Das Plateau fällt nach der Meeresseite zu in einer schroffen, aus röthlichem Thon und Sandstein bestehenden und an manchen Stellen 150 Fuß hohen Wand ab. Weiterhin wechselt es mit einer nur sehr wenig über dem Meeresspiegel erhobenen Fläche. Längs des Meeres hat sich ein Damm von Steinen gebildet, die durch die Meereswellen hieher geführt und so übereinander aufgeschichtet worden sind, daß sie nun die Meeres-Ueberschwemmungen von der niedrigen sandigen Küste abhalten. Der eben nicht liebliche Charakter dieses vom Meere bis in die Gegend der Sebastopoler Bergkette sich hinziehenden Gestades erhält durch einen weiteren Einblick nach dem Innern eine angenehmere Abwechslung, indem sich dem Auge daselbst weidende Viehheerden, hochaufgespitzte Getreideseimen und einzelne verstreute Gehöfte darboten. Da die Ernte bereits vorüber war, wiesen sich die Felder mit Stoppeln bedeckt, zwischen denen wilder Lavendel in Unmasse wucherte und die Gegend weit und breit umher mit betäubendem Geruch erfüllte. Ein viel anmuthigeres Bild würde die kahle Landschaft dargestellt haben, wenn sich nur hier und da das Grün eines Busches mit eingemischt hätte, aber davon war keine Rede, nirgends etwas zu sehen, was einer Baumgruppe ähnlich gewesen wäre.

Der Morgen des 14. Septembers hatte sich noch nicht den Armen der Nacht entwunden, als der französische Admiral um halb 3 Uhr Raketen steigen ließ, als Signal für den englischen Admiral Dundas, daß er nun aufbräche. Die französischen Linienschiffe und Fregatten waren durch Taue mit einander verbunden, so daß es aussah, als diese Armada der Küste zuschwamm, wie wenn sie an eine Schnur gereiht sei. Das französische Admiralschiff „Ville de Paris" von den drei Dampfern Berthollet, Ajaccio und Dauphin ins Schlepptau genommen, segelte voraus und hinter ihnen her schwammen die französischen Linienschiffe in langer, dunkler Linie. Es soll ein etwas schauriger Anblick gewesen sein, diese von Laternen erleuchteten gewaltigen Schiffe in dem tiefen Grau der Dämmerung lautlos wie eine Gespensterschaar dem Ufer zuschweben gesehen zu haben und man kann sich denken, daß der Eindruck den dies Schauspiel auf die sehnsüchtig der Landung harrenden Soldaten ein außerordentlicher gewesen sei. Drei Dampfer, der Primauguet, der Caton und die Mouette hatten Befehl, in geringer Entfernung von der Küste Bojen von verschiedenen Farben auszulegen, die als Zeichen galten, jede der drei Colonnen ihre Stellung anzuweisen. Endlich übergoß Morgenröthe und Sonnengold das wunderbare Schauspiel, das sich hier an der Küste entfaltete.

Punkt 7 Uhr erfolgte das Zeichen zum ankern und nachdem dieser Befehl in Vollzug gebracht war, entwickelte sich das Bild der regsten Thätigkeit. Von allen Schiffen wurden die Boote herabgelassen und 40 Minuten später stiegen die Soldaten der 1. Division aus den Schiffen in die kleinen Fahrzeuge. Der Vorsicht wegen hatten die Befehlshaber des Geschwaders vier lange, vollständig armirte und mit Congreweschen Raketen versehene Boote nach dem Ufer beordert, um daselbst, wenn ein Feind, obwohl keiner zu sehen war, sich etwa der Landung widersetzen wolle, das Rauche herauszukehren. Zwei dieser Langboote stellten sich an der nördlichen, zwei an der südlichen Ecke des Ufers auf. Daß man einen Feind erwartete, war gewiß, denn die drei Dampfer, der Primauguet, Descartes und Caton hatten Befehl erhalten, sich dem Ufer so weit als möglich zu nähern, daß sie mit ihren Geschützen die südliche Strecke des Ufers bestreichen könnten, indeß es ließ sich kein Feind sehen. Zum Zeichen, daß man das Land von nun an als französisches Occupationsterrain betrachtetete, war mittlerweile ein Boot mit 16 Mann gelandet, welche sogleich ein Loch gruben, indem der Flaggenstock aufgerichtet wurde, der wenige Augenblicke später die blaurothweiße Fahne Frankreichs wehte. Von diesem Momente an hatte Frankreich der Krim den Fehdehandschuh hingeworfen.

Um 8 Uhr fiel der Signalschuß, die Aus-

schiffung zu beginnen und dieser Befehl wurde mit so großem Eifer vollzogen, daß in dem kurzen Zeitraume von 22 Minuten bereits 6000 Mann am Ufer standen, um 10 Uhr 9000 und drei Stunden später waren alle drei Divisionen sammt ihren 18 Feldkanonen und dem nöthigen Zubehör ausgeschifft. Eine halbe Meile nördlich von dieser Landungsstelle ging die Ausschiffung der Engländer, etwas langsamer vor sich. Diese Langsamkeit entstand aus der Ursache, daß die Engländer den größten Theil ihrer Truppen nicht wie die Franzosen am Bord der großen Kriegsschiffe, sondern auf Transportschiffen untergebracht hatten, wodurch natürlich die Ausschiffung sich verzögerte. Die französischen Schiffe, der Montebello und der Volmy hatten jeder in ihren verschiedenen Decks an 2000 Mann, weshalb ganz folgerecht die Landung ihrer Truppen schneller geschehen konnte. Die Franzosen bethätigten sogleich ihren Eifer. Sobald eines ihrer Regimenter ausgeschifft war, wurde sofort eine Compagnie zur Recognoscirung ausgesendet und Plänkler und Piquets rückten vor. Mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit waren die Regimenter in Colonnen formirt und seine deployirenden Vorläufer, dehnten rasch ihre Fronte vor dem in leichter Marschordnung nachfolgenden Regimente aus. Von den Schiffen aus gesehen, sollen die französischen Colonnen in Gestalt eines sich immer weiter ausspannenden Fächers entwickelt und das Terrain besetzt haben.

Auf dem englischen Admiralschiff „Agamemnon" wurde erst um 9 Uhr des Morgens am Fockmaste eine schwarze Kugel aufgehißt und ein Schuß abgefeuert. Dies Zeichen bedeutete „Achtung!" Die Boote näherten sich nun den Schiffen, deren Mannschaft zuerst ans Land gebracht werden sollten. Das Beispiel der Franzosen brachte das ruhige englische Blut etwas in Bewegung und so waren in Zeit von anderthalb Stunden nicht nur die gesammte leichte Division und die erste Division, bei welcher sich der Herzog von Cambridges und die Brigadiers Campbell und Bentink befanden, ausgeschifft. Indeß dieser Eifer erlitt eben durch sich selbst eine Verzögerung, indem die zweite Division schon dem Ufer zuschwamm, ehe die erste noch vollständig ans Land gesetzt war. Sogleich wurden die Regimenter in Brigaden und diese in fortlaufende Colonnen auf Viertelsdistanz formirt: die leichte Division auf dem linken Flügel, dann die erste Division und so der Reihe nach weiter bis zum rechten Flügel. Nach 11 Uhr, als auch Sir de Lacy Evans mit seinem Stabe am Lande, und die Schützen und Füseliere inspicirt waren, gingen diese vorwärts, den Abhang der Höhe über die schon früher erwähnte rothe Sandsteinwand emporsteigend und sich nun in das flache Land wendend. Die Mittagssonne mit ihren Strahlen brannte auf den rothen Röcken, den glänzenden Gewehrläufen und den blitzenden Tschakoschildern der Engländer und vergoldete das schöne Schauspiel der Landung, welchem ein ferner Kanonendonner gleichsam ein lustiges Accompagnement aufspielte. Dieser Donner kam aus der südlichen Richtung des Landungsplatzes. Ein russisches Corps von 6000 Mann lagerte in der Katschabucht, ohngefähr anderthalb Meilen vom Landungsplatze des rechten Flügels. Fünf französische Dampfer, die die vierte Division am Bord hatten und von drei englischen Dampfern unterstützt, schleuderte auf 6000 Ellen Entfernung Bomben auf die Russen. Dieser Angriff geschah indeß nur zum Schein, um die Aufmerksamkeit der Russen fern von dem Orte der Landung zu halten. Das Feuer der französischen Dampfer that den Russen wenig Schaden, aber die Bomben des englischen Schiffes „Sampson" flogen so gut gezielt in die russischen Haufen, daß diese auseinander gesprengt wurden.

Als die Nacht niedersank und Franzosen und Türken bereits ihre Zelte aufgeschlagen hatten, empfanden die Engländer erst, was militärische Umsicht heißt, ihre Zelte waren noch nicht ans Land geschafft worden und der Himmel, an dem ein schwarzes Wolkenheer gegen Abend aufgezogen war, welches den Engländern hätte als Warnungszeichen dienen sollen, entlud sich in den fürchterlichsten Regengüssen,

Stürme rasten toll über die Ebene hin. Es war eine vollkommene Unmöglichkeit, die Lagerfeuer in Brand zu erhalten, die herabströmenden Regenfluthen löschten sie aus, der Boden auf dem man lagerte, verwandelte sich gegen Mitternacht in Sumpfland. Generale wie Gemeine lagen buchstäblich bis auf die Haut durchnäßt, auf ihren durchweichten Mänteln im Kothe, zusammenschauernd von Kälte und Näße. Indem die gewaltigen Regengüsse keinen Funken Feuer aufkommen ließen, war den unglücklichen Söhnen Albions natürlich auch die Aussicht auf ein warmes entschädigendes Frühstück gänzlich abgeschnitten und daher ihre Lage um desto trostloser, als bekanntlich die englischen Mägen an ein starkes Vorlegen von Nahrungsmiteln und eine Erquickung von heißen steifen (starken) Grog gewöhnt sind. In keiner Armee werden in Beziehung auf die Ernährung des Soldaten so reichliche Rationen ausgetheilt, als eben in der Englischen. Das neblige Klima Englands wirkt auf die Verdauung nahrhafter fester Speisen außerordentlich und deswegen ist der englische Soldat der am schwersten zu Befriedigende. Der russische Soldat, der genügsamste von allen Soldaten, lebt ganz gut zwei Tage von der einfachen Tagesportion des Engländers. Man kann sich denken, wie sehr die an's Darben nicht gewöhnten englischen Offiziere die sich unangenehm anlassende Krimpartie verwünscht haben mögen, da der Regen ihnen nicht einmal ein Beefsteack zu rösten gestattete. Die Langsamkeit und Sorgenlosigkeit der höheren Offiziere hinsichtlich der Fürsorge für ein Obdach, das ihren Soldaten ein Schutz in der Nacht gegen die Einwirkungen des Wetters hätten sein können, rächte sich an ihnen selbst fühlbar genug.

Um wenigstens den höchstgestellten Offizieren in der Noth eine Lagerstätte zu bereiten, erfand man für den Herzog von Cambridge und den General Brown praktikable Dächer, das heißt, man stürzte ein paar Karren (Wägen) um, unter denen sie gut oder schlecht campiren mußten, nur ein einziger General, Sir de Lazy Evans, war glücklich genug, sein Zelt beim Ausschiffen mit an's Land gebracht zu haben und hatte das Vergnügen, während sämmtliche englische Truppen rings um ihn herum sich in den feuchtesten Zustand von der Welt befanden, mit trockener Haut den Morgen, wo der Regen, der so furchtbar gewüthet hat, nachließ, begrüßen zu können.

Die Schicksale der englischen Krimtruppen, welche später, man kann sagen, zum Weltgespräch wurden, da sie eine wenig unterbrochene Kette von Leiden und Entbehrungen aller Art waren, woran nur die schlechte Verwaltung die Schuld trug, hatten sonach in dieser unheilsvollen Regennacht ihren Anfang genommen, der nächste Tag schon zeigte die traurigen Folgen der Saumseligkeit, eine Menge Soldaten erkrankten und sogar Cholerafälle kamen vor. Natürlich wurden am nächsten Morgen die Zelte in aller Eile an's Land geschafft. Wenigstens wurde dadurch dem weiteren Umgriff von Krankheiten vorgebeugt.

Wir haben oben erwähnt, daß kein Feind die Landung der Verbündeten gehindert habe, dem war auch so. Nur ein russischer Offizier von einigen Kosaken begleitet wurde, ehe die Franzosen noch gelandet waren, von den Schiffen aus bemerkt, natürlich mittels Fernrohrs. Man sah, wie er die gleich darauf erfolgende Landung am Rande der rothen Steinwand hin und her reitend beobachtete und zuweilen in seinem Taschenbuche schrieb. Dann sah man ihn in der Gegend des englischen Landungsplatzes hinter den Klippen verschwinden, zuweilen wieder auftauchen. Man gab nicht viel auf diesen Notizen sammelnden einzelnen Feind, indeß dieser wäre doch fast so glücklich gewesen, einen besonders guten Fang zu thun.

Mit den englischen ersten Landungsbooten war auch der General Brown mit dem Generalquartiermeister Airey ans Land gekommen, um sogleich die nöthigen Vedetten und Pikets auszustellen. General Brown nicht im geringsten die Gegenwart eines Feindes ahnend, ritt von Airey be-

gleitet, langsam die Disposition treffend, hin. Die Russen, welche Niemand weiter bei diesen durch ihre Federhüte ausgezeichneten Offiziere bemerkten, wollten sich ihrer bemächtigen, sie näherten sich ihnen, die Oberkörper auf den Sattelknopf niedergebogen, langsam zwischen den Klippen und stürmten plötzlich hervor. Jedenfalls wären beide englische hohe Offiziere, trotzdem sie nun die Flucht ergriffen, in ihre Hände gefallen, wenn nicht der Zufall glücklicherweise in einer zwischen den Flüchtigen und deren Verfolgern zwischen den Klippen hervorkommender Trupp englischer Schützen beide Parten getrennt hätte und der ersteren zum Schutz, der anderen ein Zwang zu schleunigster Rückkehr und Aufgabe, ihrer Verfolgung geworden wäre. Die Kosaken hatten sich durch das Abfeuern ihrer Gewehre verrathen, da sie, wo nicht lebendig, doch wenigstens todt ihre Beute haben wollten. Die englischen Schützen schickten ihnen einige Kugeln nach.

Das Unwetter in der Nacht vom 14. zum 15. September unter dem nur die Engländer so bedeutend gelitten, die Franzosen und Türken — von den Letzteren bestand das an der Krim-Expedition betheiligte Contingent in 10,000 Mann — jedoch unter ihnen rechtzeitig ausgeschifften Zelten Schutz vor der Regenströmung gefunden, hatte das Meer in seinen Tiefen aufgewühlt und die Wellen gingen außerordentlich hoch, was die am Morgen des 15. beginnende Ausschiffung der Cavallerie und der Artillerie, welche der Natur der Sache nach ohnehin mit großen Beschwernissen verknüpft ist, besonders hemmte, denn kaum war es den Reiter und Pferde und das Geschütz sammt Zubehör tragenden Booten möglich wegen der heftigen Brandung sicher das Ufer zu erreichen.

Indeß ging diese Uebersiedelung trotz aller Gefahren dabei glücklich im Laufe des 15. u. 16. Septembers von Statten. Am Abend des 15. waren auch die beiden Lords Cardigan und Lucas von den Schiffen mit ans Land gekommen und da es den Befehlshabern der verbündeten Truppen anliegen mußte, zu wissen, wie nahe oder wie fern der Feind und wie das Land beschaffen sei, auf dem sie agiren sollten, so unternahm Lord Cardigan am Morgen des 16. mit einer Abtheilung leichter Reiterei und 250 Schützen nebst 2 Kanonen eine Recognoscirung ins Innere des Landes, welche indeß kein Resultat lieferte. Man hatte eine Strecke von sechs deutschen Meilen durchforscht, ohne nur die Spur eines Feindes gefunden zu haben. Dieser Mangel wäre leicht zu ertragen gewesen, aber nicht der sich empfindlich fühlbar machende, der Mangel des Wassers nämlich. Nirgends in der Umgegend fand man einen Quell und die Pferde, für deren Verpflegung man bekanntlich in allen Armeen die größte Vorsorge trägt, konnten 30 Stunden lang nicht getränkt werden. Die Position der Allirten war folgende: Die verbündeten Flotten standen so aufgestellt, daß das türkische Geschwader den rechten Flügel, das französische das Centrum und die englische Flotte den linken Flügel und zwar der Stadt Eupatoria zunächst, bildete. Das Alte Fort, welches quer über der von Eupatoria nach Sebastopol führende Straße liegt, bildete die Spitze des Dreiecks, welches von der englischen und französischen Armee formirt wurde. Die Engländer standen Eupatoria zunächst, das Meer stellte die Basis des Dreiecks dar. Das türkische Lager befand sich hinter dem Alten Fort, in der Nähe des Hauptquartiers und hinter dem Türkenlager war der französische Artilleriepark aufgefahren. Die englische Artillerie stand weiter links und noch weiter links die englische Cavallerie. Solchergestalt hatte man die Marschdisposition durch diese Stellung angedeutet. Die Franzosen genossen demnach die Ehre, die ersten zu sein, welche das Gesicht nach Sebastopol gewendet, auch die Spitze des verbündeten Heeres im Marsche gegen den Feind bildeten. Da ihre erste Division das alte Fort besetzt hatte, schloß sich die zweite ihr an und die dritte vom Prinzen Napoleon kommandirt und dem Meere am nächsten stehend, bildete den

Vortrab auf dem Marsche gegen Sebastopol. Die vierte französische Division schloß die französische Marschlinie.

Hatten die Engländer hinsichtlich der furchtbaren Wetternacht alle Ursache nicht gar übermäßig mit dem Beginn der Krim-Expedition zufrieden zu sein, so war auch auf französischer Seite Etwas, das störend auf das heitere siegeslustige Naturell dieser Truppen wirken mußte.

Ihr Oberbefehlshaber Marschall St. Arnaud war schwer krank, der Auflösung nahe. Die Strapatzen bei der Landung hatten seinen bereits dem Tode verfallenen Körper so sehr angegriffen, daß er nur mit Aufbietung seiner letzten Kräfte im Stande war, das Commando noch zu führen. Der lebhafte Geist dieses Heerführers, die Begierde, wenigstens mit Ruhm bedeckt, von seiner Laufbahn abzutreten, beherrschte die Schmerzen und Leiden seines Körpers mit Energie und das Geschick belohnte seine heldenmüthige Ausdauer, indem es ihn einen Sieg auf der Krim erleben ließ.

Wir haben schon früher erwähnt, daß die Krim für die Verbündeten eine sogenannte terra incognita (unbekanntes Land) gewesen sei, welches bezüglich der russischen Befestigungen und Vertheidigungskräfte sie zu einer Menge falscher Schlüsse führte und durch diese Täuschungen sie in große erhebliche Fehler, welche eine ungeheure Menge Opfer kosteten, verstrickte. Natürlich war es, daß den Engländern, Franzosen und Türken das Terrain der Krim unbekannt sein mußte, da Niemand je auf den Gedanken gekommen war, daß eines Tages der Felsenboden dieser Halbinsel der Schauplatz wilder blutiger Kämpfe werden könnte. Man wußte daher wohl die geographische Lage der Halbinsel, kannte ihre nördlichen und südlichen Eigenthümlichkeiten oberflächlich, ihre Städte u. s. w., was aber für den Krieg in solchen Landen zur practischen Terrainkenntniß gehört, davon wußte man in der That sehr wenig, so daß man mit jedem Tage neue Erfahrungen zu machen hatte und Jeder weiß es ja, wie theuer oft Erfahrungen erkauft werden müßen. Leider mußten die Verbündeten dieselben mit vielen Menschenleben bezahlen. Man begnügte sich zum Anfang mit dem Traume, daß die Einnahme von Sebastopol gar keine so erhebliche Schwierigkeit machen werde, man glaubte durch Muth Alles das zu ersetzen, was an Terrainkenntniß mangelte. Eins wußte man, daß nämlich Sebastopol das Auge Rußlands sei, womit es nach der Herrschaft im Orient blickt. Man wollte dies Auge ausreißen und ahnte nicht, daß Rußland Alles daran setzen werde, um diese Absicht unmöglich zu machen.

Sebastopol ist keine Stadt, in der sich Reichthümer des Handels aufgehäuft vorfinden, es ist kein Mittelpunkt der russischen Verwaltung, aber in seinem Hafen und dessen vorzüglicher Lage, in der Aufhäufung einer unendlichen Menge militärischer Schätze ist es ein Punkt von unermeßlicher Bedeutung. Der Feldzug auf der Krim hat es klar ans Licht gestellt, wie Kaiser Nikolaus I. Alles zu einem großen Schlage gegen die Türkei veranstaltet hatte.

Die Ansammlung von Kriegsgegenständen aller Art bewies, daß, wären die Verbündeten nicht so unerwartet der Türkei zu Hilfe gekommen, diese eines schönen Tages eine Beute Rußlands geworden sein würde, Konstantinopel wäre das erste Ziel der Errungenschaften des nordischen Riesens gewesen. Seit Peter dem Großen sind Rußlands Pläne stets auf Erwerbung Konstantinopels gerichtet gewesen. Langsam Schritt um Schritt ist Rußland diesem großen Ziele näher gerückt. Als es die Krim sein Eigenthum nannte, hatte es bereits das Vergnügen, die Hälfte seiner Bestrebungen als gelungen betrachten zu können, das schwarze Meer war fast sein, indem es eine große Flotte erschuf, übte es die Herrschaft über dies Meer aus und hatte das Mittel erworben, baldigst der Türkei Herr zu werden.

Der Gedanke, Konstantinopel zu besitzen,

war das Losungswort aller Regenten Rußlands. Bei der Zusammenkunft des Kaiser Napoleon I. mit Kaiser Alexander I. von Rußland in Tilsit im Jahre 1807 kam auch das Geschick der Türkei zur Sprache. Alexander verlangte von Napoleon verschiedene Theile des türkischen Reiches, darunter aber auch Konstantinopel. Napoleon gestand ihm Alles zu, „Konstantinopel aber — Konstantinopel, nein, unmöglich, denn das wäre die Herrschaft der Welt!“ sagte er. In dieser Antwort liegt nicht nur die große Bedeutung Konstantinopels, sondern auch andeutungsweise die Sebastopols, das sich erst nach Napoleons I. Sturz zu der Höhe und Furchtbarkeit erhoben, welche es im Feldzuge der Verbündeten auf der Krim zum Erstaunen der Welt bewährt hat, welche gar nicht ahnte, daß in aller Stille eine solche Festung emporgewachsen sein könne, da von Seiten Rußlands das tiefste Schweigen über seine Anstrengungen einen so gefährlichen Mittelpunkt seiner weitgreifenden Pläne so nahe der türkischen Hauptstadt zu gründen, beobachtet worden war. Freilich war es kein sonderlich günstiges Zeichen für die russische Flotte, daß sie sich in gar keinen Kampf einließ mit ihren Gegnern, denn nur Jemand, der seinen Kräften nicht recht traut, vermeidet es, sich mit einem ebenbürtigen Feinde zu messen; aber eben diese Scheu war eine der Ursachen der vielen Täuschungen der Alliirten über die Wehrkraft ihres Gegners. Rußland, welches es von jeher verstanden hat, sich in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, hatte auch hinsichtlich Sebastopols diesen geheimnißvollen Schleier so lange festgehalten, bis der Feind vor dieser Seefestung stehend, mit eigenen Augen seine Täuschungen erkannte.

Unter diese Täuschungen gehörte auch das Vertrauen auf den Beistand der Tataren, der von den Russen unterjochten früheren Besitzer der Krim. Dies Vertrauen täuschte insofern, als die Nachkömmlinge der einst so kriegerisch gesinnten Tataren, mit denen Rußland, ehe es demselben gelang, sich zu ihrem Herrn aufzuwerfen, blutige Kämpfe bestehen mußte, theils, was die vornehmeren oder Adelsfamilien der Tataren betrifft, seit der russischen Besitznahme von ihrer vaterländischen Halbinsel auswanderten, theils auch durch das absichtliche Zurückdrängen ihres Stammes von Seiten ihrer Besitzer verweichlicht wurden. Die russische Regierung beeinträchtigte die Rechte der Tataren allzustark und dieser Druck verdarb das sonst so elastische Naturell dieses Volkes, das wohl seine großen Erinnerungen an seine Vorfahren noch in Liedern feiert, dessen Muth aber gebrochen ist. Jetzt ist es ein harmloses, gastfreies, gutherziges Volk, von dem nichts für Rußland zu fürchten ist. Am liebsten thun sie Nichts.

Obgleich sie Mohamedaner sind, so ist es doch ein seltener Fall, daß sie zwei Frauen nehmen. Auch in allen andern Dingen sind sie äußerst genügsam, mäßig und sehr friedlichen Sinnes. In der Regel sind sie arm, denn ihr Ackerbau ist nicht weit her und in Künsten und Gewerben stehen sie auf sehr niedriger Stufe. Die in dem Norden der Krim Wohnenden leben meist nur von der Viehzucht und wandern mit ihren grauen Schafen durch die einsamen Steppen; die im Süden der Halbinsel führen ein angenehmeres Dasein und der Gipfelpunkt aller Wünsche der Vornehmen besteht im Putze, sie sind sehr glücklich im Besitze reich mit Gold verzierter Seidenkleider.

Als bezeichnend für die Abneigung der Tataren gegen ihre Besieger, die Russen, mag die allgemein unter ihnen verbreitete Sage gelten, daß seit der Einnahme des Landes durch die Russen der Winter auf der Krim länger und strenger geworden sei. Zu der Sage kann der kurz nach der Eroberung der Halbinsel in dem Jahre 1786 zu 87 erfolgte harte Winter wohl Veranlassung gegeben haben, indeß bleibt sie stets charakterisch, da sie das Schlimme, was harter Winter bringt, mit den Russen, den ihnen verhaßten Fremdlingen, in Verbindung setzt.

Fast scheint auch diese Sage in etwas gerecht-

fertigt, wenn man außer dem schon erwähnten Winter noch den vom Jahre 1799 zu 1800 in Berücksichtigung zieht. Damals dauerte der Winter von Ende October bis zum April unter den heftigsten Nordstürmen fort, 18 Grad Kälte war fast täglich und in Folge davon fror nicht nur das ganze Asowsche Meer nebst dem Bosporus (jene Meerenge, die das genannte Meer mit dem Schwarzen verbindet) sondern auch ein großer Theil der Bucht von Kaffa und mehrere andere Buchten im Südwesten der Halbinsel zu, so daß man ganz sicher mit Pferd und Wagen, darüber reiten oder fahren konnte. Bei der jetzt die Hauptmasse der Krimschen Bevölkerung, die Tataren, auszeichnende Friedfertigkeit, war natürlich keine große Erhebung derselben im Interesse der Alliirten gegen die Russen zu erwarten. Nur ein kleiner Theil bethätigte sich an dem Kriege, die Meisten blieben theilnahmlos.

Der Landstrich, welchen die Franzosen im Laufe des Krieges besetzten, war übrigens auch zu klein, um, selbst wenn die daselbst wohnenden Tataren zum Aufstande bereit gewesen wären, von denselben etwas erwarten zu dürfen. Das Mißtrauen der Russen gegen die Tataren erfand die Politik, diese Besiegten in das Innere des Landes zu versetzen und dem zufolge sind die Küsten der Krim so ziemlich frei von den Nachkömmlingen dieser Ureinwohner, welche in den Thälern auf den Steppen und hauptsächlich in der ihnen heiligen Stadt ihrer Khane, Baktschi-Serai, leben, welche Letztere fast ausschließlich von ihnen bewohnt wird, indem sich nur die nöthigen von der russischen Regierung hierher gesendeten Beamten daselbst befinden.

In der Schilderung des Verlaufes des Krimkrieges werden wir öfterer Gelegenheit finden, Darstellungen der Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten der Orte und Gegenden mit einzuweben, was, wie wir überzeugt sind, für die Aufmerksamkeit des Lesers von größtem Interesse sein wird, da es ein Land betrifft, welches bisher wohl genannt, aber im Ganzen wenig gekannt war.

Mit dem 17. September Abends war Alles ausgeschifft, die Landung war also vollkommen beendigt und nachdem im Laufe des Vormittags am 18. alle Vorbereitungen zum Aufbruche gegen den Feind getroffen worden, erfolgte in der Nacht zum 19. die Ordre, mit dem Morgen die Zelte abzubrechen und sich in Marsch gegen die am Almaflusse, ohngefähr 2 deutsche Meilen vom Landungsplatze der Alliirten entfernt, gelagerten Russen zu setzen. Der Morgen des 19. September, wo der allgemeine Aufbruch der verbündeten englisch-französisch-türkischen Armee stattfand, bezeichnete in dem denkwürdigen Kampfe der Westmächte gegen Rußland einen neuen Abschnitt. Die Welt war auf die kommenden Ereignisse mit vollstem Rechte aufs Außerordenlichste gespannt. Wo solche Mächte den Kampf gegen einander führten, mußten große Thaten hervorgehen, das Ungewöhnlichste in Aussicht stehen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Feldzug auf der Halbinsel Krim.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Almaschlacht.

Marsch der verbündeten Truppen am 19. September 1854. — Vorpostengefecht. — Die Schlacht an der Alma, der Angriff der Franzosen und der der Engländer. — Verluste der verschiedenen kämpfenden Parteien. — Folgen der Schlacht. — Einzelnheiten. — Tatarennachricht.

Das Morgengrau des 19. Septembers fand die verbündeten Truppen schon in großer Thätigkeit; die Lagerfeuer loderten hell auf längs ihrer Lagerlinien, man bereitete das zum Marsche so nöthige Frühstück. Es war ein recht geschäftiges Leben, ein lustiges Soldatenbild in großem Style, denn Alle waren der Meinung, die Krim sei schon ihr Eigenthum und bei solcher gewissen Siegesaussicht ist der Soldat das heiterste Menschenkind auf Gottes weiter Erde. Die Boote schwammen an's Ufer, um die Zelte und sonstigen den Marsch beschwerenden entbehrlichen Geräthschaften aufzunehmen und um 8 Uhr des Morgens brach das verbündete Heer, die Franzosen und von ihnen die Division Canrobert zuerst, an der Spitze zum Marsche auf. Die türkische Infanterie, 7000 Mann stark, von Suleimann Pascha commandirt zog rechts dem Meere entlang, zur Linken der Türken zogen die Divisionen der Generale Bosquet, Canrobert, Forey und Prinz Napoleon und ihnen zur Linken etwa $^3/_4$ Meile weit ins Land hinein und eben so weit zurück, folgten die Engländer. Die Flotte bildete, langsam an den Küsten mitfahrend, den äußersten rechten Flügel. Der schöne helle Tag verhieß Glück. Auf diesem Marsche hatten die verbündeten Truppen keine Ursache sich besonders über den Schauplatz ihrer künftigen Thaten zu freuen, der Marsch ging über baumlose Steppen, von Hügel und Höhenzügen unterbrochen. Die Gegend war sehr spärlich angebaut, die wenigen Dörfer ganz von ihren Bewohnern verlassen. Die Kosaken, die Tags vorher bis an die Vorposten der Verbündeten schwärmten, hatten redlich dafür gesorgt, daß ihnen auch nicht ein Stück Vieh in die Hände fiel. Im Uebrigen war der Weg besonders für Reiterei und Artillerie sehr gut.

Der erste Haltpunkt war an einem kleinen schmutzigen Bache, Bulganak, die von der Sonnenhitze durstenden Soldaten warfen sich nieder und genossen das schlammige Wasser mit Gier. Der erste Willkommensgruß ward den Engländern hier durch einen Pfau. Die Russen hatten nämlich das hier befindliche $4^1/_2$ Meilen von Sebastopol entfernte Posthaus geräumt, dessen Seitengebäude in Flammen gesteckt und den Pfau mitzunehmen vergessen. Von dem Bache, wo man Halt gemacht, hatte man noch eine Ebene von 3000 Schritt Breite bis zu dem Almaflusse. Dort lagerten die Russen, demnach war ein Zusammenstoß mit ihnen voraussichtlich. Die englische Cavallerie, Husaren und leichte Reiter, ging voraus und kaum hatte sie sich eine halbe Stunde vorwärts bewegt, als sie auch auf den vor dem feindlichen Lager sich

hinziehenden Höhen eine Kosaken-Vorpostenkette erblickte, die ihnen entgegenrückte. Gegen die hohen englischen Gaule sahen die Kosakenpferde freilich sehr winzig aus, indeß diese kleinen Thiere haben eine bewunderswerthe Ausdauer, sie gehören wie ihre Reiter keineswegs zu den verweichlichten Geschöpfen. Außer diesen Kosaken, welche von den Hügeln herabgekommen waren, ließen sich jedoch keine anderen feindlichen Truppen sehen. Die Engländer sahen sich also genöthigt, die Sache zu einem Ernste zu bringen, um über die Stärke des Feindes etwas Näheres zu erfahren, sie rückten demnach näher. Das wirkte und man erkannte auf englischer Seite, daß die Russen darauf gerechnet zu haben schienen, daß die Engländer getäuscht durch die schwache Kosaken-Anzahl, die Höhen mit Sturm nehmen würden, dann wären sie plötzlich von den jetzt überall, hinter den Höhen und aus den Schluchten hervorkommenden russischen Reserve-Colonnen umzingelt und zusammengehauen worden. Das wäre ein prächtiger Anfang gewesen.

Die Engländer hielten also an, sie hofften auf die Ankunft ihrer reitenden Artillerie und ihrer Infanterie. Die Russen jedoch sahen in diesem Halt ihrer Gegner eine Art Unentschlossenheit und begannen zu feuern, indeß dies war der großen Entfernung wegen nutzlos. Ohne Artillerie blieb den Engländern nichts übrig, als geordneter Rückzug. Die Plänkler schlossen sich also an die Schwadronen an und zogen sich, öfterer Halt machend, zurück. Nun tauchten plötzlich über dem Hügelkamm drei russische dichtgeschlossene Reiter-Vierecke auf und stiegen den Abhang hernieder. Es dauerte nicht lange als sich eins derselben öffnete und ein Geschützfeuer aus dessen Mitte den Engländern nachdonnerte. Endlich kam die englische Artillerie in vollem Trabe an und stellte sich hinter ihren Schwadronen auf, die einstweilen den Russen als Zielscheibe dienten. Bald gab Lord Raglan Befehl an die englische Artillerie, zu feuern. Nun krachte ein Eisenhagel von Sechs- und Neunpfündern auf die russischen Vierecke los und diese begannen zu wanken, eine Viertelstunde später zogen sie sich zurück. Der Kanonendonner hatte die Gegend durchhallt und die Franzosen von dem Kampfe avertirt. Eine ihrer Zwölfpfünderbatterie nahte sich auf einer Höhe den Russen unbemerkt und donnerte plötzlich gegen eine Abtheilung russischer Cavallerie, daß diese durch eine einzige Salve in alle Richtungen zerstreut wurde. Somit hatte dieser Vorpostenkampf sein Ende erreicht, den Verlust der Russen erfuhr Niemand, da sie ihre Blessirten und Todten mit über den Hügelkamm nahmen, hinter welchem sie verschwanden; die Engländer hatten 4 Verwundete und 6 ihrer Pferde waren getödtet, die Franzosen beklagten gar keinen Verlust.

War es auch keine große That gewesen, den Feind zurückzujagen, so hatte doch der sehr günstige Ausgang dieses Erstlingsstraußes die Engländer in eine sehr günstige Stimmung versetzt. Zur weiteren Unternehmung fehlte es an Zeit, denn der Abend war bereits im Anzuge, also wurde bivouakirt auf demselben Platze wo man gekämpft hatte, Fleisch und Grog fehlte nicht, Wachtfeuer loderten auf und so naßkalt auch die Nacht war, so schliefen die Engländer in ihre Decken gehüllt doch ganz gemüthlich bis zum Morgen, d. h. bis zum ersten Morgengrau, denn ehe noch der Tag vollständig anbrach, war die ganze verbündete Armee schon auf den Beinen und nahmen im tiefsten Schweigen ihre Stellungen ein, man glaubte nämlich den Russen, deren Wachtfeuer man während der Nacht brennen gesehen hatte, immer noch gegenüber zu stehen, indeß der Tag enttäuschte diese Zuversicht, die russischen Lagerfeuer brannten wohl noch, aber die Russen selbst waren nicht mehr da. Mit Morgengrauen hatten sie sich auf das Gros ihrer Armee, auf dem festigten Terrain des Almathales zurückgezogen. Selten wohl kann es eine zur Vertheidigung glücklicher geeignete Position, als die der Russen im Almathale geben.

Hart am Meere, wo die Alma, eigentlich nur ein Bach, sich in dasselbe mündet, bildet das linke Almaufer eine schroffansteigende Hü-

gelkette von 300 — 400 Fuß Höhe, welche erst in der Ausdehnung von einer halben Meile sich in das Land verläuft. Ein ziemlich hoher steiler Hügel macht fast das Ende dieser merkwürdigen linken Uferbildung der Alma aus und ist ohngefähr 1000 Schritte von der von Eupatoria nach Sebastopol führenden Straße entfernt. Der rechte Flügel der Russen hielt den einzelnen Hügel, als Schlüssel dieser ganzen festen Position, besetzt, das Centrum befand sich auf dem Felsenplateau über dem Almathale, der linke lehnte sich an's Meeresgestade und wurde durch eine Schanze gedeckt. Die russische Reiterei stand hinter der Infanterie auf einem zweiten Plateau und hatte ein Dorf, Lukul, zu ihrer Rechten. Weiter hinaus über der Hochebene des linken Almaufers befanden sich die Reserven, unweit des Dorfes Ulukul Tiutsche. Die Aufstellung der Russen war also vollkommen terrassenartig, vor ihrer Fronte wand sich in der Thaltiefe die Alma in einer Menge Bogen. Da dieser Bach über rothen Thonboden fließt, so trägt er auch dessen Farbe, ist bis in die Nähe des Meeres ziemlich seicht, wird aber dort durch Zuflüsse an einzelnen Stellen, wo er Teiche und Tümpel bildet, so tief, daß von einem Durchwaten keine Rede mehr ist. Im Thale selbst befinden sich zwei tatarische Dörfer, Burliuk und Almalamak, welche von Feldern und Gärten umgeben sind. Die Breite des Thales wechselt von 900 bis 1200 Schritte. An manchen Stellen tritt das steile linke Ufer bis dicht an den Bach heran und dann wieder plötzlich zurück, daß es wie ein Amphitheater in Entfernung aufsteigt.

Das Terrain war den Russen außerordentlich günstig, ihre Batterien hatten sie meist in den jetzt trockenen Betten der zeitweise von dem Felsenufer herabströmenden und die Felsen zu breiten Rinnsalen auswaschenden Gießbäche, angebracht. Ihre Hauptstärke beruhte in zwei Schanzen auf dem rechten Flügel, die eine links nach der Heerstraße gerichtete, war mit 12 Vierundzwanzigpfündern, die andere mit 11 messingen Zweiunddreißigpfündern armirt. Die russischen Plänkler waren bis nach den Dörfern im Thale postirt. Von den Verbündeten wurde die russische Streitmacht auf 45,000 Mann geschätzt, die felsigte Uferterrasse wimmelte von Fußvolk. Den Oberbefehl führte der Admiral Fürst Menschikow, General Fürst Gortschakoff befehligte den linken, und den rechten Flügel General Graf Chomutoff. Die ganze Aufstellung zeigte von militärischen Kenntnissen und wohl verstandener Benutzung der Oertlichkeit. Die Russen hatten nichts unterlassen, was den Feinden Hindernisse bereiten konnte. Da gab es keinen Weg, keine Schlucht, keine Furt, wo nicht Geschütze Jedem, der sich nahte, den Tod drohten, jeder Fuß breit Land war gegen den Feind gerüstet. Die Waffe der russischen Plänkler bestand in einer trefflichen doppeltgezogenen Büchse, deren Kugelkraft sich auf 500 Schritt erstreckte, die russischen Vierundzwanzig- und Zweiunddreißigpfünder aus den beiden erwähnten Schanzen des rechten Flügels durchsausten einen Raum von 5000 Ellen, so daß sie noch über die Häuser des Dorfes Burliuk hinweggingen.

Am Morgen des 20. September standen die Alliirten auf der Ebene nördlich über dem Almathale. Die Stellung des rechten Flügels, bestehend aus der zweiten französischen Division, Bosquet, hinter der die Türken standen, war kaum eine Büchsenschußweite vom Meere entfernt. Mehr links postirte sich die erste Division, Canrobert, und an diese schloß sich die dritte, Prinz Napoleon, an. Die vierte, unter General Forey, bildete in gleicher Linie mit der Bagage die Reserve. Das englische Heer bildete den linken Flügel und reihte sich an die dritte franz. Division, Prinz Napoleon, an. Da es unmöglich ist, eine Schilderung dieser Schlacht zu geben, ohne die Angriffe der Franzosen und Engländer einzeln darzustellen, so wenden wir unsere Aufmerksamkeit zuerst Dem der Franzosen zu.

Um 7 Uhr des Morgens gab der Oberbefehlshaber, Saint Arnaud, den Colonnen des rechten französischen Flügels und des Centrums

Befehl zum Vorrücken. Man war darüber einig, daß der linke Flügel der Russen umgangen werden müsse, zu welchem Zwecke die Dampfer der Flotte mit ihren Bombenkanonen Bahn brechen sollten. Um 10 Uhr wurde Halt gemacht, damit die Truppen essen und ruhen konnten. Um 11 Uhr ging's wieder fort und man stieg nun in das Thal hinab. Das französische Centrum machte hier Halt, die Division Bosquet aber mit einem Theil des türkischen Contingentes marschirte vom Dorfe Almalamak aus in östlicher Richtung nach der Mündung der Alma. Die Dampfer der Alliirten waren hier schon in voller Arbeit und zwangen durch ihre Bomben die russischen Regimenter zum Rückzug. Diese Kanonade dauerte von 12 Uhr bis halb 2 Uhr, dann waren die Zuaven Bosquets über die Mündung der Alma gegangen und kletterten nun gleich Katzen an der schwer zu besteigenden Bergwand empor. Nach Verlauf von anderthalb Viertelstunden hatten 10,000 Franzosen und Türken die linke russische Flanke umgangen und ihr nächstes Ziel war nun, die Russen im Rücken anzugreifen. General Fürst Gortschakoff hatte auf dies Kunststück freilich nicht gerechnet und schickte nun mehrere Infanteriecolonnen, von Reiterei und 30 Geschützen unterstützt, ihnen entgegen. Wäre der Feind allein an diesem russischen linken Flügel zu bekämpfen gewesen, würde Gortschakoffs Anordnung, ihn zurückzuwerfen, jedenfalls von Wirksamkeit gewesen sein, indeß kaum merkte General Canrobert die Gefahr, welche der Division Bosquet drohte, als er schleunigst rechts bei Almalamak über den Bach mit seiner Division ging und durch die Schluchten des linken Ufers aufwärts stieg. Eben so, wenn auch langsamer, da man nicht wußte, ob die Engländer bereits weit genug vorwärts gerückt wären, gingen die Colonnen des Centrums vor. Von dem Augenblicke an wurde die Schlacht allgemein. Die Franzosen der ersten und dritten Division mußten die russischen Tirailleurs, die das Dorf in Brand gesteckt hatten und ihre Kugeln aus jedem Hinterhalte hervorsendeten, vertreiben, bald nahm auch die französische Artillerie, die sich dem Dorfe nahte, Theil an dem Kampfe und ließ die Kugeln ihrer Geschütze in die russischen Infanteriebataillone, die sich zur Unterstützung ihrer sich zurückziehenden Plänkler auf dem Plateau über dem Dorfe aufstellten, fegen. Während dieses Kampfes näherten sich die französischen Tirailleurs der Hügelkette des linken Ufers und erkletterte sie. Die Linienbataillone drangen sogleich ihnen nach und erstiegen unter einem furchtbaren Feuer der Russen, welche mit Kartätschengrüßen nicht sparsam waren, das Plateau. Die Colonnen der zweiten französischen Linie und die Reserveartillerie folgten dem guten Beispiele der Kameraden mit Enthusiasmus, es gab keine Terrainschwierigkeit für diese Braven. Aber auch die Russen kämpften als Helden. Nur schrittweise, in der Fronte und in der linken Flanke angegriffen, wichen sie zurück. Der Kampf war entsetzlich, das ganze Thal, von Pulverrauch verhüllt, schien unter dem unaufhörlichem Donner der Geschütze dem Zusammensturze entgegen zu sehen.

Um halb vier Uhr hatte das ganze Centrum der Alliirten die Höhe des Plateaus erreicht und General Bosquet marschirte von der russischen linken Flanke mit seiner Division auf Bukul, um den weichenden Feinden den Rückzug abzuschneiden. Auf dem Plateau erhebt sich ein Telegraphenthurm, von dem aus Fürst Menschikow die Bewegungen seiner Armee leitete, um 4 Uhr war dieser Thurm schon in französischer Gewalt, das Bataillon, das ihn genommen hatte, placirte seinen Adler auf dessen Spitze. Die Russen waren aus ihrer vortheilhaften Position verdrängt.

Dieser Sieg wäre indeß ein sehr precärer gewesen, wenn die Engländer sich nicht als Helden, ihrer kühnen Kampfgenossen würdig, bewährt hätten. Der Sieg der Franzosen allein würde für Menschikow nur die Nothwendigkeit zur Folge gehabt haben, seine Fronte zu verändern; doch die von den Engländern so ruhmwürdig gelöste Aufgabe, den rechten russischen Flügel zu schlagen, lieh dem Ganzen erst den

Charakter des Sieges. Der rechte Flügel der Russen war, wie erwähnt, der Schlüssel zu der ganzen Schlachtposition und daher auch von den Russen besonders stark gemacht. Die englische Armee hatte sich zu gleicher Zeit mit den Franzosen in Bewegung gesetzt und zwar in Brigade-Colonnen auf Deployirungsdistanz. An dem linken Flügel der dritten französischen Division schloß sich nördlich vom Dorfe Burliuk die zweite englische vom General Sir de Lacy Evans commandirte Division an. Die dritte, als Reserve, vom Generallieutenant Sir Richard England befehligte Division stand hinter ihr. Zur Linken marschirte in erster Linie die leichte Division unter Sir George Brown und hinter ihr als Reserve die erste Division (Garden und Hochschotten) unter dem Herzoge von Cambridge. Die vierte englische Division unter Generallieutenant Graf Cathcart, und die Hauptmasse der Cavallerie unter Lord Cardigan diente als Rückhalt für die linke Flanke der Armee, um sie gegen die Haufen von russischen Lanzenreitern und Dragonern zu decken und blieb als eine zweite Reserve auf der äußersten Linken zurück, die sich in Schwärme von plänkelnden durch Oberst Lawrence und Major Norcott befehligte Schützen aufgelöst hatte und durch Schwadronen von Husaren, Lanciers und Dragonern gedeckt waren.

Es war fast 2 Uhr, als diese den englischen Colonnen voraneilenden Plänklerschwärme in die Schußweite der russischen Zweiunddreißigpfünder-Batterie kam, die sogleich ein höchst wirksames Feuer gegen sie eröffnete. Die Plänkler wurden dadurch weniger hart mitgenommen, denn sie öffneten ihre Reihen, aber die hinterher kommenden festen geschlossenen englischen Colonnen empfanden dafür die Wirkung der in ihre Mitte einschlagenden russischen Kugeln. Indeß ohne Zaudern ging es vorwärts, man achtete das wüthende Kanonenfeuer nicht. Die zum Angriff bestimmte zweite und die leichte Division rollten sich plötzlich zu einer langen graden Linie auf und rückten zum Sturme vor. Indeß hätte russische Klugheit das beinahe vereitelt, denn die russischen Plänkler hatten zu rechter Zeit das sich lang hinziehende Dorf Burliuk angezündet und Rauch und Feuer fielen den Engländern außerordentlich beschwerlich. Als diese Letzteren sich dem brennenden Dorfe nahten, machten sie Halt. Ihr linker Flügel dehnte sich über dasselbe nach der Alma aus, ihr rechter Flügel befand sich dagegen hinter dem Dorfe und zwar im Bereich der russischen Geschütze, die ein wüthendes Feuer gegen sie unterhielten.

In dieser so ungünstigen Position erlitten die Engländer außerordentliche Verluste, der schlimmste Kampf, Mann gegen Mann, selbst wenn er mit einer Niederlage der Engländer geendet hätte, würde ihnen nicht so viel Opfer an Menschenleben gekostet haben. Bemerkbar war es, daß die Russen die Absicht hatten, die durch ihre Federbüsche besonders ausgezeichneten hohen Offiziere nieder zu werfen, indeß trotz dem heftigen Kartätschenhagel und den Hohlkugeln blieb Lord Raglan und sein Generalstab doch unverletzt. Die englischen Colonnen mußten zu ihrem größten Nachtheile in der erwähnten entsetzlichen Situation, wo ihre Reihen den russischen Geschützen als bequemer Zielpunkt dienten, aushalten, denn die Franzosen waren wohl bereits über die Alma vorgerückt, aber ihre Position auf jenseitigem Ufer war noch nicht so befestigt, daß die Engländer hätten darauf vertrauen und einen Sturm unternehmen können. Wurde der zu unternehmende Sturm abgeschlagen — wer konnte dann für ein günstiges Resultat Bürge leisten! — und die Franzosen hatten noch keinen festen Fuß auf feindlichem Terrain gefaßt, dann würde der Nachtheil des voreiligen Wagnisses vielleicht mit einer totalen Niederlage der allirten Armee geendet haben. Uebrigens erwiesen sich die Russen auch als Feinde, die nicht so leicht zum Wanken gebracht werden konnten. Obgleich die englische Artillerie, berühmt durch ihre Kunst, rasch zu feuern, eine unaufhörliche Flut von Paßkugeln, Granaten und Raketen über die feindlichen Reihen herabregnen ließ, so schien das doch keinen

Eindruck auf sie zu machen, ihre zerrissenen Reihen füllten sich mit derselben Schnelligkeit, als sie gelichtet wurden und ihre Geschütze rasten in wilden ununterbrochenem Donner, Verderben auf die am Boden gelagerte englische Infanterie speiend. Arme, Beine, Köpfe waren in dieser bösen Stunde sehr wohlfeil, keine russische Kugel blieb ohne empfindlichen Nachtheil für die Engländer, die mit heroischer Standhaftigkeit dem unvermeidlichen Tode das Weiße im Auge zeigten.

Dieser Zustand von Thatlosigkeit war indeß nicht so lange auszuhalten, bis die Franzosen in einem positiven Vortheil gekommen waren. Lord Raglan sah sich von der Furchtbarkeit der Situation überwältigt und der Angriff wurde nun befohlen. Als wenn die Erde ihre seit Jahrhunderten verschlungene Todte auf einmal als Lebendige zurückgäbe, so standen die englischen Massen in dicht geschlossenen Reihen auf demselben Boden, auf dem sie einen Augenblick vorher als ergebene Todesopfer gelagert hatten. Großartig war der Uebergang der nun zum Sturme über die Alma vordringenden Engländer. Augenzeugen versichern, daß der russische Kartätschen- und Vollkugel-Regen entsetzlich gewesen und die Alma von den in sie niederschlagenden feindlichen Geschossen einem Seifenschaume geglichen habe. Durch diesen Tod bringenden Regen marschirten die Sturmcolonnen unter unaufhörlichem Trommelwirbel nach den Höhen, von wo ihre Feinde unablässig ihnen Verderben entgegenschleuderten. Die englischen Offiziere bezeugten hier einen hohen Muth, Lord Raglan selbst ging mit solchem ehrenwerthen Beispiele voran. In den einzelnen Weinbergen jenseits der Alma lauerten russische Büchsenschützen und deren Kugeln verfehlten nie ihr Ziel. Wie schon erwähnt, waren es vorzüglich die hohen Offiziere, durch ihre Federbüsche ausgezeichnet, nach welchen die Russen schossen. Drei Offiziere vom Generalstabe fielen schnell hintereinander, das hinderte indeß Lord Raglan und die übrigen Offiziere des Stabes nicht, die Colonnen in Person anzuführen. Während seine Sturmcolonnen die Alma überschritten, jagte er voraus über eine von den englischen Sappeurs schnell wieder hergestellte fast ganz von den Russen zerstörte Brücke und gewann die Straße über derselben. Somit befand er sich unter der Mündung der russischen Geschütze und war Herr der Schlacht geworden, d. h. er konnte das Terrain übersehen und die Bewegungen seiner Armee leiten.

Von diesem Standpunkte aus erblickte er seine todtesmuthigen Krieger den Abhang hinaufsteigen, reiheweise niedergemäht von dem russischen Kreuzfeuer und dem Flintenkugelhagel. Es war ein Kampf, der hier verbreitet wurde, von welchem man behaupten konnte, daß er einzig in der Geschichte der Kriegsthaten war. Jeder Schritt mußte mit schweren Blutopfern errungen werden. Sir de Lacy Evans überschritt mit seiner zweiten Division rechts von der großen Straße die Alma, jagte die russischen Büchsenschützen aus dem Dorfe Burliuk die Höhen hinan und stürmten ihnen nach, sich nicht kümmernd um den Bombenkartätschen- und Vollkugelhagel, den die russischen Batterien ihm entgegensandten. Unter enormen Verlusten erreichte diese zweite Division die Höhen. Besonders war das vom Oberst Yea geführte 7. Füselierregiment in dieser Beziehung sehr schlimm daran, da der Punkt, von dem es den Abhang ersteigen mußte, der gefährlichste von allen andern war. Jede russische Salve riß zu Zwanzigen von diesem Regimente auf einmal nieder. Manchmal schien es freilich, als ob die Russen das Vergnügen haben würden, die Rücken ihrer rothröckigen Feinde zu sehen, weil diese zuweilen unwillkührlich Halt machen mußten, da die Leichen ihrer Kameraden und die russischen Kartätschen sie gewaltsam dazu zwangen, aber der Muth dieser braven englischen Soldaten erlahmte nicht, sie stiegen alle Gefahren verachtend zu den Höhen hinauf. Sir George Brown gab seiner leichten Division ein wahrhaft ermuthigendes Beispiel, er ritt ihr auf seinem Schimmel voran. Das heißt Kühnheit und nur solche Männer konnten einen Sieg erzwin-

gen, wo die Umstände, unter denen er errungen werden mußte, von einer Art waren, daß man eher an ein gegentheiliges Resultat glauben durfte. Hier war die Stärke der russischen Position und das Emporbringen zu den Höhen an und für sich ein gewaltiges Hinderniß, denn eben hier hat das linke Almaufer Höhen von ungemein schroffer abschüßiger Gestalt. Die Russen hatten Verhaue angebracht, große Baumstämme und Steinhaufen bildeten Barrikaden und so ward es den Engländern unmöglich, sich zu regelmäßigen Colonnen zu formiren. Oberst Yea's 7. Füselierregiment, durch die russischen Kugeln zur Hälfte zusammengeschmolzen, mußte wieder zurück, um sich in Colonnen zu sammeln. General Sir George Brown, welcher auf seinem Schimmel glücklich bis vor die Batterie, die erstürmt werden sollte, gelangt war, stürzte plötzlich mit seinem Pferde zusammen. Eine russische Kugel hatte das schöne Thier getödtet. Das 23. Regiment, ihm auf dem Fuße folgend, stutzte, die Colonnen erlitten einen augenblicklichen Halt, der sogleich von der russischen Artillerie gut benützt wurde. Wenige Sekunden später raffte sich Sir George Brown vom Boden auf und rief dem Regimente zu: „Hurrah! Dreiundzwanziger, mir fehlt nichts! Seid versichert, daß ich euch diesen Tag nie vergessen werde!" Und nach den Worten führte er das Regiment wieder zum Sturme vor. Die kurze Pause im Vorrücken hatte viele Opfer gekostet.

Immer noch waren die Russen im Vortheil, die Engländer hatten noch nichts errungen, wohl aber entsetzlich großen Verlust gehabt. Die Division des Herzogs von Cambridge hatte den Fluß überschritten und stürmte nun die Höhen hinauf. Die Bataillone der Garde kletterten zur Rechten der leichten Division und die Brigade der Bergschotten zu deren Linken empor. Die Bergschotten in ihren Bärmützen bildeten trotz allen russischen Kartätschen sich so regelmäßig, als wollten sie sich in Parade formiren. Indeß die Russen schickten ihnen aus der großen Centralbatterie dermaaßen eine Salve von Kartätschen und Vollkugeln zu und zugleich knatterte aus dem Hintergrunde dieser furchtbaren Batterie ein rasch hintereinanderfolgendes Pelotonsfeuer von Musketen, daß die schönen stattlichen Bergschotten zu Dutzenden niederstürzten. Allem Anscheine nach waren alle Anstrengungen der Engländer vergeblich, die Unmöglichkeit sich gegen das Feuer der Feinde, deren Stellung so vortheilhaft war, zu halten, stellte sich mit jeder Sekunde deutlicher heraus. Die Gefahr mehrte sich, die Krisis des eben so fürchterlichen als ungleichen Kampfes war gekommen. Eine starke Masse russischer Infanterie erschien plötzlich im Sturmschritt nach der von den Engländern bedrohten Batterie marschirend und in einiger Entfernung in einem dichtgeschlossenen Vierecke Halt machend. Die Engländer bildeten dagegen einen großen Halbkreis, natürlich der Batterie zugekehrt, um sie im Sturm von zwei Seiten zugleich zu nehmen. Das russische Calcül war sehr gut. Wenn es dem Viereck gelang, das feindliche Centrum zu sprengen, waren die Engländer verloren und somit der ganze linke Flügel wenigstens stark gefährdet. Der Vortheil, in dem die Russen sich befanden, war demnach groß, erstens das mörderische Feuer der Centralbatterie, die feste Stellung, der Verlust und die Ermüdung der Engländer und eine Hauptursache, die Letztern hatten keine Geschütze zur Hand.

Lord Raglan erkannte, daß in dieser gefährlichen Situation, wo Sieg oder Niederlage so ungleich schwer auf der Waage lasteten, nur Artilleriefeuer Hilfe bringen, d. h. das russische so drohende Viereck sprengen könne. Ein Artillerieoffizier schaffte mit Mühe ein paar Kanonen herbei. Der erste Schuß fehlte, der zweite traf, der dritte, vierte u. s. w. so haarscharf, daß es von Weitem das Aussehen hätte, als strichen die Kugeln grade tiefe Linien in die feindliche Infanteriemasse hinein. Die Colonnen der Russen gleichsam rottenweise zu Boden geworfen, begannen zu wanken nach rechts, nach links, auf und nieder, die todtbringenden Ku-

geln öffneten immer neue dunkle Gassen in dem vielköpfigen Körper der Masse, die endlich plötzlich auseinanderstob und über den Hügel, über den sie gekommen waren, in aller Hast floh, lange Streifen von Todten oder Schwerblessirten zurücklassend. Das war ein erstes Lächeln des Sieges für die Engländer. Nun stürmten sie mit neuem Muth nach der Verderben speienden Batterie. Characteristisch war Sir Colin Campbells Anrede an die schottische Brigade. „Hochländer!“ rief er ihnen zu „um einen einzigen Gefallen bitte ich euch, handelt so, daß ich mit gutem Rechte die Königin bitten kann, euch eine blaue Mütze tragen zu lassen. Rührt nicht an den Hahn, bevor ihr dem Feinde nicht auf Schrittweite gegenüber steht.“ Sir Colin Campbell kannte seine Männer, er wußte, was von ihnen zu erwarten war. Nun gings zum Sturm, die Bergschotten feierten keinen Schuß ab, bis es zum Handgemenge mit den Russen bei der Batterie kam. Gegen solche tapfere Männer half kein Widerstand, die Russen mußten unterliegen. „Wir wollen nichts als Hochländer Mützen hier haben!“ schrie Sir Campbell, als er unter seinem erschossenen Pferde sich hervorgearbeitet hatte und die Brigade brüllte ihm das nach und stürmte neben den Gardebataillonen die Batterie. Mit dem Fall derselben war die Schlacht entschieden und die Alliirten hatten sie gewonnen. Die zweite, die dritte und die leichte Division der Engländer behauptete die unter so vielen Anstrengungen erkämpften Höhen und nun folgten ihre Reiterei und Reserven rasch nach. Die ebenfalls siegreichen Franzosen bemerkten kaum den Rückzug der feindlichen Massen, als sie auch ihre Artillerie gegen sie spielen ließen. Zwar setzten sich die russischen Bataillone noch hier und da zur Vertheidigung fest, doch diesen Versuchen wurde von den Geschützen der Alliirten bald ein Ende gemacht. Die bisher in Reserve gestandene zwei Regimenter starke Husarenbrigade deckte den Rückzug des sich in südöstlicher Richtung hinziehenden Heeres, das factisch eine starke Niederlage erlitten hatte.

Wenden wir uns den Berichten der Verluste zu, die jede der kämpfenden Parteien bei dieser Schlacht erlitten.

Die Russen gaben ihre Streitmacht in der Schlacht an der Alma auf 42 Bataillone, 16 Schwadronen und 84 Geschütze an und wollen 1762 Todte, 2315 Verwundete und über 400 Contusionirte gehabt haben. Unter den Getödteten zählten sie 45 Stabs- und Oberoffiziere, unter den Blessirten 4 Generale (Generallieutnant Kwizinski, Chef der 16. Division, Generalmajor Schtschelkanoff, Brigadecommandeur derselben Division, Generalmajor Goginoff, Brigadecommandeur der 17. Division, Generalmajor Kurtjanoff, Commandeur des moskauischen Infanterieregiments) und 96 Stabs- und Oberoffiziere. Laut diesem Berichte hatte also das russische Heer einen Verlust von 4482 Mann gehabt, Todte und Verwundete zusammengerechnet. Von den Blessirten fielen gegen 800 in die Hände der Sieger. Von Verlusten an Fahnen, Kanonen u. s. w. spricht Menschikows Bericht nicht. Der war in der That nicht besonders erwähnenswerth nach einer so mörderischen Schlacht, denn die Engländer gaben blos 3 russische Kanonen als erbeutet an, die Türken sprechen dagegen von 9, die Franzosen redeten nur von 2 russischen in ihre Hände gefallenen Fahnen. In den Kriegsberichten kommt es den Herren Generalen oft nicht auf Veränderung, Weglassung oder Hinzufügung einer oder mehrerer Ziffern an. Der französische Marschall Saint-Arnaud meldete, daß die Russen siebenmal so viel Todte als die Franzosen haben müßten, das traf auch, denn die Franzosen hatten nur 3 Offiziere und 253 Unteroffiziere und Soldaten durch den Tod verloren, 45 Offiziere und 1033 Unteroffiziere und Soldaten waren blessirt. Die Engländer dagegen hatten schwere Opfer gebracht. Ihre Todten bestanden in 26 Offizieren, 19 Sergeanten, 2 Tamboure und 306 Soldaten, die Zahl ihrer Verwundeten betrug 1602, worunter 73 Offiziere, 95 Sergeanten und 17 Tamboure waren.

In dem Berichte Saint-Arnauds ist auch

von einer ungemeinen großen Masse von Gewehren und Tornistern die Rede, welche die Russen theils auf dem eiligen Rückzuge weggeworfen, theils auf dem Schlachtfelde liegen ließen. Der beste Fang war ohnstreitig der dem Fürsten Menschikows gehörende Wagen, den die Franzosen erbeutet hatten und in dem, wie es heißt, sich viele wichtige Papiere und Werthsachen vorgefunden hätten. Um den Konstantinoplern, die sich ganz gerechter Weise schwer über Menschikows Paletot geärgert hatten, ein kleines Gaudium zu bereiten, schaffte man den erbeuteten Wagen nach der türkischen Hauptstadt, wo er zur öffentlichen Schau ausgestellt wurde. Das konnte den Türken nicht sonderbar vorkommen, denn sie sind vor alten Zeiten von ihren Sultanen an viel kuriosere Schaustellungen gewöhnt worden und sicher hat mancher gutgläubige Muselmann im tiefsten Herzen gewünscht, wäre doch der Wagen des zum allgemeinen Aerger gewordenen Paletotbesitzers so groß, daß nicht nur alle Russen, sondern auch überhaupt aller Christen Köpfe darin Platz und sich eines schönen Tages darin vorfänden, dann gäbe es doch keinen Krieg mehr mit dem Erbfeinde Rußland, auch keine Neuerungen im türkischen Reiche, wie solche durch die Freundschaft mit den Westmächten stark in Aussicht stand.

Allerdings hatte Menschikow einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung an diesem 20. Septbr. erlebt, indem wie aus den in seinem Wagen gefundenen Papiere hervorgeht, er der Ueberzeugung war, daß er seine Stellung auf den Höhen drei Wochen lang mit Glück vertheidigen und den Feind, wäre er auch 200,000 Mann stark, ins Meer werfen könne. Wie unangenehm muß dem alten Herrn die Wahrheit, daß es nur einer Schlacht von kaum 4 Stunden Zeit bedurfte, um ihn aus diesem schönen Traume zu reißen und zu einem geschlagenen Feldherrn zu machen erschienen sein! Der Tapferkeit seiner Russen war das Mißlingen der den Allirten zugedachten Niederlage nicht zuzuschreiben, die russischen Soldaten hatten ihre Schuldigkeit vollkommen gethan, aber es war der militärische Geist, der in den Truppen der Verbündeten auf höherer Stufe stand und ihnen den Sieg gewann. Diese russischen Truppen hatten vielleicht nie in ihrem Leben den Soldaten des gebildeten Europa gegenüber gestanden und fanden daher in der Art und Weise deren Auftretens schon einen moralischen Druck. Selten wohl boten auf einem Schlachtfelde so klein und wenig umfangreiche Räume die Lagerstatt so vieler Gefallenen als auf dem Terrain an dem Almaufer. Ein englischer Militärarzt zählte auf drei Hufen Land allein an 400 Russenleichen. Grauenvoll wie die Nachwehen von Schlachten immer sind, waren auch die der Schlacht an der Alma. Das Geschrei und Gewinsel der Schwerverwundeten erfüllte die Luft, jede Baracke wurde zum Operationssaale gemacht, wo man den Unglücklichen Arme oder Beine ablöste, um sie zu retten. Der nächste Tag, wo das Schlachtfeld noch ziemlich in derselben Verfassung war, als am Schlachttage selbst, denn der bald hereinkommende Septemberabend und die große Ermüdung der verbündeten Truppen hatte nicht gestattet, die Leichen der Gefallenen zu beerdigen, man hatte nur die Militärärzte beauftragt, den Verwundeten Hilfe zu bringen, ließ nun erst das Bild der Kämpfe deutlich werden. Die Gegend um die Centralbatterie lieferte in den daselbst liegenden Leichenhaufen den Beweis, mit welcher Wuth hier Mann gegen Mann gerungen. Hier fanden die Engländer noch einen der Ihren, freilich todt, aber als eine Merkwürdigkeit liegen. Es war ein junger Soldat, welcher der Schützenbrigade angehört hatte. Im Begriff zu laden, wurde er von einer Kanonenkugel getroffen und die Gewalt derselben trieb den eben zum Laden erhobenen Arm und die Hand durch seinen Leib hindurch. Der Platz, wo eine russische Batterie gestanden, war vor allen Andern besonders ausgezeichnet. Rings umher bildeten die Leichen englischer Soldaten eine Einfassung, gleichsam einen Rahmen zu dem russischen Leichenbilde des Innern, denn sämmtliche bei der Batterie thätig gewesenen

Artilleristen lagen auf ihren Posten niedergestreckt, sie waren in der Vertheidigung ihrer Batterie gefallen. Ueberhaupt war dieser erste Kampf an der Alma vollkommen geeignet, bei den Alliirten Hochachtung für ihre Gegner zu erwecken.

Die russischen Soldaten hatten wacker gefochten, die Leichen ihrer Gefallenen lagen, dies bezeugend, auf ihren Gewehren, wie jeder im Kampfe gebliebene wackere Soldat auf dem Schlachtfeld liegen muß. Ihre Verwundeten duldeten die Schmerzen mit heroischer Standhaftigkeit, man hörte selten von ihnen einen Klagelaut ausstoßen. Ein russischer Offizier lag todt ausgestreckt, ihm zwischen den Beinen kauerte sein Hund, die Leiche seines Herrn bewachend, es kostete viel Mühe, ihn von derselben wegzubringen, nur mit Gewalt geschah das endlich. Besonders war eines blutjungen Russen Anblick tief ergreifend. Dieser, kaum dem Knabenalter entwachsen, lag mit gefalteten Händen, als sei sein letzter Augenblick ein Gebet zu Gott gewesen. Einer von den beiden verwundeten russischen Generalen Goginoff und Kurtjanoff, die in der Engländer Hände fielen, ward mit einem Mantel bedeckt unter einem Haufen von Leichen seiner Soldaten gefunden. Neben ihm lag auch sein Sohn, gleichfalls hart verwundet. Der alte Herr war trotz seiner üblen Lage sehr fröhlich, weil, wie er sagte, die Heiligen ihn so sehr begnadigt hätten, daß er die ihn niederwerfende Kugel von einem englischen Gardisten und nicht von einem jener Leute in Weiberröcken empfangen habe. Damit meinte er die Bergschotten, welche den Kilt tragen, das ist eine Art kurzer Weiberrock, der ihnen bis an die Kniee reicht, was dem alten Russen wenig zu gefallen schien. Wenigstens konnten die Russen sich mit dem Bewußtsein trösten, daß sie sich mit tüchtigen Männern geschlagen hatten, sowohl Franzosen als Engländer hatten ihnen Beweise hohen Muthes geliefert. Lindsey, der Fahnenträger der schottischen Gardefüsilire, hielt seine von 26 Kugeln durchlöcherte Fahne, obwohl eine Kugel auch deren Stock zerschmettert hatte, fest und wunderbar genug, brachte er sie aus dem heißesten Gewühl glücklich und auch seiner Person selbst unverletzt zurück. Eben so glücklich wie dieser Fahnenträger war ein anderer englischer Soldat von der Coldstreamgarde. Eine feindliche Kugel traf ihn just in die Mitte eines Rockknopfs, welcher natürlich durch die Gewalt des Anpralls ins Fleisch getrieben, aber doch dadurch der Retter seines Lebens wurde. Mit welcher Kaltblütigkeit die Engländer sich im gefährlichsten Augenblicke, wo sie im Hinaufsteigen zu den Höhen begriffen, gleichsam die wehrlosen Zielscheiben der russischen Büchsenschützen abgaben, benahmen, bezeugte ihr guter Appetit, mit dem sie sich mitten unter dem heftigsten Kugelregen Trauben von den Weinstöcken abbrachen und gemüthlich verzehrten.

Der Telegraphenthurm, von dem aus Fürst Menschikow die Bewegungen seiner Armee leitete, war der Mittelpunkt des heißen Kampfes, in dem sich die Franzosen ganz besonders auszeichneten. Von der Flotte aus, wo man den Thurm beständig vor Augen hatte, sah man, wie ein französischer Souslieutenant den Adler seines (des 39sten) Regiments in den Händen, plötzlich auf dem Thurme erschien und denselben aufpflanzte. Gleich hinter ihm her erschienen russische Scharfschützen. Einige Augenblicke nur erblickte man den Offizier neben seinem Adler, dann sank er unter einer Pulverwolke erschossen zu den Füßen der Russen. Diese genossen indeß nicht lange die Frucht ihres Sieges, wenn überhaupt von einem Siege die Rede sein kann, wo Zwanzig gegen Einen stehen. Die Zuaven, jene Soldaten unter der französischen Armee, welche ohne Scheu sich in die augenscheinlichste Gefahr stürzen und deshalb auch berühmt sind, erschienen bald darauf auf dem Thurme. Ein mörderischer Kampf entspann sich, Pulverdampf verhüllte Alles. Als er sich verzog, erblickte man den französischen Adler, der mit dem erschossenen Offiziere verschwunden, wieder stolz auf der Höhe des Thurmes als Zeichen des Sieges. Die Zuaven hatten im nächsten Augenblick nach der schweren Blutarbeit nichts Eiligeres zu thun, als ihren und die Namen der Regimenter, de-

nen sie angehörten, in die Wände des Thurmes zu kritzeln. Das geschah mit derselben Ruhe, mit der sich ein Friedensmensch in das Stammbuch eines Freundes schreibt. Der Name des heldenmüthigen Leutnants war Poitevin.

Aber auch Komisches war auf dem Schlachtfelde zu finden. Eine Menge Schleier, Damenhüte, Mantillen, Damentaschentücher. Anfänglich konnte man sich diesen in der That so merkwürdigen Fund, der doch so sehr wenig zu einer Schlacht paßte, wo Tod gegen Tod rast und das Leben im Preise sinkt, nicht erklären, doch das Räthsel löste sich durch die später auch bestätigten Aussagen russischer Gefangnen. Fürst Menschikow, durchdrungen von der festen Ueberzeugung, daß die Alliirten ins Meer zu werfen, nur eine Spielpartie sein werde, hatte die vornehmen Damen Sebastopols eingeladen, sich dieses hübsche Mannöver von dem Plateau mit anzusehen. Die Sebastopoler Damenwelt machte in Bezug auf Neugierde, nicht die geringste Ausnahme von den Damen anderwärts und diesmal war der Gedanke, daß ein so interessantes Schauspiel ihnen nicht zum zweitenmale geboten werden würde, besonders geeignet, die eleganten Sebastopolerinnen zur Schau zu locken. Das Plateau bot ihnen den schönsten Platz dazu. Indeß als wieder Erwarten das Spiel sich änderte und aus dem gehofften Mannövre eine ernstliche Schlacht und das Plateau von den Alliirten erstürmt wurde, rissen die schaulustigen Damen, auf der Flucht einzelne Garderobestücke zurücklassend, aus, und suchten ihr Heil in der Festung.

Das Geschick hatte bei der Schlacht zu Gunsten der Alliirten gewaltet, indem sie jedem Part den Theil der schweren Aufgabe übertrug, welchen auszuführen denselben das nationelle Naturell ihn besonders befähigte. Die Schlacht wäre zur Niederlage für die Verbündeten geworden, wenn zum Beispiel die Franzosen auf dem linken Flügel, die Engländer dagegen auf dem rechten gewesen wären. Nur die größte Raschheit konnte auf dem rechten Flügel das ausführen, was wirklich ausgeführt wurde. Die Franzosen allein waren wegen ihres elastischen Naturells dazu geschaffen. Sie sprangen von Klippe zu Klippe, ihre erstaunliche Geschwindigkeit warf unter einem unglaublich raschen Büchsenfeuer die russischen Büchsenschützen zurück, nur so war der linke Flügel der Russen zu schlagen. Die Engländer mit ihrer ruhigen Kaltblütigkeit, die mit Ueberlegung an jede schwierige Ausführung geht, hätten sich hier nicht am rechten Orte befunden und die Franzosen, die zum raschen Angriff gebornen Soldaten, würden jedenfalls nicht die Batterie des rechten Flügels der Russen mit so vielem Erfolg erstürmt haben, als ihre Bundesgenossen von ruhigerem Blut. Einen Verlust hatten die Franzosen nach der Schlacht zu beklagen, den ihres Oberbefehlshabers, des Marschalls Saint-Arnaud. An einer qualvollen Krankheit war Saint-Arnaud schon so sehr zum Tode erschöpft, daß er am Tage der Schlacht nur von zwei Reitern gehalten im Sattel bleiben konnte und doch hielt er dreizehn volle Stunden zu Pferde aus, die Schlachtlinie auf und ab reitend, um die Befehle zu ertheilen. Diese außerordentliche Anstrengung gab ihn den Todesstoß. Mit Mühe hielt er sich noch zwei Tage nach der Schlacht aufrecht, er ordnete Alles, was seine Pflicht erforderte, dann aber fühlte er sich in die Unmöglichkeit versetzt, länger seinen Soldaten ein kraftvoller Feldherr zu sein. Der 23. Septbr., den Tag darauf, nachdem er den Oberbefehl in die Hände des ihm schon vom Kaiser Napoleon bestimmten Nachfolgers, des Generals François Certain Canrobert, niedergelegt hatte, starb er. Wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde, so starb er doch von der Siegesglorie umstrahlt.

Von Seite der Russen wurde zwar behauptet, er habe mit keinem Siege für die Alliirten geendet, indeß diese Behauptung steht, wie manche andere von russischer Seite, auf sehr schwachen Füßen. Wenn die Schlacht keinen entscheidenden Erfolg gehabt, würde sich das russische Heer ohne Weiteres zu einer zweiten in Position gesetzt haben, da sich demselben eine Gelegenheit dazu bot, wie sie, wie voraus-

zusehen, nicht sobald wieder kommen durfte, wenigstens würde Menschikow seine zahlreiche Reiterei zur Beunruhigung des Feindes verwendet haben. Die russische Armee hatte sich nach der verlorenen Schlacht an der Alma nämlich getheilt. Fürst Menschikow zog mit einem Theile der Armee nach Baktschi-Serai, der andere Theil lagerte an der Mündung des Belbeck. Indem die Alliirten am 23. Septbr. den feindlichen Armeetheil über das Thal der Kascha nach dem Belbeck (Fluß) folgten, hatten sie bereits eine totale Veränderung ihres Operationsplanes im Sinne. Sie gingen nämlich von der Idee ab, Sebastopol von der Nordseite anzugreifen und wollten dies dagegen vom Süden der Festung aus unternehmen. Das dortige Terrain bot ihnen mehr Vortheil, denn mittels des südlich von Sebastopol gelegenen Hafenortes Balaklava blieben sie in steter Verbindung mit ihrer Flotte, welche daselbst einen guten Hafen fand und ihnen leicht die nöthigen Verstärkungen, Belagerungsgeschütze, Proviant u. s. w. zuführen konnte. Um dahin zu kommen, mußte die alliirte Armee jedoch um Sebastopol herum marschiren, ein Unternehmen, das ihr theuer zu stehen kommen konnte, wenn der Feind kräftig genug war, sie auf diesem Marsche anzugreifen; jedoch nichts von allen dem geschah von Seite der Russen, ein Beweis, daß sie nicht sehr schlaglustig sich gestimmt fühlen mochten.

Als die Alliirten in die Nähe des Belbecks gekommen, schwenkten sie plötzlich nach links ab und marschirten durch unwegsame Wälder und tiefe Thäler um den Rand des Amphitheaters, welches die Umgebung der Bai von Sebastopol bildet. Sie verschwanden gleichsam vor den Augen der Russen, die ihnen mit ihrer zahlreichen Artillerie und Cavallerie wenigstens hätten sehr lästig werden können auf diesem Marsche, der ein außerordentliches Wagstück war. Es war ein Marsch von 2 Tagen und bot also Menschikow die vollständigste Gelegenheit, sie, die von ihrer Flotte gänzlich Abgeschnittenen, mit Vortheil anzugreifen. Allein ungehindert, nicht angegriffen langte die alliirte Armee am 26. Septbr. in der Umgebung von Balaklava an. Dieser Marsch war so sehr unter dem Schleier des Geheimnisses verhüllt, daß, als die Nachricht, die Alliirten befänden sich zu Balaklava, man in Europa der allgemeinen Ansicht war, in diesem Hafenorte sei eine kleine Armee-Abtheilung von der Flotte ans Land gesetzt worden. Niemand glaubte an die Möglichkeit eines solchen Marsches, der erst später als Thatsache sich herausstellte. Unter solchen Umständen ist die Behauptung der Russen, der Sieg der verbündeten Armeen sei kein vollständiger, kein erfolgreicher gewesen, mehr als unwahrscheinlich, denn eben, daß die Sieger den gefährlichen Marsch unternehmen konnten, war ja das unzweifelhafteste Zeichen des bestrittenen Erfolges. Soll man von einem russischen den Angriff der Engländer an der Alma betreffenden Bericht schließen, so war eine Art Vertrauenslosigkeit unter den Russen auf Sieg eingerissen. In diesem Bericht heißt es: „Vor Beginne des Kampfes richtete das Feuer der zahlreichen, mit Stutzen, welche konische Kugeln (Spitzkugeln) schossen, bewaffneten feindlichen Schützen (die Scharfschützen des Majors Norcoll) eine starke Verheerung in unsern Reihen an. Als erste Opfer dieser mörderischen Waffe fielen viele Befehlshaber, was unausbleiblich einen großen Einfluß auf den Verlust der Schlacht haben mußte.“ Hätten die Alliirten hinreichend genug Reiterei gehabt, so würde, wie auch Saint-Arnaud in seiner über die Almaschlacht an dem Kaiser Napoleon gesendete Depesche, der Rückzug der Russen vielleicht bald zur ordnungslosen Flucht ausgeartet sein, indeß dieser Mangel hinderte die Alliirten, ihren errungenen Vortheil zu verfolgen.

Die Nachricht des Sieges an der Alma bot indeß auch den Zeitungsschreibern Gelegenheit zur unsinnigsten Uebertreibung. Der Posttatar, welcher an Omer-Pascha den Bericht des Schlachtresultates brachte, soll sich auf eigene Faust den schlechten Witz erlaubt haben, die Zahlen der Gebliebenen, russischer wie alliirter Truppen, bis zur lächerlichsten Unwahrscheinlich-

keit anzugeben. Correspondenten meldeten die ungeheuere Lüge in aller Eile an die Zeitungsredactionen und so las man denn mit Erstaunen, daß Rußland in erwähnter Schlacht 18000 Mann an Todten gehabt und 50,000 Russen als Gefangene in die Hände der Alliirten gefallen wären, von denen allein 9000 Franzosen das Schlachtfeld gedeckt hätten. So handgreiflich auch die Lüge war, so machte sie doch im Sturme die Runde in allen Zeitungen, Jeder glaubte daran, bis die Berichte der Feldherren endlich die Wahrheit kund machten. Seit der Zeit nennt man jede nicht recht glaubliche Zeitungskunde eine Tatarennachricht.

Achtzehntes Kapitel.

Bombardement Sebastopols und die Schlacht bei Inkermann.

Sebastopols Außenwerke. — Stellung der Franzosen. — Die der Engländer. — Das Bosquetsche Beobachtungscorps. — Die Parallelen der Verbündeten. — Das Bombardement. — Theilnahme der Flotte daran. — General Canrobert, Oberfehlshaber. — Petersburger Befehl. — Angriff der Russen am 25. October. — Englische Heldenthat. — Die Schlacht bei Inkermann. — Der gleichzeitige Ausfall der Russen gegen die Franzosen. — Schilderung der Lager der Alliirten.

Die Ansicht, daß Sebastopol durch einen Handstreich zu nehmen sei, verschwand, als die Oberbefehlshaber der Alliirten vor dieser Festung standen, sie erkannten die Unmöglichkeit dieser voreilig gefaßten Hoffnung. Die erste Recognoscirung, welche General Canrobert und Lord Raglan hielten, zeigte ihnen die Vertheidigungsmittel Sebastopols im Süden und zwar zu ihrer größten Ueberraschung, als colossal. Da war Alles so gut vorbereitet auf eine langwierige Belagerung, daß man nur bewundern mußte, nichts von dieser geheimnißvollen Vorbereitung erfahren zu haben.

Da Sebastopol von allen Seiten von Hügeln beherrscht wird, von welchen aus man die Stadt überblicken kann, so lag es natürlich im russischen Interesse, die verschiedenen hochliegenden Punkte mit starken Redouten zu versehen. Diese Außenwerke bestanden aus zwei kleinen Sternschanzen, verschiedenen viereckigen mit Blockhäusern, Geschützen und 200 bis 400 Mann besetzten Redouten, aus einzeln liegenden Blockhäusern, Mauern, Flesche, Pallisaden und Caronièren, zu welchen der Zugang nur auf sehr schmalen Pfaden möglich war, welche durch versteckt angelegte Wolfsgruben und Flatterrinnen geschützt wurden. Selbst die umliegenden Landhäuser wiesen sich zu kleinen Festungen umgeschaffen, ihre unteren Fenster waren vermauert, ihre Thüren verrammelt. Scharfschützen vertheidigten diese improvisirten kleinen Festungen, deren Balkone nach Vorn mit Bohlen verblendet ihnen Schutz gewährten. Da sich der Fall denken ließ, daß trotz der von den Balkonen feuernden Scharfschützen der Feind die Thüre erreiche und sie sprengen könnte, hatte man in

den Fußboden der Balkone Löcher gesägt, durch welche die Besatzung den andringenden Feind mit Steinen und pulverisirten ungelöschten Kalk überschütten konnte. Der Kalk namentlich, welcher sofort auf Augen und Lungen der Angreifer sehr schmerzhaft einwirken mußte, war jedenfalls ein sehr geeignetes Mittel, ihnen das Vordringen ins Haus zu erschweren. Auch waren diese Gebäude ringsherum mit tiefen breiten Gräben versehen und, wo der steinigte Boden dies unmöglich machte, hatte man eine Menge Glasscherben ausgestreut oder auch Eggen mit scharfen auswärts stehenden spitzigen Zinken angebracht. Die christliche Liebe hatte demnach das Möglichste für die Wohlfahrt der Brüder vom Westen gethan.

Diese Außenwerke waren 900 Schritte von der Stadt oder der Festung entfernt. Auf diesem Terrain gab es ehemals auch Hügel, aber da sie, wenn sie in eines Feindes Hand fielen, diesem zum Mittel werden mußten, die Stadt zu beherrschen, so waren sie abgetragen worden. Zur Nivellirung einiger derselben hatte man eine Zeit von 12 Jahren gebraucht, worin der Beweis liegt, daß Sebastopol mit großer Vorsorge von der russischen Regierung gleich vom Anfange her bedacht worden sei. Diese so weit hinaus geschobenen Außenwerke zwangen die Alliirten, ihre Laufgräben in der großen Entfernung von 2500 bis 2700 Schritten zu eröffnen, was bei Belagerungen sehr ungewöhnlich zu sein pflegt.

Die örtliche Lage Sebastopols machte eine vollkommene Einschließung ganz unmöglich, es hätten drei so starke Armeen, wie die der Verbündeten dazu gehört, um dies ins Werk zu setzen. Die Feldherren der Verbündeten mußten sich also begnügen, den nördlichen Theil der Festung beobachten zu lassen, und wendeten sich mit ihrer Hauptmacht gegen die südöstliche, südliche und westliche Seite, die zugleich die schwächere Seite des Platzes, trotzdem aber stark genug war, um eine regelmäßige Belagerung zu ihrer Einnahme zu bedingen. Die verbündete Armee bildete demnach einen weit gedehnten Halbgürtel um die Außenwerke der Festung deren Süden von einer weiten Hochebene umgeben ist, welche von drei muldenförmigen Schluchten durchschnitten wird, die nach den drei Haupthäfen der Rhede auslaufen. Im Osten wird diese Hochebene durch das Thal der Tschernaja-Rjetschka und weiter nach Süden hin durch einen sehr steilen felsigen Abhang begrenzt. Die Zugänge zu dieser Hochebene, auf der sich die Alliirten befanden, lassen sich sehr leicht vertheidigen, da die Natur schon für die Mittel dazu gesorgt hat.

Das verbündete Heer nahm nun folgende Stellung. Die Franzosen bildeten den linken Flügel, sie standen westlich, dem Meere nahe; die Engländer machten den rechten Flügel aus, d. h. sie formirten die östliche Angriffslinie. Die besonderen Stellungen beider Parteien war folgende: Die vierte Division der Franzosen unter General Forey formirte gegenüber dem Malakoffhügel, auf dem der sogenannte Weiße Thurm sich erhob, die äußerste Linke, an ihre Rechte lehnte die dritte von Prinz Napoleon befehligte Division an, die Rechte aber an das Observatorium bei der großen Schlucht, welche in der Tiefe die Stadt Sebastopol in zwei Hälften scheidet. Diese Schlucht trennte die Engländer von den Franzosen. Hinter dem Centrum der dritten Division stand der Geniepark und hinter dessem rechten Flügel der große Artilleriepark. Die englische Stellung schloß sich der französischen an. An die große Schlucht lehnte sich die Division des Generals Richard England und bildete also die Linke der englischen Belagerungsarmee, die Rechte derselben wurde durch die Division des Generals Sir de Lacy Evans formirt und dehnte sich bis an die Abhänge von Inkermann aus. Das englische Centrum bestand aus den Divisionen des Generals Cathcart und des Herzogs von Cambridge, vor ihnen stand die leichte Division, Sir George Browns, hinter ihnen der große Genie- und Artilleriepark. Das zur Deckung und Beobachtung verwendete Corps, kehrte seine Front nach Osten, und bestand aus der ersten und

zweiten Division unter General Bosquet und der Hauptmasse der englischen und französischen Reiterei. Dieses Corps hatte die Aufgabe, die Positionen, welche die Thäler von Balaklava und der Tschernaja-Rjetschka beherrschen, zu halten und mit Hilfe mehrer Schanzen eine möglicherweise von Baktschi-Serai heranrückende russische Ersatzarmee die Spitze zu bieten. Es lehnte sich mit seinem linken Flügel bei Inkermann an die Engländer an. Das türkische Contingent lagerte im Rücken des Belagerungsheeres und war dazu bestimmt, je nach den Umständen, entweder dem Belagerungscorps oder dem Bosquetschen Beobachtungscorps als Reserve zu dienen. Das Hauptquartier der ganzen Armee befand sich in der Nähe der großen Schlucht, also hinter den großen Parks.

Diese schöne und außerordentlich starke Stellung hatte trotzdem eine sehr verwundbare Seite. Balaklava, das Hauptdepot der Verbündeten, außerhalb des felsigen Abhanges gelegen, bedurfte des besonderen Schutzes, denn obwohl es ringsum von Höhen gesichert ist, die alle verschanzt wurden, so war die Verbindung zwischen Balaklava und dem Hauptcorps doch sogleich unterbrochen, sobald das Bosquetsche Deckungscorps einer anrückenden russischen Streitmacht nicht genugsam die Spitze bieten konnte. Ein besonders erschwerender Umstand war es, daß die Stellung eine Ausdehnung von ¾ deutscher Meilen hatte und die 15,000 Mann des Bosquetschen Corps im schlimmen Falle nicht im Stande war, einen Durchbruch von Seiten der Russen zu hindern. Das Tschernajathal hat an mehren Stellen tiefe Einschnitte von Schluchten und die Bosquetsche Vertheidigungsarmee stand hinter demselben, so daß sie weiter oberhalb des Thales umgangen werden konnte. Ein besonders ins Auge zu fassender Umstand machte besonders den Alliirten die Herrschaft genannten Thales sehr nothwendig. Zwei aus dem Norden und dem Süden kommende kleine Flüsse (Bäche) ergießen sich in die Tschernaja und die Wasserleitung befindet sich von den Russen angelegt daselbst. Machten sich die Russen zu Herren des Tschernajathales, so hatten die Verbündeten das Wasser verloren und es blieb ihnen nichts übrig als ihren Wasserbedarf von Varna, also über See kommen zu lassen. Unter allen Umständen hatten die Verbündeten die Aufgabe, Balaklava um jeden Preis zu halten, fiel dies den Russen in die Hände, so geriethen sie buchstäblich zwischen zwei Feuer und die Folge davon mußte die sofortige Aufhebung der Belagerung sein.

Die so eben geschilderte Stellung nahmen die Alliirten am 1. October ein und nun begannen die Belagerungsarbeiten, d. h. die Laufgräben wurden eröffnet, 1600 Mann arbeiteten Tag und Nacht daran, der steinigte Boden erschwerte diese Arbeiten ungemein, die Russen verhielten sich ganz ruhig und beunruhigten die Arbeiter auch durch keinen Schuß. Da diese Erd- oder nach der Natur des Bodens von Sebastopol vielmehr Steinarbeiten von Engländern und Franzosen wenn auch zu gleicher Zeit, doch getrennt unternommen werden mußten, so zeichnete sich hier die französische Arbeitsschnelligkeit vielleicht durch günstigeren Boden unterstützt, dadurch aus, daß sie schon am Morgen des 11. Octobers die erste 950 Metres (2850 Fuß) vor dem Thurme auf dem Malakoffhügel, die erste Parallele von einer Länge von 2800 Fuß und einer zur Deckung der Mannschaft hinreichenden Tiefe beendigt hatten. Diese Parallele war mit Bastionen versehen, die in der Nacht vom 11. zum 12. October mit Geschützen armirt wurden und die Russen versäumten nicht diese Angriffsfronte zu beschießen, was aber wenig Schaden that. Die Franzosen stellten 5 Batterien auf, zusammen mit 49 schweren Geschützen ausgerüstet, um die feindlichen Kanonen des Quarantainefort, des runden Weißen Thurmes auf den Malakoffhügel und einer ganz auf der rechten Seite gelegene Bastion, genannt die Mastbastion, zum Schweigen zu bringen. Einige Tage später ward noch eine 6. Batterie auf einer Anhöhe zwischen der Quarantaine- und der Strelitzenbucht erbaut und mit Geschützen von der Flotte armirt und

auch von deren Mannschaft bedient. Man nannte sie „das Genueser-Fort". Die Engländer hatten zur selben Zeit der Südostseite der Stadt und der Karabelnaja (Schiffervorstadt) gegenüber 7 in zwei Gruppen getrennte Batterien eröffnet. Die eine Gruppe, 3 Batterien mit 33 Geschützen, stand östlich, auf der äußersten Rechten und hieß „Gordons Angriffspunkt;" die zweite Gruppe, 4 Batterien mit 47 Kanonen und Mörsern, stand westlich auf dem linken Flügel der Engländer und wurde „Chapmanns Angriffspunkt" benannt. Jede dieser Batteriegruppen führte außerdem eine Lancasterkanone. Das russische Feuer that auch den Engländern wenig erheblichen Schaden.

Der 17. October war zur Eröffnung des Bombardements bestimmt. Von Seiten der Franzosen erfolgte Punkt halb 7 Uhr, des Morgens mit 3 rasch auf einander folgende Bombenschüsse das Signal zum Feuern und die sämmtlichen 126 Geschütze begannen ihr Tagewerk. Aus der Festung antwortete man mit 250 Kanonen. Die Alliirten rechneten auf thätige Beihülfe der Flotte. Die Engländer brachten binnen ½ Stunde die Geschütze eines auf ihrer Seite gelegenen feindlichen Thurmes zum Schweigen; die Franzosen dagegen hatten entschiedenes Unglück. Die russischen Kugeln beschädigten die flüchtig aufgebauten Werke sehr schwer, eine feindliche Bombe fiel in das Magazin der Batterie Nr. 4, und sprengte es in die Luft. Die Batterie ward dadurch zerstört und 42 Mann dadurch getödtet und verwundet. Bei der von Marineartillerie bedienten Batterie Nr. 1 platzte ein kleines Stündchen später ein Cartouchekasten und die damit verbundene Zerstörung der Batterie nöthigte den Artilleriecommandanten, den Befehl zur Einstellung des Feuers zu ertheilen; die Engländer dagegen bombardirten ohne Unterlaß fort. Die in Mitte der russischen Position sich befindende Mastbastion widerstand ihnen auf's Hartnäckigste, desgleichen war das von den Russen im Hafen als Batterie aufgestellte Linienschiff „die zwölf Apostel" außerordentlich thätig, es feuerte vom Hafen aus durch die Schlucht herauf und die Engländer waren nicht im Stande diese Schiffsbatterie mit ihrer Lancasterkanone zum Schweigen zu bringen. Obgleich die Lancasterkanonen nicht glücklich gegen das Schiff waren, so erwiesen sie sich doch als höchst zweckmäßig bei der Beschießung des Sternforts, denn Nachmittags 3 Uhr erfolgte daselbst eine furchtbare Explosion. Als der Rauch sich ein wenig verzogen hatte, brach unter den Engländern ein außerordentlicher Jubel los, das Hauptmagazin des feindlichen Forts war nicht mehr. Indeß Glück und Unglück sind Geschwisterkinder, das Letztere war jedoch für die Englischmänner nicht von erheblicher Bedeutung. Ein Munitionskarren flog hinter einer ihrer Batterien in die Luft und tödtete einige Mann. Um 7 Uhr Abends, da es also schon dunkel war, hörte das Bombardement an allen Punkten auf.

Die Flotte hatte wegen widrigen Windes nicht eher als um halb 2 Uhr nach Mittag ihre Aufgabe beginnen können. Die französischen Schiffe griffen das Quarantainefort und die beiden Batterien des Alexanderforts an; die Engländer die Constantins- und die Telegraphenbatterie. Im Centrum der Schlachtlinie, welche von der Flotte gebildet wurde, befand sich ein türkisches und ein egyptisches Schiff. Das Bombardement ward von 26 Linienschiffen ausgeführt und die Vielzahl und das schwere Kaliber der Schiffsgeschütze, machten die Kanonade außerordentlich furchtbar, es war ein ununterbrochenes Donnerrollen, das von diesen Schiffsungeheuern ausging. Der Erfolg war ein schlechter. Nicht nur daß die tiefe Windstille es unmöglich machte, daß der schwere Pulverdampf — 3000 Kanonen (die der russischen Batterien mit gerechnet) verfinstern mit ihren Pulverrauch ohnehin die Fernsicht, wenn auch ein leichter Wind geht — sich verziehen konnte, sondern Schiffe und Batterien in eine Nacht hüllten, in welcher nur noch das Aufblitzen der Geschütze bemerkbar blieb, auch die große Entfernung, in welcher sich wegen des Fahrwassers die Schiffsungeheuer halten

mußten — die französischen Schiffe konnten nur auf 2000, die englischen nur auf 1800 Ellen sich dem Gestade nahen, welche Entfernung, da ein Schiff nur dann mit Erfolg gegen eine Bastion wirkt, wenn es bis auf 900 Ellen an diese herankommen kann. Es gelang wohl durch die gute Schiffsartillerie einige russische Batterien auf kurze Zeit zum Schweigen zu bringen, aber die russischen Geschütze rächten sich dafür. Der Albion (englisches Schiff) wurde, da er den Batterien zu nahe kam, an mehrern Stellen in Brand geschossen und nur mit großer Anstrengung aus dem Feuer der Feinde bugsirt. Der Retribution verlor durch eine russische Bombe den Hauptmast, der Firebrand besonders hatte bei seiner Rückkehr aus dem Kampfe außer dem Besanmaste keine Raa mehr. Aehnliches Schicksal hatten die Arethusa, der Sanspareil, der Rodney und die Queen erlitten. Von den französischen Flottenschiffen wurden der Charlemagne und der Montebello, vor Allem aber das Admiralschiff „Ville de Paris" stark mitgenommen. Eine russische Bombe zerschmetterte diesem großen Linienschiffe einen Theil des Verdecks und der Kajüten. Als der Abend niedersank, kehrten die Schiffe um halb sieben Uhr still aus dem sehr unvortheilhaften Kampfe zurück und ein wunderbar schön gestirnter Himmel schaute nieder auf See und Land. Tiefe Ruhe lagerte auf Beiden. Die englische Flotte hatte einen Verlust von 44 Todten und 266 Verwundeten, die französische zählte nur 35 Todte und 131 Blessirte.

Das Bombardement der Alliirten zu Lande hatte mehr seinem Zwecke entsprochen. Der runde Weiße Thurm war stark zerschossen und seine Geschütze zum Schweigen gebracht, die Brustwehren der Erdschanzen stark beschädigt. In der Mastbastion hatte das Feuer der Engländer fast sämmtliche 33 Kanonen zerstört. Im russischen Berichte wurden 500 Todte und Verwundete angegeben und unter den Todten befand sich auch der Admiral und Generaladjutant Korniloff, welchem eine Bombe das rechte Bein wegriß, als er, um einen Adjutanten einen eben geschriebenen Befehl einzuhändigen, unter dem Porticus des Theaters hervortrat. Die Franzosen, die mit so offenbarem Unstern das Bombardement begonnen, hatten zwölf an ihren Laffetten beschädigte und zwei ganz zerstörte Geschütze, außerdem ziemliche Zerstörung an den Schießscharten und Koffern der Batterie, auch der Graben war an manchen Stellen ganz verschüttet. Kampfunfähig waren 100 Mann geworden. Die Engländer, deren Schanzen weit solider gebaut waren, hatten blos 50 Todte und Verwundete.

So hatte also das blutige Spiel vor Sebastopol begonnen und die Heerführer der Alliirten wurden allmählig der Ueberzeugung, daß es sehr lange dauern würde. Das Bombardement wurde mit kleinen Unterbrechungen bis zum 24. October fortgesetzt, jedoch ohne einen erwähnenswerthen Erfolg dadurch zu erzielen. Wir haben bereits erwähnt, daß General François Certain Canrobert nach Vorausbestimmung des Kaisers Napoleon III. das Obercommando übernommen und diese Wahl war in sofern zweckmäßig, als die französischen Truppen zu ihm Vertrauen hegten, was immer die Hauptsache zu sein pflegt. Canrobert hatte für die glorreichen Erinnerungen der französischen Armee etwas, was allerdings nicht sein Verdienst war, aber ihm sehr zu Gute kam. Er war auf einem Gute bei Bastide im Lotdepartement geboren, also in des tollmuthigen Königs Murat von Neapel Geburtsort. Die Traditionen von den wirklich abenteuerlichen Thaten Murats leben in der französischen Armee fort, wie der Name des großen Napoleon, der die Welt durch seinen Kriegsruhm, durch sein Siegerglück und durch sein Unglück und Ende mit Staunen erfüllte. Für Canrobert war also der Name seines Geburtsortes schon eine besondere Empfehlung bei den französischen Soldaten. Was aus Bastide kam, mußte gut sein. Im Uebrigen war in Bezug auf den erst 45jährigen Canrobert dieser Glaube sehr gerechtfertigt. In Algerien war er zum General avancirt und einer der talentvollsten und tapfersten Offiziere

der französischen Armee. In der Schlacht an der Alma hatte er sich durch Kühnheit abermals ausgezeichnet. Als Commandeur der ersten Division führte er das 1. und 9. Jägerbataillon gegen die erste Vertheidigunglinie der Russen. Die Russen waren zwar mit Unterstützung der Artillerie geworfen worden, hatten sich aber wieder um die höher liegenden Redouten gesammelt. Canrobert erhielt von Saint-Arnaud Befehl, die feindliche Position mit dem Bajonette zu nehmen. Zu diesem Zwecke detachirte er ein Bataillon Zuaven zur Rechten, das Bataillon Fremdenlegion zur linken und ging selbst mit dem Reste seiner Division voran. Der Empfang, welcher ihnen von Seite der Russen wurde, war so mörderisch, daß die Bataillone unwillkührlich Halt machten. Canrobert aus Erfahrung wissend, daß nichts verderblicher als Zaudern vor dem Feinde ist, ließ schnell entschlossen seinen Generalstab zurück, sprengte durch die Weinberge und die Höhe hinauf und erschien mit einemmale in den Reihen seiner vor dem so verderblichen feindlichen Feuer stutzenden Plänkler. Der Anblick ihres Generals und dessen keke Behauptung, daß die Russen vor ihnen nicht Stand zu halten vermöchten, belebte ihren Muth aufs Neue. „Es lebe der Kaiser!“ ruft Canrobert und auf seinen Befehl spielt die Musik den Lieblingsmarsch „Rein Hortense“ und „es lebe der Kaiser!“ brüllen die tapferen Plänkler und kletterten vollends die Höhe hinauf, von wo ihnen der Tod entgegenraste. Die feindlichen Redouten fielen, Canrobert hatte in seiner Behauptung nicht gelogen, der Soldat liebte ihn, weil er selber ein tapferer Mann war.

Während der Zeit, daß die Allirten die Festung mit einem Hagel von Bomben, Vollkugeln und Raketen täglich überschütteten, rückten die Laufgräben derselben auch näher. Natürlich mußte Fürst Menschikow darauf Bedacht nehmen, den Belagerern eine Diversion zu machen. Ganz übereinstimmend mit dieser Sorge langte auch vom Kaiser Nikolaus ein Befehl aus Petersburg an, einen Angriff auf die rechte Flanke der Stellung des Belagerungscorps zu unternehmen und dasselbe von dem Plateau hinabzuwerfen und wo möglich ins Meer zu treiben. Während des 10tägigen Bombardement hatte General Liprandi Verstärkungen von der in Bassarabien stehenden russischen Armee nach der Krimm übergeführt und ihm folgte das vierte Armeecorps des General Dannenberg nach. Liprandi, ein tüchtiger unternehmender General, zauderte nicht den Angriff gegen die Verbündeten auszuführen, indem er ihnen durch einen Sturm auf die Redouten bei Kadikoi die Verbindung mit Balaklava abschneiden wollte.

Am 25. October erfolgte dieser Sturm mit Tagesanbruch. Die Russen waren 8 Regimenter, 3000 Reiter und 40 Kanonen stark. Die Schnelligkeit, mit welcher sie sich auf die Redouten stürzten, ließ den englischen Kanonieren kaum Zeit, ihnen eine Salve entgegen zu schicken. Indeß das Unglück wollte, daß grade die Türken zur Vertheidigung der Redouten commandirt, und blos Rekruten waren, die noch keinem Feinde beim ersten Spiele ins Gesicht geschaut hatten. Kaum sahen diese armen Burschen die russischen Colonnen mit gefälltem Bajonett heranstürmen, als sie auch sogleich das Hasenpanier ergriffen, Musketen und Tornister wegwarfen und über Hals und Kopf sich in hastigster Flucht nach Balaklava hinabstürzten, wo eine Abtheilung Hochländer (Schotten) Stellung genommen hatte. Wie natürlich, konnten die englischen Kanoniere in den Redouten, welche von den Türken so schändlich verlassen worden waren, nicht verhindern, daß die Russen sich der Schanzen bemächtigten. Kaum war dies geschehen, so verfolgte ein Theil der russischen Cavallerie die Türken, aber die Schotten empfingen die russischen Reiter mit einem so wirksamen Musketenfeuer, daß sie eine bedeutende Anzahl von Todten und Verwundeten zurücklassend, in aller Eile wieder zurückjagten. Der höchst unangenehme Schreck, den die Russen erlitten hatten, war jedoch, sobald sie sich nur aus Schußweite wußten, schnell vergessen, sie

sammelten sich wieder, frische Verstärkung von Dragonern und Lanzenreitern kamen und nun setzte sich diese russische Reiterei in langsamen Trab auf die seitwärts haltende schwere englische Reiterbrigade zu, die an Zahl dreimal schwächer war. Aber die schottischen Grauen und die Emiskillers waren gar nicht gewilligt, langes Federlesens mit den Russen zu machen, ihre Trompeten schmetterten und wie im Fluge stürzten sie auf die russische Reitermasse zu, dessen erste Reihe mit einem Stoße durchbrechend. Mit Unterstützung des vierten und fünften Gardedragonerregimente und den Royals ward auch die zweite Reihe durchbrochen und die Russen stiebten in wildester Flucht von dannen. Diese ganze Affaire hatte noch nicht eine halbe Viertelstunde Zeit erfordert.

Die Russen verließen die Redouten auf dem englischen linken Flügel, hielten aber die beiden Schanzen auf dem englischen rechten Flügel besetzt. Die Schottländer blieben in ihrer Stellung. Aus dem Lager vor Sebastopol kamen Abtheilungen der Scharfschützenbrigade, dann die dritte (englische) Division unter General Cathcart, zuletzt auch noch die Garden zu Hilfe herbei. Von französischer Seite langten auch zwei Regimenter afrikanischer Jäger zu Pferd an, von ungeheurem Jubel empfangen. Die Russen hatten sich nur ein wenig zurückgezogen und hielten eine Hügelkette besetzt, durch welche Stellung, da sie im Besitz der beiden Schanzen am äußersten rechten Flügel der Engländer waren, sie im Vortheil gegen ihre nun auch Stellung nehmenden Gegner sich befanden. Von beiden Seiten war Ruhe eingetreten. Plötzlich erblickte man den Capitän Nolan auf Lord Cardigan zu sprengen, der an der Spitze der leichten Reiterbrigade hielt. Jedenfalls meldete er ihm eine Ordre, denn wenige Minuten später setzte sich Lord Cardigans, aus Husaren, leichten Dragonern und Lanciers bestehende und gegen 650 Mann starke Brigade, in Marsch gegen die russischen Kanonen.

Augenzeugen dieses Angriffs, von einer Handvoll Reiter gegen eine ganze Armee, versicherten, nie im Leben eine solche Angst empfunden zu haben, als bei der Gewißheit des Untergangs dieser tapferen Männer. Als sie den feindlichen Kanonen auf 800 Schritt nahe gekommen, spieen 24 Kanonen eine Hagel von Kugeln über sie aus. Im Augenblicke waren die tapferen Reiter von vorn, von rechts und links von den todtbringenden Geschossen der feindlichen Batterie und Vierecke überschüttet. Die erste Linie der tapferen Reiter lag fast am Boden, ihre Ueberreste vereinigten sich mit der zweiten Linie und mit Schlachtgeschrei, die Säbel hoch geschwungen, stürmten sie vorwärts auf die vom Dampf verhüllten Batterien. Der Sieg scheint ihnen sicher, die russischen Artilleristen fielen unter ihren Säbeln, dann kehren sie um, stürzen sich wie abgeschossene Pfeile auf eine sich eben zum Viereck formirende russische Colonne, die sie sprengen und werfen sich dann auf eine von der Flanke auf sie einstürmende russische Ulanenmasse. Unter der Ueberzahl ihrer Gegner würden sie zu Nichts aufgerieben worden sein, wenn nicht die franz. afrik. Jäger sich in wildem Sturme auf die Batterie zur Rechten geworfen und den tapferen an Zahl furchtbar gelichteten englischen Reitern den Rückzug möglich gemacht hätten. Wohl nie kommt es in der Kriegsgeschichte vor, daß eine Handvoll Reiter, wie diese Brigade, einen 20,000 Mann zählenden Feind, der 24 Geschütze besitzt, angegriffen hat, obgleich in der Kriegsgeschichte große Heldenthaten als Erinnerungen aufgezeichnet sind. Wie vorauszusehen, kamen nur Trümmer dieser Brigade aus diesem seltsamen und so ungleichen Kampfe wieder. Sie hatte 169 Todte und 188 Verwundete, 394 Pferde lagen todt auf dem Schlachtfelde, 126 waren verwundet. Der Versuch Liprandi's war für diesmal gescheitert.

Eben so wenig Vortheil brachte den Russen ein am 26. October von der Sebastopoler Garnison auf die Stellung der zweiten englischen Division unternommener Ausfall. Rüstig schritten die Belagerungsarbeiten der Verbündeten vorwärts, die dritte Parallele war ihrer

Vollendung nahe. Das wieder aufgenommene Bombardement riß ziemliche Breschen in die Bastionen und die Nothwendigkeit einen Schlag gegen die Belagerer zu führen, trat immer gebieterischer an den Fürsten Menschikow heran. In aller Stille verstärkte er seine Truppen im Tschernajathale und die für Alles aufmerksamen Verbündeten gelangten zu der Ueberzeugung, daß, da diese Verstärkungen sich sehr ansehnlich häuften, etwas Großes in Aussicht stehe. In der Nacht vom 4. zum 5. November wurde in Sebastopol eine außerordentliche Feierlichkeit veranstaltet, nämlich ein Gottesdienst, zu welchem die beiden Großfürsten Michael und Nikolaus von Kischeneff eingetroffen waren, um durch ihre Gegenwart den Muth der Soldaten zu beleben. Die Regimenter und ihre Fahnen wurden in dieser Nacht zum Kampfe des nächsten Tages geweiht. Die Alliirten hörten das Glockengeläute und sahen auch die durch große Feuer von außen erleuchteten Kirchen. Man sagte sich, „Morgen giebt's etwas" und das traf richtig ein.

Der Morgen des 5. Novembers war kein angenehmer. Ein feiner Sprühregen berührte unangenehm, die Luft war rauh, die Nebel ballten sich auf den Höhen von Inkermann. Wie noch das Nachtgrau auf Land und See lagerte, hörten die Wachen ein dumpfes Rollen und Räderknarren und man war der Meinung, dies Geräusch rühre von einer Menge in die Stadt einfahrender Proviantwagen her, indeß dieser Irrthum löste sich sogleich als der Morgen sich lichtete. Unter dem Schutze der Nacht hatten 50,000 Russen mit 60 Geschützen, unter denen sich eine bedeutende Zahl Vierundzwanzig- und Zweiunddreißigpfünder befanden, eine sehr vortheilhafte Stellung vor dem rechten Flügel der Engländer eingenommen, also standen sie jetzt auf der nämlichen Stelle, von wo sie am 26. October hinsichtlich des Ausfalls die zweite englische Division bedroht hatten. Der rechte russische Flügel dehnte sich nach einer gegen Sebastopol sich öffnenden Schlucht aus, ihr Linker behauptete eine Stellung auf der Straße nach Sebastopol und das Centrum hatte hinter sich eine Höhe, welche die Engländer mit dem Namen „Bombenhügel" bezeichneten. Vor dieser Aufstellung des Feindes sahen die Pikets der Engländer sich genöthigt, auf die zweite Division sich zurückzuziehen, welche schnell in Allarm gebracht mit ihren Feldgeschützen unter Commando des Generalmajors Pennefather in Position rückte. Eben so traten ungesäumt die leichte Division unter General Brown, die Gardebrigade des Herzogs von Cambridge, die vierte Division unter Generallieutenant Cathcart und die dritte Division unter Befehl des Generallieutenants Richard England in Fronte gegen die Russen. Die erste Brigade der leichten Division, commandirt vom Generalmajor Codrington besetzte die Abhänge nach Sebastopol zu und die vom Brigadier Buller geführte zweite Brigade formirte sich zur Linken der zweiten Division. Des Herzogs von Cambridge und Generalmajors Bentinks Gardebrigade besetzte das besonders wichtige Terrain auf der äußersten Rechten in gleicher Linie mit der zweiten Division, von welcher sie indeß durch eine tiefe und steile Schlucht getrennt war. Die erste Brigade der in die Fronte rechts von der Attake gerückten vierten Division, commandirt vom Brigadier Goldie marschirte auf die Heerstraße von Inkermann vor, während die zweite Brigade unter Brigadier Torrens sich auf der rechten Seite der Straße und auf einer das Tschernajathal überragende Höhe postirte. Generallieutenants Richard Englands dritte Division nahm das früher von der vierten Division behauptete Terrain ein und unterstützte mit zwei Regimentern unter Brigadier Campbell die zweite Division. Die in den Laufgräben bleibenden Truppen standen unter Befehl des Brigadiers Eyre.

Die Russen schienen viel Eile zu haben, denn sie drängten gar mächtig auf die Vorposten der Engländer, den Bombenhügel hatten sie mit Geschützen gespickt, die sehr schnell ihre brüllenden Stimmen erhoben und der zweiten englischen Division den unangenehmsten Mor-

gengruß zusandten. Zugleich mit dieser Kanonade stürmten die Russen auf der Rechten und auf der Linken an. Wie im Nu hatten sie sich auf der äußersten Linken vier englischer Kanonen bemächtigt, die Engländer unter allen Umständen sehr zäh, wenn es gilt ihr Eigenthum zu behaupten, nahmen sie ihnen jedoch wieder ab. Den 88. und 77. Regimenter gebührte der Ruhm dieser eben nicht leichten Wiedereroberung. Der rechte Flügel der Engländer von den Garden gebildet mußte den schwersten Kampf bestehen. Die Hügelkette über der Tschernaja-Rjetschka bildete hier einen rechten Winkel und die englischen Ingenieure hatten hier früher eine kleine Batterie mit Schießscharten für zwei Geschütze errichtet, deren Zweck es gewesen, die Russen in der Vollendung von Werken auf den gegenüberliegenden Hügeln zu stören. Nachdem dies glücklich gelungen, und die Russen den Bau der Werke, gezwungen durch diese unangenehme Störung, aufgegeben hatten, so waren die beiden Kanonen, als hier nicht mehr verwendbar, fortgeschafft worden. Das war freilich für den heutigen Tag ein sehr bedeutendes Mißgeschick, denn die ehemals hier postirten beiden Achtzehnpfünder würden eine recht thätige Hilfe gewesen sein, da eben dieser Punkt von den Russen mit einer Wuth und Ausdauer gestürmt wurde, welche den englischen Garden, die die geschützlose kleine Schanze besetzt hielten, schweres Unheil brachte. Der Kampf war ein sehr ungleicher. Die Russen in Ueberzahl gegen die englischen Garden erneuerten ihre Angriffe viermal, vertrieben die Garden aus der Schanze, die aber von diesen wieder mit Sturm genommen wurde. Als Beweis von der Furchtbarkeit des Kampfes giebt der später veröffentlichte Bericht, das allein 1500 Leichen russischer Soldaten, meist in den Kopf geschossen, förmlich in Schichten übereinanderliegend an dieser Stelle gefunden wurden.

Die Engländer waren bereits zur Hälfte ihrer kampffähigen Mannschaft zusammengeschmolzen, als der Anschein immer mehr hervortrat, daß sie hier ihren Untergang finden würden. Ununterbrochen erneuten sich die anstürmenden Russen und schoben sich zwischen die Garden und die zweite Division. Getrennt von der Letztern blieb den englischen Garden nur die Gewißheit ihrer Vernichtung und um diese noch sicherer zu machen, wurden sie plötzlich von einer dritten Colonne Russen, welche die Höhe unter ihrer (englischen) Position besetzten, in der Seite gefaßt. Im Rücken und in der rechten Flanke angegriffen und auch die letzte Patrone verschossen zu haben, blieb ihnen nichts übrig, als Ergebung oder der verzweifeltste Versuch, sich durch diese Massen von Feinden Bahn zu brechen. Die Russen schwelgten schon in dem angenehmen Gedanken, die englischen Garden entweder vernichtet, oder das kleine Häuflein, das keinen Schuß mehr aus Mangel an Patronen, thun konnte, gefangen gemacht zu haben und brachen deshalb in ein höllisches Jubelgeschrei aus, das, weil sämmtliche russische Bataillone es fortsetzten, gegen 10 Minuten dauerte. Indeß der Jubel war viel zu früh, das Blatt wendete sich unerwartet. Männer wie die englische Garde denken nicht an Ergebung. Oberst Hamilton, ihr Commandeur, hieß sie vier Mann tief sich aufstellen, und mit dem Bajonett sich eine Gasse durch die Russen bilden. Dieser unerwartete Angriff auf die dichten Massen der Feinde gelang, die Heldenschaar brach durch und vereinigte sich wieder mit der zweiten Division, hinter derem rechten Flügel sie sich auf's Neue formirte. Indeß damit war die furchtbare Blutarbeit noch nicht zu Ende gebracht. Die tapferen Gardegrenadiere durch einige vom General Cathcart herbeigeführte Compagnien verstärkt, nun ohngefähr 1800 Mann, gingen wieder in den Kampf, von den Russen, deren Zahl 9000 war, auf's Neue angegriffen. Das war kein Kampf mehr, sondern ein gegenseitiges Würgen, Mann gegen Mann, denn nachdem nur eine Musketensalve gegeben worden war, griff man zur blanken Waffe. Da Bajonette nicht unzerbrechlich sind, so halfen sich die Engländer, welche keine Bajonette mehr hatten, mit Werfen von Steinen auf ihre

Feinde, ihre Offiziere gebrauchten ihre Drehpistolen mit ungemeiner Wirkung. Vom Pardongeben war auf russischer Seite keine Rede, es hieß, die Generäle und Oberoffiziere hätten dies verboten. So bot denn der Kampf das vollkommenste Bild einer gegenseitigen Mörderei, wer der Stärkste war, tödtete seinen Gegner, der Schwächere fiel als Opfer.

General Cathcart beabsichtigte einen Flankenangriff auf die Russen, er rückte mit seinen Leuten in die Schlucht hinab. Da die Engländer vom Schießgewehr keinen Gebrauch machen konnten, weil sie keine Patronen mehr hatten, so blieb wieder nichts als das Bajonett. In dieser Angriffsweise sind die Engländer unübertrefflich, ihr kalter Muth verleiht ihnen bei Handhabung dieser Waffe stets ein Uebergewicht. Auch diesmal wichen die Russen scheu vor dem englischen Bajonette, aber die russischen Bataillone auf den Höhen überschütteten Cathcart's tapfere Schaar mit einem Regen von Kugeln, unter dem die heldenmüthige Truppe stark gelichtet wurde. Brigadier Goldie fand durch diesen Kugelhagel seinen Tod. Brigadier Torrens ward verwundet. Auch General Cathcart ward von einer Kugel getroffen, welche aber an dem Kreuze des Bathordens, den er um den Hals hängen hatte, ihre Kraft verlor. Keine Gefahr scheuend, war er der feindlichen Linie schon bis auf 10 Schritt nahe gekommen, da traf eine eine zweite Kugel seine Brust, er stürzte vom Pferde herab, herbeieilende Russen durchbohrten ihn mit ihren Bajonetten. Gleich darauf hatte sein Adjutant dasselbe Geschick, eine Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt. Diese Unglücksfälle und der schwere Verlust an Mannschaft, von dem die Engländer, welche mit Hartnäckigkeit sich gegen die Russen hielten, augenblicklich durch die feindlichen Kugeln betroffen wurden, würde unfehlbar ihre Vernichtung herbeigeführt haben, wenn nicht ganz unerwartet Hilfe gekommen wäre.

Mit Geheul, wie die Wilden, wenn sie sich auf ihre Feinde stürzen, erschien plötzlich das dritte Regiment Zuaven unter Befehl der Bataillonchefs Montaudon und Dubos auf dem Kamme der Höhe, als Vortrab der vom General Bosquet geführten und jetzt heranziehenden Brigade Autemarre und Bourbacki. Das Schlacht-Geheul der Zuaven schlug wie ein Blitz unter die Russen, fast zugleich erhielten sie mit dem Schrecke eine tüchtige Salve und unmittelbar darauf erfolgte von Seite der Franzosen ein so wüthender Bajonettangriff, daß die russische Masse wie ein mastenloses Schiff wankte. Während die Zuaven diesen wüthenden Sturm auf die Russen unternahmen, stand ihnen die englische Artillerie, die Feinde von der Flanke mit rasch hintereinanderfolgenden Kartätschenlagen überschüttend, redlich bei. Nun kam auch noch die französische reitende Artillerie mit ihren Geschützen und die Russen machten eilig Kehrt, verfolgt von den Kugeln der Franzosen, deren siebentes leichtes und das sechste Linienregiment nebst einem Bataillone Scharfschützen nun auch zur Stelle eintrafen, und den Feind im ersten Anlauf aus dem Besitz der kleinen Schanze, wo die englischen Gardegrenadiere im vollen Sinne des Wortes, ihre Feuerprobe abgelegt hatten, warfen. Daß General Cathcart mit seinen tapferen Leuten in die Schlucht hinabstieg und die Russen angriff, war in der That ein Fehler gewesen, der sich indeß auch auf französischer Seite, wie später erzählt werden wird, wiederholte. Man kann den Russen nicht vorwerfen, daß sie etwas außer Acht gelassen hätten, was irgend auf den Gang der Schlacht von Einfluß sein konnte. So z. B. erschien Lord Raglan um halb neun Uhr, als die Franzosen seinen Engländern zu Hilfe kamen, auf einer Höhe, von wo aus er die Schlacht überschauen konnte. Zufällig riß der Nebel, der die ganze Gegend bedeckte und die Russen erblickten den englischen Oberbefehlshaber und seinen Stab auf der Höhe. Sogleich richteten sie ihre Geschütze dorthin und der Punkt wurde buchstäblich mit Bomben und Granaten überregnet. Der alte englische Artilleriegeneral Sir Strangways fand dadurch seinen Tod.

Wir haben gesagt, daß General Bosquet den Engländern zu Hilfe kam und sie von der gänzlichen Vernichtung rettete. Indeß dieser durch seinen Muth so berühmte General gerieth ebenfalls in Cathcarts Fehler. Nachdem er den Feind ins Thal hinabgeworfen, befand er sich selber in ungünstiger Lage. Vor seinem Angriff von vorn, wichen die Russen zurück, aber sie sammelten sich auf der Flanke, wodurch Bosquet von der Rechten und im Rücken zugleich bedroht wurde. Rückzug der Franzosen nach der Höhe war unausweichlich nöthig und ward auch ausgeführt, aber mit vielen Opfern. Da die Russen alle ihre Versuche vereitelt sahen, die obenerwähnte Batterie wieder zu nehmen, zogen sie sich auf ihr Centrum zurück. Es war bereits gegen 11 Uhr, als sie den Rückzug antraten. In aller Eile hatten die Engländer die beiden Achtzehnpfünder wieder in die Batterie geschafft und mit Hilfe dieser beiden Geschütze, welche trefflich bedient wurden, brachte man endlich auch die russische Artillerie zum Schweigen, welche immer noch ein Feuer unterhielt, als die, um das Achttheil geschmolzenen russischen Colonnen, schon ziemlich geborgen, weit vom Schlachtfelde sich befanden.

Während diese Affaire die Engländer beschäftigte, hatten die Russen auch eine Zerstreuung für die Franzosen arrangirt, die ein eben so schlechtes Ende nahm. Damit die Franzosen den von außen mit solcher Uebermacht angegriffenen Engländern keinen Beistand leisten könnten, wurde ein Ausfall auf die äußerste Linke des Belagerungshalbkreises von der Festung aus unternommen. Um 9 Uhr brachen vier Bataillone des Regiments Minsk, ein Bataillon vom Regiment Wolhynsk und eine Anzahl Freiwilliger im Ganzen 5000 Mann, von einer Batterie unterstützt und vom Artilleriegeneral Timofejeff befehligt, aus dem Quarantänefort hervor und folgten der auf der Linken der französischen Linie sich hinziehenden Schlucht. Der dichte Nebel begünstigte ihren Marsch. Im Nu stürzten sich die Russen auf die Batterien Nr. 1 und 2 und die in denselben befindlichen Truppen, viel zu schwach gegen die Uebermacht, mußten diese sich schleunigst auf das 39. und 19. Regiment und auf die vier mit Bewachung der Laufgräben beorderten Compagnien Fremdenlegion zurückziehen. Dem wüthenden Angriffe konnte auch die nun bedeutendere Zahl Franzosen nicht Widerstand leisten, sie zogen sich zurück, indeß dieser Rückzug ging sogleich zum Angriff über, als sie von zwei Compagnien des Jägerbataillons und noch vier anderen Compagnien der Fremdenlegion, die schnell herbeikamen sich unterstützt sahen. Im Sturm wurden die Batterien wieder genommen und als der General de la Motte-Rouge, der seinen Vertheidigungsposten im Laufgraben der Batterie Nr. 1 hatte, mit mehreren Compagnien des 20. leichten Regimentes herbeieilte, blieb ihm nichts weiter zu thun übrig, als die Soldaten zur Uebersteigung der ersten Vertheidigungslinie zu befehligen, um dem Feinde nach der Schlucht zu folgen, wo sie am sogenannten Uferhause ein mörderisches Feuer auf ihn richteten.

Natürlich waren die Franzosen in bedeutenden Allarm gekommen. General Forey, der Chef der angegriffenen Division wollte den Russen den Rückzug abschneiden. Die Russen geriethen verfolgt von der Brigade de Lourmel und zwei Bataillonen des 26. Linienregiments auf ihrem Rückzuge in Unordnung, die französische Artillerie-Abtheilung unter Lieutenant de la Hitte, gleichfalls zum Verfolgen der Russen befehligt, vermehrte die Unordnung des Feindes durch Werfen von Haubitzgranaten und Kanonenkugeln. Aber bei der Hitze des Kampfes war man den Mauern der Festung nahe gekommen und von da aus donnerten die Geschütze gegen die Verfolger. Mit Mühe brachte General Forey die erbitterten Truppen zurück, ein Glück war es, daß General d'Aurelle sich mitten in dem Kugelregen des Quarantänehauses bemächtigt hatte. Durch diese Position allein ward es ihm möglich den Rückzug der Brigade de Lourmel, welche von den russischen Kugeln stark gelichtet worden war, zu schützen.

Kaum bemerkten die Russen den Rückzug ihrer Gegner, als sie auch sogleich wieder vorgingen und die Nordseite der Quarantänebucht besetzten. Indeß das 74. Regiment brachte sie durch ein außerordentlich wirksames Feuer abermals zum Weichen und zur Rückkehr in die Festung.

General de Lourmel und seine Truppen waren vom Verfolgen der Russen gar nicht abzubringen, bis der genannte General einen tödtlichen Schuß durch die Lunge erhielt und das Commando an Oberst Niol überging, der mit vieler Mühe unter dem heftigsten Feuer aller Batterien des Platzes den Rückzug bewerkstelligte. Die Kugelsaat, die die Russen ihnen nachschickten, war so grimmig, daß der Rückzug in Flucht ausartete und erst hinter der schützenden Quarantäneschlucht ein Ende fand. Hatten die Russen ohngefähr 1200 Mann an Todten und Verwundeten verloren, nach französischem Berichte nämlich, die in dieser Beziehung ein paar Hundert mehr nicht auf die Goldwage legen, so war der der Franzosen doch weit empfindlicher. Von Bedeutung aber war es, daß die Russen kein besonderes Resultat durch diesen Ausfall errungen. Sie hatten 8 Kanonen vernagelt, von denen jedoch 6 gleich wieder zu gebrauchen waren, die französischen Laufgräben waren unversehrt geblieben.

Solchergestalt war der 5. November für die Russen kein Glückstag gewesen. Auf dem rechten Flügel der Engländer hatten sie kein Glück gehabt, obwohl sie 50,000 Mann stark und allmählig 90 Kanonen ins Feuer brachten, die Alliirten dagegen nur 15000 Mann zählten und anfänglich nur über leichte Geschütze verfügen konnten. Auf dem Platze blieben 5000 Russenleichen und man ist also berechtigt im Verhältniß darnach zu urtheilen, daß 15000 Kampfunfähige aus dieser Schlacht nach Sebastopol zurückkamen. Nach Fürst Menschikows Bericht hatten die Russen nur 2962 Todte, dagegen 7000 Verwundete. Im Uebrigen hatte der Tod unter den Russen wie unter den Verbündeten eine Menge Offiziere aller Grade hingerafft. Russische Berichte gaben unter ihren Verwundeten die Generalmajore Villebois, Menschikow, Kischinski und Ochterlone, so wie die Obersten Alexandroff, Bustowoitoff, Bibikoff, Wereffkni, Schelchuta und Albedinski an. Die Franzosen verloren an Todten und Verwundeten 1726 Mann. Unter den Todten befand sich General de Lourmel, Oberst de Camas und 14 andere Offiziere. Die Engländer, welche den Kampf anfänglich allein geführt, hatten auch schwere Verluste. Sie hatten allein drei Generäle Cathcart, Strengways und Goldie nebst 40 andern Offizieren und 419 Unteroffizieren und Soldaten als Todte zu beklagen. Die Zahl ihrer Verwundeten betrug 103 Offiziere, unter denen die vier Generäle Brown, Torrens, Buller und Bentink sich befanden und 1833 Unteroffiziere und Soldaten, außerdem hatten sie noch 2612 Kampfunfähige. Im Ganzen war also der Verlust der Verbündeten auf 4338 Mann zu veranschlagen. Diese Schlacht erhielt zufolge ihrer Oertlichkeit den Namen „die Schlacht bei Inkermann.“ Der russische Muth hatte einen derben Schlag empfangen, da eben die Russen die Aufgabe, die Alliirten vom Plateau herabzuwerfen und ins Meer zu treiben, wie des Czaren Befehl lautete, als eine von ihnen gar nicht zu bezweifelnde ausführbare Thatsache angesehen hatten. Auch die persönliche Gegenwart der beiden russischen Großfürsten war nicht im Stande gewesen, den Fehlschlag von der russischen Armee abzuhalten.

Fürst Menschikow's Plan war sehr gut entworfen. Gelang es ihm, die Stellung der Alliirten zwischen dem Beobachtungscorps Bosquets und der äußersten Rechten der Engländer zu durchbrechen und Balaklava zu nehmen, so konnte er die Belagerungsarmee im Rücken angreifen. Die englische Kriegswissenschaft hat bezüglich der Schlacht von Inkermann harte Rügen erfahren und zwar nicht ganz ungerechte. Lord Raglan, dieser alte Kriegsmann, hatte sich große Unachtsamkeit zu Schulden kommen lassen. Er hatte trotz der Warnung des Generals Sir de Lacy Evans bei der Batterie, welche, wie geschildert worden, so schweren Kampf veran-

laßte, eine Lücke in der Stellung seines Heeres gelassen und das Lager der zweiten Division selbst war hinsichtlich des Terrains so übel gewählt, daß der russische General Dannenberg es mit den Kugeln seiner schweren Geschütze überschütten und sämmtliche Zelte zerstören konnte. Es war so viel Gleichmuth und Langsamkeit bei den Engländern, die Einrichtungen so mißlich getroffen, daß sie erst, nachdem ihre Zelte von den russischen Kugeln bereits zerstört waren, mit einem einzigen Neunpfünder antworten konnten. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß die englischen Feldherren bei dem Siege weit weniger Verdienste hatten, als ihre braven Truppen, die mit wahrhafter Heldentapferkeit dem Tode das Weiße im Auge zeigten. Wären die Anordnungen mit mehr Verstand getroffen worden, hätte vielleicht auch die Hälfte der blutigen Opfer erspart werden können.

Aus dieser Andeutung geht hervor, daß jener geheime Zwiespalt, der zwischen den französischen und englischen Obergeneralen sich allmählig gestaltete, nicht ohne guten Grund war. Natürlich konnte der Franzosenfeldherr nicht mit Gleichgültigkeit zusehen, daß durch Unvorsichtigdes englischen Chefs, durch dessen Phlegma oder geringere wissenschaftliche Kenntniß in der Kriegskunde Alles aufs Spiel gesetzt wurde. Hätten z. B. die Russen die Schlacht gewonnen, wäre es ihnen gelungen, die Verbündeten aus ihrer Stellung auf der Hochebene nur bis auf die Abhänge zu treiben, so würde dieses Ereigniß nicht nur eine zweite Schlacht nach sich gezogen haben, deren Ausgang für die Verbündeten dann sehr mißlich stand, da ihre neuen Stellungen den Russen gegenüber keineswegs vortheilhaft sein konnten, sondern auch die mühevollen Belagerungsarbeiten wären von den Russen vernichtet worden. Tausende mit Hacke und Schaufel versehen, würden aus der Festung gekommen sein, um die Batterien zu vernageln und die Approchen zu verschütten. Das wäre ein nicht leicht gut zu machender moralischer Schlag für die Alliirten gewesen, der vielleicht Ursache zur Aufhebung der Belagerung Sebastopols werden durfte. Man denke sich ein entmuthigtes Heer und den Winter in einem fremden Lande, das ihn keine Hilfsmittel zum Schutze gegen Kälte und Unbilden des Wetters bot und die Folgen konnten dann nur zu leicht in gänzliche Demoralisirung der verbündeten Truppen bestehen. Erinnert man sich an die Auflösung des stolzesten aller Heere, des sieggewöhnten Napoleons I., und man wird finden, daß diese Vorausschlüße keineswegs übertrieben sind. Auf die Wirkungen des Winters rechneten die Russen ihren Feinden gegenüber mit Zuversicht, er sollte sie vernichten, dasselbe Schicksal ihnen bereiten, was der Winter von 1812 an Napoleon I. Heer vollbracht hatte. Und in der That die Verbündeten hatten vollkommen Grund den krimm'schen Winter als einen grimmigen Feind zu betrachten, gegen den leider nicht mit Pulver und Blei einzuschreiten war.

Die ersten Boten eines Umschlags der bisher immer noch günstigen Witterung waren rasende Stürme und furchtbare Regengüsse. Am 14. November wüthete ein Orkan, denn die Bezeichnung Sturm war zu wenig ausdrückend für dieses entsetzliche Ereigniß, über die ganze Krimm von der Südküste bis nach den nördlichen Steppen hinauf. Er verwüstete das Lager, vernichtete einen Theil der englischen Flotte und was bei diesem Unglück noch das allerschlimmste war, das Schiff „Prince“ mit Winterkleidung für die Engländer beladen, ging zu Grunde. Diesem wüthenden Orkane folgten entsetzliche Regengüsse, daß die Hochebene in einen Sumpf verwandelt und alle Verbindungswege zwischen dem Lager der Alliirten und ihren Magazinen in Balaklava gänzlich unbrauchbar wurden. Von Fortsetzung der Belagerungsarbeiten war keine Rede mehr, das Wasser stand knietief in den Laufgräben. Waren auch die Vorboten des Winters schon furchtbar genug, so hatten die Verbündeten immer noch keine Ahnung von den ihnen bevorstehenden Unannehmlichkeiten des Winters, besonders da wieder schöne Tage kamen, wo man die von Orkan und Regengüssen verursachten Schäden wieder zur Noth ausbessern

konnte. Indeß die Folgen dieser Vorboten traten bald auf's Grellste zu Tage.

Das englische Lager gestaltete sich von Tag zu Tage mehr zu einem Schauplatze des Elends und Auflösung. Hatte der Orkan und die darauf folgenden Regengüsse den Engländern am meisten geschadet, so zeigte es sich jetzt besonders deutlich, daß ihr Verpflegungswesen sich im traurigsten Zustande von der Welt befand und es ihren Offizieren an der nöthigen Kriegserfahrung gebrach. Da fehlte es an Allem, woran es nie fehlen darf. Laut Berichten heißt es, daß die ganze englische Armee mit Ausnahme der höchstgestellten Offiziere kaum ein Dutzend Hemden besessen habe, um ihre schweiß- und schmutzbedeckte Wäsche zu wechseln, eben so wenig gab es Socken und Strümpfe zum Wechsel. Die meisten Offiziere der Linien und Gardereglmenter waren durch Schmutz bis zur Unkenntlichkeit herabgekommen, nichts als ihre Epauletten und Feldbinden zeichneten sie noch aus. Der unterbrochene Verkehr mit Balaklava versetzte sie in den jammervollsten Zustand. Das wenige Gepäck, das sie selbst in ihren Tornistern hatten tragen können, war wohl für die nächste Woche und da nicht einmal ausreichend, denn an solch Unglück hatten sie nicht gedacht und daher Dinge eingepackt, die in gar keinen Soldatentornister gehörten. Nun mußten sie wie ihre Soldaten auf in Sumpf und Koth verwandelter Erde schlafen, die Uniformen trugen außer Schmutz bald alle Farben, das Roth wandelte sich in Heidelbeerblau und Kaffeebraun und die goldnen Tressen wurden an solcher Kleidung zum Gegenstand des Gelächters. Beinkleider mit Flecken, wie Lumpensammler sie nicht schlechter finden, Stiefel, dick mit Koth bedeckt und offenherzig an allen Seiten, denn das Sumpfwasser zerfraß förmlich das Lederzeug, einen rothen Wollenshawl um den Leib gegen die Kälte, ein abgeschabter Tornister mit dürrem Brodzwieback gefüllt auf den Rücken, einen Ledergürtel mit einem Revolver um den Leib, ungewaschen, denn wo Mangel an Wasser zum Löschen des Durstes herrscht und auch Seife zu einem seltenen Luxusartikel geworden ist, hört die Reinlichkeit zuletzt von selber auf, obwohl die Engländer sich rühmen, die reinlichsten Soldaten zu sein. Da dies das Bild eines englischen Offiziers ist, so kann man sich leicht einen Begriff von dem noch um hundert Procent jämmerlicheren Zustand des Soldaten machen. Hätten diese braven Männer nicht noch ihre grauen Mäntel gehabt, sie würden wahrhaft elend gewesen sein, denn die Zehen guckten aus den Stiefeln, die Elnbogen waren zerrissen, im günstigsten Falle mit anderem Tuchlappen geflickt.

Ist es denn denkbar, daß eine Armee in so kurzer Zeit in diesen Zustand des Jammers verfallen kann? fragt der Leser. Die Ursache liegt theils in dem entsetzlichen Orkane und seinen Folgen, in den Alles verderbenden Regengüssen, in den schlechten englischen Zelten, deren Leinwand siebartig den Regen durchläßt, so daß die Soldaten in immerwährender Feuchtigkeit und Kälte liegen und schließlich noch in den ununterbrochenen Strapatzen, da die Russen keine Nacht vorüberließen, wo sie nicht ihre Gegner beunruhigt hätten. Dieser Nachtdienst war der beschwerlichste, den es nur geben konnte. Die Soldaten mußten, da ihnen ihres Feindes Stärke unbekannt war, alle unter die Waffen treten, durch Sumpf und Koth marschiren, durch feuchtes Gras und Regenschauer, bergauf bergab und wenn sie ermüdet endlich Halt machten, zeigte es sich in der Regel, daß die Russen nur einen Ausfall von wenig Bedeutung gemacht hatten. Denkt man sich nun den matten durchnäßten Soldaten in sein kaltes nasses Zelt zurückkommen, und noch obendrein Mangel an Brennholz leiden zu müssen — denn oft langte der kleine gesammelte Holzvorrath kaum dazu, die Kesselfeuer zu unterhalten — so ist es wahrlich kein Wunder, daß das Elend in kürzester Zeit im außerordentlichsten Grade um sich griff. Die Spitäler wurden von den unglücklichen Engländern sehr stark bevölkert. Wenige Offiziere rühmten sich des Glückes in einer Bretterbude wohnen zu können. Die englische Verpflegungsbehörde hat an Alles,

nur nicht an das gedacht, was praktisch und nöthig war. Die Armee sollte Bretterhütten erhalten, aber die kamen erst, als der Winter schon so ziemlich Adieu gesagt hatte und dann waren sie noch obendrein so schlecht, daß sie wohl für Häringe, aber nicht für englische Soldaten zu brauchen waren. In der Noth wird der Mensch erfinderisch. Die Irländer bauten sich Hütten aus Schlamm und Lehm und so schlecht auch diese Höhlen waren, — in Deutschland würde man sich scheuen, Schweinen einen solchen Aufenthalt anzuweisen — so boten sie doch mehr Schutz als die Zelte. Gewiß ist es ein Unglück, zu wissen, wir haben vollauf Lebensmittel aufgespeichert, um drei Monate bequem leben zu können und müssen uns, weil wir nicht dazu können, mit halben Rationen begnügen. So ging es den Engländern hinsichtlich der Magazine in Balaklava. Nur unter nicht zu schildernden Anstrengungen ward es möglich auf dem stellenweise unergründlichem Wege dahin einen leichten Wagen fortzubringen. Die Pferde fielen zu Dutzenden aus Mangel an Futter und die armen Thiere, welche am Leben blieben, waren leibhafte Skelette. Augenzeugen berichteten, daß es herzzerreißend sei, einen englischen Cavalleristen auf einem solchen unglücklichen Thiere reiten zu sehen. Nur wenige derselben hatten ein einem Stalle ähnliches Obdach. Allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, mußten sie noch Hunger leiden, und daß die englische Cavallerie trotz dieses unsäglichen Elends noch einige Hundert Pferde durchbrachte, ist etwas Wunderbares. Cholera und Blutdiarhöen rafften täglich 50 Mann Engländer hinweg. Innerhalb drei Monaten waren, von der Zeit der Ausschiffung an, 6000 Mann an Seuchen gestorben oder sonst dienstunfähig geworden, 6000 Mann wurden in den Schlachten bis dahin getödtet oder verwundet, so hatte denn Lord Raglan im Decbr. nur noch 14000 Mann, aber in welchem Zustande! unter Waffen. Daß der Enthusiasmus der Truppen unter Null sank, ist gewiß einleuchtend. An den meisten Uebeln, von denen diese tapferen Krieger getroffen wurden, trug die jämmerliche Verwaltungpflege und die Engherzigkeit der englischen Befehlshaber, welche noch weit weniger Sinn und Auge für das Wohl ihrer Soldaten, als die russischen Generale haben, die größte Schuld.

Die Franzosen waren theils wegen ihrer Anstelligkeit, zumeist auch wegen der Versorglichkeit ihres Oberbefehlshabers weit besser daran. Erstens war der Weg nach der Schiffbucht, wo sich ihr Proviant- und Munitionsdepot befand, viel besser als der Weg vom englischen Lager nach Balaklava in Stand gehalten, ihre Anstalten zum Transport Verwundeter oder Kranker waren besser, die Winterkleider waren zum größten Theile schon eingetroffen und was eine nicht genug in's Auge zu fassende Hauptsache ist, ihre Offiziere, fast Alle in Algerien gebildet, verstehen den Krieg und dessen Erfordernisse. Der französische Offizier ist umgänglich mit seinen Soldaten, er kennt nicht die Hochnäsigkeit der englischen Lords gegen ihre Truppen. Freilich blieb immerhin genug Mangelhaftes im französischen Lager, indeß gegen die Leiden der Engländer war dieser Mangel nicht in Anschlag zu bringen. Die Franzosen erbauten sich Räume aus Steinen, geräumig genug für eine Compagnie, die Offiziere bekamen in diesen Steinbutiken einen besonderen Verschlag. Natürlich war das Innere dieser Räume feucht und kalt, aber sie boten doch Schutz und was wollte der Soldat mehr. In der Mitte war eine Stelle zum Feuer anzünden, damit die vom Dienst kommenden fast stets durchnäßten Mannschaften sich wärmen und ihre Kleider trocknen konnten. Die gußeisernen Röhren, welche noch zwei Monate vorher zur Wasserleitung gehörten, die die Sebastopoler mit dem Wasser der Tschernaja-Rjetschka versorgte, gebrauchte man zu Rauchfängen, die Küchen waren vor Wind und Regen geschützt, kurz man richtete sich so häuslich als möglich ein und hatte nur den Wunsch, daß es nie an Brennholz fehlen möge. Sehr zweckmäßig war die später eintreffende Sendung von Schafpelz-Paletots für die Infanterie. Dadurch hatten

die Leute einen warmhaltenden Ueberzug und konnten ihre sehr strapezirten Uniformen etwas schonen. Zerrissene Hosen gehörten indeß, da man aus Mangel an Tuch nicht flicken konnte, wie bei den Engländern zur Tagesordnung. Das Erfindungsgenie der Franzosen erstreckte sich bis auf die Gamaschen. Man gerbte nämlich, so gut sich das thun ließ, Kuhfelle und machte sich warmhaltende Gamaschen daraus.

Das Lager der Türken endlich bot das Non plus ultra alles Elendes. Die türkische Regierung, ohnehin berüchtigt durch ihre Nachlässigkeit, hatte an diesen ihren unglücklichen Soldaten ein Meisterstück der Schlechtigkeit begangen, wie es selten gefunden werden dürfte. Vor Hunger und Erschöpfung starben täglich Hunderte dieser armen Schlachtopfer. Unter solchen traurigen Umständen waren die Türken — überdies meist nur Rekruten, die vom Kriege auch nicht das Mindeste verstanden — für die Allirten eine ganz nutzlose Brigade. Anfänglich kannten die Verbündeten das tiefe Elend dieser armen Leute nicht, weil die Türken hinsichtlich ihrer Lebensbedürfnisse nach dem Koran sich richtend, lieber hungerten und starben, als die Hilfe ihrer Bundesgenossen, die in ihren Augen doch nur Ungläubige waren, beanspruchten; aber als die Franzosen dies türkische Elend erkennen lernten, gaben sie ihnen Reis und Brot und — der menschliche Magen ist der gewaltigste Regent für Hungernde — die Türken fanden es trotz dem Koran für höchst praktisch, lieber der Ungläubigen Brod zu essen, als gläubig auf die abscheulichste Weise zu verhungern. Eben in diesem Bekannt- und Vertrautwerden mit den Christen, liegt der Segen der für die Türken anbrechenden Morgenröthe vernünftiger Ansichten.

Neunzehntes Kapitel.

Einzelnes bis zum März 1855.

Art und Weise der nächtlichen Kämpfe. — Russisches Manifest. — Die Oestreicher an Rußlands Grenze. — Betrachtungen. — Gespenstergeschichte. — Der afrikanische Jägerhauptmann. — Nächtliche Expeditionen der französischen Freiwilligen. — Ursprung der Zuaven. — Eine neue Regimentstochter. — Komödien im französischen Lager. — Die Engländer in den Laufgräben. — Der englische Artillerist und seine Pfeife. — Weiblicher Heroismus. — Berittene Seeleute. — Schilderung des Lebens und Treibens in Sebastopol während der Belagerung. — Sebastopols südwestliche Befestigungen. — Das Nordfort. — Eupatoria, Landung der Türken daselbst und der Sturm der Russen. — Tatarische Freicorps. — Baktschiserai, das russische Hauptquartier.

Der Leser wird nicht erwarten, über die zwischen Belagerern und Belagerten fast nächtlich vorkommende Ausfälle und Zusammenstöße hier einen registerähnlichen Bericht zu finden. Sie boten ganz dasselbe traurige und mit vielen kühnen, oft an Tollheit streifenden Zügen reiche Bild, wie wir dies zwischen Belagerten und Belagerern anderer Hauptfestungen in

Hundert von Schriften aufgeführt finden und waren nebenbei an Resultaten, welche gewaltsam in den Gang der Belagerung eingegriffen hätten, arm genug, an dem einzigen Resultate, Verlust vieler Menschenleben, jedoch außerordentlich reich. Eine allgemeine Schilderung der Nachtkämpfe und der Art wie es dabei zuging, dürfte in folgender Correspondenz, welche von einem Augenzeugen der Allgem. Deutschen Zeitung zugesendet und von der Letzteren veröffentlicht wurde, ihre Grundzüge finden.

„Geschossen wird wenig und selbst der Bajonettkampf währt nicht lange, denn bald ist man so dicht auf einander gerathen, daß die Waffe theils nutzlos, theils unbequem wird. Man wirft sie, falls die Unterstützungsmannschaft nicht zeitig genug auf dem Platze erscheint, um das Handgemenge durch ihr Feuer und diesem folgende Bajonettattaque auf kurze Zeit noch hinzuhalten, zur Seite, und nun geht es an ein gegenseitiges Ringen, Schlagen, Kratzen, Beißen und Würgen, bei welchem, da es Nacht ist, Freund und Feind sich nur an der Muttersprache erkennen. Die Menschheit hat den Platz geräumt, denn die Kämpfenden haben sich (mit Müllner zu sprechen) durch der Nacht grause Macht in vollendete Bestien oder in wuthheulende Dämonen umgewandelt. Da ist von Pardoniren keine Rede. Wer den Gegner zuerst bei der Gurgel erwischt hat, der läßt auch nicht eher nach, als bis Letzterem entweder Beistand kommt, oder bis statt des Beistandes Tod eintritt. Die Russen sind ausgezeichnet im schnellen Gurgelergreifen, dagegen haben die Franzosen sich einen anderen Griff angeeignet, welcher zwar nicht lebensgefährlich, aber doch so schmerzhaft ist, daß die Faust des Gegners momentan erschlafft, worauf ihn der Franzose an die Gurgel springt. Sehr viel wird bei solchen Gelegenheiten auch mit Taschenmessern gearbeitet. Kurz alle Mittel gelten. Sobald nun für einen oder den andern Theil übermächtiger Succurs anlangt, suchen die numerisch Schwächerwerdenden, sich von ihren Gegnern loszuwinden, was nicht immer gut möglich, weil die Wuth zu groß ist. Nur zu oft werden, schon wegen der Dunkelheit, Freund und Feind von den herannahenden niedergeschossen. Da nun Jeder, der sich zu den Seinigen zurücktretten kann, zuerst nach dem Boden greift, um ein Gewehr zu erhaschen, so findet dadurch ein großer Gewehraustausch der beiderseitigen Armeen statt, wobei die Russen natürlich am Besten wegkommen, denn ihre Gewehre sind sehr schlecht und größtentheils auch nicht percussionirt, nur Schaft und Bajonett sind solid gearbeitet."

Die Kosaken, diese flüchtigen Steppensöhne hatten noch eine andere Weise Gefangene zu machen. Sie warfen mit großer Geschicklichkeit den Arkan, das ist ein getheertes Seil mit einer Schlinge, nach Einem oder dem Andern, den sie sich zum Gefangenen ausersehen hatten, über den Kopf und heidi! flogen ihre dürren Klepper mit ihnen über den Schauplatz des Kampfes hin, der in der Schlinge befindliche Gefangene mußte mit. Da geschah es nun freilich, daß sie oft Erdrosselte, statt Lebendige mitbrachten, indeß da Menschenleben überhaupt so niedrig im Preise stand, so wollte das nicht viel besagen. Solchergestalt wurde die Krimm ein Land vollkommenen Unglücks und der Thränen und man darf in Hinblick auf diese abscheulichen Mördereien, die hier im größten Styl getrieben wurden, sie ohne Vorwurf mit dem la crimée der Franzosen, oder la crymae der Lateiner für Thränen verwechseln. Während diese so viel Menschenblut und Menschenleben verschlingenden Kämpfe auf dem Boden der Krim vorgingen, hielt es Kaiser Nicolaus I. nothwendig durch Kriegsmanifeste sein Heer anzueifern und zugleich der Welt kundzugeben, daß Rußland gar keinen andern Sinn bei Beginn des Krieges gehabt, als den Schutz der griechischen Kirche im Orient zur Thatsache zu machen. So lautete das Kaiserl. russ. Manifest, welches in der letzten Hälfte des Decembers 1854 veröffentlicht wurde:

„Die Ursachen des Krieges, der gegenwärtig entbrannt ist, sind in Unserm heißgeliebten Rußland hinlänglich bekannt. Rußland

weiß, daß weder ehrgeizige Absichten, noch die Begierde neue Vortheile zu erreichen, zu denen wir kein Recht hätten, zum Beweggrund Unseres Thuns und zur Ursache der Umstände gedient haben, die den gegenwärtigen Kampf zum unerwarteten Resultate gehabt haben. Wir haben einzig und allein den Zweck gehabt, die feierlich anerkannten Freiheiten der rechtgläubigen Kirche und Unsere Glaubensgenossen zu schützen. Einige fremde Regierungen haben uns geheimer gewinnsüchtiger Absichten angeschuldigt, die uns ganz fremd waren, haben sich in die Lösung dieser Frage gemischt und endlich eine feindselige Allianz gegen Rußland geschlossen. Nachdem sie erklärt hatten, ihr Zweck sei die Rettung des ottomanischen Reiches, sind sie gegen uns mit gewaffneter Hand vorgegangen, und zwar nicht in der Türkei, sondern innerhalb der Grenzen Unserer eigenen Staaten; sie haben ihre Angriffe auf alle Punkte gerichtet, die ihnen irgend, mehr oder minder, zugänglich waren: im baltischen Meere, im weißen Meere, im schwarzen Meere, in Tauris (die Krim) und selbst auf den entferntesten Küsten des stillen Oceans. Dank dem Allmächtigen Gott! sie finden überall in Unsern Truppen und in Unsern Unterthanen aller Stände unerschrockene Kämpfer, begeistert von der Liebe für Uns und für das Vaterland; und zu unserm Trost in diesen schweren Zeiten sehen wir inmitten der Unglücksfälle, die vom Krieg untrennbar sind, ohne Aufhören leuchtende Beispiele und glänzende Beweise dieser Liebe für Uns und für das Vaterland, und des Muthes, den sie einflößt. So groß sind die wiederholten Niederlagen, welche die feindlichen Truppen trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit im Kaukasus erlitten haben; so stark ist der Eindruck des ungleichen Kampfes, den die Vertheidiger der Küsten von Finnland, des Klosters von Solowetzki und des Hafens von Petropawlowsk auf Kamtschatka so erfolgreich ausgefochten haben; so ausgezeichnet ist vor allen Dingen, die heroische Vertheidigung von Sebastopol, durch so viele Beweise eines unbesieglichen Muthes und einer unermüdlichen Thätigkeit, daß selbst unsere Feinde sie bewundern und der Wahrheit die Ehre geben. Indem wir mit demüthigem Danke gegen Gott die Thaten, die Unerschrockenheit und die Entsagung Unserer Truppen zu Lande und zu Wasser, so wie die begeisterte Hingebung, welche alle Stände des Reiches beseelt, betrachten, dürfen Wir wohl darin das Pfand und das Vorzeichen einer glücklichen Zukunft erkennen. Durchdrungen von unserer Pflicht als Christ können Wir ein längeres Blutvergießen nicht wünschen, und gewiß, Wir werden keine Friedensanerbietungen und Bedingungen zurückweisen, wenn dieselben vereinbar sind mit der Würde Unseres Reiches und dem Glücke Unserer vielgeliebten Unterthanen. Aber eine andere nicht weniger heilige Pflicht befiehlt Uns, in diesem hartnäckigen Kampfe Uns zu all' den Anstrengungen und Opfern bereit zu halten, welche die Größe der Angriffsmittel erheischt, die gegen Uns gerichtet werden. Russen, Ihr Meine treuen Söhne, Ihr seid daran gewöhnt, Nichts zu schonen, wenn Gott Euch ruft zu einem großen und heiligen Werke, weder Euer Vermögen, in langen Jahren der Arbeit erworben, noch Euer Leben, weder Euer Blut noch das Eurer Kinder. Die edle Glut, die Eure Herzen durchflammt seit Beginn dieses Krieges, sie wird in keiner Lage, unter keiner Bedingung verlöschen, und wie Ihr fühlt, so fühlt auch Euer Souverain. Wir Alle, der Kaiser und seine Unterthanen, wir Alle werden wenn's Noth thut, mit den Worten, die Kaiser Alexander in einem ähnlichen Jahre der Prüfung sprach: „den Stahl in der Faust und das Kreuz im Herzen", Front machen gegen Unsere Feinde, um diejenigen Güter zu vertheidigen, die am köstlichsten sind auf Erden: die Sicherheit und die Ehre des Vaterlandes.

Gegeben zu Gatschina am 14. (26.) December 1854."

Nicolaus.

Wer nichts von den Ursachen gehört hat, die diesen Krieg ins Leben gerufen, wer nicht weiß, daß Rußland die Donaufürstenthümer

als Pfand besetzte und er liest die letzte Hälfte dieses Kaiserlichen Manifestes, der kommt zu der Ansicht, daß Rußland ungerechter Weise angegriffen worden ist und doch ist das Gegentheil der Fall, Rußland griff an, denn unmöglich kann es doch als Recht bestehen, daß der Nachbar seinem Nachbar, wenn dieser ihm keine Einrede, keine Einmischung in sein Hauswesen gestatten will, sich das nächstgelegene Stück des nachbarlichen Eigenthums zum Pfand dafür nehmen kann, bis der Verweigernde endlich auf die unbillige Forderung einzugehen gezwungen ist. Wenn solches Recht in Europa statthaft würde, verfielen wir trotz unserer Civilisation genau wieder in jenen gesetzlosen traurigen Zustand, wo das Faustrecht, die Macht des Stärkeren entschied und der Schwächere das Werkzeug dessen Launen wurde. Indeß Kaiser Nicolaus kannte sein Volk und handelte nur nach der von jeher von Rußland beobachteten Politik. Der Grundzug derselben ist: Erobern, auf welche Art und unter welchem Namen es auch sei, eine russische Weltherrschaft gründen, über Europa gebieten. Daß das Fehlschlagen dieser Hoffnungen, denn solche Feinde gegen sein Beginnen sich erheben zu sehen, hatte Kaiser Nicolaus I. nicht erwartet, ihn tief kränkte, daß es der Nagel zu seinem Sarge wurde, ist gewiß, denn er war ein Mann der Kraft, der Gewalt, den nichts empfindlicher verletzen konnte, als Mißlingen seiner Pläne; noch tiefer aber mußte er sich durch Oestreichs Maßregeln verletzt sehen, durch dasselbe Oestreich, welchem er einige Jahre vorher Hilfe gegen den Aufstand der Magyaren geleistet hatte.

Bereits hatten die Oestreicher unter dem Obercommando des Grafen Schlick Lemberg zum Hauptquartier gemacht, in Galizien und in der Bukowina lagen zwischen 180 — 190,000 Mann mit einem Effectivbestand von beiläufig 60,000 Pferden. Davon befanden sich 45000 M. in Krackau, eine gleiche Zahl in Lemberg, zwischen beiden Städten tiefer im Lande in Westgalizien standen 30,000 Mann und 70,000 in Ostgalizien und in der Bukowina. Eine dritte Armee, welche größtentheils in Siebenbürgen lag, rechnete man auf 130,000 bis 140,000 Mann, wobei die Occupationstruppen unter Feldmarschalllieutenant Graf Coronini in den Donaufürstenthümern, circa 40,000 Mann jedoch nicht mit gerechnet waren. Die Stärke sämmtlicher unter Oberbefehl des Feldmarschalllieutenants, Baron von Heß, als Occupationstruppen an den russischen Grenzen sich sammelnden Truppen Oestreichs konnte sich also, ohne Reserven, auf 360,000 Mann mit über 100,000 Pferden belaufen, ein höchst respektables Kriegsheer, welches allein den Russen schon im Westen seines Reiches in Schach zu halten im Stande und um so gefahrdrohender war, als es als ein wohl eingeschultes Heer mindestens eine gleich starke Armee zum Widerstande forderte, was für Rußland eben nicht gleichgültig sein konnte, da es noch nicht die Kunst erfunden hatte, Soldaten aus der Erde zu stampfen.

Bedenkt man, in welcher gefährlichen Lage das russische Reich im Angesichte dieser östreichischen Demonstration sich befand, so wird es nur einleuchtend sein, daß es auf diplomatischem Wege das Möglichste aufbot, um den drohenden Schlag von sich abzuwenden. Schlug Oestreich los und wurde vom Geschicke begünstigt, daß die ersten Zusammenstöße mit den Russen für diese Niederlagen wurden, so war die große Scheinmacht Rußlands vollkommen zertrümmert, denn woher ein neues Heer nehmen, es dem Feinde entgegenzustellen? Die Thatsachen der bald folgenden Zeit haben zur Genüge dargethan, daß das große Rußland tief in seinen Kräften erschöpft, das Aeußerste aufbot, um furchtbar zu erscheinen. Es rief die Milizen auf, bildete eine Reichswehr, da kamen freilich Hunderttausende, vielleicht eine Million Männer auf die Beine, aber immer waren das keine Soldaten, nur Leute, die den feindlichen Kanonen zum Futter dienen konnten. Waren diese in Druschinen getheilten Milizen auch von dem regsten Willen beseelt, das Vaterland mit Aufopferung ihres Blutes und Lebens zu

retten, so fehlte ihnen doch nichts mehr als die Mittel dazu.

Sie waren nicht abgerichtet zum Kriegsdienste, nicht abgehärtet zur Ueberstehung von Strapatzen, wie jeder Feldzug nothwendig verlangt, sie waren schon decimirt, d. h. der zehnte Theil der Mannschaften starb auf dem Marsche nach dem Kriegsschauplatze, ungewohnt der Anstrengungen, die von solchen drei oder viermonatlichen Märschen untrennbar sind, denn die Entfernungen im russischen Reiche, durch keine Eisenbahnen gekürzt, sind furchtbar — Krankheiten aller Art, wozu die unter derartigen Umständen nicht zu beseitigenden Uebel schlechter Verpflegung besonders beitragen müssen, warfen andere Tausende dieser Milizen nieder und die Reste, welche Alles überwindend lebendig an Ort und Stelle anlangten, waren Bilder des Jammers, erschöpft, zerrissen, ohne militärischen Halt, Leute, die an ihre verlassene Heimath um so mehr dachten, weil sie alle Uebel des Soldatenstandes tausendfach empfanden, Leute, die zu Hause Weib und Kind hatten und Mensch bleibt immer Mensch, Leute, die erst wieder aufgefüttert werden mußten, um zu Kräften zu kommen — von solch einer Ergänzung seiner Streitmacht konnte Rußland nichts erwarten. Zudem trat die Gefahr noch drohender heran, denn wer stand dafür, daß die Polen, die so viel Unbilden von Rußland erfahren, das ihnen ihre Nationalität genommen und sie zu Unterthanen gemacht hatte, wie die Finnen, Esthländer, die Bewohner der Krimm, jetzt die Gelegenheit ergriff und sich gegen seinen Zwingherrn in Masse erhob? Gewiß, der russische Kaiser Nicolaus hatte alle Ursache zum tiefsten Kummer, denn was er mühsam in vielen Jahren aufgebaut, um Rußland zum mächtigsten aller Reiche zu erheben, jetzt fiel Alles vor der entsetzlichen Wahrheit des Unglücks und all dieses Unglück fiel auf seine Schultern zurück, denn er hatte es, getäuscht durch seine Macht, die größer schien, als sie wirklich war, heraufbeschworen. Das ist wohl die schwerste Strafe für einen Mann von so großen Plänen und dieser Vorwurf, der jedenfalls tief in sein Herz sich eingrub, mußte ihm den Tod bringen, ihn aufreiben, der immerfort davon gefolterte Geist mußte erliegen vor dem Bewußtsein, daß alles Menschliche ein Raub der Vergänglichkeit ist und der größte Eroberer, der stolzeste Monarch nichts als eine Handvoll Staub.

Der Krieg hatte fast alle Nationalitäten Europas auf die Beine gebracht, wie stachen die Russen in ihrem Aeußeren gegen die leichtbeweglichen Franzosen, gegen die phlegmatischen aber kraftvollen Engländer, gegen die feinen mit scharfgeschnittenen Gesichtern begabten Sardinier ab! Der russische Soldat ist ein stereotypes Wesen, Winter und Sommer bringen keine Veränderung in seiner äußeren Erscheinung vor. Man könnte fast behaupten, wenn man einen dieser russischen Krieger sieht, hat man auch alle gesehen, denn es waltet unter ihnen eine wunderbare Familienähnlichkeit vor. Der kleine runde Stierkopf, das schlichte helle Haar, die vorstehenden Backenknochen, die unter schwachgezeichneten Augenbrauen ziemlich tief liegenden grauen, aber scharfen Augen, die plumpe Nase mit weiten Nüstern, der große Mund, die viereckigen Kinnbacken und das spitze Kinn sind der großen Mehrheit unter ihnen eigen. Das ist der Haupttypus des russischen Heeres, welches indeß trotz der vielen und schweren Niederlagen, die es in diesem Kriege erlitten, das Lob der Tapferkeit, der hingebendsten Ausdauer verdient.

Der Krimmkrieg hat alle Eigenschaften bei den kämpfenden Parteien erweckt, und jede derselben Russen, Franzosen und Engländer haben Proben davon abgelegt. Die Spionage ist immerdar ein besonderer Vorzug der Russen gewesen und auch bei der Belagerung von Sebastopol haben sie mit Anerkennung in diesem Artikel gewirkt, wie folgende beide Beispiele bethätigen. Das Eine ist eine Art Gespenstergeschichte, die den Vorposten der Alliirten im Januar (1854) viel Stoff zu reden gab und sich bald für sämmtliche drei Lager zum ausschließlichen Stoff der Unterhaltung machte.

denn man erzählte sich, ein gespenstiger Reiter zeige sich bald in der Dämmerstunde, bald im hellen Mondenscheine. Aus dem russischen Lager kommend, säße er entweder auf einem weißen oder auf einem falben Pferde und trabt unhörbar längs der französischen und englischen Linien. Die Zuaven und die englischen Rifles hatten nach ihm geschossen, aber er achtete die Kugeln nicht und sein Roß ging um keinen Schritt schneller. Das war wunderbar und unerhört und daß der Reiter wirklich gespenstiger Natur sei, wurde bald noch mehr beglaubigt, denn in der Nacht vom 2. zum 3. Januar hatte er sich sogar verdoppelt, man hatte ihn zwischen 11 und 1 Uhr sowohl auf Seite der Engländer wie auf der der Franzosen gesehen. Von Zeit zu Zeit, von Wachtfeuer zu Wachtfeuer, von Lager zu Lager verbreitete sich nun die Kunde von dem Gespenst und die Phantasie der Erzähler ermangelte nicht, sein Wesen immer abenteuerlicher auszumalen. Endlich war man durch Erzählen und Wiedererzählen so weit gekommen, daß es hieß: der Geist verwandle sich mit Tagesgrauen in eine Wolke, die anfangs einen dichten Nebelballen gliche, dann aber immer größer und größer und dabei so durchsichtig werde, daß die Sterne hindurchschimmerten und sich zuletzt in Dunst auflöse. Von Seiten der Offiziere aber ward der Glaube nicht getheilt, im Gegentheil hieß es: „Es ist ein Spion, packt ihn, oder schießt ihn nieder.“

Die Spahis, ausgezeichnete französische Reiter, machten indeß vergeblich auf ihn Jagd und als dies bekannt wurde, hieß es (da der Geist Mantel und französische Feldmütze trug), es sei der Geist des Marschalls Saint-Arnaud, der sich nicht vom Heere trennen könne. Die Türken jedoch waren wieder anderer Ansicht, entweder sei dieser nächtliche Reiter Monkir (der Tod) oder ein Ghub, was so viel als ein menschenfeindlicher Kobold bedeutet. Ganz unerwartet klärte die Nacht vom 6. zum 7. Januar das Geheimniß auf. Drei Spahis, welche, Ordonanzdienste verrichtend, nach den Redutts bei Inkermann ritten, um den daselbst befindlichen Genie-Offizieren Befehl zu überbringen, sahen sich, um eine Bergecke biegend, urplötzlich dem Gespenst gegenüber, welches, da es ihnen nicht ausweichen konnte, sofort sein Pferd parirte und der Tschernaya-Rjetschka zusprengte. Wahrscheinlich hätte es die Reiter nicht so nahe heran kommen lassen, wenn der Berg sie nicht verdeckt und der tiefe Schnee im Hohlwege nicht den Schall des Hufschlags ihrer Thiere bedeutend abgeschwächt hätte. Die Spahis waren einen Augenblick unschlüssig, was zu thun oder zu lassen sei. Kaum aber vernahmen sie, daß der Flüchtling sein Roß mit menschlichen Worten zur Eile anrief, als sie auch schon ihren Rennern freien Lauf ließen, hinter ihm herstürmten und endlich so glücklich waren, ihm den Weg abzuschneiden. In demselben Augenblicke stürzte einer der Spahis von einer Kugel getroffen vom Pferde, das Gespenst hatte seine Pistole abgefeuert. Natürlich hatten die beiden anderen Spahis nichts Eiligeres zu thun, als gleichfalls ihn mit der Schußwaffe anzugreifen, konnten ihm jedoch nicht beikommen, denn er führte, als besonders geschickter Reiter, blitzschnelle Volten aus und war mit zwei Revolvern bewaffnet. So gelang es ihm denn auch, zu entfliehen, indem er links und rechts feuernd durch sie hinsprengte, sich mit seinem Rosse in die Tschernaya-Rjetschka warf und glücklich das andere Ufer erreichte. Natürlich wars nun mit der Geistergeschichte aus, man lachte die aus, welche daran geglaubt und am andern Tage fand man die Bestätigung, daß der Reiter mit seinem Rosse zu der Art Gespenster gehöre, die Fleisch und Blut haben, in den Blutspuren auf dem Schnee.

Etwas schlechter ging es einem andern russischen Spion. Ein Russe in der Kleidung eines bei Balaklava gefallenen afrikanischen Jägerhauptmannes spazierte gemüthlich in den Belagerungswerken der Alliirten umher und begab sich ins englische Lager, wo er Gespräche mit Offizieren und Soldaten anknüpfte und sich Alles erzählen ließ, was für ihn von Interesse war. Dieser wagehalsige Versuch war

ihm ein paarmal geglückt und er kam wieder. Zufällig gerieth er diesmal an einen englischen Oberst, dem es bald auffällig erschien, wie ein so gescheid aussehender Mensch Fragen an ihn stellen könne, welche von gänzlicher Unkenntniß bezüglich der kriegerischen Umstände auf Seite der Alliirten zeigten. Er ließ ihn verhaften. Am nächsten Tage ward der Spion confrontirt, da stellte es sich denn heraus, daß der Verhaftete ein Russe sei, der sich durch diese Maskerade Kenntnisse über die Stellungen und Zusammensetzung des verbündeten Heeres habe verschaffen wollen. Ob die Engländer, welche in der Regel wenig Spaß verstehen, seinen Hang nach Wissenswerthem, sein Verdienst zur Vermehrung seiner Kenntnisse, gewürdigt oder ihn erschossen, ist nicht bekannt geworden.

Nicht weniger Muth entwickelten die Franzosen um sich über das Thun und Treiben ihrer Feinde zu unterrichten, besonders waren es die sogenannten Freiwilligen-Partien, welche glänzende Zeugnisse für den französischen Muth ablegten. Die französischen Freiwilligen, von ihren Kameraden „enfans perdus (verlorene Kinder)" genannt, zeichneten sich als wahre Teufelskerle aus. Wir lassen hier die Schilderung einer Expedition dieser verlorenen Söhne folgen, wie der amtliche „Moniteur de l'Armee solche am Neujahrstage 1855 brachte.

„In einer der letzten Nächte, während der Regen herabströmte und die Finsterniß vollständig war, sahen unsere (französische) halberstarrten Schildwachen aus unseren Laufgräben etwa zwanzig jener unerschrockenen Freiwilligen sich nach der Festung zu schleichen; auf ein gegebenes Zeichen ließen sie dieselben passiren. Zwei waren an der Spitze, einer kam fünf Schritte hinter ihnen und dann die Uebrigen unter Führung eines Offiziers, Namens Benner, vom 7. Linienregiment. Alle warfen sich platt auf den Bauch und krochen dann im tiefsten Stillschweigen weiter. Ihr Führer, ein ehemaliger Zuave, hat sie gelehrt, so sich vorwärts bewegen; Jeder, sobald er sich niedergelegt hat, läßt mit der Rechten sein Gewehr über den Boden dahin gleiten, so weit der Arm reicht, schiebt sich dann selbst nach, bis er wieder an der Seite seiner Waffe ist, und auf diese Weise gewinnt er ohne Lärm und ohne Hinderniß Terrain, und ist in jedem Augenblicke bereit aufzuspringen und dem Feinde zu Leibe zu gehen, der ihn etwa überraschen sollte. Der erste Späher beobachtete, lugte in die Finsterniß und sondirte den Weg. Der zweite communicirte mit dem Offizier, den die Truppe umgab. Alle hielten Aug' und Ohr in der größten Spannung. Der Weg, den sie zu verfolgen hatten, machte eine Krümmung. Zur Rechten mußte man einen Erdaufwurf liegen lassen, hinter welchem eine russische Abtheilung im Versteck stand. Ueber diesen Posten herfallen, ihn aufheben oder niedermachen, war keine Sache; allein es würde Lärm verursacht haben, man mußte sich daher zwischen ihm und den Graben durchschleichen, um die Arbeiten des Feindes zu sehen und dann zurückkehren, ohne daß dieser von der Gefahr, die ihm gedroht, eine Ahnung hatte. Ehe er den schmalen Raum betritt, welcher den Graben von dem russischen Posten trennt, läßt der Offizier die Mehrzahl seiner Begleiter zurück; wenn er entdeckt wird, so müssen sie über den Posten herfallen; darauf passirt er mit fünf oder sechs der entschlossensten diesen gefährlichen Punkt und dringt längs dem Graben weiter vor; an den Rändern desselben bemerkt er spanische Reiter, Verhaue von Holz, im Grunde Fußeisen. Er prüft mit den Händen diese Vertheidigungsmittel; sie sind fest verbunden und stecken im Boden. Der Graben ist 6 Fuß tief, das Regenwasser hat sich in ihm angesammelt. Den Graben anfüllen, scheint möglich, die Verhaue niederreißen, würde zu lange dauern; besser würde man sie niederbrennen können, die spanischen Reiter sind mit Ketten an ihn gebunden, fängt einer Feuer, so verbrennen alle; noch besser wäre es, sie fortzunehmen und sie zwanzig Schritte davon zu tragen, wo sie dann sicher uns gehören würden. Der Offizier dringt noch weiter vor, ein Laufgraben kommt ihm in den Weg, er hört das Geräusch

der Schaufeln, Hacken und Steinhauen; er vernimmt das Gespräch der Arbeiter, die Wachen stehen mit den Füßen im Wasser, die Leute husten. Welcher Art ist die Arbeit? Der Klang ist dumpf, höhlenartig, es ist eine Mine. Man weiß jetzt also, wo sie anfängt, und wohin sie laufen soll. Inzwischen regnet es fortwährend, es ist kalt und der Blitz der Kanonen kann verrathen. Der Offizier giebt also das Zeichen zum Rückzuge. Man geht denselben Weg wieder zurück, die in den Boden eingedrückten Fußspuren müssen als Wegweiser dienen. Man kommt wieder an dem russischen Posten vorbei, dessen Soldaten in die Finsterniß stierend, die Todesgefahr nicht ahnen, die ihnen auf ein paar Schritte nahe ist. Sie sprechen leise, man kann sie gefangen nehmen, aber das würde ungeschickt sein; es sind noch andere Theile des Werkes auszuspähen und der Erfolg dieser Unternehmung gilt mehr, als der Tod von zehn russischen Soldaten. Endlich, nachdem Alles ausgekundschaftet ist, geht man zu den Uebrigen zurück, die im Schmutz niedergekauert warten. Nichts Neues, Kinder!" flüstert der Offizier . . . „gar nichts, also wieder zurück." Und die zwanzig Tapfern, von Regen triefend, kehren in demselben Schweigen an den Schildwachen vorbei, die schon über ihr Schicksal besorgt sind, in's Lager zurück."

Dergleichen Expeditionen erfordern allerdings Muth und Vorsicht, sie sind wagehälsig und eben deshalb ganz für den französischen Charakter passend. Da die Alliirten wenig von den Vornahmen der Russen erfahren, so sind sie nur darauf angewiesen, auf jede, auch die geringste Bewegung ihrer Gegner aufmerksam zu sein. So z. B. bemerkte man im Laufe des Februars auf den Höhen von Inkermann unter den russischen Truppen eine sichtliche Bewegung und man muthmaßte daraus, daß sie sich entweder nach Sebastopol wenden oder einen Angriff auf die Linien der Verbündeten bereiten wollten. Um über diese zwei Absichten ins Klare zu kommen, mußte man zur List greifen, d. h. einige Gefangene zu machen versuchen. Zu derlei Dingen sind die Engländer nicht zu verwenden, sie leisten ihres Phlegmas wegen im Vorpostendienst und als Schleichpatrouillen wenig oder gar nichts. Man berathschlagte also, was zu thun sei. Die Franzosen mußten hier wieder das Beste thun und sechs ihrer afrikanischen Jäger, die als Krankeneskorte grade aus Balaklava nach ihrem Cantonement zurückkehrten, nahmen das ganze Unternehmen auf sich, indem sie nur um die Beigabe eines kleinen Infanteriedetaschement baten, was ihnen natürlich auch gewährt ward. Beim Anbruch der Abenddämmerung begaben sich nun die sechs Reiter mit ungefähr 100 Mann über die Vorposten hinaus und legten sich in eine Felsschlucht im Hinterhalt, an der fast unmittelbar ein Feldweg vorüberführte, welchen gewöhnlich die Kosakenpatrouillen benutzten, um ihrer Gegner Stellung auszuspähen. Zwei von den Chasseuren

---

schlichen sich dann noch etwa 200 Schritt vorwärts und schlugen an dem Wege in einem gewissen Abstande zwei Pfähle ein, um die sie Stricke wanden, welche genügend waren, um einen Theil des Terrains, über welches der Weg ging, abzusperren. Einer der Chasseurs, das Ende des Strickes in der Hand, grub sich sodann in die Erde ein, bedeckte seinen Kopf mit Reisig und Schnee, so daß er troß der ziemlich hellen Nacht nicht zu bemerken war. In dieser Stellung, vor Kälte halb erstarrt, hielt der tapfere Bursche bis gegen 1 Uhr Morgens aus, um welche Zeit auch richtig eine Kosakenpatrouille angetrabt kam. Kaum war diese 100 Schritt an ihm vorüber, so sprang er aus seinem Loche, spannte im Nu die Stricke über den Weg und kroch dann wieder in sein Versteck zurück. Gleich darauf krachte auch die Salve der im Hinterhalt liegenden englischen Infanterie und die Kosaken jagten nun im Carriere zurück, ließen aber, wie natürlich, bei dem eben beschriebenen Hindernisse, vier Mann, sammt ihren Pferden, welche kopfüber über die gespannten Stricke gestürzt waren, jämmerlich zerschlagen auf den Boden zurück. Gegen drei Uhr Morgens rückte das ganze Detaschement sammt den Gefangenen wieder ins Lager ein, wo die glücklich gelungene Razzia mit dem gebührenden Beifall aufgenommen wurde.

Ein ähnlicher jedoch höchst ergötzlicher Vorfall stimmte das ganze Lager der Franzosen zur Heiterkeit. Die Vorposten hatten eines Tages nämlich unter den Russen eine große Bewegung bemerkt und man schloß daraus, daß die Garnison Sebastopols Verstärkung erhalten haben werde. Es war jedoch nothwendig sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Die einzige Möglichkeit zu solcher zu gelangen, bestand darin, eine russische Vedette zu fangen. Von dem Gefangenen konnte man alsdann erfahren, was die Bewegung unter den Feinden hervorgebracht habe. Indeß eine russische Vedette zu fangen, war keineswegs so leicht, als man sich denken kann, denn dieselben sind sehr wachsam und schlau und lassen sich sehr schwer überfallen. Bei dem geringsten Geräusche geben sie Feuer und die ganze russische Vorpostenkette ist in Alarm. Endlich reißt ein Zuave den französischen Vorpostencommandanten, den das Einfangen einer russischen Schildwache übertragen war, aus der Verlegenheit. In einer folgenden dunkeln und regnerischen Nacht hört eine russische Vedette im Gebüsche etwas rascheln. Auf ihren Anruf erfolgt indeß keine andere Antwort als das Grunzen eines Schweines und der gute Russe ergeht sich in Vermuthungen, woher dieses schmackhafte Thierchen wohl gekommen sein mag. Da es nicht aus der Festung heraus konnte, ohne gesehen worden zu sein, so geräth der Russe auf den Schluß, daß besagtes Schweinchen sich aus dem Lager der Feinde hierher verirrt hat und sieht dies als eine Fügung des wohlthätigen Geschickes an, welches Mitleid mit russischen Soldatenmägen hat. Der Gedanke an delikaten Schweinebraten ist für jeden Menschen von großer einschmeichelnder Wirkung, warum sollte er nicht die Phantasie einer russischen und nach einem guten Bissen lüsternen Vedette entflammen! Aber der Russe denkt, er muß schlau sein, um dies alliirte Schwein zu täuschen und in seine Nähe zu bringen, denn die Angelegenheit soll heimlich abgemacht werden, damit die Herren Offiziere, die den armen Soldaten so gern Alles vorm Maule wegschnappen, Nichts davon erfahren. Er ahmt das Grunzen nach und angelockt von der Kameradschaft kommt das alliirte Schwein näher. Der Russe ist beschäftigt seinen Gewehrriemen los zu machen, um ihn dem Thiere über den Hals zu werfen; aber dieses, ihm nun ganz nahe, springt plötzlich wie ein Tiger auf ihn los, wirft ihn mit nervigen Fäusten zu Boden und schiebt dem vor Schreck halbtodten Moskowiter eiligst einen Knebel in den Mund. Ein schriller Pfiff ertönt und aus dem nächsten Gebüsch springen fünf Zuaven heraus, die mit der geknebelten feindlichen Schildwache auf und davon eilen. Das vermeintliche Schwein war nämlich nichts Anderes, als ein in die Haut des genannten

Thieres eingenähter Zuave, der im Grunzen eine seltene Virtuosität besaß. Das lustige Stücklein war gelungen und der arme so schmählich enttäuschte Russe hatte, wenn auch nicht das Vergnügen, Schweinebraten zu essen, doch das, den Alliirten die Aussage zu machen, was die Bewegung unter der Festungsgarnison bedeute.

Die Zuaven haben sich vorzüglich durch ihren tollkühnen Muth und Geschicklichkeit im französischen Heere berühmt gemacht. Wenn und wo ein kecker Streich ausgeführt wurde, ging er jedenfalls von einem Zuaven aus. Es dürfte also ganz am Orte sein, über dies im Krimmkriege so oft genannte Corps etwas zu sagen, da meist die Vorstellungen von dieser französischen Truppengattung sehr irrige sind. Demnach lassen wir hier eine kurze Auseinandersetzung ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung folgen.

Die Franzosen fanden bei ihrer Besitznahme von Algier im Jahre 1830 die Zuaven als eine Art Leibgarde der kleinen Despoten von Algier, Tunis und Tripolis vor. Es waren Eingeborene, deren Sitz ursprünglich der Distrikt Zuavia am Abhange des Jurjuragebirges in der Provinz Constantine war. Diese Kabylen oder Mauren hatten sich einen besondern Ruf der Tapferkeit und Kriegsgeschicklichkeit erworben und wurden gleich den Schweizern gern als Miethsoldaten benutzt.

Den Franzosen mußte viel daran liegen, ein so gefährliches Element nicht in den Händen ihrer Feinde zu wissen, und es wurde aus den Zuaven ein selbstständig organisirtes einheimisches Truppencorps gemacht, welches in französischem Solde stand und der Gesammtarmee einverleibt war. Das Verdienst gebührt General Clauzel, welcher bereits am 1. Octbr. 1830 zwei Bataillone Zuaven von je 697 Mann bildete. Das maurische Costüm (Kleidung) wurde beibehalten und es sollte höchstens die Hälfte des Corps aus Franzosen bestehen, von den Offizieren sogar nur ein Drittel. Am 21. März 1831 wurde durch königl. Ordonnanz eine neue Einrichtung bewirkt und jedes Bataillon auf 891 Mann und 29 Offiziere erhöht, das Avancement in günstigerer Weise festgestellt. Die dabei heraustretenden Uebelstände führten schon nach zwei Jahren im März 1833 zu einer Trennung des einheimischen und des französischen Elementes, indem zwei europäische und acht afrikanische Compagnien, zusammen von 1245 Mann und 38 Offizieren gebildet wurden. Jede einheimische Compagnie bestand aus 92 Mann, zu der höchstens zwölf Franzosen zugelassen wurden. Die Expedition nach Mascara und die Erweiterung der französischen Besitzungen im nördlichen Afrika machten eine Vermehrung der einheimischen Truppen nothwendig; durch Ordonnanz vom 25. December 1835 wurde daher nach den bisherigen Grundsätzen ein zweites Bataillon formirt; endlich ein drittes im März 1837, was aber nur aus Franzosen bestand. Am 11. November desselben Jahres wurden alle Drei zu einem Corps vereint, dessen Oberst der bekannte General Lamoricière wurde, der sich große Verdienste um dessen Organisation und moralische Hebung erwarb. Die Zuaven sind bei jedem Angriffe stets in erster Linie, denn ihre Todesverachtung ist fabelhaft. Durch die vielen blutigen Kämpfe in Algerien hat sich das maurische Element ganz verloren, nur die maurische Tracht ist den Zuaven geblieben. Späterhin übernahm Cavaignac die Leitung des Corps und nur die verwegensten Elemente der Pariser Bevölkerung haben sich in dem letzten Jahrzehend in das Zuavencorps einreihen lassen, welches im Krimmkriege aus drei Regimentern zu 3 Bataillonen, jedes zu 9 Compagnien besteht.

Die Zuaven spielen ganz dieselbe Rolle in der jetzigen französischen Armee, wie ehemals die alte Garde unter Napoleon I. Wenn der Tod so sehr auf dem Schlachtfelde raffte, daß die Linientruppen verzagend wichen, oder nicht mehr zum Angriff gebracht werden konnten, hatte man damals nichts Eiligeres zu thun, als Leute von der alten Garde herbeizuholen, um durch deren Beispiel von Muth die tiefgesunkene Schlachtlust der Linienregimenter

wieder aufzufrischen, zu heben. Als ein solches Beispiel von wahrhaft frevelhafter Todesverachtung gilt ohnstreitig das Benehmen der sieben Kaisergardisten, die man in der Schlacht bei Dresden (August 1813) auf die Moszezinskysche Redoute rief, um den muthlos gewordenen französischen Linientruppen, die diese vom Feinde (den Alliirten) mit unsäglicher Wuth angegriffenen und mit einem Kugelregen ohne Gleichen übersäete Schanze zu vertheidigen hatten und nicht mehr ausdauern wollten, ein gutes Exempel zu geben. Besagte sieben Kaisergardisten spazierten gemächlich unter dem höllischen Kugelregen, Possen treibend, auf der Schanze umher, unbekümmert ob einem oder dem andern Kameraden Kopf oder Arme und Beine abgerissen wurde. Obwohl nur ein paar dieser kecken Wagehälse dem Tode entgingen, die anderen blieben als Leichen oder Schwerblessirte zurück, so war doch ihr Beispiel von größter Einwirkung auf die verzagenden Linientruppen gewesen, sie wollten nicht schlechter und weniger ruhmlos sein als Jene und das Resultat von dieser Erhebung bestand in der Erhaltung der Redoute, welche bald darauf von großen Leichenhaufen der Angreifenden, vorzüglich von denen der östreichischen Jäger umgeben war.

Solchem Dienst unterziehen sich auch die Zuaven mit Freudigkeit und sind das, was die Jäger bei großen Jagden Packer nennen. Als besondere Eigenthümlichkeit dieses Corps muß ihre Vorliebe zu Katzen erwähnt werden, Hunderte dieser Thiere haben sie mit aus Algerien gebracht und obwohl die Katze sonst ein Geschöpf von wenig Treue und Glauben ist und ihre räuberische Natur und Umherschweifen nicht lassen kann, so machen diese Zuaven-Lieblinge doch eine höchst rühmliche Ausnahme unter ihren Geschlechtsgenossen aus. Nicht nur, daß jede dieser Katzen ihren Herrn genau kennt und treu zu ihm hält, sie begleitet ihn auch, auf seinem Tornister liegend, in den Kampf ohne Furcht zu äußern. Auch dies gehört zu den Merkwürdigkeiten dieses Feldzuges, da dergleichen noch nie dagewesen, denn von Hunden hat man wohl dergleichen Beispiele von Treue, aber nicht von Katzen. Vielleicht ist das die Andeutung eines geheimen sympathetischen Zuges zwischen Mensch und Thier, denn die Zuaven sind durch ihre List recht nahe der Katzennatur verwandt.

Trotz der Verwilderung, welche der Krieg vorzüglich auf die Herzen der Kämpfenden äußert, da er sie in der Regel gegen die Regungen der Menschlichkeit abstumpft, so stellte doch auch dieser in allen Beziehungen mörderische Feldzug Proben von Gefühl in den Soldatengemüthern heraus. Die französischen Grenadiere fanden in einem Hause, um dessen Besitz sie mit den Kosaken gekämpft und das diese in Brand gesteckt hatten, ein kleines Mädchen von ungefähr 18 Monaten fast erstickt von dem erschrecklichen Rauche. Sie trugen es an die frische Luft heraus, wo es sich schnell erholte und Beweise seiner Lebensfähigkeit durch lautes Schreien gab. Die Kleine war reich gekleidet und hatte an ihrem Halse ein kleines goldenes Kreuz hängen. Die Gardisten waren gar nicht unschlüssig, was hier zu thun sei. „O" sagten sie . . . „die Kleine ist bei uns sehr gut aufgehoben . . . das ganze Regiment ist ihr Vater." Solchergestalt kamen die tapferen Grenadiere zu einer Tochter und die Kleine zu einer Menge Väter auf einmal, was auch sein Gutes haben mag, denn die betreffende Tochter . . . eine wahrhafte Regimentstochter . . . kann nicht so leicht in Verlegenheit kommen, eine Waise zu werden, ein paar Väter bleiben doch immer am Leben, selbst wenn das Regiment vom größten Unglück im Kampfe betroffen würde. Außer diesem und andern Zügen des Edelmuths, welche den französischen Kriegern Perlen in den Schlachtenlorbeer flochten, war auch ihre unabreißbare Heiterkeit hinsichtlich ihres Lagerlebens zu rühmen. Sie verschönten sich die keineswegs angenehme Lage in der sie sich befanden, nach Möglichkeit. Besonders gehörte unter die improvisirten Lustbarkeiten auch das Komödiespielen. Da von Be-

setzung der Frauenrollen durch weibliche Individuen keine Rede sein konnte, so debütirten junge Soldaten als Damen und Kammermädchen, das Auditorium gewöhnlich aus mehrern Regimentern bestehend, war im Applaus und Hervorruf seiner Künstler, welche alle Kräfte anstrengten, das Publikum in gute Laune zu versetzen, das heißt so viel wie möglich zum Lachen zu reizen, unermüdlich. Es genirte übrigens weder Künstler noch Publikum, wenn dazu die Kanonen orgelten, und die Allarmtrommel schlug. Wurde ein Regiment aus der Vorstellung gerufen, daß es gegen den Feind marschiren sollte, so entstand allerdings eine Pause, das Regiment verließ den Zuschauerplatz und . . . man spielte weiter.

Im englischen Lager gab's solches lustiges Leben nun freilich nicht. Außer dem Elend, in das die abscheuliche Sorglosigkeit der Verwaltung die englische Armee gestürzt hatte, denn die Zelte fielen in Stücken wie Montur und andere nothwendige Kleidung-Requisiten, und das veränderliche Wetter, bald empfindliche Kälte, bald Regenwetter, daß die ganze englische Streitmacht im Feuchten lag, oft Mangel an den nöthigsten Lebensmitteln, da der Weg nach Balaklava zuweilen gar nicht passirbar in einen tiefen Sumpf verwandelt war, gesellte sich noch das englische Phlegma dazu, um dem brittischen Lager den Anstrich der Einförmigkeit und gräßlicher Langeweile zu geben. Elend und Phlegma waren also die beiden Gegenstände, in denen die Engländer vor Allem excellirten. Einige wenige Beispiele mögen als Beweis dienen, wie weit es die Engländer im Punkte des Phlegmas zu bringen im Stande sind.

Feinde alles Zwanges zündeten sie in den Laufgräben Feuer an, machten Thee, setzten sich dann auf der Rückseite des Laufgrabens nieder und rauchten ruhig. Von Zeit zu Zeit guckte die Schildwache über die Brustwehr hinüber und kam, wenn sie nichts sah, wieder zu ihren Kameraden herunter. Nach dem aufsteigenden Rauche richteten die russischen Kanoniere ihre Geschütze und konnten versichert sein, wenn die Kugeln ihr Ziel, den englischen Laufgraben, nicht fehlten, wenigstens ein Menschenleben zu beseitigen, französischer Seits war man vorsichtiger, es durfte kein Feuer in den Laufgräben angezündet werden und indem man durch diesen streng aufrecht erhaltenen Befehl den Russen kein Ziel für ihre Kanonen gab, schonte man natürlich auch das Leben vieler Soldaten, die sonst weggeschossen worden wären. Die Engländer beachteten die ihnen zugesandten russischen Granaten nicht. Wurde einer in der Gruppe der Laufgrabenmannschaft getroffen, so erhoben sich ohne Worte zu verlieren, seine beiden nächsten Kameraden und trugen ihn fort, die Anderen rührten sich nicht vom Platze. Obwohl man nun glauben sollte, daß sie durch Schaden klug geworden wären, so war dies doch ganz und gar nicht der Fall, nach wie vor machten sie sich Feuer in den Laufgräben an und . . . tranken Thee. Wenn die leicht erregbaren Franzosen irgend etwas als ungeheuer und außerordentlich bezeichnen wollten, so fanden sie dafür keinen passenderen Ausdruck als „wie die englische Gleichgültigkeit." In der That leisteten die Engländer auch das Außerordentlichste. In einer englischen Redoute platzte eines Tages eine russische Bombe und ein Stück derselben riß einem Artilleristen den rechten Arm weg, als er grade im Begriff war, seinen Mörser abzufeuern. Von der Gewalt des Geschosses zu Boden geworfen, sprang er wieder auf, ergriff eine andere Lunte und feuerte mit der Linken sein Geschütz ab, ehe der herbeieilende Arzt und einige seiner Kameraden ihn daran hindern konnten. Dann bat er die Letzteren, seine Pfeife zu suchen, die er „noch von England habe" und ließ sich erst nach Empfang derselben, ohne eine Miene zu verziehen, nach dem Verbandplatz bringen. Auch ein Beispiel weiblichen Heroismus hatten die Engländer aufzuweisen.

Einer der englischen Soldaten zeichnete sich im Lager vor Sebastopol besonders dadurch aus, daß während seine Kameraden durch Noth

und Entbehrungen aller Art zu Gerippen abmagerten, er von Tag zu Tage besser aussah und sichtlich an Wohlbeleibigkeit zunahm. Kein Mensch konnte sich das erklären, indeß dieser an Leibesfülle wachsende Soldat hatte wegen seinem bescheidenen Wesen und seiner großen Tapferkeit Alle zu Freunden. Letztere, die Tapferkeit nämlich, hatte er auf's Glänzendste in der Almaschlacht bewiesen, noch rühmlicher aber hatte er sich in der Schlacht bei Inkermann ausgezeichnet, indem er sich in den dichtesten Feindesknäuel gestürzt hatte, um einen umzingelten Kameraden herauszuhauen, was ihm auch glücklich gelang. Diese heldenmüthige Aufopferung sollte ihm ein Avancement einbringen, doch er lehnte es bescheiden ab. Desto größer war das Erstaunen Aller, als dieser tapfere Soldat eines Tages verschwunden und, nach Allem zu schließen, desertirt war. Allein nach 14 Tagen kam er wieder zum Vorschein, aber wie verändert! bleich, abgemagert. Die Untersuchung, die jetzt eingeleitet wurde, ergab, daß dieser tapfere Kämpfer in einer tatarischen Hütte unterdessen eines Knäbleins glücklich genesen war. Niemand wußte um sein oder vielmehr ihr Geheimniß, als eben jener Kamerad, den er in der Schlacht bei Inkermann gerettet und der nichts anderes war, als ihr seit zwei Jahren ordentlich angetrauter Gatte. Das Corpus delicti des Neugeborenen wurde aus seinem Verstecke in der tatarischen Hütte herbeigeholt, und bewies, was zu beweisen war. Der Sohn des Lagers wurde unter großem Jubel Almus Inkermann getauft. Nur Pikantes ist im Stande das schwere englische Blut in Wallung zu bringen.

Indeß so phlegmatisch sie auch sind, so haben wenigstens was ihre Seeleute betrifft — sich diese einen ganz eigenthümlichen Ruf erworben. Bekanntlich wurde ein bedeutender Theil des englischen Marine-Militärs vor Sebastopol mit ausgeschifft und that gute Dienste. Indeß wie ihr Ruf, jeder Gefahr unerschrocken entgegenzutreten, allgemein bekannt war, so auch der, die gewandtesten Pferdediebe zu sein, was bei Seeleuten gewiß eine höchst seltsame Neigung ist. Unberitten wurden sie ausgeschifft und im Verlaufe eines Vierteljahres besaß Jeder seinen hübschen Gaul. Eben so waren sie gewandt genug, sich für ihre Thiere das nöthige Futter zu verschaffen. In Betracht, daß die englische Cavallerie so sehr herunter gekommen war, sagten die Franzosen nun spottweise: „die englische Infanterie sei besser beritten, als die englische Cavallerie und die englischen Seeleute besser als beide."

Die Verbündeten hatten vor Sebastopol eine furchtbare Probe zu bestehen, der Witterungswechsel, die ungenügende Fürsorge, Mangel und Entbehrungen am Nothwendigsten lichteten ihre Reihen entsetzlich, die Russen dagegen waren im Vortheil. Ihre Soldaten, öfters abgelöst, konnten sich von den Strapatzen des Dienstes erholen, durchwärmen und es fehlte ihnen keineswegs an den nöthigen Nahrungsmitteln, während ihre Feinde außerhalb der Festung, vorzüglich die Engländer, der Noth darum wegen der Verdorbenheit der Wege, welche ihr Lager mit Balaklava verbanden, ausgesetzt waren und Tausende dem Einflusse des ungewöhnten Klimas zum Opfer fielen. In der halb eingeschlossenen Festung, zu welcher die Russen auf der Nordseite eine vollkommen gute Verbindungsstraße besaßen, weshalb auch die Belagerung sehr unvollkommen war, befand man sich ziemlich gemüthlich. Ein Brief von daher vom 24. Januar datirt, schilderte die Lage Sebastopols folgendermaaßen:

„Wir werden allerdings Tag und Nacht bombardirt, die westlichen Werke der Südseite von der Quarantäne- bis zur Centralbastion sind leider am wenigsten geschützt und die nördlich vom Kirchhof aufgeführten französischen Batterien richten ihr verheerendes Feuer auf diesen schwächsten Punkt der Stadt so nachdrücklich, daß wir unsere Kasematten bald werden räumen müssen. Alle Fenstertafeln sind zersprungen und an ihrer Statt Papier in die Fensterramen geklebt, im südlichen Stadttheile ist kein Haus unversehrt, obwohl die meisten Dächer

abgetragen wurden. Auf den Straßen liegen Millionen von Bomben- und Granatensplittern, trotzdem sind wir nichts weniger als muthlos. Des Tages ist es noch erträglich, aber des Nachts, wenn der müde Körper ausruhen will, wird es unmöglich unter dem Krachen der Bomben, dem Knattern der Granaten und dem sehr unheimlichen Pfeifen der Brandraketen Ruhe zu finden. Das schöne Theater ist vom Grunde aus zerstört. Uebrigens haben wir uns an den Feuerregen gewöhnt und eine Störung in den Geschäften ist nicht bemerkbar. Die Läden sind geöffnet; Morgens ist der Marktplatz von Verkäufern wie von Käufern besetzt. Hin und wieder marschirt eine Colonne Infanterie ernst und ruhig auf die Vertheidigungsplätze, aller Orte stehen Pyramiden von Gewehren, indeß die Soldaten, unbekümmert um die Gefahr, umherschlendern. Niemand glaubt, daß es anders sein könne, und eine Pause in dem furchtbaren Getöse erschien uns jetzt unheimlich. Wöchentlich zwei mal spielt Militärmusik am neuen Boulevard unweit des Denkmals von Kasarsky. Die Bevölkerung wandelt ruhig an diesem Vergnügungsorte umher, ohne sich durch die Geschosse irre machen zu lassen. Vom neuen Boulevard ist die Aussicht wahrhaft bezaubernd, die Gebirgskette, die sich um Sebastopol herumzieht, bildet ein Amphitheater; längs derselben erblickt man das Lager der Verbündeten, ihre Trancheen und Batterien. Des Abends, wenn die Dämmerung eingetreten, wird die Beleuchtung feenhaft. Unsere Matrosen sind über alle Maaßen brav. Bei mehreren Batterien wollte man die Mannschaft der Erholung wegen ablösen. „Nein," riefen sie, „wir haben dem Kaiser geschworen, Sebastopol zu erhalten, und wir wollen in der Erfüllung unsers Versprechens auch sterben."

Daß auf Seiten der Alliirten längst schon jede Spur einer Täuschung über schnelle Einnahme der Sebastopoler Festung geschwunden war, dafür hatten nicht allein die sehr mißlichen Erfahrungen, welche sie vom Anfang der Belagerung an machen mußten, gesorgt, sondern die Russen selbst in überreichem Maaße. Der äußerste linke Flügel der russischen Fortifikationen (von der Stellung der Belagerer aus der linke) war das Quarantänefort auf einer Anhöhe gegen das Belagerungscorps stehend. Es zählte 16 aus Stein erbaute Batterien, welche, da die Russen ihre Flotte desarmirt hatten, mit deren Geschützen und zwar vom schwersten Kaliber, jede Batterie zu 18 Stück ausgerüstet hatten. Diese Batterien waren von der Seite der Belagerer ganz unangreifbar, denn sie waren an dem Rande von fast senkrecht abfallenden Felsenwänden erbaut, die nirgends ein Erklettern gestatten. Um sich dieser Befestigungen zu bemeistern, mußte das Quarantänefort selbst in die Hände der Belagerer gefallen sein. Zur äußersten Linken dieser Batterien und mit diesen in unmittelbarer Verbindung befand sich der runde Thurm Malakoff, welcher mit 30 Geschützen das umliegende Plateau vertheidigte, welches er im Verein mit vorerwähnten Batterien durch ein Kreuzfeuer bestrich. Vom Malakoff aus lief nach der Straße von Balaklava eine dreifache Reihe Erdwerke, die wieder in Verbindung mit zwei starken Forts zu beiden Seiten der Straße stehen und ein Vorrücken auf derselben von Seite der Alliirten fast zur Unmöglichkeit machten. Hinter diesen Vorwerken befand sich der Granitwall Sebastopols mit vorspringenden Rondells und Thürmen und einem Graben von 18 Klaftern Breite, der für den Fall, wenn der Feind die Vorwerke genommen hatte, unter Wasser gesetzt werden konnte. Die Strecke von den Forts an der Balaklaverstraße bis auf die Höhe von Aktiar wurde von 22 Redouten vertheidigt, deren Feuer sich größtentheils kreuzte und deren Besatzungen in steinernen und hölzernen Umfriedigungen untergebracht waren.

Von Aktiar gegen die Bucht von Sebastopol zu befand sich eine etwa eine halbe Stunde lange crenelirte Mauer von beträchtlicher Dicke und einen meist in Felsengrund gehauenen, 12 Fuß tiefen Graben, dessen Escarpenwand durch eine Reihe Pallisaden geschützt war. Am Ende

dieser Mauer, die wohl gegen 70 Geschütze auf ihren Platteformen hatte, befand sich wieder ein runder Thurm, der mit zwei kleineren Forts und einer Anzahl Erdwerken die Wasserleitung vertheidigte, die unfern des Meeres durch die Werke in die Stadt lief. Alle hier genannten Werke vertheidigten nur das Glacis von Sebastopol und wenn der Feind sie auch wirklich alle genommen hatte, so galt es erst noch, den Hauptwall und seine Befestigungen anzugreifen, die noch viel stärker als die Vorwerke waren.

Dergleichen Befestigungen hatten die Alliirten allerdings nicht im entferntesten geahnt. Als man von Varna herüberfuhr, befand man sich in dem für eine Armee schlimmsten Irrthum von der Welt. Die Reisenden, welche nicht ringsum die Stadt ungeheure Forts von drei Stockwerken casemattirter Batterien erblickt hatten, wie ein solcher Anblick bei der Einfahrt in den Hafen sich bietet, hielten sich zu der Annahme berechtigt, daß die Stadt nur unerhebliche Vertheidigungswerke auf der Südseite hätte. Wenn die Russen auch erst, als der Festung Gefahr nahte, ihre Werke vervollständigten, denn es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sie während der Belagerung mit der bewunderungswüdigsten Ausdauer Tag und Nacht an Errichtung neuer und Ausbesserung der älteren Werke beschäftigt waren, so waren doch die Hauptvertheidigungspunkte schon vorhanden. Sehr möglich wäre es gewesen, daß unmittelbar nach der Almaschlacht, ein Schlag gegen die Festung vom günstigsten Erfolge hätte begleitet sein können, aber die Lage der Verbündeten selbst ließ an einen so schnellen Sturm nicht gut denken. Die Verbündeten mußten erst ihre Lager errichten, Laufgräben eröffnen, Batterien bauen, man mußte mit großer Anstrengung das Belagerungsmaterial von der Küste bis zu den Laufgräben transportiren und es in Position bringen. Das kostete 14 Tage Zeit und die Russen nahmen jeden Augenblick derselben wahr, das Profil der Wälle erhob sich und wurde von Tag zu Tage größer. Neue Bastionen in dieser 14tägigen Frist zu erbauen, war unmöglich, sie waren also schon vorhanden und wuchsen unter den Händen zu colossalen Werken. Daß sie vorhanden waren, bewies, daß fortwährend Bomben- und Kugelladungen von russischer Seite auf die noch arbeitenden Alliirten geschleudert werden konnten, ohne daß diese Letzteren im Stande gewesen wären, ihnen vor Errichtung ihrer Batterien Gleiches zu erwiedern. Das Feuer der Russen war um zehnmal stärker als das der Belagerer, die anfänglich nur ein Material von 160 bis 170 Geschützen von 24- bis 30pfündigem Kaliber ihnen, welche Marine-Kanonen von 50- bis 68pfündigem Kaliber gegen sie arbeiten ließen, entgegenstellen konnten. Daß die Festung Sebastopol stärker und fester als alle Festungen Europas war, geht aus dieser Angabe des Belagerungsmaterials hervor, welches gegen die stärkste Festung Europas ausreichend gewesen sein würde, hier aber viel zu schwach war.

Sebastopol war eine merkwürdige Seefestung, ihr stärkster sich vor allen ihren Werken besonders als ein Wunder in der Befestigungskunst auszeichnender Punkt besteht in dem Nordfort oder der Citadelle. Hier haben sich die russischen Ingenieure durch ihr Genie, wenn es auch von der Lage besonders begünstigt wurde, wahrhaft verewigt. Dieses colossale Bollwerk (welches uneingenommen blieb) liegt auf dem Plateau einer gegen den Hafen und das Meer zu steil abfallenden Anhöhe, wogegen der nach Nordost gelegene Theil in sanfter Abdachung sich verliert. Abgesehen von der an und für sich starken Befestigung wurden im Sommer 1854 noch mehre bedeutende Außenwerke angelegt, deren jedes, mit 40 Pairhans, schwersten Kalibers garnirt, sich in der Weise gegenseitig unterstützt, daß sie durch ein rasirendes Kreuzfeuer einen Sturmangriff unmöglich und auf den felsigen, kahlen Boden die Anlegung von Trancheen unausführbar machen. Alle diese Werke communiciren mittelst bombenfester Gänge mit der Citadelle. Letztere selbst hat die Gestalt eines Octogons, enthält in ihrem Innern viele stattliche Gebäude, als: das Haus des

Gouverneurs, des Commandanten, Arsenale u. s. w., so wie 4 feste Casernen und gewährt durch die im Innern liegende Esplanade einen äußerst freundlichen Anblick. Die Anzahl der in 3 Reihen übereinander liegenden Geschütze belief sich auf 261, ihr weittragendes Kaliber dominirte die Stadt in ihrem ganzen Umfange, so wie auch die Bucht. Bei Anfang der Belagerung bildeten 4 Bataillone des borodinischen und ein Reservebataillon des Brianskischen Musketier-Regiments, so wie 1900 Artilleristen die Besatzung dieses Colosses von Citadelle.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf Eupatoria, so bietet sich uns ein, wenn auch in kleinern Verhältnissen, doch denen angemessen, nicht weniger kriegsbewegtes Bild. Seit der Besetzung der Stadt durch die Alliirten hatten die Russen unter General Korff eine Cavallerie-Division, bestehend aus 2 Regimenter Dragoner, 4 Regimenter Uhlanen, einem Kosakencorps von 1200 Mann und 32 Feldgeschütze vor dieselbe postirt; das Hauptquartier Korffs befand sich zu Oraz $2^1/_2$ Stunde von Eupatoria und seine Division verheerte auf einer Strecke von $12^1/_2$ Stunden im Umkreise der Stadt alle Saatfelder, kein Baum blieb stehen, die Dörfer wurden niedergebrannt, die Gegend war ein Schauplatz der Plünderung und Verwüstung geworden, so daß die Tataren sich genöthigt sahen, zu fliehen und ihr bewegliches Eigenthum möglichst vor dieser nichts schonenden Kriegsfurie zu retten. So geschah es, daß in Mitte October (1854) 25000 vor den Russen flüchtende Tataren mit ihren Heerden von über 100000 Schafe und 20000 Ochsen in die Stadt kamen. In Eupatoria führte der französische Escadronchef d' Osmont das Commando über die Stadt und obwohl die von den Alliirten daselbst zurückgelassene Besatzung nicht zahlreich war, so setzte sie doch den öftere Angriffe machenden Russen tapfern Widerstand entgegen und schützte die Stadt durch die Ausführung einer ununterbrochenen Enceinte, versperrte die Ausgänge und sicherte durch starke Posten die Stadt. Man hatte ungeheure Magazine von Getreide in Eupatoria vorgefunden und von einer Lebensmittelnoth war also in Eupatoria nicht die Rede, da selbst im Falle, daß die Russen die Stadt so hart eingeschlossen hätten, daß Mann an Mann einen Gürtel darum gebildet, so bot den Belagerten doch die nach der Seeseite offene Passage vollkommene Zufuhr. Die Russen waren sehr thätig in wiederholten Angriffen, besonders waren ihre Versuche darauf gerichtet, der außerhalb der Enceinte weidenden Heerden der Tataren, Schaaf- u. Rinderheerden, sich zu bemächtigen. Indeß das gelang ihnen nicht, sie wurden jederzeit zurück geschlagen. Obgleich die Besatzung nicht mehr als 1200 Mann war, erwarb sie sich besonders an den Kampftagen des 7. und 14. Novbr. den Ruhm der Tapferkeit, die Russen erlitten bedeutende Verluste an beiden Tagen. Indeß hätte Eupatoria verloren gehen müssen, denn tagtäglich fortgesetzte Kämpfe würden die schwache Besatzung bald aufgerieben haben, wenn nicht Unterstützung gekommen wäre. Aus dem Sebastopoler Lager schickte man einen Geniecapitän ab, um die Befestigungsarbeiten zu leiten und aus Kamiesch und Balaklava langten 2 Bataillone Türken zur Unterstützung an. Um von Eupatoria aus die Russen in die Flanke zu nehmen, bedurfte man größerer Streitkräfte und dieses Zweckes willen ward Omer Pascha vom Sultan befehligt mit einem Theile seiner rumelischen Armee nach Eupatoria überzusetzen und zu Mitte Januar 1855 befand sich bereits ein Corps Türken von 30,000 Mann daselbst und da auch zu gleicher Zeit die Befestigungsarbeiten um die Stadt ziemlich weit vorgeschritten waren, so hatte die Stadt nichts mehr zu fürchten. Von nun an begannen heftige Reibungen mit den Russen und es war vorauszusehen, daß ein ernster entscheidender Kampf in Aussicht stehe.

Vielleicht kamen nach vollbrachter Landung der Türken die russischen Befehlshaber zu der Erkenntniß, daß, da sie bisher auf das nur von wenigen Hunderten besetzte Eupatoria keinen Werth gelegt, sie sich eines großen Fehlers

schuldig gemacht hatten. Hätten sie geringere Eile gehabt, die Schlacht von Inkermann zu schlagen, so konnte schon Ende October das von Perekop heranziehende Dannenbergsche Infanterie-Corps für immer den Alliirten die weitere Festsetzung an jenem Punkte abschneiden. Damals würde es nicht mehr bedurft haben, als daß man ein mäßiges Detaschement vom Dannenbergschen Corps einen nicht allzu beträchtlichen Umweg nach Eupatoria hätte machen lassen und dies Versäumniß war ein arger Fehler, sie sahen nun ihre Stellung von den Türken Omer Paschas in der Flanke bedroht. Nun galt es also, das Versäumte wo möglich wieder gut zu machen und dies schnell ins Werk zu setzen. Die Russen unternahmen demnach am 17. Februar des Morgens unter Anführung des Generals Liprandi einen Sturm auf Eupatoria. Das russische Corps bestand aus 36 Bataillonen Infanterie, 6 Regimenter Cavallerie, mit 80 Geschützen. Kaum graute der Tag, als die Russen an die Blutarbeit gingen. Die Türken hielten sich jedoch tapfer, fünf Stunden dauerte der Kampf, den die Angreifenden zuletzt, weil sie sich auf allen Punkten zurückgeschlagen sahen, aufgeben mußten. Von der See aus wurde die Vertheidigung Eupatorias durch das Feuer vier englischer, eines französischen und eines türkischen Schiffes unterstützt. Auf russischer Seite blieben 453 Mann und 300 Pferde todt auf dem Platze, die Türken verloren ihrer Angabe nach 100 Mann und hatten 277 Verwundete, auch waren ihnen 79 Pferde getödtet worden. Unter den Todten befand sich Selim Pascha, unter den Verwundeten wurden Soliman Pascha, Rustem Bei und Ismail Pascha genannt. Ein kleines französisches Detaschement, welches die Türken mit unterstützte, hatte nur 4 Tode und 9 Verwundete. Die russischen Truppen blieben bis nächstfolgenden Tag in der Nähe Eupatorias und zogen sich nach Simferopol zurück.

Allmählich auch hatten sich die Eingeborenen des Landes, die Tataren, von einer kriegerischen Regung und namentlich von den Aufrufen der Verbündeten ergriffen gefühlt und bildeten Freicorps, was bei dem Mangel an Reiterei, für die Alliirten eine wesentliche Unterstützung wurde. Unter diesen Freicorps zeichnete sich besonders das von dem tatarischen Edelmanne Selim geführte besonders aus. Man mußte diese Tatarencorps nur wie Guerillabanden betrachten, sie führten den Krieg im Kleinen, oder besser gesagt, auf eigene Faust. Genau mit dem Terrain bekannt, entschlüpften sie, wenn Gefahr nahte und kamen auf ganz anderen Punkten wieder zum Vorschein, wenn sich Gelegenheit gab, den Russen einen Schaden zuzufügen. Selbstverständlich war es, daß die Feldherren der Verbündeten die Anerkennung dieser Freischaaren als Bundesgenossen wegen ihrer militärischen Ehre ablehnen mußten, indeß daß zwischen ihnen und den Verbündeten Zusammenhang stattfinde, zeigte sich bald. Bei dem Corps Selims befand sich ein ehemaliger Rittmeister der französischen Spahis, welcher, wie man sagte, vom General Canrobert demselben als Begleiter beigegeben worden sei, ein karaitischer Jude fungirte als Schatz- oder Zahlmeister des Corps. Der Bestand des Letzteren war gegen 300 Reiter, 20 Artilleristen und 100 Mann Scharfschützen, die alle mit Miniébüchsen bewaffnet waren. Die Reiter hatten theils Lanzen, theils lange Flinten wie die Beduinen. Bei Eilmärschen folgten die Fußgänger den Reitern auf Wagen nach. Die Disciplinargesetze wurden von Selim streng aufrecht erhalten, jede Widersetzlichkeit sogleich mit dem Tode bestraft. Selims Anhang unter dem Landvolke war sehr groß und eben deshalb seine Dienste als Auskundschafter der russischen Operationen den Verbündeten sehr nützlich. Er empfing mittels Geheimzeichen von dem tatarischen Landvolke fortwährende Nachrichten über die Stellungen, die Stärke und die Bewegungen der Russen und beförderte diese Kunde an die Feldherrn der Alliirten. Von weiteren größeren Thaten dieser Freicorps verlautete nichts.

Das Hauptquartier der Russen war zu Baktschiserai, welcher tatarische Name ungefähr

durch „Gartenschloß“ zu übersetzen sein würde. Dieses 4 deutsche Meilen von Simferopol in sehr malerischer Gegend zwischen zwei hohen Bergen eingeklemmte Baktschiserai ist, wie schon erwähnt, eine vollkommen orientalische Stadt. Mitten durch die Straßen laufen kleine klare Bäche, sie ist reich an zahlreichen Quellen und Brunnen und Gärten, Terrassen, Weinbergen, Hainen, Lauben, Moscheen und Minarets, die in tollster Unregelmäßigkeit verstreut sind, bieten ein außerordentlich anziehendes Bild. Denke man sich die vielen Kaffeehäuser und Garküchen, die nach der Straße zu offenen Werkstätten, die Bazars und Waffenbuden, so hat man ohngefähr eine Vorstellung von dem immer noch 1500 Häuser zählenden Orte, der bis zum Kriege ausschließlich den Tataren eingeräumt blieb, nun aber von dem Waffengetöse des russischen Hauptquartiers belebt wurde. In der That hatte es für Fürst Menschikow im Verhältniß gegen die Feldherren der Verbündeten hinsichtlich dieses Hauptquartiers einen außerordentlichen Vorzug, denn indem Baktschiserai bisher der Sammelplatz von vielen Mirzas oder tatarischen Adelsfamilien gewesen war, besaß es natürlich auch eine Menge von Bequemlichkeiten, an welche die englischen und französischen Generale gar nicht denken durften.

Zwanzigstes Kapitel.

Tod des Kaisers Nikolaus I. von Rußland.

Die Jugend Nikolai's. — Des Großfürsten Constantin Thronentsagung. — Nikolai's verhängnißvoller Regierungsantritt. — Sein Leben und Wirken als Kaiser. — Sein Tod und Leichenbegängniß. — Einige Stellen aus seinem Testamente.

Ein Ereigniß, welches die Welt in größte Spannung versetzte, war der Tod des Russenkaisers Nikolaus I. zu Anfange des Märzmondes. Es gehörte den Zeitverhältnissen zufolge zu jenen Begebenheiten, welche man so lange bezweifelt, als nicht officielle oder amtliche Bestätigung dies verbürgt, welche in den Gemüthern die verschiedenartigsten Empfindungen, in den Herzen die schroffsten Urtheile erweckte. Obgleich Europa im vollkommensten Rechte war, die Schuld und Urheberschaft dieses Krieges allein auf Nikolaus I. zu wälzen, so fanden sich doch nur wenige gemeine Seelen, die diesen vom Tode dem Schauplatz seines Wirkens so schnell entführten Monarchen schmähten. Die es thaten, sprachen sich ihr eigenes Urtheil, indem sie Zeugniß gaben von ihres Sinnes Rohheit, von ihrer geistigen Unfähigkeit über Dinge zu urtheilen, welche so tief in das Leben der Menschheit zweier Welttheile eingreifen. Aus dem vorliegenden Werke wird der Leser erkannt haben, daß es keine Sympathien für russisches Regiment in sich trägt, aber der Tod ist eine Macht, die gebieterisch jeden Wahrheitsliebenden drängt, nicht über ein Jahr aus dem Leben eines Heimgegangenen, sondern über sein ganzes Leben und Wirken Vergleichungen anzustellen. Die Stellung des solchen Vergleichungen sich Hingebenden verändert sich unvermerkt, wenn nämlich sein Geist, sein Denken vorurtheilsfrei, wenn er fähig ist, Leben und Wirken des Heimgegangenen von dem Standpunkte aus zu betrachten, den dieser selbst eingenommen hat, denn jeder Standpunkt, jede

Stellung im Menschenleben hat auch ihre eigenen Verpflichtungen, ihre eigenthümlichen Rechte und Ansprüche an ihren Vertreter. Wie kann man ein Urtheil fällen, wenn man nicht alles Thun des Betreffenden abwägt? Würde es nicht ganz gleich bedeutend sein, wenn man einseitig über eine Handlung oder That des Dahingeschiedenen urtheilen wollte, als wenn man aus einer langen Rede eines Gegners einen Passus herausreißen und diesen, der sich, da ihm aller Zusammenhang mit dem ganzen Sinne der Rede natürlich mangelt, kritisiren würde? Ja, das Leben ist eine längere oder kürzere Rede und unsre Schuldigkeit ist es, wollen wir nicht als Parteiische gelten, deren Urtheil von vornherein den Stempel der Feindseligkeit trägt, nicht einen Passus, sondern die ganze Rede zu kritisiren. Fassen wir Leben und Wirken des Kaisers Nikolaus I. mit dieser Meinung auf, so finden wir das Motto oder den Schlüssel zu allem Thun seines Lebens. Dies Motto heißt: „jeder Zoll ein König.“ Und dies allein ist die rechte Bezeichnung für den russischen Herrscher, aus diesem Durchdrungensein flossen alle seine Handlungen, nach diesem Motto allein ist es möglich, so weit die Kräfte des menschlichen Geistes reichen, das nun vollkommen der Welt vorliegende Bild seiner Erscheinung zu beurtheilen.

Blicken wir zurück auf die von dem Schauplatze abgerufenen Alleinherrscher der Russen vollendete Laufbahn.

Nikolaus Pawlowitsch war der dritte Sohn Kaiser Pauls I. und das neunte von den zehn Kindern, welche diesem Fürsten, der unter Mörderhänden sein Leben endete, in seiner Ehe mit Maria Feoderowna, einer würtembergischen Prinzeß, geboren wurde. Im Schlosse Gatschin bei Petersburg war er am 25. Juni alten Styles (nach unserer Kalenderrechnung am 6. Juli) des Jahres 1796 geboren. Seine Mutter beaufsichtigte ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt und den ersten Unterricht genoß er mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Michael unter ihren Augen, dann ward beider jungen Großfürsten Erziehung dem Grafen Lambsdorf übertragen. Man kann es als ein Unglück betrachten, daß keiner seiner Lehrer, obwohl sie in ihren Fächern tüchtige hochachtungswerthe Männer waren, es verstand, das Vertrauen ihres Zöglings Nikolaus zu erwerben, dessen sich frühzeitig entwickelnder Charakter sich als kalt, streng abgeschlossen kund gab. Sie waren ihm nur Erzieher, keineswegs Freunde, die er liebte. Auch keine Jugendfreunde hatte er. Er stand allein auf sich beschränkt. Während er mit großer Leichtigkeit die neuern Sprachen erlernte und die Musik liebte und übte, wies er sehr wenig Neigung zu wissenschaftlichen Studien. Ein Studium dagegen ergriff er mit Leidenschaftlichkeit, das des Militärwesens, eben so wie sein Bruder Michael. Der Ernst und der Eifer, mit dem Nikolaus sich diesem Studium hingab, welches so viele Kenntnisse beansprucht, hielten ihn zugleich von jenen Thorheiten ab, die gewöhnlich bei nachgeborenen Prinzen als Entschädigungssünden, da ihnen die Aussicht auf die Thronfolge verschlossen ist, betrachtet werden.

Nikolaus wuchs eben so kräftig am Geiste wie am Körper. Als Jüngling war er eine vollendet schöne Erscheinung. Hätte sein schönes Antlitz den Reiz der Heiterkeit getragen, er würde die Jugendlust in Person dargestellt haben. Die napoleonischen Kriege waren mit dem Jahre 1815 vorüber, Nikolaus besuchte 1816 zu seiner Ausbildung nicht nur die Provinzen des weiten russischen Reiches, sondern auch andere Länder Europas, namentlich England. Ein Jahr später, am 13. Juli 1817, vermählte er sich mit der neunzehnjährigen Tochter des Preußenkönigs Friedrich Wilhelms III., der Prinzeß Marie Charlotte, nachdem diese zur griechischen Kirche übergetreten war. Es ist solcher Religionswechsel stets ein unerläßliches Bedingniß von Seiten Rußlands bei Heirathen seiner Prinzen mit ausländischen Fürstentöchtern gewesen und daß deutsche Fürsten sich demselben unterzogen, kann sonach als keine besondere Erhebung für das religiöse Bewußtsein ihrer Völker gelten. Die Religion, das Heiligste,

darf nie die Stelle eines Gewandes einnehmen, das man der Verhältnisse wegen wechselt. Der Schwedenkönig Gustav IV. Adolf von Schweden gab in dieser Beziehung dem stolzen Rußland eine sehr herbe Lehre, indem er den Ehevertrag mit der ihm bestimmten russischen Großfürstin, obwohl er diese liebte, dieses Bedingnisses wegen nicht unterzeichnete. Auch Friedrich d. Gr. lehnte den ihm von der Kaiserin Elisabeth von Rußland gemachten Antrag, seine Schwester Amalie von Quedlinburg mit dem Großfürsten Peter zu vermählen mit der Entgegnung ab, daß er es nicht seiner Würde gemäß finde, daß sie die Religion wechsele. Und Friedrich d. Gr. war bekanntlich als Freigeist verschrieen. Die preußische Königstochter nahm als Gemahlin des Großfürsten Nikolaus den Namen Alexandra Feodorowna an und lebte glücklich. Nikolaus hielt sich in gemessener Entfernung vom Hofe und lebte im Anitschkoffschen Palaste zu Petersburg. Sein Familienleben war musterhaft, für viele Große des russischen Reiches ein erhabenes, nachahmungswerthes Beispiel.

So verflossen fast acht Jahre, deren letzte Wochen für Kaiser Alexander, dem ältesten Bruder des Großfürsten Nikolaus, sehr bitter waren. Eugen von Coulaincourt sagt darüber in seiner Schrift „das russische Reich" Folgendes: „Die letzten Wochen Kaiser Alexanders sollten ihm sehr verbittert werden. Neue Verschwörungen, namentlich unter dem Heere, wurden entdeckt, weit verzweigte und auf den Umsturz der Verfassung, wie die Ermordung des Kaisers berechnete. Alexander wurde von der Nachricht davon schmerzlich ergriffen, da er stets nur das Beste seines Volkes gewollt hatte. Schon hatten die Verschworenen den Tag der Ausführung bestimmt, als die Vorsehung ihnen zuvorkam. Alexander reiste im November 1825 nach Tangerog, in der südlichen Provinz am schwarzen Meere, wo die kranke Kaiserin sich aufhielt. Am 10. November beschloß Alexander einen Ausflug nach der Krim zu machen, mußte aber einer Unpäßlichkeit halber bald wieder umkehren. In Tangerog steigerte sich diese zu einem Nervenfieber, welches am 30. November seinem Leben ein Ende machte."

Die Thronfolge gebührte nun dem älteren Bruder des Großfürsten Nikolaus, dem durch seine wunderlichen Launen bekannten Großfürsten Constantin, der in Polen das Regiment führte, indeß Constantin hatte auf Bitten seiner Gemahlin, der Fürstin von Lowicz, dem Throne schon früher entsagt und die desfallsige Bestätigungsurkunde dem Kaiser Alexander zugeschickt, der sie dem Senat zur Obhut anvertraute. Kaum war die Nachricht von Kaiser Alexanders Tod in Petersburg eingetroffen, als auch Nikolaus vor dem Senat erschien, um seinem Bruder Constantin den Eid der Treue zu leisten.

Viele behaupten, er habe im Voraus um dessen Entsagungsurkunde gewußt, Andere glauben das Gegentheil, dem sei nun wie ihm wolle, das geheimnißvolle Dokument, als Paquet versiegelt, und von Alexanders eigener Hand die Aufschrift tragend: „Im Reichsrathe aufzubewahren, bis ich anders befehle, aber im Falle meines Todes in außerordentlicher Sitzung zu öffnen, ehe etwas Anders vorgenommen wird," fand im Senat in Gegenwart des Großfürsten Nikolaus statt. Fürst Lapuchin, der Präsident, erbrach die Siegel, es fanden sich 3 Aktenstücke in dem Paquet: 1) ein Manifest Kaiser Alexanders, unterzeichnet Zarskoe-Selo am 28. August 1823; 2) ein Brief des Großfürsten Constantin aus St. Petersburg vom 26. Januar 1822; 3) die Antwort Alexanders auf diesen Brief.

Großfürst Constantin schrieb unter anderm: „da ich weiß, daß ich weder Geist, Talent, noch Kraft genug besitze, um zu der souverainen Würde erhoben zu werden, auf die ich durch meine Geburt Ansprüche zu machen berechtigt bin, so bitte ich Ew. Kaiserliche Majestät: dieses Recht auf denjenigen über zu tragen, dem es nach mir zukommt, und auf diese Weise die Stabilität des Reiches für immer zu sichern." — Das obenerwähnte Manifest Kaiser Alexanders vom 28. August 1823 sagte nun: „Der

freiwillige Schritt, durch welchen unser jüngerer Bruder, der Cäsarowitsch und Großfürst Constantin, seinen Rechten auf den Thron aller Reussen freiwillig entsagt, ist und bleibt fest und unwiderruflich. In Folge dieser Bestimmung und gemäß dem strengen Wortlaute der Acte über die Thronfolge wird Unser zweiter Bruder, der Großfürst Nicolaus als unser Erbe anerkannt."

Jedoch Nikolaus weigerte sich, die Krone anzunehmen, bevor nicht sein Bruder Constantin wiederholt sein Recht aufgegeben. Diesem wurde nun vom Reichsrathe, dem Senate und der heiligen Synode der Eid der Treue geleistet, während man von dem Vorfalle Nachricht an den Großfürsten Constantin ergehen ließ, der sich in Warschau befand. Am 13. Decbr. kam von dort in Petersburg die Antwort Constantins an, in welcher er seine Entsagungsurkunde bestätigte. Am 24. December nahm nun der Großfürst Nikolaus die Krone an. Zugleich verbreitete sich die Nachricht von dem Ausbruch einer Militärverschwörung, in den Casernen mußten die Regimenter den Eid leisten, mehrere Compagnien aber drangen mit dem Rufe: „Hurrah Constantin!" nach dem Senatplatz. Die Verschwörung verfolgte liberale Zwecke und wenn sie glücklich ihr Ziel erreichte, war es zugleich für immer um die Familie Romanow und deren Thronrecht geschehen, man würde vielleicht, wie dergleichen in dem heiligen Rußland nichts Neues ist, sie ermordet haben. Es galt Muth und Entschlossenheit, das geringste Zeichen von Furcht und Alles war verloren. Nikolaus brachte seine Gemahlin in die Kapelle des Pallastes, übergab seinen achtjährigen Sohn den finnländischen Jägern, die ihn bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen schworen, und ritt dann an der Spitze des ersten Bataillons des Preobraschenskyschen Regiments gegen die Aufrührer vor. Kein Mittel verfing, sie in Güte zum Ablassen von ihrer Meuterei zu bewegen, selbst der Metropolit mit dem Kreuze in der Hand und umgeben von allen seinen Popen, richtete nichts aus. Der Kaiser war leichenbleich; aber er befahl der Garde zu Pferde den Angriff; nur durch einen entschiedenen Schlag konnte der schon mehrere Stunden dauernden Revolution ein Ende gemacht werden. Die Gewalt der Kanonen stillte die Revolution, Ordnung wurde wieder hergestellt, sie war mit Blut unterdrückt worden. „Welcher Regierungsantritt!" rief der Kaiser in den Pallast zurückkehrend seiner Gemahlin zu.

Die Dynastie Romanow war für diesmal gerettet, von Schonung und Erbarmen konnte keine Rede sein, da in Rußland der Spruch gilt „Du oder ich," und Kaiser Nikolaus Gemüthsweise eine strenge war, welche nie von Regungen des Erbarmens erschüttert wurde. Uebrigens war auch schonungslose Gewalt das einzige Mittel sich fest auf dem Throne zu halten, gewaltsam zu herrschen war eine Nothwendigkeit. Mit der Zerschmetterung der Revolution hatte er die Furcht zur Herrschaft gebracht und sie erschien ihm nun als festestes Mittel der Regierung. Vielleicht war es grade der Erfolg, den er durch diese muthige Gewaltübung, welcher ihn veranlaßte, ganz und gar ein russischer Selbstherrscher zu sein, was so viel sagen will, als unbedingter Herr des Reiches und dessen sämmtliche Bewohner, welche vor ihm keinen Willen haben, keinen andern als den seinen kennen.

Als Nikolaus den Thron bestieg, war er 29 Jahr alt, seine Krönung fand am 3. September 1826 statt. Mit seinem Regierungsantritt ward sogleich die unter Kaiser Alexander wegen Verschmelzung Rußlands mit der westeuropäischen Civilisation eingeleitete Anbahnung abgebrochen, Rußland wurde von da an ein enggeschlossener Militärstaat, von einer auch noch so geringen Volksvertretung war keine Spur in dem weiten Reiche. Des Kaisers 120 Generaladjutanten übten im Innern Rußlands größere Gewalt als die Minister aus. Es ist nicht zu leugnen, daß Nikolaus Großes für sein Land geschaffen, das Behördenwesen wurde theilweise reorganisirt, wodurch die abscheulichsten Mißbräuche in der Verwaltung an den

Tag kamen; die Systematisirung des Gesetzbuches, ein außerordentliches Reformwerk, zu dem 19 Jahre Zeit verwendet wurden, stellte ein einiges Rußland her. Aber der größte Selbstherrscher und Machthaber bleibt immer ein Mensch und Kaiser Nikolaus mußte es empfinden, wie sehr der stets zu Uebergriffen geneigte Großadel ihn bezüglich der Erhebung der Leibeigenen in den Weg trat. Um wenigstens seinen guten Willen zu bezeigen, daß er diese Klasse der Unterthanen aus ihrer so tief niedergedrückten Stellung, denn diese armen Menschen waren gegen ihre gnädigen Herren rechtlos, befreit zu sehen wünschte, erhob er die Kronleibeigenen — ungefähr 16 Millionen Seelen — zu Kronbauern, denen 40 Millionen 374,389 Dissätinen — jede zu 4 preußische Morgen Land — von den Ländereien der Krone zugestanden wurden. Dies ist ein ungeheures Geschenk, das er diesen bis dahin in der schlechtesten Lage von der Welt sich befindenden Bauern machte. Mehr konnte er nicht thun, denn der Widerstand, den er fand, war zu hartnäckig von Seiten des Adels und in demselben erhob sich eine nicht so leicht niederzureißende Schranke gegen den Willen des Alleinherrschers.

Während er im Innern des Reiches großartige Reformen vornahm, war er in der äußeren Politik nicht unthätig. Am 6. Juli 1827 schloß er den berühmten Vertrag mit Frankreich und England, durch welchen das neue griechische Königreich geschaffen wurde. Dadurch führte er einen indirekten Schlag gegen die Pforte. Schon vorher hatte ein Krieg zwischen Rußland und Persien begonnen, der mit dem Frieden von Turkmantschai schloß, in welchem Rußland die Provinzen Erivan und Nachitschevan erwarb und obendrein noch 80 Millionen Francs Kriegsentschädigung. Kaum war dieser Friede geschlossen, so erfolgte von Seiten Rußlands eine Kriegserklärung an die Pforte. Am 14. April 1828 überschritt der Feldmarschall Wittgenstein den Pruth und am 2. September 1829 wurde durch den bekannten Vertrag von Adrianopel der Krieg beendet, auch hier hatte Rußland Länder und Geldentschädigung, freien Verkehr auf der Donau, im Schwarzen- und im Mittelmeere und sonstige unberechenbare politische Vortheile errungen. Nun begann am 29. November 1830 der Aufstand der Polen, der am 7. September 1831 mit der Erstürmung Warschaus sein Ende fand. Durch das Revolutionsjahr 1830 wurde Kaiser Nikolaus Stellung zu den europäischen Regenten eine wesentlich andere, er errang von nun an einen überwiegenden Einfluß in allen Angelegenheiten dieses Welttheiles. Seine Aeußerung hinsichtlich der verschiedenen Regierungsformen ist merkwürdig und bezeichnet seinen festen Charakter. „Ich erkenne die obsulute Monarchie an, weil ich selbst an der Spitze einer solchen stehe," sagte er zu den Marquis von Custine; — „ich erkenne die Republik an, weil sie eine abgeschlossene und abgerundete Staatsform ist; ich verabscheue dagegen die constitutionelle Monarchie, denn sie ist die Staatsform der Lüge." Und eben deswegen konnte Louis Philipp von Orleans, der französische Bürgerkönig, nur mit Mühe für sich und seine Dynastie die Anerkennung bei Kaiser Nikolaus erreichen.

Mit Mühe war Polens Revolution niedergeworfen; Nikolaus strich das Königreich Polen aus, indem er es fortan in eine russische Provinz verwandelte. Frankreich hatte den Aerger des mächtigen Czaren erregt, und die Beziehungen beider Staaten lockerten sich dermaßen, daß Rußland sogar seinen Gesandtschaftsposten zu Paris nicht mehr besetzte. Desto inniger wurde die Freundschaft des Kaisers gegen seinen Schwiegervater Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der gleich ihm unumschränkter Fürst war. Mit dem Tode des dritten Friedrich Wilhelms hörte die russische Freundschaft gegen Preußen fast ganz auf, weil des Verstorbenen Nachfolger und Sohn, Friedrich Wilhelm IV., die Freiheitshoffnungen seines Volkes bei seiner Thronbesteigung nicht mit voller Entschiedenheit zurückwies. Indeß erwärmte sich die sehr erkaltete Freundschaft zwischen Nikolaus und Friedrich Wilhelm IV. wieder, da der Erstere

das Vergnügen hatte, zu sehen, wie der neue König beim ersten Vereinigten Landtage jeden Versuch die Rechte seiner Krone zu beschränken, als Hochverrath erklärte.

In den Bewegungsjahren 1848 und 1849 war es Nikolaus, der durch seine feste Haltung die Erhebungen im Auslande scheitern machte, an ihm fanden die durch die Revolution bedrohten Fürsten einen Halt. Er eilte dem Oestreicher zu Hilfe in Ungarn und die Worte des Feldmarschalls Paskewitsch: „Ungarn liegt Ew. Kaiserlichen Majestät zu Füßen," konnte sein stolzes Herz wohl als eine sehr angenehme Huldigung erfassen, doch in den Herzen der Oestreicher machten sie einen sehr schlechten Eindruck. Die französische Revolution von 1848 warf ihre Wellen sogar bis nach Rußland, es entstand daselbst eine Verschwörung, welche die Verurtheilung von 27 Personen zur Folge hatte. Auch in Bukarest brach ein Aufstand aus, der von russischen Bajonetten unterdrückt wurde. Gleich nach der Niederwerfung Polens erhob sich ein Krieg zwischen Rußland und den kaukasischen Bergvölkern, welcher am 8. Juli 1834 mit dem Vertrage von Ankiar-Skelessi endete. Die Blicke des Kaisers Nikolaus wendeten sich überall hin, wo Gefahr drohte. Die Ausbreitung des englischen Einflusses in Mittelasien, verlangte Gegenschritte und der russische Feldzug gegen Khiwa im Jahre 1839 galt als ein solcher. In den 1840er Jahren schien es fast, als wolle sich der russische Einfluß auf das Ausland mindern, indeß das war nur Schein, Kaiser Nikolaus beobachtete die Politik des Zuwartens und siehe da, das Glück war ihm sehr günstig. In Dänemark scheiterte — traurigen Andenkens! — die deutsche Sache, dafür stieg Rußlands Einfluß bedeutend und Nikolaus hatte die Aussicht, seiner Dynastie die Nachfolge in Dänemark und den deutschen Herzogthümern gesichert zu sehen. Das anfänglich sehr gelockerte Freundschaftsverhältniß zu seinem Schwager, den preußischen König, ward endlich ganz intim, als Dieser im Nov. 1848 die Reichsversammlung schließen und den Belagerungszustand erklären ließ. Er bot ihm nun sogar militärische Hilfe an. Später, als das Zerwürfniß zwischen Oestreich und Preußen stattfand, trat er halb als Vermittler, halb als Schiedsrichter zwischen beiden deutschen Großmächten auf und verhütete dadurch einen Kampf zwischen ihnen. Es ist nicht zu leugnen, daß Kaiser Nikolaus seinen Feinden gegenüber und das waren Alle, die das Bestehende angriffen sich als ehrenhafter Charakter gezeigt, der das, was er wollte, auch klar mit Worten aussprach. Schändlich dagegen handelte England gegen Deutschland; die Krämerseelen der Nebelinsel, vor einem freien Deutschland zitternd, wälzten Beschimpfungen über Beschimpfungen auf Alles, was deutsch hies und Oestreich, Englands alter Bundesgenosse, konnte gerade genug an der Schadenfreude der Engländer haben, als es am Rande der Auflösung seiner Elemente stand. Während alles dies in einem fast dreißigjährigen Zeitraum vorgegangen und Rußland selbst durch streng durchgeführte Absperrung vor allen liberalen Ideen behütet worden war, die Herstellung des napoleonischen Kaiserthums, das engere Anschließen der nördlichen Mächte an Rußland denselben zur nothwendigen Pflicht gemacht hatte, glaubte Nikolaus seine sicherlich vorbereiteten und zur religiösen Angelegenheit des russischen Volkes erhobenen Plane gegen die Türkei zur Ausführung bringen zu können.

Blickte er auf die Vergangenheit seiner Regierung bis zum Jahre 1852 zurück, so sah er sich ja an der Spitze der europäischen Monarchen, um ihn hatten sie sich geschaart, er galt ihnen als Pfeiler des Conservativismus, er hatte wenig Fehlschläge in seinen Wünschen und Plänen bis dahin erlebt, war es da ein Wunder, daß er die Zeit gekommen glaubte, wo er in Bundesgenossenschaft mit England der Türkei den Besitz europäischer Länder entreißen zu können glaubte? Es war nicht zu leugnen, daß die türkische Herrschaft einer stark angefaulten Frucht glich, jedes Jahr bildete sich diese Fäulniß mehr und mehr aus. Wäre England auf seinen Plan eigegangen, so gab

es keinen Moslem mehr auf europäischem Grund und Boden, die den Mohamedanern so fürchterliche Prophezeiung, daß nach Verlauf von 400 Jahren (ihres Bestehens) das türkische Regiment und Herrschaft in Europa zu Ende sein werde und sie die als Fremdlinge in diesem Welttheile gehaust hatten, wieder nach Asien hinüber zurückgedrängt sein würden, wäre der Erfüllung nahe gewesen. Aber welche Enttäuschung für Kaiser Nikolaus! der europäische Krieg brach aus und statt sich zum Herrn der europäisch-türkischen Besitzungen werden zu sehen, hatte die unerwartete und zugleich ungeheure Veränderung aller Verhältnisse Rußlands auf einen Punkt gedrängt, welcher von Nikolaus gar nicht geahnet worden war, wie aus den Enthüllungen des Blaubuches unbestreitbar hervorgeht. Gewiß ist es, daß, hätte der verstorbene Kaiser nur die Spur einer solchen Ahnung in sich gehabt, er würde sich sehr besonnen haben, einen europäischen Krieg gegen Rußland ins Leben zu rufen, bei dem es nur zwei Aussichten gab, entweder die Welt zu besiegen oder alle Errungenschaften von dreißig Jahren seiner Regierung zu verlieren.

Kaiser Nikolaus war durch und durch Russe und der Gedanke, Rußlands Macht, seinen Einfluß aufs Spiel gesetzt zu haben, mußte der peinigendste für ihn sein, da es ja gar nicht abzusehen war, wie der von ihm entzündete Krieg enden werde. Diese Ungewißheit, welche ihn täglich, stündlich marterte, in Verbindung mit den schlechten, trostlosen Nachrichten über den Verlauf der kriegerischen Begebenheiten, mußten ihn aufreiben, die Vorwürfe, welche ihn unablässig quälten, die Ehre des heiligen Rußlands in trügerischer Berechnung von nun ganz fehlgeschlagenen Plänen aufs Spiel gesetzt zu haben, Derjenige gewesen zu sein, der dem heiligen Rußland die tiefsten Wunden schlug, mußten bei einem so stolzen durch die Macht verwöhnten Charakter eben so viel wie Vernichtung seines ganzen Lebens und Wirkens gelten.

Ungeheures hatte er bisher nach innen und außen vollbracht, an seinen ausgesprochenen Befehl hatte sich stets der Sieg geknüpft. In Persien und in den Vasallenstaaten der Türkei, an der Donaumündung wie an der Ostsee und in Polen galt nur sein Wille als Gesetz. Der Einfluß seiner Diplomatie hatte weite Endpunkte, von Teheran, der persischen Residenz, bis nach der dänischen Hauptstadt, von Stockholm bis über Neapel hinaus reichte er. Nur einer Andeutung seines Willens hatte es bedurft und zur unvergänglichen Schmach Deutschlands mußte das preußisch-deutsche Heer aus Jütland sich zurückziehen, der kleine Däne war ihm mehr werth gewesen, als das große Deutschland. Der Kaiser von Oestreich war ihm tausend Dank schuldig für die Hilfe in Ungarn und worin anders konnte dieser Dank, die östreichische Dynastie am Leben erhalten zu haben, anders bestehen, als daß sein Wille in der Kaiserburg zu Wien mit Respekt vernommen und darnach gehandelt wurde? Gegen England hatte er Seefestungen wie Kronstadt, Sweaborg, Sebastopol zu Bollwerken gemacht, welche allen Angriffen Trotz bieten konnten. Die Weichsel hatte einen Festungsgürtel zur Vertheidigung wie zum Angriff entstehen gesehen. Eisenbahnen waren theils schon ausgeführt, theils vorbereitet und Alles was nur den Wohlstand Rußlands unterstützen konnte, worunter die Herabsetzung der Dienstzeit des russischen Soldaten von 20 auf 12 Jahre nicht das geringste Mittel war, Huderttausende von Händen der Feldarbeit und dem Gewerbfleiße der beiden Basen des Wohlstandes eines Landes, mag es groß oder klein sein, zuzuwenden. Und nun Alles dies mit einem Schlage in Frage gestellt, voraussichtlich auf Jahre hinaus den so sorgsam gepflegten Wohlstand seines Reiches nicht nur in seinen Grundelementen erschüttert, vielleicht gar — wer konnte die Dimensionen, die der Krieg noch annehmen werde im Voraus bestimmen — vernichtet zu wissen, das war ein moralischer Todtschlag für Nikolaus, der bereits in einem Lebensalter stand, wo es oft kleiner Anlässe bedarf, um es zu enden.

Wie sehr Sorge, Kummer, Selbstvorwürfe ihn veränderten, wies seine äußere Erscheinung. Sonst eine ausgezeichnete kräftige, schöne und schlanke Gestalt, wurde er wohlbeleibter, seine Züge wurden dick und hängend, selbst sein Kopf wurde stärker, umfänglicher. Obwohl er von jeher mit sehr spärlichem Haarwuchs bedacht gewesen war, so wurde dieser noch weit spärlicher, das Vorderhaupt ward fast haarlos und das Hinterhaupt trug nur dünne Reste eisgrauen Haares. Ja, der Kummer hatte ihn verändert. Sogar in seinen Gewohnheiten trat Vernachlässigung ein. Ehemals würde er nie einer Deputation entgegen getreten sein, ohne die strengste militärische Form, den bis oben hinauf zugeknöpften Uniformrock, zu beobachten, jetzt sah man ihn im offenen Rocke diese Audienzen geben, ein Beweis, daß er sich selbst nicht mehr fühlte wie ehedem. Welche menschliche Natur beugte sich nicht vor den Wirkungen des Alters und vorzüglich vor denen des Grames! Glaube Niemand, daß Kaiser Nicolaus ein Weichling gewesen durch Erziehung und Lebensart, im Gegentheil, er war ein Mann, der eine strenge Selbstbeherrschung über sich ausübte, sein Körper war abgehärtet.

Sein gewöhnliches Bett bestand in einer Matratze und einem mit Heu gestopften Kissen. Auf diesem gewiß höchst einfachen Lager starb er auch. Zeitig des Morgens stand er auf, kleidete sich rasch an und machte einen kurzen Spaziergang, nach welchem er sogleich an die Geschäfte sich begab. Die Schilderungen, welche Personen, die Gelegenheit hatten sein Arbeitszimmer zu sehen, davon entwarfen, sind alle gleichstimmend, daß in demselben die größte Ordnung und wenn auch geschmackvolle, doch keineswegs überladen prächtige Geräthschaften zu finden gewesen sein. Seine Mittagstafel dauerte nur sehr kurze Zeit und der Gerichte waren im Verhältniß zu kaiserlichem Tische sehr wenige. Er aß schnell und stark, trank jedoch äußerst wenig. Vom Rauchen und Schnupfen hatte er sich stets fern gehalten. Des Abends genoß er in der Regel zwei oder drei Gläser starken heißen Thee und vergnügte sich mit dem sogenannten Kriegsspiele. So abgehärtet sein Körper auch, da er nie eine Anstrengung gescheut und sich unbesorgt jeder Unbill des Wetters ausgesetzt hatte, so war er doch nicht eisern genug, um nicht auch der Gicht, dieser furchtbaren Quälerin, zu verfallen. Die schmerzlichen Leiden dieser Krankheit schienen seinen abgehärteten Körper allmählig mürbe gemacht und jedenfalls auch zu seinem Tode mit beigetragen zu haben.

Der Winter von 1854 zu 1855 hatte ihm eine Grippe gebracht, die sich bald so sehr verschlimmerte, daß sein Leibarzt, Dr. Mandt, geängstigt von dem sichtlich sich vermehrenden Uebel, um die Erlaubniß bat, mehrere Aerzte zuziehen zu dürfen. Der Kaiser ertheilte dieselbe und Dr. Carell trat nun neben dem Leibarzte mit in Wirksamkeit. Immer bedrohender wurde der Zustand des Kaisers, der selbst nicht ahnte, daß diese Krankheit sein Ende herbeiführen werde. Am 22. Februar, da der Husten sehr arg geworden und die Schlaflosigkeit durch nichts zu verbannen war, erfolgte der Ausspruch der Aerzte, er dürfe das Zimmer nicht mehr verlassen. Indeß ein solches Verbot galt beim Kaiser nichts. Er sagte den Aerzten, sie hätten vollkommen ihre Schuldigkeit gethan, und nun müsse er auch die seine thun, worauf er in's Exercierhaus fuhr, um eine nach Litthauen bestimmte Gardeabtheilung zu mustern. Bei dieser Gelegenheit hatte er sich erkältet und obgleich sein Zustand nicht bedenklicher als bisher sich zeigte, so fühlte er doch nun selbst die Nothwendigkeit, das Zimmer nicht wieder zu verlassen. So vergingen die Tage bis zum 28. Februar leidlich, von diesem Tage an aber wies sich eine so plötzliche und erschreckende Veränderung in der Krankheit des Kaisers, daß die Aerzte das Schlimmste befürchteten, besonders da sich starke Fieberanfälle einstellten und ein Gichtantheil besonders bemerkbar wurde.

Die anfänglich einzelnen Fieberanfälle verlängerten sich so sehr, daß die Nacht zum 1. März eine durchaus schlaflose unter fortdauern-

der Fieberqual wurde. Gegen Abend des 1. März befürchteten die Aerzte Lungenlähmung und baten daher den Großfürsten Thronfolger, den Kaiser zum Genuß des heiligen Abendmahls zu bewegen. Der Großfürst Thronfolger that dies auch, indeß der Kaiser, welcher noch immer nicht glaubte, daß sein Ende so nahe sei, verschob den Genuß des Abendmahls bis zum nächsten Morgen, indeß die während der Nacht vom 1. zum 2. März sich zum höchsten Grade steigernde Krankheit ließ den Kaiser nun erkennen, daß die letzten Stunden seines Daseins gekommen. Er frug den Dr. Mandt, der ihm eröffnet hatte, daß eine Lungenlähmung möglich sei, „wann werde ich paralysirt (gelähmt) sein?" Darauf konnten natürlich die Aerzte keine Antwort geben, deshalb wendete sich Nicolaus besonders an Dr. Carell und frug ihn in russischer Sprache: „wann ersticke ich wohl?" Da auch dieser Arzt achselzuckend schwieg, so nahm der Kaiser ohne Verzug das heilige Abendmahl und dann Abschied von seiner Gemahlin und Kinder, segnete Jeden einzeln, auch die Enkel mit kräftiger Stimme bei vollem Bewußtsein und mit großer Ruhe und Fassung. Es geschah dies um 4 Uhr Morgens am 2. März. Er bat seine weinende Gemahlin sich für jetzt zur Ruhe zu begeben und für ihre Gesundheit zu sorgen, damit sie nach seinem Tode der Mittelpunkt der Familie sein könne. Er wolle sie rufen lassen, wenn der Augenblick des Sterbens komme.

Als die Kaiserin unter heißen Thränen sich entfernt hatte, ließ er die Grafen Orloff und Adlerberg und den Fürsten Dolgorucky kommen, dankte ihnen für ihre Treue und nahm Abschied. Nach ihnen mußte seine specielle Dienerschaft eintreten, er segnete sie wie ein Vater seine Kinder und der Abschied von diesen treuen Dienern ergriff ihn tief, denn sie allein waren die Zeugen all' seines Thuns gewesen. Die Kammerfrau, von Rohrbeck, welche die immer kränkelnde Kaiserin mit vieler Sorgfalt pflegte, empfing von ihm den herzlichsten Dank und zugleich legte er die Bitte an ihr Herz, ihrer Gebieterin wie bisher auch in der Zukunft eine treuwaltende Pflegerin zu bleiben. Zum Dr. Carell, dessen Hand er ergriff, sagte er, auf sich deutend: „Sie sind nicht Schuld daran." Gegen 6 Uhr Morgens verlor er die Sprache, man sah ihn betend und sich oft bekreuzigend seine Lippen bewegen. Die Kaiserin und sein Beichtvater Bajanoff traten ein, der Letztere redete ihm Trost zu, worauf der Kaiser die Hand seiner Gemahlin nahm und sie in die des Priesters legte, als wolle er sie seinem Troste anempfehlen. Nach einigen Stunden gewann er wieder die Sprache, er redete noch Manches und bestand mit Ruhe und Fassung seinen Todeskampf, der um 12 Uhr 10 Minuten Mittags sehr sanft endete.

Rußland hatte seinen größten Mann verloren, dessen ganzes Leben und Wirken nur auf dessen Heil und Wohlfahrt, auf dessen Glanz und Vergrößerung gerichtet war. Nikolaus starb in der festen Ueberzeugung eines Mannes, der sich stets bewußt war, das Rechte gethan zu haben. War er auch kein weicher Charakter und stand das Wort „Mitleid" nicht in seinem Wörterbuche, so nahm er doch den Ruhm eines streng redlichen Mannes mit sich hinüber in's Jenseits. Versetzen wir uns nur einen Augenblick an die Stelle des, der Sprache nicht mehr fähig, betenden und sich bekreuzigenden Kaisers, so müssen wir die Ahnung empfinden, daß sein Abschied vom Leben ein furchtbar schwerer gewesen. Das Rußland, das er so sehr geliebt, mußte er jetzt verlassen, wo sich vor demselben ein Abgrund aufthat, der es zu verschlingen drohte, wo es umringt war von den Gefahren eines auf Feindesseite mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln geführten Krieges. Welcher qualvolle Gedanke! . . . er hätte wahnwitzig machen müssen, wenn des Sterbenden geistige Kräfte nicht von der Art gewesen wären, daß sie ihn auch darüber erheben konnten. Und sie waren es.

Im Winterpalaste wurde seine Leiche in Parade ausgestellt und zwar in dem Zimmer seiner Tochter, der Großfürstin Olga (jetzige

Kronprinzeß von Würtemberg). Drei Popen lasen abwechselnd die Messe, während eine unzählbare Menschenmenge durch Niederknieen vor dem Sarge und Küssen des goldbordirten Leichentuches dem todten Kaiser die letzte Ehre erwies. Am 11. März erfolgte die Ueberführung der Kaiserleiche vom Palaste nach der Peter-Pauls-Kathedrale, wo dieselbe beigesetzt ward. Tausende und abermals Tausende knieten am Wege und bekreuzigten sich, als trüge man den Leichnam eines Heiligen vorüber. Hier that's sich kund, daß das russische Volk in seinem Czaren nicht nur einen weltlichen Herrscher, sondern auch den Statthalter Gottes sieht. Um 9 Uhr des Morgens verkündeten am 11. März drei Kanonenschüsse den Beginn dieser Feierlichkeit, und um 11 Uhr donnerten abermals Salven als Zeichen, daß der Leichenzug sich in Bewegung setze. So lange der Zug dauerte, dauerte auch die Kanonade, dazwischen hörte man die dumpfen Wirbel der gedämpften Trommeln und das Schrillen der Pfeifen, gleich wehklagenden Lauten, die Trauermärsche sämmtlicher Militärmusiken und der volltönige Gesang der kaiserlichen Sängerkapellen in den Kirchen machte die ernste Feier zu einer erhabenen tief ergreifenden. Nachdem die Kaiserleiche auf dem Katafalk in der Kathedrale aufgestellt war, begannen die Todtenmessen, zu denen Jeder, zu welcher Tageszeit es auch sein mochte, sich einfinden konnte. Eine nach Nikolaus Tode in Petersburg mit kaiserlicher Erlaubniß erschienene Schrift, betitelt: „Die letzten Stunden des Kaisers Nicolaus I." brachte auch einen Auszug aus einem Testament, welches der Verstorbene schon im Jahre 1844 entworfen und mit der Bemerkung versehen hatte, „gelänge es ihm nicht eine Reinschrift davon anzufertigen, so wünsche er, dieser Entwurf möge als maßgebend betrachtet werden." Wir geben hier zur vollkommenen Charakteristik des verstorbenen Kaisers folgende Stellen daraus:

„Als Vermächtniß hinterlasse ich meinen Kindern (er war Vater von 4 Söhnen und 2 Töchtern) und Enkeln, daß sie ihre Mutter lieben und ehren und für ihre Gemüthsruhe Sorge tragen, ihren Wünschen zuvorkommen und ihr im Alter durch liebevolle Pflege Freude zu bereiten sich bestreben. Niemals sollen sie etwas Wichtiges unternehmen, ohne vorher ihren mütterlichen Rath und Segen eingeholt zu haben." — „Ich bin überzeugt, daß mein Sohn, Kaiser Alexander Nicolajewitsch, stets ein ehrfurchtsvoller und zärtlicher Sohn sein wird, wie er es stets gewesen; diese Pflicht wird eine heiligere von dem Augenblicke, wo seine Mutter allein steht. In ihrer Vereinsamung muß ihr seine Liebe und Zärtlichkeit, wie die aller ihrer Kinder und Enkel Trost gewähren. Im Umgang mit seinen Brüdern muß mein Sohn Nachsicht mit der unumgänglichen Festigkeit zu vereinigen wissen, wie ein Familienvater, und niemals weder Familienzwist noch sonst irgend etwas dulden, was dem Dienste oder gar dem Staate nachtheilig werden könnte; in derartigen Fällen, vor welchen uns Gott bewahre, wird er sich aufs strengste daran erinnern, daß er der Kaiser und alle anderen Familienglieder Unterthanen sind." — „Ich danke Allen, die mich liebten und mir dienten; ich vergebe Allen, die mich haßten." — Ich bitte Alle, denen ich unwissentlich etwas zu Leide gethan, mir zu vergeben. Ich war Mensch mit allen Schwächen, die am Menschen haften; ich war bestrebt, mich in dem zu bessern, was ich Böses an mir erkannt hatte. In dem Einen gelang mir das, im Andern nicht. Ich bitte herzlich, mir zu vergeben. Ich sterbe mit dankerfülltem Herzen für alles Gute, womit es Gott gefallen hat mich in dieser vergänglichen Welt zu beschenken; mit glühender Liebe zu unserem glorreichen Rußland, dem ich treu und wahr nach meiner besten Einsicht gedient habe; ich bedaure, daß ich dasjenige Gute nicht zu erfüllen vermochte, was ich so herzlich gewünscht habe. Mein Sohn wird mich vertreten. Ich werde Gott bitten, daß er ihn mit seinen Segen auf der mühevollen Bahn geleite, und ihm beistehe, Rußland auf dem starken Grunde der Gottesfurcht zu befestigen, indem er dessen innern Ausbau sich

vollenden läßt und jede äußere Gefahr von ihm abwendet."

Der Leser wird in diesen wenigen Stellen des Testaments die Motive erkennen, welche den verstorbenen Kaiser zu all seinem Thun in seiner Regierung leiteten, und die Urtheile über das Letztere finden dadurch den Maaßstab der Unparteilichkeit.

Der Großfürst Alexander, welcher nun als Kaiser an seines verstorbenen Vaters Stelle trat, ist am 29. April 1818 geboren und am 28. April 1841 mit des verstorbenen Großherzogs Ludwig II. von Hessen Tochter, Maximiliane Wilhelmine Auguste Sophie Marie, vermählt, welche beim Uebertritt zur griechischen Kirche die Namen Maria Alexandrowna mit dem Titel einer Großfürstin annahm, und bei ihrer Vermählung noch nicht ganz 17 Jahre alt war. Die Erbschaft, die der neue Kaiser antrat, war eine sehr sorgenvolle und wenig mit seinem friedliebenden Gemüthe übereinstimmend.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Ereignisse vor Sebastopol von Ende März bis mit dem 18. Juli.

Die Sardinier als Bundesgenossen der Westmächte. — Das April-Bombardement und die Eroberung der russischen Embuscaden. — Flotten-Betheiligung dabei. — Die versenkte russische Flotte. — Wechsel im Oberbefehl bei den Russen und bei den Verbündeten. — General Pelissier. — Seine ersten Erfolge am 23. und 24. Mai. — Sebastopols letzte Außenwerke und Schilderung des Zustandes in der Stadt selbst. — Petersburger Mode als patriotische Demonstration. — Der 7. Juni als Glückstag für die Verbündeten. — Der 18. Juni, Glückstag der Russen. — Französische Lagerskizze.

Der Tod des Kaisers Nikolaus I. änderte in der russischen Kriegsführung, so wie in den am 15. März (1855) zu Wien beginnenden neuen Friedensconferenzen, nichts. Der Nachfolge rdes Verstorbenen bewies dieselbe Entschlossenheit wie sein Vater, d. h. er verstand sich zu keiner von den Alliirten an Rußland gestellten Forderungen, worüber sich halb Europa wunderte, denn das Vertrauen auf den milden Sinn des nunmehrigen russischen Selbstherrschers Alexander II. schien zu der Annahme zu berechtigen, daß er eilen werde, den Antritt seiner Regierung durch das von Allen so sehr ersehnte Friedenswerk zu verherrlichen. Das aber waren Träume, die, betrachtet man sie näher, auch gar nicht zur Ausführung möglich oder reif sich wiesen. Alexander II. durfte nicht die Würde eines Czaren verleugnen und dies wäre geschehen, wenn er sogleich sich nachgiebig bezeigt und Frieden um jeden Preis geschlossen hätte, obgleich der Wunsch darnach der innerste seines Herzens war. Ein solcher Friede würde auf das Andenken seines Vaters nicht nur im Angesichte der ganzen Welt, sondern vorzüglich in den Augen seiner Russen die Schmach der Ungerechtigkeit geworfen haben und dies durfte er als Sohn und Nachfolger desselben nicht. Man muß nie die Stellung Dessen, von welchem irgend eine merkwürdige Begebenheit, die wie dieser mörderische Krieg von ungeheurem Einfluß auf ganz Europa war,

abhängt, außer Acht lassen und sucht man sich hinsichtlich der Motiven, welche ihn zu Dem oder Jenem gebieterisch drängen, auf seinen Standpunkt zu denken, so wird das über seine Handlungen zu fällende Urtheil stets ein weit richtigeres und leidenschaftsloseres sein, als dasjenige, welches aus unsern Wünschen oder Empfindungen hervorgeht. Kaiser Alexander II. mußte, wollte er nicht gleich bei seinem Regierungsantritt sich und seinem Lande ein Zeugniß der Schwäche ausstellen, den Krieg nicht als eine große durch nichts als durch den eiligsten Friedensschluß gut zu machende Ungerechtigkeit und unverzeihlichen Fehler seines Vaters bezeichnen, auf dem Kampfplatz bleiben, von gefälliger Nachgiebigkeit durfte nicht die Rede sein. Demnach schritt der Kampf fort auf der begonnenen blutigen Bahn und nahm schnell ungeheure Dimensionen an, warum? weil Alexander II. nicht eher zurücktreten konnte, als nach einem den Waffen seiner Russen, wenn auch nur scheinbar günstigen und militärisch glänzendem Ereignisse.

Im Laufe des Aprils hatten die Westmächte noch einen Bundesgenossen, Sardinien gewonnen, welches 20000 Mann nach der Krimm einschiffen ließ unter Oberbefehl des General La Marmora. Die Anrede desselben an das von ihm befehligte Expeditionscorps ist zu sehr bezeichnend für den Geist, der sich der Italiener dem Kampfe gegenüber bemächtigt hatte, den das westliche Europa im Oriente und im Norden gegen den auf thönernen Füßen stehenden Riesen, Rußland, führte. Die Proclamation La Marmoras lautete:

„Offiziere und Soldaten! die von unserm erlauchten Souverain mit England, Frankreich und der Pforte abgeschlossene Allianz beruft uns zur Theilnahme an einem großen und edlen Krieg. Ein starker und mächtiger Feind wird uns gegenüberstehen; wir werden aber tapfere Heere zur Seite haben, von denen die Namen Silistria, Alma, Balaklava und Inkermann bereits in der Geschichte berühmt gemacht worden sind. Binnen wenigen Tagen werden wir bei ihnen sein; wetteifernd an Muth, Festigkeit und Mannszucht, werden wir es ihnen in der Standhaftigkeit gleich zu thun suchen, von der sie so heldenmüthige Proben abgelegt haben. Die Gestade nach denen wir unsere Waffen bringen, wiederhallen noch von den Thaten und Siegen der Fürsten aus dem Hause Savoyen, sie erinnern euch an den Unternehmungsgeist und den Glanz der genuesischen Marine. Ein vorzeitiger, schmerzlicher Todesfall hat uns den Prinzen genommen, der unser Führer in diesem glorreichen Unternehmen hätte sein sollen. Noch im Sterben schmerzte es ihn, euch nicht zum Siege führen zu können. Ihr seid ihm einst nachgefolgt nach den Gefilden der Lombardei; ihr habt ihn bewundert an dem verhängnißvollen Tage bei Novara. Möge der Name des Herzogs von Genua unsern Herzen neben dem unsers verehrten Königs eingeprägt bleiben, den die Sorgen der Regierung von der Theilnahme an dem fernen Kriege zurückhalten, der euch aber im Geiste und mit seinem Wohlwollen nachfolgt. Das Vaterland erwartet von euch einen Ersatz für so viele Opfer; es erwartet, daß ihr die geweihten Fahnen, die euch euer Monarch mit so ergreifenden Worten übergab, ruhmreich zurückbringt. Euere Kameraden, die es schmerzt, nicht mit euch ziehen zu können, erwarten vertrauensvoll, daß ihr den Ruf des vaterländischen Heeres und Jeder den seines Corps erhöhen werdet. Wir vertrauen unserer wackeren Marine, die sich ebenfalls freudig Gefahren und Mühseligkeiten preisgiebt, um bei dieser Expedition mitzuwirken. Soldaten! wir schwören, solche Hoffnungen nicht zu täuschen; wir schwören den Beweis zu liefern, daß ein italienisch Heer würdig ist in diesem großen Kampfe mitzukämpfen. Es lebe der König! Es lebe das Vaterland!“

War auch Sardiniens Streitmacht, die es nach der Krim schickte, keine beträchtliche, so diente sie doch dem großen Ganzen als eine sehr erwünschte materielle wie moralische Unterstützung und Rußland mußte fürchten, daß dem

Beispiele Sardiniens andere der Mittelstaaten folgten und die Zahl seiner Gegner gleich einer im Herabrollen sich vergrößernden Lawine zum Ungeheuern anwuchs. Vor Sebastopol wurde vor wie nach mit Hartnäckigkeit gekämpft, die Russen, obwohl sie derbe Schläge erlitten, waren im Besitz des Vortheils, sich jederzeit hinter die schützenden Werke der Festungen zurückziehen zu können. Sie hatten hinsichtlich des Terrains bedeutende Vortheile für sich und konnten, da die Festung eben nur auf der Südseite eingeschlossen war, von deren Nordseite her aufs Bequemste abgelöst, wie auch mit allem Nöthigen versorgt werden. Es gab nichts Lächerlicheres, als von der großen Hungersnoth zu lesen, welche innerhalb Sebastopols ihren Sitz aufgeschlagen haben sollte. Wenn dergleichen hätte stattfinden können, dann mußte auch die Nordseite der Festung von den Alliirten umschlossen sein, dazu aber hätte man ein Heer bedurft, mindestens so stark, als das, welches die Südseite belagerte. So lange die Russen im ruhigen Besitz von Perekop, Simferopol, Baktschiserai und überhaupt des Nordens der Halbinsel sich befanden, konnte keine Hungersnoth unter der täglich gewechselten Besatzung Sebastopols Platz greifen.

Jeder Leser wird damit einverstanden sein, daß die täglichen mit so viel Verlust an Menschenleben stattfindenden Kämpfe zwischen den Russen und ihren Feinden hier nur in dem Falle Erwähnung und näher eingehenden Schilderungen finden, insofern sie für eine der beiden Parteien wirklichen Vortheil ergaben. Die Alliirten gelangten allmählig zu der Ueberzeugung, daß Sebastopol ein wohl verschanztes Lager sei, welches nicht gleich, nachdem Bresche geschossen ist, mit stürmender Hand genommen werden konnte. Es handelte sich darum, sich eines wichtigen Punktes nach dem anderen zu bemächtigen, durch Zerstörung einzelner Werke und das Einnehmen derselben, gewisse Punkte der Action des Belagerers bloszulegen, das Verbleiben der Russen in der Stadt selbst unmöglich zu machen und die noch im Hafen vorhandenen Schiffe auf Null zu reduciren, vielleicht auch, wenn es nicht ganz unmöglich war, der Flotte einen Eingang in den Hafen zu erzwingen. Um diesen Plane nachzukommen, mußten sie eine vierte Parallele anlegen, von welcher aus durch die größere Nähe dem Platze besser und nachdrücklicher beizukommen war.

Welcher Leser einen Plan von Sebastopol und seinen Befestigungen zur Hand hat, wird finden, daß dieser Befestigungsgürtel in der Mitte einen Vorsprung in Form eines T hat. Diesen wichtigen Punkt zu einem Hauptwaffenplatze zu machen und in die beabsichtigte vierte Parallele einzubeziehen, war nach einer Menge von Kämpfen und vergeblichen Bombardements die Hauptaufgabe der Alliirten und sie führten sie am 9. April aus. An diesem Tage erhoben sie ein furchtbares Bombardement, welches unablässig 20 Tage lang fortgesetzt wurde. Bis zum 17. April hatten sie bereits zwei Thatsachen glücklich ausgeführt, nämlich die russischen Embuscaden am Malakoffthurme genommen und durch Legung einer Miene vor der Mastbastion, die sie explodiren ließen, bedeutendes Terrain erworben. Der Kampf um die Embuscaden war ein wahrhaftes Morden. Nur Soldaten, die von so tollem Muthe beseelt sind, wie die Franzosen sich überhaupt in dieser Eigenschaft auszeichnen, vermochten es, dies Unternehmen durchzusetzen. Es war ein fortgesetztes Hin- und Herwogen der Vortheile zwischen Franzosen und Russen. Mit Bajonettangriffen und rasendem Gebrülle warfen sich beide Theile aufeinander. Bald wurden die Russen zurückgeworfen, welche, Verstärkung erhaltend, wieder die Franzosen zurückwarfen, so wechselte der Besitz des Terrains, bis die Franzosen endlich durch einen Hauptsturm im Besitz dieser wichtigen Positionen blieben. Die Russen wehrten sich mit Todesverachtung, die Wahlstatt war mit Leichen übersäet und die Geschütze heulten ihr Lied dazu.

Das war nicht der Kampf eines Tages, sondern der Kampf von sechs Tagen und sechs Nächten, sein Resultat, mit so viel Blut und Menschenleben errungen, gehörte aber den Fran-

zosen, sie waren die Herren der sie bisher so sehr hindernden Verhaue und also des Terrains, auf dem die Russen von der Festung aus sich zum Angriff entwickeln konnten. Was das Terrain vor der Mastbastion in Betreff der Herstellung einer vierten Parallele anlangt, so ließen die Franzosen die von ihnen daselbst angelegte Mine am 15. April um 9 Uhr Abends in die Luft fliegen. Die Explosion fegte das ganze Plateau vor der Mastbastion rein und bewirkte eine breite Vertiefung, deren sich die Franzosen sogleich bemächtigten und schlossen in der Nacht diese Position, die einen Punkt der Stadt beherrscht, in ihre Werke ein. Die Eroberung des Terrains zwischen der Vorstadt und dem Malakoff war ein wirklich vortheilhafter Erfolg, denn indem es den Alliirten angehörte, waren die Russen gezwungen, ihre Verbindung mit den Verschanzungen am Sapunberge nur mittels der Seeseite zu unterhalten.

Der Kampf vom 9. bis 17. April hatte fast 1000 Franzosen das Leben gekostet, bei der Sprengung der Mine waren allein 200 ihrer Leute kampfunfähig geworden. Die Russen hatten nach Berichten ihres Chefs in den sechs Tagen vom 9. zum 15. April 598 Todte und 2627 Verwundete, der Abend des 15. Aprils vermehrte diese Zahl hinsichtlich der Explosion der Mine vor der Mastbastion um eine bedeutende Summe. Einen schmerzlichen Verlust hatten die Franzosen bezüglich des tödtlich verwundeten Generals Bizot, eines tapferen und unerschrockenen Befehlshabers, zu beklagen. Beim Besuche der englischen Laufgräben an der Seite des Ingenieur-Obergenerals Niel reitend, wurde er von einer Flintenkugel getroffen, die hinter dem Ohre zwischen dem unteren Theile des Schädels und der vorderen Spitze des Kinnbacken-Knochens hindurch dringend, die Nasenhöhle durchbohrte und nach Zerschmetterung des Nasenbeins im Gesichtsfleische stecken blieb. Wie vom Blitz getroffen stürzte der General zusammen. Obwohl kein Mittel unversucht gelassen wurde, ihn beim Leben zu erhalten, so war doch alle Kunst vergebens, er starb unter schweren Leiden.

Auch die kaltblütigen Engländer verschafften sich an diesem Tage schwerer Blutarbeit ihr Privatvergnügen. Außerdem daß ihr Feuer im Verein mit dem französischen von der Mast- bis zur Centralbastion alles Mauerwerk zur Ruine machte, erreichte es noch den Nebenzweck, die Uebergangsbrücke an den zwei Ufern der Bucht, an der Sebastopol liegt, zu zerstören. Von den englischen Bomben erreicht, wurde sie von den Russen abgetragen und an einen entfernteren Punkt verlegt; aber auch hier konnte sie nicht angebracht werden, denn die englischen Geschosse bestrichen die ganze Linie der Bucht. Ohne Brücke blieb den Russen nun nichts übrig, als mittels Dampfers zu verkehren und sie hatten viele Mühe, die Kanonen von einer Seite auf die andere zu bringen.

Die Flotte war bei dem Bombardement wenn auch sehr wenig, doch in etwas betheiligt. Die Stärke der Sebastopoler dem Meere zugewendeten Forts und die von den Russen in Anwendung gebrachten Sperrwerke, versenkte Kriegsschiffe u. s. w. machten es den Schiffen unmöglich so nahe heranzukommen, um mit Erfolg die Forts beschießen zu können. Die englische Dampffregatte „Valorous“ ging trotz aller dieser Schwierigkeiten am 13. Abends 9 Uhr vor und feuerte einige Lagen gegen die Stadt ab. Die Artilleristen in den russischen Werken waren auf diesen Zwischenfall nicht vorbereitet und das Fort Constantin feuerte erst nach zwei Minuten, das Fort Alexander und das der Quarantaine erst nach einer zweiten Salve von der Fregatte. Diese kehrte nach der vierten Salve ohne erhebliche Beschädigung zurück. In der darauf folgenden Nacht wiederholte der „Caffarelli“ das gleiche Mannövre, indessen die Russen waren nun gewarnt und feuerten schnell. Doch auch dieses Schiff kehrte nach gegebenen vier Salven ohne sonderliche Beschädigung zurück.

Trotzdem, daß alles Mauerwerk zur Ruine verwandelt und die Breschen weit genug wa-

ren, um eindringen zu können, wurde Seiten der Alliirten doch kein Sturm unternommen, denn man wußte nicht genau, welche Erdwerke dahinterlagen. Die Ausdauer der Russen, ihre Zähigkeit bei Aufgabe der Vertheidigung jeden Schrittes breit Terrains, ließ mit Recht erwarten, daß sie nicht müssig gewesen sein würden, bedeutende Erdwerke zu errichten und ehe man über diese noch unbekannten Hindernisse Bescheid wußte, war es gerathen, von einem Sturme, der vielleicht von einem sehr schlechten Erfolg begleitet werden konnte, abzusehen, bis man über die Hindernisse, die man noch zu bekämpfen hatte, in bessere Kenntniß gekommen war. Das Bombardement kostete den Alliirten hinsichtlich der verfeuerten Bomben, Granaten, Racketen und Kugeln an 200,000 Stück, wodurch die Russen so zu sagen in einem förmlichen Ueberfluß von Eisen versetzt wurden, dessen Werth mit einer Million Thaler nicht zu hoch angenommen ist. Obgleich die Russen keine Anstrengung scheuten, sich den Besitz der ihnen verloren gegangenen Werke wieder anzueignen und jede Nacht wegen Erreichung dieser Absicht schwere Kämpfe zwischen ihnen und ihren Gegnern stattfanden, so gelang es ihnen doch nicht, sie wurden allnächtlich in die Festung mit großem Verluste zurückgeschlagen. Bis zum 1. Mai waren sämmtliche russische Embuscaden in den Händen der Alliirten.

Was den Kriegshafen Sebastopols betraf, so existirte dieser nur noch dem Namen nach. Die Russen hatten durch zwei Reihen versenkter Dreidecker (Fregatten und Linienschiffe) den Hafen ganz unzugänglich gemacht. Nicht weniger als acht der größten Kriegsschiffe, die Rußland im schwarzen Meere besessen, waren jetzt außerhalb und zum Theil innerhalb der den Hafen von Sebastopol absperrenden beiden Kettenbarrieren in die Tiefe des Meeres gesenkt. Jeder wird zugestehen, daß ein Kriegshafen, von dem man nicht aus und in den man nicht einlaufen kann, gerade so viel werth ist, wie ein Messer ohne Klinge, an der der Stiel fehlt. Man kennt nicht viele Seeschlachten, in denen die unterliegenden Kämpfer eine größere Zahl von Linienschiffen verloren, als Fürst Mentschikow dort, ohne zur Streichung der Flagge gezwungen zu sein, ja, ohne einen Schuß von den breiten Seiten gethan zu haben, geopfert hat. Rühmlicher wäre es für die Flotte und ihren Admiral gewesen, wäre sie im Kampfe besiegt worden; Fürst Mentschikow war jedoch anderer Ansicht, ihm erschien ein Schiff unter Wasser sicherer als eins auf dem Wasser — sein Name hat durch den Paletot, den er unschicklicher Weise in Konstantinopel trug, so wie durch das für den Admiral einer so stattlichen Flotte sehr unschickliche Versenken seiner Schiffe, ehe sie nur einmal gefeuert, einen besonderen Ruhm erworben. Kaiser Alexander II. erkannte dies auch und ernannte dafür an seiner Stelle den Fürsten Gortschakoff zum Oberbefehlshaber der Russen in der Krim, jedoch wie gewöhnlich unter der schmeichelhaften Bezeichnung von Rücksicht für die schwer angegriffene Gesundheit des von dieser Kaiserlichen Weisung zum Rücktritt Veranlaßten.

Ein gleicher Wechsel im Oberbefehl fand bei den Alliirten statt. Mit dem Obergeneral Canrobert soll, wie es heißt, wegen der geringen Fortschritte der Belagerung der Kaiser Napoleon III. unzufrieden geworden sein, was sehr leicht möglich ist, wenn man bedenkt, daß es sich in den Tuillerien zu Paris weit leichter über kriegerische und auf, wir möchten sagen, sebastopolische Hindernisse stoßende Unternehmungen urtheilen läßt, als wenn man unmittelbar an deren Spitze steht, wie überhaupt in der Entfernung Alles sehr verändert, bald größer, bald kleiner erscheint. General Canrobert mochte Wind von dieser kaiserlichen Unzufriedenheit bekommen haben, vielleicht hatte man es ihm auch vom Pariser Hofe her der Ehre halber unterm Fuß gegeben, kurz er schrieb an den Kaiser Folgendes: „Meine Gesundheit ist angegriffen und meine Pflicht legt mir die Bitte auf, den Oberbefehl dem General Pelissier zu übergeben. Ich hinterlasse eine unbefleckte, kriegsgewohnte und vertrauensvolle Armee. Ich

bitte den Kaiser, mir das Commando einer Division zu überlassen" Die Antwort, welche ihm der Kaiser mittels des Kriegsministers sandte, lautete folgendermaßen: „Der Kaiser genehmigt Ihre Bitte, will aber nicht, daß Sie eine Division, sondern das Corps des Generals Pelissier commandiren. Den Oberbefehl werden Sie dem Letzteren übergeben."

Canrobert legte, indem er sich dem bisher unter seinem Befehle gestandenen Pelissier unterordnete, den schönsten Beweis ab, daß er nicht die Ehre und den Ruhm seiner Person, sondern Ehre und Ruhm seiner Nation vor Augen habe. Ein derartiger Rücktritt gehörte unter die Seltenheiten, er ist außer aller Regel. Da stets die große Mehrzahl dazu geneigt ist, Fehler an einem Manne von solcher Stellung aufzufinden, so hieß es bald, Canrobert habe seine Unfähigkeit zum Obercommando erkannt und sei deshalb mit der Stellung eines Corpscommandanten zufrieden gewesen. Ein Corpscommandant ist allerdings nicht so sehr von Geschäften in Anspruch genommen, als ein Oberbefehlshaber, welcher in der That eine eisenfeste Gesundheit haben muß. Sicher aber ist es, daß Canrobert, da dies einem den Oberbefehl führenden General als Fehler angerechnet wird, sparsamer mit dem Blute seiner Armee umging, und sonach gewissermaßen zur Lösung seiner Aufgabe einer schwer in die Waage fallenden Unfähigkeit, Rücksichtsnahme auf Menschenleben, sich schuldig machte.

Pelissier, um 12 Jahre älter als Canrobert ist in der erwähnten Beziehung ein anderer Soldat, ungestüm, leidenschaftlich, Alles aufs Spiel setzend, das aber ist den Franzosen gerade lieb, Schonung ihres Lebens behagt ihnen nicht. Wie später verlautete, kam zwischen dem Kaiser und Canrobert eine Mißstimmung zuwege, da der Letztere den kaiserlichen Befehl, zu stürmen, nicht auszuführen wagte, Pelissier dagegen der Mann war, von welchem man dergleichen erwarten konnte. Er galt in der ganzen französischen Armee als ein kühner General und gehörte zu den in Afrika commandirenden Generalen, welche bekanntlich an die mörderischste Art Krieg zu führen, gewöhnt sind. Erst im Anfange 1855 kam er nach der Krim. Bis dahin commandirte er die Division Oran in Algerien und erklärte damals bei einem Gastmahle, welches er seinen Offizieren gab, er würde Sebastopol sofort genommen haben, wenn er statt Saint-Arnaud an der Spitze der orientalischen Armee gestanden hätte. Diese Rede wurde am Hofe zu Paris wieder erzählt und machte sehr guten Eindruck, denn einen solchen Mann konnte man brauchen. Ueber diesen General eingezogenen Erkundigungen bezeugten übereinstimmend, daß er ein Soldat von wahrhaft tollem Muthe sei.

Als Beispiel führen wir an: Er hatte Befehl, eine von den Arabern vertheidigte Schanze zu nehmen, was ein schweres Stück Arbeit war, da die Araber sich äußerst todesmuthig wehrten. Es gelang den Franzosen nicht in die Schanze einzudringen, jeden solchen Versuch bezahlten sie mit Verlusten. Da gerieth Pelissier auf den Einfall, sich über die Mauer mitten in die Feinde werfen zu lassen, überzeugt, daß dann seine Soldaten den letzten Blutstropfen daran setzen würden, ihn zu retten. „Jetez moi à travers; mes hommes me suiveront alors (Werfet mich über die Brüstung, meine Leute werden mir dann folgen)", sagte er zu Dreien seiner Zephyren, welche Truppe wegen ihrer Unerschrockenheit und Muth eben so berühmt wie die Zuaven ist. Gesagt, gethan. Die drei Zephyre beförderten ihn im raschen Schwunge über die Mauer. Er befand sich nun in der Schanze allein, die Araber stürmten wild auf ihn ein; aber trotzdem sie ihm vier Wunden beibrachten, leistete er ihnen doch so lange tapferen Widerstand, bis seine Soldaten im wüthendsten Sturmangriffe die Schanze nahmen. Pelissier befehligte auch das französische Corps, welches im Jahre 1846 eine Masse Araber, worunter Frauen und Kinder, in einer Höhle ersticken ließ. Die Geschichte erregte damals viel Scandal, indeß es scheint, als wenn Pelissier mit seiner Nichtkenntniß, daß Frauen und Kinder sich in der

Höhle befanden, gerechtfertigt hätte, zumal er nur allein durch diese Grausamkeit sein Regiment (er war zu der Zeit noch Oberst) habe retten können. Sein Aeußeres überrascht Jeden, der sich von ihm ein Bild entwarf, wie man sich gewöhnlich Heldengestalten denkt. Man sieht in ihm einen ungeheuer fetten Mann, mit sehr weißem kurzabgeschnittenen Haar. Sein fetter Körper macht ihm langes Reiten unmöglich, weswegen man ihn fast immer in einem offenen mit vier grauen Pferden bespannten Wagen erblickt, dem zwei Soldaten voranreiten, und dem ein Araber in weißem wehenden Gewande folgte. In der Regel erblickte man ihn in seiner mit Orden geschmückten Uniform, worüber er einen weißen Mantel, ähnlich denen der arabischen Häuptlinge, trug. Seine Gestalt ist nicht groß, sein Gesicht von einem gutmüthigem Ausdruck, der gar nicht auf so kriegerisches Wesen schließen läßt, indeß seine Antecedentien in Afrika belehrte vom Gegentheile.

Daß von solch einem unternehmenden und vor keiner Gefahr zurückschreckenden Führer ein Umschwung der Dinge sich erwarten ließ, bestätigte sich. Am 16. Mai übernahm er das Obercommando und schon am 22. und 24. Mai feierte er gelungene Erfolge. Die Russen hatten in der Nacht zum 22. vom Nebel begünstigt, angefangen, vor den Bastionen Nr. 5 und 6 einen Contreapprochen-Laufgraben anzulegen. Pelissier konnte ihnen das nicht gestatten und so griff er am 22. Abends 9 Uhr mit 17 Bataillonen, die Reserven ungerechnet, die russischen Werke mit Nachdruck an. Es entspann sich ein höchst erbitterter Kampf, bei dem das Bajonet sehr oft zur Anwendung kam und welcher die ganze Nacht hindurch dauerte. Anfänglich blieben die Russen im Vortheil, aber das Glück wendete sich bald den Alliirten zu.

Man verschmolz bei dieser blutigen Nachtaffaire zwei Angriffe in einen. Der eine war gegen die russischen Verstecke im Hintergrunde der Bucht, der andere gegen die am Kirchhofe gerichtet. In dieser Action mußten sich die Angreifenden auf zwei auf einander folgende Phasen: auf die der Schlacht und auf die der Arbeit, gefaßt halten, denn die russischen Werke sollten nicht zerstört, sondern zum Gebrauch für die Alliirten umgewandelt werden. Die Ausdehnung der Kampflinien war ungeheuer. Pelissier war, seinem Bericht über diese mörderische Schlacht nach zu urtheilen, ganz überzeugt, daß die Russen entweder einen bedeutenden Angriff vorhatten oder durch nachdrückliche Demonstration ihre Linie gegen jede feindliche Unternehmung decken und in derselben Nacht vollenden wollten, denn ihre Anzahl belief sich auf 26 Bataillone. Indeß das schreckte die alliirten Truppen nicht.

Auf das vom General Pató gegebene Zeichen ward der Kampf mit einem unbeschreiblichen Ungestüm eröffnet und nach einigen Minuten waren sämmtliche rechtsgelegene Verstecke in den Händen der Franzosen. Die alten Soldaten der Fremdenlegion hatten Alles genommen und setzten sich vom 28. Linienregimente unterstützt vor den russischen Werken fest und deckten die Arbeiter. Allein gleich darauf rückten furchtbare russische Massen aus der Quarantaineschlucht vor, betheiligten sich am Kampfe, welcher ununterbrochen bis zum Morgen dauerte. Fünfmal wurden die entferntesten Verstecke von den Russen und von den Franzosen wieder genommen. Diese Bajonettgefechte sollen wahrhaft fürchterlich gewesen sein. Zwei französische Regimenter wurden noch in den Kampf gezogen, das 9. Fußjäger- und das 18. Linienregiment, desgleichen zwei andere Bataillone der Garde-Voltigeure. Die Fußjäger stürzten sich in den Kampf, die Soldaten des 80. hatten die Aufgabe die Todten und Verwundeten fortzuschaffen, was bei dem Kugelregen um nichts besser oder leichter war, als mitten in den Kampf zu stürzen. Bei solch mörderischer Schlacht war es nicht möglich gewesen, daß die Genie-Arbeiten organisirt werden konnten, daher sahen sich die alliirten Truppen genöthigt, die russischen Werke zu zerstören, um es dem Feinde unmöglich zu machen, sich am folgenden Tage daselbst halten zu können. Das Unter-

nehmen war demnach nur zur Hälfte gelungen und mußte dessen zweiter Akt auf die folgende Nacht verschoben werden. Wie auf Verabredung stellten die Russen beim Grauen des Tages (23. Mai) den Kampf ein und die alliirten Truppen zogen sich in die Laufgräben zurück. Der Boden blieb von Leichen bedeckt.

Anfänglich hatten die linkerhand vorgenommenen Angriffe fast denselben Erfolg, wie die rechterhand. Die russischen Verstecke wurden im Sturm genommen; aber die Russen erwiederten dies mit den hartnäckigsten Angriffen. In häufigen Wiederholungen stürmte man mit den Bajonet gegen einander vor. Indeß nach Verlauf von 2 Stunden ermatteten die Russen auf dieser Seite und begannen sich zurückzuziehen, die französischen Genietruppen begannen nun rüstig zwischen den definitiv eroberten russischen Schanzkörben zu arbeiten. Da, wie schon bemerkt, das Unternehmen nur zur Hälfte gelungen war, so mußte die folgende Nacht vom 23. zum 24. Mai die Fortsetzung geschehen. Divisions-General Levaillant erhielt Ordre den Angriff mit 10 Bataillonen, darunter 2 Garde-Voltigeur-Bataillone als Reserve auszuführen, 4 dieser Bataillone unter Befehl des Generals Couston sollten die Eroberung von voriger Nacht auf dem äußersten linken Flügel decken, während die 6 anderen vom General Duval befehligten Bataillone rechts die mit der großen Kirchhofsmauer parallellaufende Schanzkorbreihe wieder nehmen, den Feind schlagen und solchergestalt es dem Genie möglich machen sollten, die definitive Festsetzung zu sichern.

Ganz wie am vergangenen Abend begann der Angriff um 9 Uhr, das Anstürmen der Bataillone war unwiderstehlich, die Verstecke wurden umgangen und genommen. Die Russen sahen sich hart bedrängt und unterhielten ein Kleingewehrfeuer, das jedoch allmählig matter wurde. Von der Festung aus überschüttete man die Angreifer mit Geschossen aller Art. Unter Leitung des Obristen Guerin und des Commandanten Durand de Villiers wurden die Genie-Arbeiten vollendet und der Erfolg dieses nächtlichen Kampfes war somit vollkommen. Das beträchtliche Werk der Russen, durch welches sie den Fortschritt der Angriffsarbeiten der Alliirten aufhalten wollten, befand sich nun in den Händen der Letzteren. Als der Tag anbrach, ließ der russische General Osten-Sacken die Parlamentair-Flagge aufziehen und es ward ein Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten abgeschlossen. Die Franzosen überlieferten den Russen 1200 Leichen der ihren. Das Schlachtfeld war im vollen Sinne des Wortes blutgetränkt. Der Verlust der Franzosen war nicht viel geringer als der ihrer Feinde. Zwei zufällige Umstände trugen bei, denselben zu vergrößern.

Der eine bestand darin, daß die Garde-Voltigeure, welche in der Nacht ein unbekanntes und sehr unregelmäßiges Terrain inmitten von Hindernissen aller Art durcheilten und bei jedem Schritt einen Feind im Dunkeln zu entdecken glaubten, einige Augenblicke lang, in Folge der von ihnen eingeschlagenen Richtung, dem Feuer ihrer eigenen Kameraden ausgesetzt waren. Der andere Umstand war der, daß ihre weißen Bandaliere sie als Ziel für die feindlichen Kugel und bemerkbar machten. Die Corps, welche am meisten gelitten hatten, waren die Voltigeure, die Fremdenlegion und die Jäger. Es gab Compagnien, die mit 10, 12, 15 Mann, ohne Offiziere und Unteroffiziere aus dem Kampfe zurückkehrten. An 2000 Kampfunfähige allein, also mehr wie bei der Almaschlacht lieferten die Kämpfe dieser beiden Nächte. An einer Stelle der Verstecke soll man sich sogar auf Leichenhaufen geschlagen haben. Besonders zeichneten sich zwei Compagnien der Garde-Voltigeure aus. Sie stürzten sich mitten in einen russischen Posten hinein, und fielen allesammt, nachdem sie ein furchtbares Gemetzel unter ihren Feinden angerichtet hatten. Nach Ansicht der Franzosen sollen 5 — 6000 Russen diese nächtlichen Kämpfe theils mit dem Leben, theils mit Verwundungen und Kampfunfähigkeit bezahlt haben.

Somit hatten also die großen Bewegungen

begonnen. Kaum hatte man Seiten der Alliirten die Erstürmung der feindlichen Verhaue auf der äußersten Linken vollendet, als auch gleich in der Nacht vom 24. zum 25. Mai eine andere Bewegung erfolgte. Um 3 Uhr des Morgens verließen 2 französische Divisionen, eben so viele Engländer, ein Corps Türken und Sardinier mit 80 Kanonen die Verschanzungen und schlugen den Weg nach dem russischen Lager jenseits der Tschernaja an dem linken Ufer ein. Mehrere Cavallerie-Regimenter begleiteten sie. Das russische Lager war nicht allzuweit von der Brücke entfernt. Eine Brückenequipage begleitete die Ausrückenden, denn man erwartete, daß der Feind Widerstand leisten, oder die Brücke verbrennen oder sprengen werde. Nichts von alledem geschah. Nachdem man mit den russischen Vorposten einige Kugeln gewechselt hatte, was den Marsch der Alliirten nicht aufhielt, ward die Cavallerie nebst den Tirailleuren nach der Brücke entsandt, überschritt dieselbe, formirte sich, und warf sich dann ohne Weiteres auf das russische Lager. Das ging Alles so schnell und für die Russen überraschend, daß diese gar nicht erst zu einer langen Vertheidigung gelangen konnten, sondern sich nach kurzem Widerstande zurückziehen und ihr Gepäck im Stiche lassen mußten. Ihr nahe an 200 Mann starkes Hintertreffen wurde theils gefangen genommen, theils versprengt. Als dies geschehen, ging die Hauptmasse des alliirten Heeres über die Brücke und hielt die Bergkuppen am äußersten Ende des russischen Lagers besetzt. Man durchzog das Letztere und sandte den Fliehenden einige Granaten nach. Nachdem die alliirten Truppen die nöthige Rast gehalten, erhielten sie Befehl, wieder über den Fluß zurückzugehen. Als diese Bewegung ausgeführt war, schlugen sie ihr Lager ohngefähr 3 — 4 Kilometer vor ihren Redouten auf den Hügeln auf, welche den Fluß beherrschen. Bei dieser Gelegenheit waren gegen 17 Kanonen der Russen in ihre Hände gefallen.

Die Freude unter den Alliirten über diese vom Glück gekrönten Unternehmungen war ungeheuer, ein wahrhaft fanatischer Kriegsgeist hatte sich der Soldaten bemächtigt, Pelissier war ihr Held, ihr Abgott und er verstand es zu gut, um aus dieser Stimmung des seinen Befehlen untergebenen Heeres nicht alle nur denkbaren Vortheile zu ziehen, welche den Russen im vollen Wortsinne schwer auf die Seele fielen. Bei so glücklicher, wenn auch durch große Blutopfer erkaufter Wendung der Dinge, war es nur folgerecht, daß man Vergleiche zwischen Canrobert und Pelissier anstellte, die natürlich den gelungenen Unternehmungen gegenüber nicht allzu vortheilhaft für den Ersteren ausfielen. Man wunderte sich, daß man ihn hatte zum Oberbefehlshaber erheben können, da er kein in großer Kriegsschule, wie doch der Krieg in Algerien für die Franzosen zu sein pflegt, gebildeter General war und sein Glück nur der Betheiligung am Staatsstreiche vom 2. Decbr., durch welche Napoleon III. Kaiser von Frankreich wurde, verdankte, während Pelissier, als Freund Lamoricieres, sich neutral verhalten und eben deshalb Zurücksetzung erfahren hatte. In allem Thun Canroberts fand man Unfähigkeit zur Leitung eines Heeres in solcher Zeit und in solchen Verhältnissen.

Es war eine große Undankbarkeit, welche man an dem Manne beging. Unmögliches möglich zu machen, würde seinem Nachfolger im Commando eben so wenig geglückt sein und wenn Pelissier die Belagerung nicht so weit vorgeschritten gefunden, hätte er ebenfalls dieselbe erst bis auf den Punkt führen müssen, wie er sie vorfand. Hätte man sich an die Beschwerden und Entbehrungen des vergangenen Winters erinnert, würde man weniger undankbar gegen Canrobert gewesen sein, denn die Sorge für das ihm anvertraute Heer war unter solchen fremden und theilweise entsetzlichen Verhältnissen, die ein derartiges Belagerungsterrain und ein nicht genug gekanntes Klima als Hindernisse im größten Maaßstabe aufstellte, sicher eine sehr große. Man hatte es mit einem felsigen unwirthlichen Boden, auf dem man die zu Verschanzungen nöthige Erde erst weit

her zu führen gezwungen war, mit einer Witterung, die zahllose Opfer forderte und mit einem Feinde zu thun, der wohlgeschützt in seiner überaus starken Festung, nicht nur die Oertlichkeit, sondern auch alle Hilfsmittel genau kannte, um den Belagerern stündlich zum schmerzhaftesten Dorn im Fleische zu werden. Tausende fielen damals an Krankheiten ins Grab, da Entbehrungen und Strapazen zu groß waren, um nicht solche Summe von Opfern zu fordern. Jetzt freilich, wo Pelissier das Commando übernahm, war Alles anders, die Witterungsverhältnisse günstig, die Herbeischaffung von Lebensmitteln keiner Schwierigkeit unterworfen und was die Hauptsache war, der Effectivbestand der Armee durch Verstärkungen auf 200,000 Mann angewachsen. Durch die Piemontesen allein war das starkgelichtete englische Heer auf 50,000 Mann gediehen. Unter Omer Paschas Commando befanden sich 25,000 Türken und zwar Kerntruppen. Demnach brauchte Pelissier nicht so karg und vorsichtig mit Menschenleben umzugehen wie sein Vorgänger, dem allerdings jene Entschlossenheit, Tausende von Menschen auf den blutigen Schlachtenwürfel zu setzen, abging.

Was die Russen anlangt, so befanden sie sich in keiner beneidenswerthen Lage. Die Allirten hatten ihre neuestens in Angriff genommenen Befestigungswerke bei Balaklava und Kamiesch beendet. Die letztere französische Hafenstation war bisher nur an der Seeseite mit Strandbatterieen versehen, nun wurde der Platz mit einem Graben und 7 Redouten umgeben. Aehnliche Werke erstreckten sich auf den Anhöhen bis zu der Streletzka-Bai, wo die französische Belagerungsartillerie ihre Station hatte, die gleichfalls armirte Ruine von Cherson deckte die von den Franzosen eroberte Position beim russischen Friedhof; die Laufgräben von diesem Punkte vereinigten sich nach den Errungenschaften vom 23. und 24. Mai mit den Trancheen der vierten Parallele vor der Mastbastion und die mit energischer Schnelle ausgeführten Annäherungs-Arbeiten bei dem Kirchhofe deuteten an, daß die französischen Genieoffiziere nicht mehr gegen die Schiffervorstadt (Karabelnaja) am rechten Flügel, sondern gegen die Centralisation am linken Flügel den Generalangriff vorbereiteten. Die Russen, welche bisher beschäftigt gewesen waren, die Schiffervorstadt durch vorgeschobene Werke zu vertheidigen, was ihnen mit dem glücklichsten Erfolge gelungen, besonders wegen des letzten großen Bombardements, mußten nun darauf bedacht sein, den von den Franzosen hart bedrohten Stadttheil bei der Centralbastion, welcher bisher noch am wenigsten gelitten hatte, mit Gegenwerken zu decken. An älteren Verschanzungen hatten sie dort: die mit 50 Kanonen armirte Quarantainebastion, die Centralbastion, hinter welche 12,000 Mann permanent lagerten, eine mit 20 Schiffskanonen des schwersten Kalibers armirte Lunette und endlich die Mastbastion. Diese Werke waren mit einer crenellirten, 3½ Schuh starken, mit Erdwall und einem unvollendeten Graben versehenen Mauer umgeben. Die Russen errichteten die betreffenden Contre-Approchen in der Nacht vom 21. auf den 22. Mai und waren bemüht, den erwähnten Graben zu vollenden und nur Trancheen in den kahlen Steinboden zu hauen, was ihnen aber, trotzdem sie ihre Schanzgräben durch 12 Bataillone und 36 Kanonen gedeckt hatten, in der Nacht vom 22. zum 23. Mai nicht gelang, indem sie mit Uebermacht angegriffen, und in der Nacht vom 23. zum 24. Mai gezwungen wurden, sich hinter die crenellirte Mauer zurückzuziehen, nachdem viele Hunderte von Leichen der Ihrigen das Zeugniß ablegten, welchen Widerstand sie den anstürmenden Feinden entgegengesetzt hatten.

In Sebastopol sah es zu dieser Zeit laut des Briefes eines dortigen Militärarztes traurig genug aus. Das Schreiben lautete: „Der südliche Theil unserer Stadt hat schrecklich gelitten, er ist kaum mehr zu erkennen. Gegen 500 Häuser sind vom Grund aus zerstört und auf ihren Trümmern wächst Gras. Zu diesem gehört auch das schöne Theatergebäude. Die übrigen Stadttheile wurden weniger heimgesucht,

obgleich auch hier kein Haus zu finden ist, das nicht von den Bombardement deutliche Spuren an sich trüge. Die Straßen sind von den Geschossen überall aufgewühlt, das Pflaster zerstört und ganze Pyramiden von feindlichen Kugeln und Bombensplittern stehen an den Straßenecken aufgehäuft. Sie werden täglich, bei Tagesanbruch, vor Eröffnung des Feuers, zusammengelesen und aufgeschichtet. In manchen Straßen sind 5 — 6 solcher Pyramiden in einer Höhe von 8 bis 10 Fuß sichtbar. Nichts desto weniger herrscht in der Stadt Ruhe. Die Buden sind geöffnet, überall ist reges Leben und der Verkehr im Innern erhält sich, aber die Theuerung ist enorm; so zahlen wir das Pfund Zucker zu 90 Kopeken bis zu einem Rubel Silber (ohngefähr 1⅓ Thaler). An Fleisch ist Ueberfluß vorhanden; aber es fehlt an Brod."

Die Hoffnung auf Frieden, die man nach dem Tode des Kaisers Nikolaus I. so vorschnell gefaßt hatte, wich immer mehr, zumal sich die am 15. März in Wien zusammengetretene Friedensconferenz ohne günstiges Resultat auflöste und von Petersburg her ganz kuriose Dinge verlauteten, welche einer Demonstration, wenn auch sehr unblutiger Art, so ähnlich sahen, wie ein Ei dem andern. Man war in Petersburg durch und durch russisch geworden, was auf Friede gar nicht hoffen ließ. Die Knaben hatten alle englischen und französischen Moden abgelegt. Man sah nur Kinder in Kaftans à la Opoltschenie (d. h. nach dem Muster der Reichswehruniform) und mit Kreuzen auf der Brust. Der Krieg war also durch die Uniformirung bereits thatsächlich auf die heranwachsende Generation übergegangen und was die Erwachsenen betraf, darunter sind natürlich nur Leute vom Civil zu verstehen, so bemerkte man dergleichen Metamorphose in ihren Kleidungen bereits in genügender Zahl. Um den russischen Patriotismus beim Militär in volle Flamme zu bringen, hatte der Finanzminister, Herr von Brock, dem Kaiser einen neuen Plan zur Aenderung der Uniform der Generale, Stabs- und Oberoffiziere, dem Berg-Ingenieur-Corps und des Personals der Bureaubeamten vorgelegt, nach dem sämmtlich Genannte befiederte Helme, Halbkaftans gleich den neuen militärischen, und Kosacken-Beinkleider tragen, dagegen Uniformfrack, Ueberrock und Schärpe mit Troddeln und Quasten ganz in Wegfall kommen. Die Petersburger bewiesen eine allgemeine zum Theil wirklich empfundene, zum Theil affectirte Begeisterung für diese Neuerung, welche ihren Patriotismus auch äußerlich dienen sollte. Diese Sache hat jedoch ihre ernste Seite. Peter der Große zwang die Civilisation und natürlich auch ihre Aeußerlichkeiten wie die Kleidermoden den Russen mit Gewalt auf, indem man jetzt die alte nationale Tracht, ein dem russischen Klima vollkommen entsprechendes Kostüm, wieder zur Geltung brachte, gab man das deutlichste Zeichen, daß man Alles willkommen nannte, was die Gemeinschaft mit der Civilisation nicht nur in den Hintergrund drängt, sondern auch aufhebt. Auch diese Demonstration unblutiger Art ist unter die Zeichen der Zeit zu zählen, welche Rußland von den übrigen Europa trennen sollen.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit wieder den Vorgängen auf der Krim zu. Am nämlichen Tage, also am 24. Mai, an dessen Morgen ein Theil des alliirten Heeres die Tschernaja überschritt, ging auch eine Flotten-Expedition nach Kertsch und der Meerenge von Jenikale von Kamiesch ab, welche den Russen empfindliche Verluste beibrachte, deren Schilderung wir, um nicht durch Einschaltung dieses Zuges nach dem asowschen Meere die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Ereignisse von Sebastopol zu unterbrechen, zum Gegenstand des nächsten Kapitels machen werden.

Pelissiers ganzes Streben ging dahin, durch einen Hauptstreich den Russen eine empfindliche Schlappe beizubringen und während das Ende des schönen Mai, der auf der Krim so blutige Blüthen getragen, und die Anfangstage des Juni ohne große und bedeutende Kämpfe — ohne Kampf verging kein Tag

und selten eine Nacht — vorübergingen, hatte er mit Lord Raglan und General Della Marmora einen Plan zu einem Sturme entworfen, der auch alsbald zur Ausführung kam und mit einem schönen und großen Resultate gekrönt war. Es galt, sich im Besitz des sogenannten Mamelons, des grünen Hügels und mehrerer Außenwerke zu setzen. Am 7. Juni Abends begab sich der Obergeneral Pelissier mit seinem ganzen Generalstabe nach der Redoute Victoria, von wo aus er die Angelegenheiten des Kampfes leiten wollte. Stellen aus den beiden Depeschen Pelissiers und Lord Raglans, welche den Gang der Kämpfe sehr klar schildern, mögen hier ihren Platz finden. Pelissier schrieb:

„Am 7. Juni Abends nach 6 Uhr gab ich von der Redoute Victoria aus den Befehl zum Angriffe, welcher gleichzeitig gegen die Redoute des grünen Hügels (Mamelon) und gegen die der Kielbucht gerichtet war, wobei ich mich nach den Dispositionen richtete, denen gemäß ich zuvor dem General Bosquet Befehle ertheilt hatte, während unsere Verbündeten ihrerseits gegen das Werk der sogenannten Steinbrüche marschirten, das übereingekommener Maßen ihr Angriffspunkt war. Die Truppen, welche in Action traten, gehörten zu den Divisionen Camou, Mayran, Dulac und Brunet. Sie wurden unterstützt durch zwei Bataillone, das eine von den Grenadieren, das andere von den Gensd'armen der Kaisergarde, und durch ein Regiment, welches zu einer Division der ottomanischen Armee unter den Befehl des Generalissimus Omer Pascha gehörte und als Reserve am rechten Flügel aufgestellt war. Der Ungestüm, mit welchem unsere Soldaten die beträchtliche Strecke, die sie von den feindlichen Redouten trennte, zurücklegten, die unbesiegbare Energie, mit welcher sie unter dem Regen von Flinten- und Geschützeskugeln kämpften, um einzudringen und sich dort gegen die wiederholten Angriffe festzusetzen, die der in großen Massen zusammengezogene Feind fort und fort ausführte — das Alles bot das großartigste und ergreifendste militärische Schauspiel dar. Eine Stunde nach Anbruch dieses Kampfes, welcher eine der glorreichsten Episoden in diesem an großen militärischen Ereignissen so fruchtbaren Krieges bleiben wird, wehten unsere Adler endgiltig auf den drei eroberten Redouten. 62 Stück Kanonen fielen in unsere Gewalt, ungefähr 400 Gefangene, darunter 14 Offiziere blieben in unseren Händen. Es wird nicht nöthig sein, die ganze Wichtigkeit dieser Resultate zu entwickeln; dieselben sind bedeutend, sowohl von dem Gesichtspunkte materieller Wirkung, wie von dem des moralischen Effektes und der Sicherheit unserer künftigen Operationen aus betrachtet. Die Belagerung auf dem rechten Flügel, welche früher so zurück war, ist jetzt so weit vorgeschritten, wie die auf dem linken. Der Feind ist wieder überall auf dem Platze selbst beschränkt, und sobald unsere eroberten Redouten armirt und in guten Vertheidigungszustand versetzt sind, wird es ihm unmöglich sein, noch so große Ausfälle zu versuchen, die in bestimmten Fällen unsere Belagerungsarbeiten und selbst unsere Häfen bei Kamiesch und Balaklava gefährden könnten."

Aus dem Bericht Lord Raglans entnehmen wir folgende Stelle:

„Kurz nach 7 Uhr am Abend des 7. Juni ward das Zeichen zum Sturm auf die vorerwähnten Werke gegeben und das Ergebniß war das glänzendste. Die bei Stürmung der Steinbrüche verwandten Truppen bestanden aus Detaschements der leichten und der zweiten Division, die während der Nacht von dem 62. Regimente unterstützt wurde. Der Befehl über diese Truppen war dem Oberst Shirley vom 88. Regimente anvertraut, der als Laufgrabengeneral fungirte. Der Oberstlieutenant Tylden von den königlichen Ingenieuren, der den rechten Angriffsflügel befehligende Ingenieuroffizier, unterstützte ihn bei seinen Anordnungen und ertheilte ihm seinen Rath in Bezug auf die Angriffspunkte und die Vertheilung der Truppen. Obgleich nichts kühner sein konnte, als der Angriff auf die Steinbrüche, der jedem dabei betheiligten Offizier und Soldaten zur höchsten

Ehre gereicht, so muß ich doch die ganz besondere Aufmerksamkeit Ew. Herrlichkeit auf die Energie und Entschlossenheit lenken, mit welcher unsere Truppen nach dem ersten Erfolge dann festsetzten und behaupteten. Sie wurden während der Nacht wiederholt angegriffen und ein Gleiches geschah am 8. Juni nach Tagesanbruch. Einen großen Theil der schweren Verluste, die wir zu beklagen haben, erlitten wir während des Widerstandes gegen diese wiederholten Anstrengungen des Feindes."

Augenzeugen dieses mörderischen Nachtkampfes können nicht genug von dem aus Todesverachtung hervorgegangenen Muthe der Stürmenden erzählen. Die Franzosen stürzten mit dem unerschrockendsten Ungestüm voran und, der von allen Seiten sie umringenden Kanonade trotzend, griffen sie den grünen Hügel an. Diese furchtbare Position war von 27 russischen Bataillonen und 62 Geschützen vertheidigt. Der Kampf dauerte lange, die Stellungen wurden mehrere Male genommen und wieder genommen. Die Engländer ihrerseits griffen die Redan-Batterieen an und bemächtigten sich mit einer kraftvollen Bewegung der Steinbrüche oder sogenannten „Weißen Werke"; das 88. irländische Regiment zeichnete sich hierbei ganz besonders aus. Indessen war das Redan (Sägewerk) doch nicht gänzlich zum Schweigen gebracht worden und seine Artillerie that den französischen Truppen vielen Schaden, die jedesmal, daß sie vom grünen Hügel Besitz nahmen, durch die mörderischen Salven wieder vertrieben wurden. Endlich warfen sich zwei englische Elitebataillone wie Verzweifelte in die Redan-Batterieen; zu wenig zahlreich, um sich darin zu halten, hatten sie gleichwohl, bevor sie sich zurückzogen, Zeit alle Geschütze zu vernageln. Dieser letztere Erfolg wurde gegen 10 Uhr Abends davon getragen und eine halbe Stunde später verdrängten die Franzosen die Russen vom grünen Hügel und setzten sich definitiv daselbst fest. Bei einem letzten Bajonettangriff, der den Sieg entschied, entfalteten die Soldaten ein solches Ungestüm, daß 200 Russen kein anderes Mittel fanden, sich ihrer Furie zu entziehen, als sich bei dem kleinen Hafen von Karabelnaja ins Meer zu werfen. Die Verluste der Alliirten in dieser nächtlichen Schlacht, denn Gefechte von solchem Umfange sind Schlachten, waren bedeutend, im Ganzen 3000 Mann an Todten und Verwundeten: 2500 Franzosen, worunter 2 Obersten; und 500 Engländer, unter denen 41 Offiziere. Das 88. irländische Regiment hatte besonders gelitten. Schlachtenkundige geben den Verlust der Russen an Todten und Verwundeten auf 6000 Mann an. Ferner wurden 400 Russen, unter ihnen 13 Offiziere und 1 Oberst, gefangen genommen. Diese Gefangenen wurden zur Hälfte auf dem „Panama", zur Hälfte auf dem „Orenoque" eingeschifft und nach Konstantinopel gebracht. An die Sieger fielen 62 Kanonen der Russen, welche mit Ausnahme von 9 und 6 Mörsern à la Cohorn, die sofort gegen die Russen selber angewendet wurden, vernagelt worden sind.

Am 8. Juni fand zum beiderseitigen Begraben der Todten ein Waffenstillstand statt. In der Nacht vom 8. zum 9. bemerkte man, daß die Russen ihre Werke zu räumen anfingen. Es existirten jetzt für sie keine Verbindungen mit der Nordseite der Stadt mehr. Die Batterieen der Alliirten waren durch diesen Sieg vollkommen Herr der Bucht, und konnten diese mit ihren Kugeln von einem Ende zum anderen bestreichen. Der grüne Hügel oder Mamelon war vom Malakoffthurme nur durch einen Raum von 550 Metern (ohngefähr 850 Schritt oder eine halbe Viertelstunde) getrennt, der Malakoff ragte gleich einem aus der Vorzeit übrig gebliebenen Greise allein unter den eroberten Werken hervor und da er von keiner Seite mehr gedeckt war und ganz allein stand, so war der Angriff auf ihn voraussichtlich das Ziel der nächsten Zeit. Dieser Malakoff mit seinen 200 Feuerschlünden und seiner starken Besatzung ward, wie sich später ergab, der Markstein manches braven Soldaten. Die erste Arbeit der Alliirten bestand in der Verbindung des Mamelons und der andern eroberten Werke mit ihren Lauf-

gräben rückwärts; gegen den Malakoff konnten sie nur mittelst Zick-Zacken vorrücken und hatten auf diese Weise eine etwas größere Entfernung von dem Thurme bei ihren Graben zu berücksichtigen. Diese Arbeit konnte nur unter dem Schutze des wiederbeginnenden Bombardements geschehen und nahm mehrere Tage in Anspruch.

Der 7. Juni machte die Alliirten zum Herrn fast aller Außenwerke bis auf den Malakoff. Der Geist der Tollkühnheit, der ihren Obergeneral beseelt und wie ein unsichtbares Fluidum auf das ganze französische Heer übergegangen ist, trug viel Schuld an den großen Verlusten bei der Schlacht am 7. Juni. So z. B. ließ sich das 50. Linien-Regiment nach der Erstürmung des Mamelons zum Angriff auf den Malakoff so ungestüm fortreißen, daß es durch das Feuer des Thurmes fast ganz und gar vernichtet wurde. „An das äußerste Ende des Platzes (des Mamelons) angekommen," erzählt ein Augenzeuge, „ließen sich die tapfern Funfziger von ihrem Siegesrausche fortreißen. Da donnerte es von dem Malakoffthurme auf sie ein. Anstatt zuerst in den, so eben von ihnen genommenen Werken Schutz zu suchen, brachen sie in das Geschrei aus: „Auf den Malakoff! auf den Malakoff!" Die Offiziere, durch denselben Siegesrausch ergriffen, konnten weder sie, noch sich mehr halten. An der Spitze der tapfern Funfziger stürmten sie lustig auf den Malakoff los. Die 200 Feuerschlünde des Thurmes bahnten breite blutige Straßen durch das tapfere Regiment, das wie vom Blitze niedergeschmettert wurde. Oberst Brancion, nachdem sein Oberstlieutenant und seine Bataillonschefs schon getödtet waren, ergriff die Fahne mit der einen Hand und schwang sein Käpi mit der andern, um seine Soldaten anzufeuern, indeß eine russische Kanonenkugel streckte ihn sogleich nieder. Zuletzt war nur noch ein Kapitän vorhanden, der die Wenigen, nicht von Kugeln Getroffenen, in die eroberte Position des grünen Hügels zurückführte, was natürlich auch nicht ohne schwere Verluste ausgeführt werden konnte. Der Sieg war also theuer genug erkauft.

Das nächste Objekt der Belagerer bot die Erstürmung des Malakoffs. Um die Russen von dem wahren Ziele abzuleiten, damit sie ihre Vertheidigungskräfte auf einen nicht ernstlich bedrohten Punkt werfen sollten, ließ Pelissier, nachdem er den commandirenden Generälen die Bastionen 1 und 2, dicht an der Killabucht, und dann die Korniloffbastion und die Bastion No. 3, welche die Schiffervorstadt (Karabelnaja) beschützen, als Angriffsobjekte bezeichnet hatte, nach Beginn eines mörderischen Feuers, ein 15000 Mann starkes Corps bei Tschorgun über die Tschernaja rücken. Das Feuer der Alliirten war anfänglich auf die Schiffervorstadt gerichtet, wendete sich dann aber nach der rechten Flanke der Festung. Der russische Oberbefehlshaber ließ sich jedoch durch diese Doppel-Demonstration nicht täuschen; er nahm an, daß die Karabelnaja das wahre Angriffsobjekt bleibe, befahl der russischen Avantgarde sich zurückzuziehen, ließ das über die Tschernaja gerückte Corps der Alliirten bei Tschulju und Kotschunkoi ruhig Position fassen, in der Festung jedoch die Vertheidigungsmaßregeln auf der Karabelnaja concentriren und — hatte sich nicht geirrt Die Täuschung war diesmal auf Pelissiers Seite, seine Voraussetzungen erfüllten sich nicht. Die Anstrengung dieses Tages galt, wie schon oben angedeutet, der zunächst der Kielschlucht und dem Mamelon gegenüber gelegenen Korniloffbastion, innerhalb deren sich der Malakoffthurm befindet und gegen den Redon, ein in der Form eines spitzen Winkels mit zwei Brustwehren, die nach dem Feinde zu liegen, in der Mitte, zwischen dem Kriegshafen und der Kielschlucht südlich vorspringendes Werk.

Es war ein Wagniß, welches scheiterte, da vorher in die Bastionen der Enceinte keine praktikable Bresche gelegt war. Vielleicht würde es gelungen sein, wenn sich der russische Oberbefehlshaber durch den Schein, als beabsichtige das vom General Bosquet über die Tschernaja geführte Corps die Stellung der Russen auf

dem rechten Thalrande der Tschernaja, zwischen Sebastopol und Baktschiserai zu umgehen und zu durchbrechen, hätte verleiten lassen, dies als die Hauptdemonstration des Feindes zu betrachten, eben so wenig ließ er sich durch das mit dem frühesten Morgen gegen die Schiffervorstadt erhebende wüthende und den ganzen Tag dauernde Feuer der Alliirten täuschen, welches gegen Abend plötzlich seine bisherige Richtung mit der entgegengesetzten wechselte, wodurch die wahre Absicht Pelissiers erklärt wurde. Hätte Fürst Gortschakoff weniger Umsicht gehabt und sich bestimmen lassen, die Besatzung von Sebastopol zu schwächen, um den General Bosquet auf dem rechten Ufer der Tschernaja zu begegnen oder sich durch den Scheinangriff gegen die rechte Flanke des Platzes, die Schiffervorstadt, täuschen zu lassen, so war das Wagniß des Sturmes gelungen und der Malakoff nebst dem Redan in den Händen der Alliirten.

Pelissier schrieb in seinem Berichte, daß er, im Einverständnisse mit Lord Raglan, vom Beginn des Morgens am 17. Juni den Platz Sebastopol und besonders die Werke, welche sie zu nehmen beschlossen hatten, mit einem vernichtenden Feuer überschüttet, die Russen jedoch bald aufgehört hätten vom Malakoff und vom großen Sägewerke (Redan) das Feuer zu erwiedern. Diese feindliche Sparsamkeit deutete den Alliirten an, daß die russischen Werke von ihrem Feuer nicht so sehr mitgenommen wurden, als sie hofften, indeß glaubte man doch an die Ueberlegenheit der Kanonen der verbündeten Heere und traf in der dem 18. Juni vorangehenden Nacht alle Vorkehrungen zum Sturme. Drei Divisionen sollten den Kampf aufnehmen: die Divisionen Mayran und Brunet vom 2. Corps, die Division d'Autemarre vom 1; die Division der Kaisergarde bildete die Reserve. Die Aufgabe der Division Mayran war die schwierigste. Sie hatte den rechten Angriffsflügel und sollte die Verschanzungen nehmen, die sich von der Batterie der Spitze bis zu dem Sägewerke an der Kielbucht erstrecken. Die erste, vom Oberst Saurin vom 3. Zuaven-Regimente befehligte Brigade, sollte von der Kielschlucht auf der Stelle, wo sich die Wasserleitung befindet, ausgehen, an der linken Böschung der Schlucht hinziehen, sich so viel wie möglich vor den Feuern der feindlichen Linien zu schützen suchen und dann die Batterie der Spitze durch die Kehle umgehen. Die zweite Brigade dieser Division unter Commando des Generals de Failly sollte den rechten Flügel des Sägewerkes an der Kielbucht erstürmen. Sie war mit allen Ersteigungswerkzeugen versehen. Die besondere Reserve dieser Division war 2 Bataillone des 1. Regiments der Garde-Voltigeure stark. Der frühe Morgen des 18. Juni fand diese Truppen kampfglühend auf ihren Posten. Von der Division Brunet, die die Aufgabe hatte, den Malakoff auf der rechten Seite zu umgehen, stand eine Brigade in der Fronte und auf dem rechten Flügel der Redoute Brancion (Name, den nun der am 7. Juni erstürmte grüne Hügel oder Mamelon seitdem führte), die andere in der hintern Parallele und auch auf dem rechten Flügel dieser Redoute. Die Division d'Autemarre hatte eine ähnliche Aufstellung: die Brigade Niol auf der Fronte und dem linken Flügel der Redoute Brancion; die Brigade Breton in der hinteren Parallele. Zwei Artillerie-Batterien, die im Stande waren, à la bricole zu manövriren, waren hinter der genannten Redoute aufgestellt, um zum Angriffe auf die Stellungen der Feinde verwandt zu werden, wenn es nämlich den Truppen gelang, sich derselben zu bemächtigen.

Die Division der Kaisergarde, welche die allgemeine Reserve für diese drei Angriffscolonnen bildete, stand hinter der Redoute Victoria. Pelissier selbst hatte die Lancasterbatterie zu seinem Standpunkte erwählt und wollte von dort aus durch Aufsteigenlassen von Sternraketen das Signal zum Beginne der allgemeinen Bewegung geben. Etwas, was von vornherein dem Ausgange dieser Anordnungen ein schlechtes Prognostikon stellte, geschah.

Als Pelissier im Begriff war, sich nach der genannten Lancaster-Batterie zu begeben und

noch ohngefähr 1000 Metres davon entfernt war, begann schon der Kampf auf dem rechten Flügel mit heftigem Gewehrfeuer und Kartätschenschüssen. Ein Irrthum war an diesem Unheil schuld. Der Divisionsgeneral Mayran hatte in einer von der Redoute Brancion geworfenen Bombe mit feurigem Schweife das Signalfeuer erblickt, obwohl man ihm vorgestellt hatte, daß dies nicht der Fall sei. Indeß er ließ sich von seiner Ueberzeugung nicht abbringen und befahl zum Angriff. Oberst Saurin und General de Failly brachen los, der Anlauf war vortrefflich, aber kaum waren diese Spitzen der Colonnen in Marsch, als ein Regen von Flinten- und Kartätschenkugeln auf sie losprasselte. Dies vernichtende Feuer kam nicht allein von den feindlichen Werken, sondern auch von den feindlichen Dampfern, die mit voller Dampfkraft herbeieilten und mit eben so viel Glück als Gewandtheit manövrirten. Obwohl von Seiten der Franzosen Alles gethan wurde, um dieses Feuer zum Schweigen zu bringen, so gelang es doch nicht, den marschirenden Soldaten ward es unmöglich vorwärts zu marschiren, doch Keiner that einen Schritt zurück; und jetzt grade wurde General Mayran, der bereits zweimal getroffen worden war, von einem Kartätschenschusse niedergestreckt, man trug ihn eben vom Kampfplatze weg, als Obergeneral Pelissier das Signalzeichen zum Kampfe von der Lancasterbatterie steigen ließ. Die Division Mayran war durch den furchtbaren Kugelregen durcheinander gerathen und ordnete sich auf den Zuruf des Generals de Failly. Nun traten sämmtliche voraus bestimmte Divisionen in den Kampf ein.

General Brunet, Commandeur der zweiten Division hatte noch nicht einmal vollständig seine Dispositionen treffen können, als die Raketengarbe, die das Signal geben sollte, bereits in den Lüften glänzte. Schon war seit 25 Minuten der ganze rechte Flügel vorzeitig in den durch Mayrans Irrthum begonnenen Kampf verwickelt. Dessen ungeachtet rückte Brunets Division vor; aber ihr Muth scheiterte an dem wohlgenährten Feuer der Russen und an den unvorhergesehenen Hindernissen. Gleich am Anfange des Kampfes wurde General Brunet tödtlich durch eine Kugel in die Brust getroffen. Die Fahne des 91. Regiments wurde durch eine Kanonenkugel zerschmettert, aber es braucht wohl nicht noch hinzu gesetzt zu werden, daß deren Trümmer von dem tapfern Regimente gleich einem Heiligthume mitgenommen wurde. An Brunets Stelle übernahm General Lafont de Villiers das Commando und übergab das Seine dem Obersten Lorencez.

Die dritte Division, d'Autemarre auf dem linken Flügel, hatte nicht vor der Brunetschen Division zum Gefecht kommen können, als aber das Signalzeichen, die Raketengarbe, sichtbar wurde, schickte General d'Autemarre das 3. Regiment der Chasseurs zu Fuß und das 1. Bataillon des 19. Linienregiments vor, die, dem Kamme der Karabelnaja-Schlucht folgend, bis zu der Verschanzung gelangten, welche dieselbe mit dem Malakoffthurme verbindet, diese Verschanzung überstiegen und so in den Ringwall selbst eindrangen. Schon stellten die Sappeurs vom Genie die Leitern für die noch verfügbare Mannschaft des 19. und für das 26. Regiment zurecht, deren Bewegung General d'Autemarre hinter seiner muthvollen Colonnen-Spitze beschleunigte.

Einen Augenblick lang glaubten alle an den besten Erfolg, die französischen Adler waren schon auf den russischen Werken aufgepflanzt; aber dieser Hoffnungsstrahl verschwand sehr rasch. Die Engländer waren bei ihrem Angriff auf das große Sägewerk auf solche Hindernisse gestoßen und hatten ein solches Kartätschenfeuer zu erleiden, daß sie sich, trotz ihrer allgemein bekannten Zähigkeit, genöthigt sahen, den Rückzug anzutreten. Dies entschied zum Unheil für den Erfolg der Franzosen. Die Russen, durch den Rückzug der Engländer freie Hand erhaltend, bedrängten sie mit Reserven und der Artillerie des großen Sägewerkes so sehr, daß auch sie weichen mußten. Vergebens boten sie Alles auf, der Uebermacht zu trotzen, Pelissier

schickte Reserven, aber der Sieg war verloren und dies erkennend, gab er 8½ Uhr Befehl, in die Laufgräben zurückzukehren. Der Feind, zufrieden mit seinem Erfolge, verfolgte sie nicht.

Die Verluste der Franzosen betrugen an Offizieren 37 Todte und 17 Gefangene, an Unteroffizieren und Soldaten, die getödtet oder vermißt wurden, 1544; 96 Offiziere und 1644 Mann wurden am Abend des 18. Juni in die Feldlazarethe gebracht. Dieser blutige und so viele Opfer fordernde Kampf hatte in Allem 5½ Stunde gedauert.

Lord Raglan, dessen Truppen die Aufgabe hatten, das Sägewerk zu erobern, ließ, sobald er bemerkte, daß die Franzosen im Bereiche der russischen Werke angelangt und vom heftigsten Gewehr- und Geschützfeuer empfangen wurden, seine Truppen aus den Laufgräben vorrücken. Sie bestanden aus Detachements der leichten, der zweiten und der vierten Division unter Befehl des Generallieutenants Sir Brown und wurden in drei Colonnen formirt. Die Colonne rechter Hand sollte die linke Façade des Sägewerkes zwischen den Flankenbatterien angreifen, während das Centrum gegen den vorspringenden Winkel und die links befindliche Colonne gegen den durch die rechte Façade und Flanke gedeckten Winkel vorrücken sollte. Die erste und die letzte Colonne eilten der Central-Colonne voraus. Die Flanken-Colonnen rückten also und hatten Detachements der Scharfschützen-Brigade zu ihrer Deckung, ihnen voran zogen Matrosen mit Leitern und Soldaten mit Wollsäcken versehen. Kaum zeigten sie sich vor dem Laufgraben, als sie von dem mörderischsten Kleingewehr- und Musketenfeuer empfangen wurden. Reihenweise stürzten diese tapfern kaltblütigen Soldaten nieder, es war ihnen unmöglich vorzurücken. General-Major Campbell, Oberst Schadforth, Oberst Yea fielen alsbald. Vergebens bemächtigten sich die Engländer eines Kirchhofs, aber auch da konnten sie sich nicht halten. Die russische Artillerie schien mit dem Tod in ein Bündniß getreten zu sein, um sie und ihre Bundesgenossen mit zerschmetternden Geschossen zu vernichten. Sie mußten sich mit einem Verluste von 1295 Mann an Todten und Verwundeten, unter den sich 95 Offiziere befanden, zurückziehen.

Auch die englischen Schiffe betheiligten sich dabei, so weit sie konnten, aber auch sie, obwohl in sehr geringem Grade, erlitten das Mißgeschick des Tages, sie wurden von russischen Bomben getroffen und beschädigt, hatten einige Todte und dreißig Verwundete. Dieser Tag war also ein vollkommen unheilsvoller für die Waffen der Verbündeten, sie gewannen keinen Schritt breit Terrain und die Russen hatten das Vergnügen eines Sieges, der von ihren zahlreichen Freunden als eins der wichtigsten Ereignisse des bisherigen Feldzugs ausposaunt wurde. Der Molakoff war bereits vom 5. Chasseur-Bataillon erstiegen, als die russischen Dampfer, vor allen der „Wladimir," welcher bis an die Mündung der Kielerschlucht fuhr und auf die Reserven feuerte, durch furchtbare Ladungen es zwang, sich zurückzuziehen.

Trotz des Mißgeschicks dieses Tages, der dem verbündeten Heere ohngefähr 4800 Mann kostete, wurden die Arbeiten gegen den Malakoff rüstig fortgesetzt und schritten mit jedem Tage der Vollendung näher. Daß, sobald sie beendet waren, ein neuer und mit allen Kräften unternommener Sturm bevorstand, ließ sich voraussehen und Obergeneral Pelissier verkündete einen solchen auch wenige Tage nach dem mißlungenen Plane, den die Russen als ein Vorspiel zu einem sehr ernsten und entscheidenden Trauerspiele betrachten konnten. Kaiser Napoleon soll, wie man erzählt, betroffen von dem Fehlschlage und dem großen Verluste dem Obergeneral Pelissier geschrieben haben: „Schonen Sie das Blut meiner Soldaten!" worauf der Letztere antwortete: „Sire, die Geister von 25000 an Seuchen und Krankheiten aller Art ins Grab gefallenen Franzosen fordern Rache." Als man dies im Lager erzählte, setzte ein Zuave hinzu: „und Hunderttausende, die nicht ohne Ehre sterben wollen." Diese Phrase cursirte bald im ganzen Lager und der leichte Sinn des franzö-

fischen Soldaten vergaß bald das Unheil des 18. Juni, tröstete sich mit der Ueberzeugung, daß bei dem Sturm an diesem Tage, seine freilich nun begrabenen Kameraden zweimal im Besitz des Thurmes gewesen waren, eben so wie die Engländer sich rühmen konnten, zweimal in das Sägewerk eingedrungen zu sein, und erwartete vergnügt die Fortsetzung des Sturmes auf den Malakoff.

Der Charakter der Franzosen ist überhaupt ein für Alles, was auf Heiteres sich bezieht, sehr empfänglicher. Er sucht überall das Angenehme, und so unerquicklich auch die sterilen Felsenplateaus von Sebastopol sind, so hat die französische Armee denselben doch so viel wie möglich einen Anstrich von Wohlbehaglichkeit, hinsichtlich ihres Lagerlebens, zu geben verstanden, was bei ihren Verbündeten nicht so ganz, aber am wenigsten bei den Engländern der Fall ist. Wir weben zum Schlusse dieses so viele blutige Ereignisse schildernden Kapitels eine kleine interessante französische Lagerskizze ein, wie das Journal de Konstantinopel sie brachte.

„Das französische Hauptquartier ist auf einem kleinen Hügel gelegen, zu dessen Füßen sich weit und breit in der Ebene, in den Schluchten bis gegen Balaklava, Karani und Kamiesch hin die unzähligen weißen Lagerzelte sich ausbreiten. Zwei Telegraphen, deren schwarze Arme fortwährend in Bewegung sind, unterhalten einen unablässigen Verkehr mit den andern, an verschiedenen Punkten des Lagers emporragenden gleichartigen Apparaten. Ernste Stille herrscht im Hauptquartier, die nicht durch Gesänge unterbrochen wird. Die kaiserlichen Garden halten die Wachen besetzt; Ordonnanzen kommen und gehen im Galopp. Um Inkermann zu erreichen, muß man das Lager der afrikanischen Jäger und der Dragoner passiren; man gelangt dann auf die Höhe einer Schlucht, an deren Abhang das Lager der englischen Marine aufgeschlagen ist; eine mittels Tauen hergestellte Hängebrücke verbindet beide Seiten der Schlucht. Man überschreitet sie, erschaut das erste Lager einer englischen Division und kommt dann zu dem zweiten, theils an der Tschernaja, theils auf dem Plateau vor Inkermann, theils an einer schönen nach den Laufgräben und nach Kamiesch führenden Straße. Im französischen Lager herrscht Leben und unaufhörliche Regsamkeit; Gesang und Musik erschallt aller Orten; zahlreiche, starkbesuchte Marketenterbuden laden zum Genuß von Erfrischung ein. Zu den interessantesten Lagerpartien gehört unter Andern das Lager des 34. Regiments, welches sich durch eine Umfriedigungsmauer gegen einen Handstreich gesichert hat; ferner das Lager des 2. Zuaven-Regiments. Das Zelt seines Obersten steht mitten in einem Viereck, das die Soldaten mit einer Brustwehr umgeben und in einen zierlichen Garten umgewandelt haben. Um jedes Zelt schlingt sich ein grüner Rasenkranz, die Gänge sind mit Sand bestreut, vor den Zelten sind theils russische Kugeln, theils Pyramiden aus geleerten Flaschen errichtet; die Fahne des Regiments steckt in einer russischen Bombe, die auf einer hohen Säule befestigt liegt. Zwei sehr nett gearbeitete Obelisken, wie alles Andere, ebenfalls eine Arbeit der Zuaven, tragen die Inschrift: „Den Tapfern von Alma und Inkermann!“ und das Datum dieser Schlachten.“

So tritt überall bei dem stets auf den Tod gefaßten französischen Krieger die Vorliebe für den Glanz, das Hübsche und Freundliche seines von vielen Entbehrungen und Strapatzen heimgesuchten Lagerlebens hervor, er, dem die nächste Minute schon vielleicht zum großen Appell der Schatten ruft, verschönt sich sein gefährdetes Dasein nach Möglichkeit, während die Krieger anderer Nationen für derlei Ausschmückung ihrer fliegenden Wohnungen wenig und selten, oder gar nicht sorgen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Flotten-Expedition in's Asowsche Meer.

Kurze Schilderung des Asowschen Meeres. — Einfahrt der Flotten-Expedition in die Kertscher Meerenge und Einnahme von Kertsch und Jeni-Kale. — Das verbündete Geschwader vor Berdiansk, Arabat, Taganrog. — Schilderung Taganrogs. — Die Art des Transports in Rußland. — Räumung Anapas von den Russen.

Bevor wir die Schilderung der Flotten-Expedition in's Asowsche Meer beginnen, dürfte es zum bessern Verständniß des Lesers zweckmäßig erscheinen, etwas Näheres über genanntes Meer zu erfahren. Es ist eher ein ungeheurer Sumpf zu nennen, als ein Meer, da es nur an den tiefsten Stellen 50 bis 53 Fuß Tiefe hat und vom November bis März nicht befahren zu werden pflegt. An der Einfahrt ist es nur 2 Faden tief. Nur dann ist der Wasserstand für Schiffe von einiger Größe geeignet, wenn der Schnee im Gebiete des Dons (Fluß) zum Schmelzen kommt. Die Länge des Asowschen Meeres beträgt 20 Meilen, seine Breite 32 Meilen. Seine Ufer sind sehr ungleich, während die Nordküste sich gegen 100 Fuß über den Wasserspiegel erhebt und meist aus steilen Felsen von röthlicher Farbe besteht, ist die von Kosaken bewohnte Ostküste sehr niedrig und vom Don-Gebiete an meist von Landseen, großen Moräften und Tümpeln durchschnitten. Auf der Westseite trennt die schmale sandige Landzunge von Arabat den Siwasch oder die faule See ab. Dieser Siwasch ist eine ungeheure Salzlagune, deren Ausdünstungen bei heißer Jahreszeit unerträglich sind und nach allen Seiten hin die Luft verpesten. Nur Kähne und auch diese nur mit Mühe können den Siwasch befahren.

Das Wasser des Asowschen Meeres ist süß, der Don führt bedeutende Zuströmungen hinein. Der Don, der Grenzfluß zwischen Europa, Asien und Rußland entspringt unweit Tula (berühmt wegen der großen Waffenfabriken) in einem Moraste und durchläuft eine Strecke von 200 Meilen, ehe er ins Asowsche Meer fällt. Da der Don auf der letzten Hälfte seines Laufes die Steppenländer durchzieht, so verändert er seinen Charakter und wird aus einem lebhaft strömenden Flusse ein ziemlich seichter, der viele Sandbänke zeigt und an seiner Mündung ein Delta von Sandbänken gebildet hat. Am südlichsten Hauptarme des Dons liegt Asow, eine kleine Stadt von 3000 Einwohnern. Vier Meilen westlicher Taganrog, von Peter d. G. im Jahre 1705 gegründet und in neuerer Zeit als der Ort genannt, wo 1829 Kaiser Alexander I. starb.

Die Einfahrt ins Asowsche Meer wird durch die Meerenge von Kertsch oder dem sogenannten Krimmerischen Bosporus gebildet. An der schmalsten Stelle dieser Durchfahrt liegt der Flecken Jeni-Kale, über welchem auf einer Höhe von 130 Fuß ein Fort sich erhebt, das die Meerenge beherrscht. Südwestlich von dem von Griechen und Tataren bewohnten, armseligen Neste Jeni-Kale und auf der östlichen Spitze der Krimm im Hintergrunde einer ziemlich tiefen Bucht befindet sich die Stadt Kertsch, über welcher der sogenannte 890 Fuß hohe und steil in die Meerenge abfallende Mithridatesberg em-

vorragt. Kertsch ist eine Stadt im neuen Style mit graden, regelmäßigen Straßen, von aus Stein gebauten Häusern und einer Bevölkerung von 10,000 Einwohnern. Die Straße von Kertsch (die Meerenge) wird von den Seefahrern sehr stark besucht und der Kertscher Hafen zählte im Jahre 1851 ohngefähr 1000 Schiffe, die aus dem Asowschen Meere kamen und daselbst Quarantäne halten mußten. Das östliche Vorgebirge an der Meerenge von Kertsch ist im Norden das Vorgebirge Fanar, 311 Fuß hoch, dann folgt nach Süden Jeni-Kale 136 Fuß hoch, dann Akk-Burunn, von dem nicht weit nach Süden die Pauls-Batterie liegt, dann Kamiesch-Burunn, Kara-Burunn, und auf der äußersten Südostspitze und am Eingange in die Meerenge Takill-Burunn, auch Cap Takli genannt, 307 Fuß hoch.

Auf der andern Seite der Meerenge liegt ein armseliges Nest, Taman, dessen Bucht von der Citadelle Fanagoria beherrscht wird, welche geräumige Casernen hat. Der Reisende K. Oliphant, welcher von Taganrog nach Jeni-Kale fuhr, schildert das Asowsche Meer eben nicht als zu Lustreisen geeignet.

„Vier Tage lang zwängten wir uns durch die dicke, erbsensuppeartige Substanz, aus welcher das Wasser dieses Meeres zu bestehen scheint," erzählt er — „pflügten buchstäblich durch Schlamm hin und kamen dabei über jede mögliche Schattirung von Grün und Gelb; denn dem Asowschen Meere kann man nicht nachsagen, das es jemals blau sei. Es ist still und träge, hat nirgends mehr als 42 Fuß Tiefe und die Alten wußten seine wahren Eigenschaften besser zu würdigen, als wir, denn sie nannten es einen Sumpf." Obwohl dieses Bild keineswegs anlockend ist, so besitzt doch das Asowsche Meer ein großes Anziehungsmittel, nämlich einen unerschöpflichen Fischreichthum.

Erst die nach Pelissiers Uebernahme des Obercommandos ausgeführte Expedition nach dem Asowschen Meere hat dargethan, daß Perekop bis dahin nicht allein der Transportweg für die Verproviantirung der Russen gewesen war, sondern sie vor allen Dingen auf die östliche Gegend der Krimm und auf die Schifffahrt im Asowschen Meere angewiesen und von daher reichliche Zufuhren erhielten. Der Besitz von Kertsch nämlich beherrscht die Straße von der Küste des Asowschen Meeres nach Baktschiserai, Simferopol, und Sebastopol. Sie theilt die Krimm gleichsam in zwei Hälften und verbindet deren fruchtbare Landschaften mit den gebirgigen. Die schmale Landzunge Arabat, welche, über die Sümpfe des Asowschen Meeres führend, die Halbinsel Krimm mit dem russischen Festlande mittels einer Schiffbrücke verbindet, bot nicht nur für den Zuzug von Proviant, sondern auch für den von Truppenverstärkungen einen bequemen Weg. Indem man sich nun zum Herrn der Straße von Kertsch machte, schnitt man ihnen diesen Weg ab und dies war schon eine Errungenschaft zu nennen, wenn man in Erwägung zog, daß die Massen russischen Militärs, welche bei Perekop standen und immer als neuer Zuwachs von Bessarabien (Odessa, Nikolajeff u. s. w.) dorthin dirigirt wurden, den für die Krimmarmee über Perekop kommenden Proviant zum größten Theil verzehrten.

Um die Verproviantirung der russischen Armee vom Asowschen Meere her, also über Kertsch und dessen Straße unmöglich zu machen, blieb nur ein Mittel, man mußte die russischen Schiffe im genannten Meere vernichten. Die Flotten-Expedition, die den Gegenstand dieses Kapitels bildet, führte diese Aufgabe auch auf's Vollkommenste aus, doch trotzdem, das erfuhr man erst später, blieb den Russen immer noch eine Verbindung mit dem Festlande. Ueber die Sandbänke des Siwasch oder faulen Meeres führte nämlich eine Schiffbrücke, und da der übelduftende Siwasch nur für ganz kleine Kähne und auch für diese nicht ohne Mühe fahrbar ist, so konnten die tieferes Fahrwasser erfordernden Boote der alliirten Flotte nicht dorthin gelangen. Indeß war dieser Verbindungsweg der russ. Krimmarmee nur eine äußerste Nothhilfe, denn welche ungeheure Strecke mußten in der unwirth-

baren salzigen und sandigen Steppe die Proviantwägen erst zurücklegen, ehe sie an diese Schiffbrücke kamen! Die Straße von Kertsch blieb also die Hauptader für die Verproviantirung und die Alliirten unterbanden sie fest genug, um ihren Feinden den Lebensproceß schwer und fast unmöglich zu machen.

Die Einschiffung der zu dieser Expedition bestimmten Landtruppen begann am 21. Mai, es sollen 20,000 Mann gewesen sein und da sie am 23. Mai vollkommen bewerkstelligt war, ging die Expedition auch noch am selben Abend ab. Sie bestand aus 6 Linienschiffen und 20 Dampfern unter Befehl der Viceadmirale Lyons und Bruat. Die Fahrt aus dem Hafen von Kamiesch nach der Meerenge von Kertsch war vom besten Wetter begünstigt.

Sofort steuerte man die Meerenge hinauf, die beim Eingange 1½ bis 1⅔ deutsche Meilen breit ist. Am Ufer sah man einige Kosaken ab und zureiten und auf dem Balkon des Leuchtthurmes bemerkte man eine Gruppe von Leuten, welche die Schiffe beobachteten. Sobald die Flotte im Angesichte des Vorgebirges Akl-Burunn sich befand, wo die Russen mehrere Strandbatterien hatten (die Paulsbatterien), fand die erste Kanonade statt, die aber von sehr kurzer Dauer war, denn schon um 1 Uhr 40 Minuten fand eine furchtbare Pulver-Explosion am Lande statt; um 2 Uhr 15 Min. erfolgte eine zweite, 10 Minuten später eine dritte und um 3 Uhr die vierte und großartigste von allen. Eine halbe Stunde lang folgte Knall auf Knall, die Russen zerstörten ihre Magazine, und zogen theils hinter die Hügel von Kertsch, theils in der Richtung von Jeni-Kale ab. Sofort begann nun die Ausschiffung der Truppen zwischen dem nördlich vom Kap Kamiesch-Burunn gelegenen Salzsee und der vorspringenden Klippenreihe des kleinen Weilers Ambalaki. Die Transportschiffe ankerten mehr gegen Süden, die schweren Dampfer weiter draußen im Tiefwasser.

Die beiden Viceadmirale, Sir Edmund Lyons (Engländer) und Bruat (Franzose) waren am Bord des „Vesuvius," um über das Weitere zu berathen. Es konnte nicht leicht einen zur Ausschiffung geeigneteren Platz geben, als den von Kamiesch-Burunn. Die Gegend, ganz ähnlich der um Eupatoria, wird von mehreren Seen und Sümpfen durchschnitten, so daß nur schmale Zugänge nach dem Lande vorhanden sind, welche von den Schiffskanonen der Alliirten bestrichen, jeden Widerstand eines Feindestrupps unmöglich gemacht haben würden. Ein Intermezzo der interessantesten Art bot sich bald zu Aller Vergnügen dar. Einer der feindlichen Dampfer war nämlich aus der Bucht von Kertsch ausgelaufen und eilte mit voller Maschinenkraft der Meerenge von Jeni-Kale zu. Er war wie ein Schooner getackelt und die Alliirten wußten anfänglich nicht, ob es ein russisches Regierungsschiff sei. Hinter ihm drein schoß eins der kleinen Kanonenboote der Alliirten, mitten durch die Untiefen hindurch und grade, als er das Cap passirte, schlüpften auch zwei russische Kauffahrer ins Freie, um nach Jeni-Kale zu entfliehen, während vom letzteren Hafen (Jeni-Kale) ihnen ein großer russischer Schooner entgegenkam, um sie von dem kleinen Verfolger in Schutz zu nehmen. Das kleine Kanonenboot, eine wahrhafte Nußschale gegen die feindlichen Schiffe, ließ sich jedoch nicht schrecken, obwohl die Schüsse von den Forts rechts und links neben ihm einschlugen. Aber nun, da er Succurs sah, bekam der fliehende russische Dampfer Courage, brachte seine Maschine zum Stehen, um den Kampf aufzunehmen. Das Kanonenbot steuerte jedoch keck auf die beiden feindlichen Schooner los und feuerte seinen ersten Schuß auf den Dampfer ab. Der Russe erlitt keinen Schaden, da die Kugel weit über ihn hinausflog, aber er war nun vollkommen überzeugt, daß die kleine Nußschaale Geschütze von sehr respektablem Kaliber führe und ohne einen zweiten Schuß abzuwarten, der vielleicht schlechter ablaufen konnte, suchten Dampfer und Schooner das Weite, von dem kleinen Schonner hart verfolgt, obwohl jetzt auch von den Batterien, die auf der Landspitze von Jeni-Kale postirt waren, lustig auf dasselbe gefeuert

wurde. Zum Glück bekam es einen Kampfgenossen an einem zweiten Kanonenboote, welches Admiral Lyons als Succurs ihm zuschickte und diese Beiden zusammen jagten, bis zu Sonnenuntergang wie Falken all die kleinen Schiffe auf, die sich in Vertiefungen längs der Küste eingenistet hatten und sich geborgen glaubten. Die russischen Batterien auf den Sandbänken thaten ihr Möglichstes, den Lauf der kecken Abenteurer aufzuhalten, aber mittlerweile waren mehre englische und französische Schiffe nachgerückt und die Angelegenheit wurde so ernst, daß die Russen, welche sich nicht halten konnten, ihre Magazine in die Luft sprengten und abzogen.

Bald darauf folgte das Fort von Jeni-Kale diesem Beispiele. Während die Truppen längs der Küste die Straße nach Kertsch marschirten, lief auch ein Theil der Schiffe der Alliirten in die Bucht von Kertsch ein. General Wrangel, der Commandirende der russischen Truppen im östlichen Theile der Krimm, hatte wacker schießen lassen, indeß um halb sieben Uhr stellte er das Feuer ein, befahl die Vernichtung der in der Stadt Kertsch vorhandenen Vorräthe von Getreide und Fourage, so wie die Zerstörung derjenigen Schiffe, welche dem Feinde zur Beute werden konnten. Laut dieser Ordre wurden verbrannt: der Kriegsdampfer „Mogutschi", welcher wegen nöthig gewordener Reparatur ohne Maschine war; die Privat-Dampfschiffe „Berdiansk" und der „Donez." Jetzt folgte in der Stadt Explosion auf Explosion, die einzelnen Geschütze entluden sich, hier brannte ein Schiff, dort ein Haus, ein Heuschober, ein Magazin, so daß der Mond vor lauter Rauch die ganze Nacht nicht zu sehen war.

Die Landungstruppen, welche nach Kertsch und Jeni-Kale marschirt waren, zwangen die sich nach Sulvanovka zurückziehenden Russen zur Wahl einer andern als der Poststraße, welche direkt nach genanntem Orte führt und im besten Zustande war. Sie mußten einen andern, sehr unbequemen, parallel mit dem Asowschen Meere sich hinziehenden Weg einschlagen, was General Wrangel in seinem Berichte an den Oberbefehlshaber in der Krimm, Fürsten Gortschakoff, als einen näheren Weg bezeichnete.

So waren denn die Alliirten Herren von Kertsch und folglich die Beherrscher der Meerenge und der Straße nach Simferopol, Backtschiserai und Sebastopol. Der russische Dampfer, auf den das englische Kanonenboot so kek Jagd machte, und welcher der „Argonaut" hieß, führte, wie die Alliirten später erfuhren, die Staatscasse von Kertsch am Bord. Er entkam glücklich, mußte aber den feindlichen Schiffen zwei mit werthvollen Gegenständen und mit einem Theile des Civil- und Militärarchivs beladene Barken überlassen, die er nicht mit fortbringen konnte. Die Verwirrung der zu Wasser und zu Lande überfallenen Russen war so groß, daß sie die in der Citadelle untergebrachten Verwundeten von Sebastopol, von denen man einen Theil hierher geschafft hatte, zurückließen. Ehe sie Jeni-Kale räumten, sprengten sie noch ein Pulvermagazin in die Luft, welches gegen 30000 Kilogramme Pulver enthielt. Die Erschütterung war so groß, daß mehre Häuser zerstört wurden und daß die 10 Meilen davon ankernden Schiffe dieselbe stark verspürten. Auch hier hatten die Russen ihr gewöhnliches Manövre des Schiffversenkens im vergangenem Jahre 1851 in Ausführung gebracht und zwar an Zahl 40; aber die starke Strömung hatte den Russen die meisten dieser am Boden des Meeres geborgenen Geheimnisse während der Wintermonate mit fortgerissen.

„Wäre," sagte der Vice-Admiral Lyons in seinem Berichte — „die Expedition nur noch eine kurze Zeit verschoben worden, würde sie auf bedeutende Schwierigkeiten gestoßen sein, indem die Russen sehr eifrig damit beschäftigt waren, die Befestigungen nach der Seeseite zu verstärken und die von der Strömung fortgeführten versenkten Schiffe durch andere zu ersetzen. Trotzdem die Russen vor ihrem Abzug im Vernichten das Möglichste leisteten, so fielen den Alliirten doch noch 17000 Tonnen Kohlen in die Hand, welche sie für ihre Dampfer sehr gut benutzen konnten. Das gut

ausgestattete Arsenal von Kertsch hatte gleiches Schicksal, ebenso das prächtige Antikenkabinet, welches eine besondere Zierde von Kertsch war und nun auf die Schiffe der Alliirten gebracht wurde. Außerdem fand man in den Batterien, welche den Hafen von Kertsch und die Meerenge von Jeni-Kale vertheidigten, 80 Geschütze vom schwersten Kaliber sämmtlich vernagelt.

Der französische General d'Autmarre schlug außerhalb der Stadt an einer sehr günstigen, durch natürliche Hindernisse gut gesicherten Stelle sein Lager auf und ernannte, um in der Stadt die Ordnung, die natürlich durch so plötzlichen Wechsel der Herrschaft sehr gestört worden war, wieder ins Gleis zu bringen, einen Platz-Commandanten. Man fand als völlig brauchbar das Militärhospital, welches bis an 150 Kranke aufnehmen konnte. Wären nicht zwei damit verbundene Gebäude verbrannt gewesen, würde man einen bequemen Raum für eine Anzahl von 350 — 400 Kranke gehabt haben. In diesem noch vorgefundenen Hospitale existirten noch 30 bei Sebastopol verwundete Russen. Auch in den Dörfern der Umgegend hatte man eine ziemliche Anzahl derselben untergebracht, die von Militärärzten behandelt wurden. Einer dieser Aerzte war ein geborner Sachse und erklärte dem französischen General, daß vor wenig Tagen erst vom Fürsten Gortschakoff der Befehl angelangt sei, Anstalten zur Aufnahme von 10 — 15000 verwundeter Russen zu treffen.

Das erste Geschäft der Franzosen bestand darin, 250 Stück Ochsen und eben so viele Schaafe einzufangen, damit sie und die Mannschaft der Flotte frische Nahrungsmittel hatten; die Engländer, im Besitz von 50 Husaren betrieben das Einfangen der Heerden in größerem Maßstabe, nämlich in der Umgegend. Der Bericht d'Autmarres schilderte die Stadt Kertsch als sehr reich und meldete, die Einwohner wären fast alle in der Stadt geblieben. Die von Jeni-Kale dagegen folgten indeß der russischen Besatzung. Engländer und Franzosen führten sich in Kertsch und in Jeni-Kale schlecht genug auf. Alle Häuser in Jeni-Kale wurden erbrochen, nur wenige wurden durch aufgestellte Schildwachen vor der Plünderung bewahrt. Was sich nur immer fortschleppen ließ: Spiegel, Bettzeug, Möbel, Kleider u. s. w. wurden von den Matrosen nach den Schiffen entführt, bis der General Sir George Brown, der hier commandirte, durch einen mit Prügelstrafe drohenden Tagesbefehl dem Unfug ein Ende machte. Die freundliche, saubere und gut gebaute Stadt, die wie eine deutsche oder belgische Stadt aussehen soll, hatte eben so viel zu leiden. Die Kertsch besetzenden Truppen verödeten die Stadt durch ihre schändliche Plünderungswuth, sogar die Tataren entflohen zuletzt, um wenigstens das von ihren Habseligkeiten zu retten, was sie auf dem Rücken fortbringen konnten. Nur halbverhungerte Weiber und Kinder — etwa 200 — blieben zurück, die als ein Bild des größten Elends sich zusammenkauernd lagerten und deren man sich schließlich erbarmen mußte. Alle Verordnungen gegen das Plündern waren fruchtlos, weil sie schlecht gehandhabt wurden. Den Türken und den Franzosen ließ man ganz freie Hand, die Matrosen zertrümmerten Alles, was sie nicht fortbringen konnten. Alle Häuser in der Stadt, die allerärmsten, wie die allerschönsten am Quai, wurden erbrochen, verwüstet, ausgeplündert, nur das Palais des Fürsten Woronzoff, wo ein an allen Gliedern gelähmter Diener des Fürsten in einem Lehnstuhle Wache hielt, blieb verschont. Das Palais war ausdrücklich unter englischen und französischen Schutz gestellt worden. Dagegen fand sich's, daß der östreichische Consul große Kornvorräthe auf dem Lager hatte und die Magazine so hatte anstreichen lassen, als wären es Bestandtheile seines Wohnhauses. Seine Vorräthe wurden wie die andern zerstört. Welches Vernichtungssystem! was die Russen bezüglich der Proviantvorräthe nicht hatten verbrennen können, hatten sie mit Kalkwasser angefeuchtet und solchergestalt gänzlich unbrauchbar gemacht.

In Bezug auf die von den abziehenden Russen vernichteten Lebensmittel sagte Admiral Lyons, daß sie hingereicht haben würden, um

ein 100 Mann starkes Corps auf beinahe 4 Monate lang mit Rationen zu versehen und fügte hinzu, daß die Russen kurz vor Ankunft der Alliirten begonnen haben, täglich 1500 Karren, jeder mit Getreide oder Mehl im Gewicht von einer halben Tonne beladen, nach Sebastopol zu senden, was nun natürlich sein Ende ereicht hatte.

Sehr interessant ist der Bericht des Admirals Bruat über die Einfahrt in die Meerenge und die Hindernisse, welche die Flotten daselbst fanden.

„Wir wußten, daß der Feind auf dem St. Pauls-Cap eine Batterie von 26 Geschützen von schwerem Kaliber und auf dem Cap Akt-Burunn eine andere Batterie von 3 Geschützen errichtet hatte. Diese Batterien waren nicht das einzige Hinderniß, welches die Russen für den Fall hergestellt hatten, daß Schiffe den Versuch machen sollten, die Vorbeifahrt beim St. Pauls-Cap zu erzwingen; sie hatten außerdem eine große Anzahl Schiffe im Fahrwasser versenkt. Durch die Strömung und durch das Schmelzen des Eises zerstreut, bildeten die versenkten Schiffe eben so viele Klippen, vor denen wir uns durch Sondiren nicht hüten konnten und deren Lage uns vollkommen unbekannt war. Ferner hatte der Feind Bojen gelegt, die zum Explodiren bestimmt waren. Mehrere solcher Bojen fanden wir im Arsenale zu Kertsch, wo wir sie mit Mühe prüfen konnten. Ein von einer Gutta-Pertcha-Umhüllung umgebener dreifacher Messingdraht setzte diese Vorrichtung mit einem in der St. Pauls-Batterie angebrachten elektrischen Apparate in Verbindung. Es war also leicht, diese unterseeischen Petarden, deren Wirkung, wenn die Explosion zu rechter Zeit stattfand, entscheidend sein mußte, sofort unter den Flanken unserer Schiffe springen zu lassen, während dieselben in der Meerenge beschäftigt waren. Obgleich diese Vorkehrung der Russen uns so gut wie unbekannt war, so rechneten wir doch darauf, bei unserer Vorbeifahrt am St. Pauls-Cap auf einen der beträchtlichen Anstrengungen, welche der Feind zur Armirung dieser Position gemacht hatte, entsprechenden Widerstand zu stoßen; allein wir rechneten auch darauf, durch die vereinigten Anstrengungen der verbündeten Truppen und der beiden Flotten über diese Hindernisse zu triumphiren. Gegen 2 Uhr Nachmittags (am 24. Mai) hatte ich meine Flagge aufgehißt. Ich steuerte nach dem St. Pauls-Vorgebirge zu, um die Werke derselben mehr in der Nähe zu rekognosciren, als eine heftige Explosion, der bald ein Knall nach dem andern folgte, mir zeigte, daß die Russen ihr Pulvermagazin auffliegen ließen, und darauf verzichteten, uns diese erste Durchfahrt streitig zu machen. Das Aufgeben des Caps St. Paul schien darauf hinzudeuten, daß der Feind sich eine vortheilhaftere Vertheidigungslinie vorbehalten hatte, hinter welcher er sich concentriren wollte, uns zu erwarten. Das alte Kastel von Jeni-Kale bot dem russischen Heere auch in der That eine Verschanzung, hinter deren sehr dicken Mauern er das Feuer der Feldartillerie ziemlich lange hätte aushalten können. Eine lange aus armirten Transportschiffen und schwimmenden Batterien gebildete Linie sperrte diesen zweiten Durchgang, dessen Wassertiefe nicht mehr als 13 Fuß beträgt und folglich nur für Aviso's und Kanonenboote zugänglich ist. Diese Linie vereinigte ihr Feuer mit dem Kreuzfeuer der Batterien von Jeni-Kale und der vor Kurzem auf der Gheska-Bank errichteten Streichbatterie. Ueber diesen Theil der Meerenge waren wir nur unvollkommen unterrichtet, und wir mußten voraussetzen, daß wir eine so starke Position nicht ohne den heißesten Kampf nehmen würden. Diese Hindernisse sollten jedoch eben so leicht verschwinden wie die früheren."

Gegen 8 Uhr Abends war Alles vorüber und die Alliirten Herren der Positionen. Es ist in der That unglaublich, daß die Russen erst solche riesige Anstrengungen machen konnten und dann nach kurzem Kampfe aufgaben. In der Kriegsgeschichte kommen derlei Selbstverleugnung zum Glück nicht oft vor. Ohne Schwertstreich zogen die Verbündeten in Kertsch und Jeni-Kale ein. Das Glück begünstigte die Alliirten bei

dieser Expedition außerordentlich. Der Gouverneur von Kertsch hatte seine Effekten und Familie an Bord einer Mahone oder Galeasse bringen lassen, um dieselben nach Anapa übersetzen zu können. Als die Engländer anrückten, überließen die Russen, welche die Mahone begleiten sollten, das Schiff seinem Schicksal und es viel den Verbündeten in die Hände.

Man fand in demselben die ganze politische und administrative Correspondenz des Gouverneurs, Möbel und ein Kästchen mit einem Schlüssel, der zu einer großen Kiste gehören mußte, welche man aber trotz alles Suchens nicht entdecken konnte. Indeß was man gefunden hatte, war wichtig genug, nämlich einen sehr genauen Plan von Sebastopol mit genauen Angaben über die Stellungen der Verbündeten; einen andern, der mit gleicher Genauigkeit die Stellungen der Russen in der Krimm angab und eine Correspondenz, in der der russ. Oberbefehlshaber, Fürst Gortschakoff, die Aeußerung niedergelegt, daß Sebastopol sich nicht mehr lange werde halten können. Diese eigene Ueberzeugung des feindlichen Generalissimus von der Unhaltbarkeit seiner Stellung erfüllte die Alliirten mit den größten Hoffnungen. Das Ziel, um dessen Erreichung so viel Blut geflossen, so viele Tausende von Menschenleben verloren gegangen waren, stand ihnen in naher Aussicht, denn man erfuhr in Kertsch, daß die Russen während der bisher andauernden Belagerung von Sebastopol allein in der Festung 60,000 Mann durch Krankheiten aller Art eingebüßt hatten, und die Zelte auf der Nordseite Sebastopols, die die Verbündeten für Bestandtheile eines befestigten Lagers gehalten, nichts anderes als Hospitalzelte seien.

Ein Theil der Expedition war nun erfüllt, der andere bestand darin, das Asowsche Meer auszufegen, das heißt, alle russischen Schiffe und Vorräthe zu vernichten. Zu diesem Zwecke gingen zehn englische und vier französische am nächsten Tage in genanntes Meer, um es auszufegen und vollzogen diese Aufgabe auf's Vollkommenste. Die Welt, die bisher dem Kampfe gegen Rußland ihre vollste Aufmerksamkeit geschenkt, hatte Ursache zur größten Verwunderung, als täglich Berichte einliefen über die Handstreiche, welche die Alliirten außerhalb der Krimm gegen Rußland vollführten. Ja, alle Die, welche öffentlich oder in der Stille der Herzen den Russen den Sieg wünschten und Die, welche ein großes pomphaftes Gebräsch von der Kraft und Energie erhoben hatten, waren nicht wenig von der Kundgebung der Schwäche betroffen, welche die Russen in Kertsch, Jeni-Kale und in den Häfen des Asowschen Meeres an den Tag legten. Man wurde zu der Ueberzeugung gedrängt, die russische Energie habe sich bei der Vertheidigung von Sebastopol ganz ausgegeben und eben deshalb sei für andere Plätze keine Voraussicht, keine Thatkraft, kein Muth übrig geblieben. Da von Seiten der Verbündeten die Expedition nach Kertsch mit einer so verhältnißmäßig kleinen Macht unternommen wurde, so gereicht es den Angegriffenen zur Unehre, so rasch auf alle Vertheidigung Verzicht geleistet zu haben. Die russischen Heerführer können nicht zu Gunsten ihrer Ehre die Plötzlichkeit des Angriffs plaidiren, denn um auf denselben vorbereitet zu sein, hätte es nur ganz gewöhnlicher Vorsicht und gesunden Menschenverstandes bedurft. Man hatte sich mit dem schönen Gedanken beruhigt, die Flotte der Verbündeten besäße keine Plattkähne, um in seichtem Wasser fahren zu können. Warum glaubte man das? Weil die Verbündeten, ohne davon zu sprechen, Plattkähne nach der Levante transportirt, sie dort in verschiedenen Häfen unbeachtet liegen, zur Nachtzeit aber durch den Bosporus (Dardanellenstraße) bringen lassen, wo sie sich in den Häfen von Balaklava und Kamiesch sammelten, um die Russen mit ihrer Erscheinung zu überraschen.

Erstaunenswerth lautete die Vertheidigung der Russen bezüglich der von ihnen geschehenen Preisgebung der Plätze Kertsch, Jeni-Kale u. s. w. Sie sagten: „das Ereigniß (der Angriff d. Verbündeten) sei erwartet worden, und die Garnison von Kertsch habe längst Befehl gehabt, die

Uferbatterien für den Fall einer Landung der feindlichen Truppen zu verlassen und zu sprengen. Fürst Gortschakoff habe längst gerüstet auf irgend eine Unternehmung der Verbündeten gegen das Asowsche Meer, es aber zugleich für nothwendig erachtend, seine Kräfte concentrirt zu halten und sie nicht durch die Deckung des ganzen Gestades zu zersplittern, die Anordnung getroffen, daß für die in der Krimm stehenden Truppen der größte Theil der nöthigen Vorräthe zu Lande herbeigeführt wurde, trotz aller Vortheile eines Wassertransports." Es gehört ein starker Glaube dazu, um eine solche Anordnung für wahr hinzunehmen. Niemand beraubt sich ohne Noth seiner eigenen Vortheile und es ist constatirt worden, daß durch die Besitznahme des Asowschen Meeres die russische Streitmacht in der Krimm sehr bald eine Minderung ihrer täglichen Rationen erfuhr.

Da die Meerenge von Jeni-Kale ungefähr 14 Fuß Wassertiefe hat, so konnten die leichteren Dampfer der Verbündeten ohne bedeutende Hindernisse in's Asowsche Meer gelangen und die Handelsverbindungen dieses wichtigen Bassins zerstören. Gleich am nächsten Tage des 25. Mai fuhr die verbündete Dampfflotte ein und die Städte Berdiansk, Mariapol, Taganrog, Genitschi und Arabat erhielten von ihr höchst unerfreuliche Besuche. Am 26. Nachmittags ging ein Theil des kleinen Geschwaders vor dem Leuchthurm an der Spitze von Berdiansk vor Anker und nahm eine derartige Stellung ein, daß es den Hafen, den Strand und eine große Anzahl Handelsschiffe beherrschte. Vier Meilen weiter lagen noch mehrere russische Handelsschiffe bei einem großen Magazine. Unter Commandeur Osborne gingen die Boote der englischen Dampfer in Begleitung der französischen Schiffsboote an die Zerstörung dieser feindlichen Handelsschiffe und des Magazins. Ehe die Nacht noch einbrach, war dies traurige Geschäft abgethan, von 170 friedlichen Handelsschiffen schwammen nur brennende Trümmer am Strande hin. Einige dieser der Vernichtung verfallenen Schiffe hatten sich durch Flucht gerettet, wurden aber während der Nacht, mittels von englischen Kanonenbooten auf sie gemachter Jagd eingeholt und durch Feuer zerstört.

Am 27. Morgens legte sich das verbündete Geschwader vor Berdiansk bei, die „Miranda" in 15 Fuß Tiefe, die Kanonenboote in verhältnißmäßig noch geringerer Tiefe, in einer Lage, welche Stadt und Strand wirksam beherrschte. Hier fanden sie auf den Strand gelaufen, bis auf den Wasserspiegel (von den Russen) abgebrannt und im Stich gelassen, 4 Kriegsdampfer, die den Verbündeten bei Kertsch entwischt waren und unter Contre-Admiral Wolff gestanden hatten, dessen Flagge auf dem einen, dem „Moloditz", noch wehte. Nun landeten die kleinen englischen Boote mit den Marinesoldaten in Begleitung der französischen Schiffsboote, alle Regierungsschiffe und Vorräthe wurden vernichtet. Die Berdiansker leisteten der Uebermacht gegenüber, die ihnen ja spielend die Häuser über den Kopf zusammenschießen konnte, keinen Widerstand. Obwohl 5 Meilen von Berdiansk, in Petroskoi, 800 Kosaken mit Kanonen standen, so geschah von dieser Truppe doch nichts zum Schutze der Stadt. Außer den Schiffen wurden auch noch Korn-Magazine im Werthe von 50,000 Pfund Sterling zerstört. Nachdem dies Vernichtungswerk beendet war, empfing das Geschwader Befehl, sich auf den Weg nach Arabat zu machen, während zwei andere Schiffe nach Genitschi gingen, um den Eingang in den Siwasch oder faule Meer zu beherrschen, der „Curlew" mußte zwischen der Landspitze Kriwaja und Sand-Island kreuzen, um zu verhindern, daß russische Schiffe in den Don entwischten.

Am 28. Mai Morgens kam Sir Lyons Geschwader vor Arabat an und begann die Beschießung des mit 30 Kanonen armirten Forts. Eine Bombe von den Schiffen traf das russische Pulvermagazin, das mit entsetzlichem Gekrach in die Luft flog. Die Schiffe der Verbündeten hielten sich außerhalb des Bereichs der feindlichen Kugeln und erlitten daher fast gar

keine Beschädigung, dagegen richteten ihre Hohlkugeln in den russischen Werken und die Pulver-Explosion vielen Schaden an. Da die Besatzung von Arabat zu stark war, konnte von keinem Landungsversuche die Rede sein, weshalb das Geschwader nach Genitschi ging, welches ein hartes Schicksal erfuhr. Die Verbündeten landeten dort eine starke Abtheilung von Matrosen und Seetruppen, die mit einer wahrhaft höllischen Schnelligkeit Bauten, welche der russischen Regierung große Summen gekostet, dem Boden gleich machten. Das große Regierungsdepot und 90 Schiffe wurden gänzlich zerstört.

Nun ging die Fahrt nach Taganrog.

An einem schönen Morgen um 6 Uhr steuerte die Verbündete Escadre gegen die letztgenannte Stadt, 4 Dampfer sonderten sich von den andern, nahmen an 50 Kanonenboote und Ruderfahrzeuge mit und näherten sich Taganrog bis auf eine Werst weit. Ein kleines Boot unter weißer Flagge kam mit Parlamentären an die Woronzoff-Anfahrt und der Gouverneur der Stadt, Generallieutenant Krassnow, fragen ließ, weshalb sie gekommen seien, antwortete man mit der Forderung, Taganrog unverzüglich zu übergeben und die Truppen herauszuführen, im Fall der Weigerung wurde gedroht, die Stadt mit der starken Landungsmannschaft, welche sie bei sich führten, zu nehmen. Das von der starken Landungsmannschaft war ein unschuldiger Schuß in's Blaue, denn das Geschwader führte keine Landtruppen mit sich. Der Gouverneur schlug das Ansinnen rund ab, worauf die Verbündeten ihre Dampfer und 50 verschiedene mit Kanonen bewaffnete Fahrzeuge gegenüber der Holzbörse in Reih und Glied aufstellten und eine infernalische Kanonade, die $6\frac{1}{2}$ Stunde dauerte, eröffneten. Zu gleicher Zeit agirten 7 große englische Schiffe mit Bomben- und Raketen-Geschossen armirt, in Parabeln gegen die Stadt, von der sie ziemlich entfernt standen. Unaufhörlich platzten Bomben und Granaten, flogen Kartätschen, sausten Raketen, pfiffen Büchsenkugeln. In der Stadt brach Feuer aus, besonders auf der Börse, in der griechischen Straße und in der Kaufreihe und um $3\frac{1}{2}$ Uhr setzten die Verbündeten 300 Mann von ihren Booten aus und dirigirten sie gegen die Erhebung bei der Kirche Zaar Constantin. Die Landungstruppen begannen, hinter Buschwerk versteckt, ihr Feuer: „allein, so lautete der russ. Bericht — „der verabschiedete Obristlieutenant Makedonski, der das Commando einer Truppe Russen übernommen, zwang diese feindlichen Schützen zum Weichen und warf sie mit einem herzhaften Bajonettangriff über den Haufen, so daß sie sich auf's Eiligste in ihre Boote flüchten mußten.“ Daß die Gelandeten sich ohne harten Kampf nicht zurückzogen, ist wohl anzunehmen und mehr als merkwürdig ist die russische Angabe, daß nur ein Kosak den Tod bei der ganzen Affaire fand. Der eine Kosak ist ein wahrhaftes Verhängniß für die Russen geworden. Nach was schossen denn die gelandeten verbündeten Seetruppen, als sie von den Russen angegriffen worden? möchte man fragen. Die Kanonade wurde nun zu einer Höhe der Furchtbarkeit gesteigert, als wenn Erde und Meer zum Untergang gebracht werden sollten, indeß das in der Stadt auflodernde Feuer zeigte deutlich, daß der Zweck, „die Vernichtung,“ erreicht worden, und die Escadre zog sich zurück auf 15 Werst und steuerte am andern Tage nach Mariapol zu, wo es auch nicht anders zuging, die Zerstörung dieser kleinen Stadt war das Werk weniger Stunden. Daß außer den Gebäuden der russischen Regierung auch viel Hab und Gut von Privatpersonen vernichtet wurde, war bei solchen Bombardements unvermeidlich. So verloren zwei östreichische Unterthanen, der in Taganrog angesiedelte Kaufmann Tircovich und der in Mariapol wohnende Kaufmann Mimbelli ihre sämmtliche Habe und wurden zu Bettlern.

Taganrog ist die Perle der Städte am Asowschen Meere zu nennen. Dicht am Meere erhebt sich steil ein felsigtes Ufer zu einem ansehnlichen Berge, der mit Gruppen von schönen Kirchen und Gebäuden bedeckt ist. Die Häuser sind beinahe sämmtlich von Stein, im neuesten

Style erbaut und durch schöne breite Straßen geschieden. Vor der Stadt befinden sich Alleen, Gärten, grüne Wiesen und entfernter reiche Getreidefelder. Unter der Stadt breitet sich die Rhede mit ihren Schiffen aus, während vor derselben das schöne Zollhaus, von vielen Speichern zum Aufbewahren der Waaren umgeben, gelegen ist. Unmittelbar vor der Stadt liegt der schöne und von dem jetzigen Gouverneur vortrefflich eingerichtete Kronsgarten, der Lieblingsaufenthalt des verstorbenen Kaisers Alexander I. Von dem östlichen hohen, steilabgerissenen Ufer führt eine prachtvolle steinerne Treppe auf 164 breiten Stufen hinab zum Strande. Man hat hier das herrlichste Diorama, so daß das Auge, selbst nach langem wiederholten Anschauen nur ungern von den pittoresken Gegenständen sich abwendet.

Den sonderbarsten Anblick gewähren indeß ganze Züge von 10 bis 100 einspänigen Karren, welche, je nach dem herrschenden Winde 1 bis 1½ Werst weit ins Meer nach kleinen Fahrzeugen hinfahren, um Waaren aus- und einzuladen; denn wegen Seichtheit des Wassers können sich nur kleine Schiffe dem Ufer nähern, größere müssen 10 bis 20 Werst davon Anker werfen. Der Grund des Meeres besteht hier aus fest gelagertem Sande, ohne alle Vertiefungen. Das Wasser reicht den Pferden gewöhnlich nur bis an den Bauch, so daß das Ein- und Ausladen der Waaren völlig gefahrlos vor sich geht. Die eigentliche Schiffsrhede ist auf der Südseite, in einer Entfernung jedoch von 12 bis 30 Werst, je nach der Größe der Schiffe, wo die Tiefe der See dennoch nicht über 14 Fuß beträgt. Der von Peter d. Gr. erbaute Hafen ist jetzt versandet, eben so sind auch die Wälle, womit sonst die Stadt umgeben war, verfallen und werden zu Promenaden und Anlegung neuer Häuser benutzt. So viel Schönheit auch Taganrog besitzt, so hat es doch eine Plage, die den Aufenthalt daselbst oft sehr verleidet. Das sind die Moskito, ein kleines Insekt, dessen Stiche empfindlich schmerzen. Die Landleute in und um Taganrog tragen den Sommer über unausgesetzt ein feines mit Fischöl oder Theer getränktes Netz vor dem Gesicht. In den Häusern muß vielmal des Tags mit Wermuthkraut, das in ungeheurer Menge in der Steppe vorkommt und auch als Feuerungsmaterial benutzt wird, geräuchert werden. Nur diesem Rauche allein, weichen die zudringlichen Moskitos. Tabacksrauch thut ihnen nichts. Mit brennenden Büscheln dieses Krautes macht jeder Bewohner vorm Schlafengehen die Runde durch sein Logis und auf den Pachthöfen ist man genöthigt, um das Vieh vor den Stichen dieser Insekten zu schützen, ganze Scheiterhaufen dieses Krautes die Nacht über brennen zu lassen. Die Thiere, wohl wissend, daß nur dieser Rauch ihnen Schutz gegen die Stiche der Moskitos giebt, lagern sich um das Feuer und schlafen mit ihren Köpfen im dichtesten Rauche. Es giebt auch noch andere recht anständige Landplagen hier, Heuschrecken, Taranteln, Schwabenkäfer und in ungeheuren Zügen Frösche der größten Art.

Das Asowsche Meer bildet im eigentlichsten Sinne einen Kanal für den Transport von Gütern, die nach den Häfen des Schwarzen Meeres bestimmt sind und von da weiter gehen oder auch daselbst bleiben. Die Transporte gehen von Moskau, dem Centralpunkte Rußlands, die Wolga hinunter bis Dubowka. Von hier aus werden sie eine Strecke von 9 Meilen lang zu Lande nach der Staniza Katschalinskaja am Don geführt. Der Don ist auf 130 Meilen für kleinere Fahrzeuge schiffbar und auf ihm kommen die Transporte ins Asowsche Meer. Die Zahl der größeren und kleineren Schiffe, die dasselbe befahren, geben die Russen auf 323 von 13,687 Tonnengehalt an, unter ihnen befinden sich allein 67 Briggs. Diese Schiffe, welche von den Alliirten sämmtlich zerstört worden sind, haben stets zum Waarentransport von Taganrog und Berdiansk nach Kertsch und zur Verschiffung der Mundvorräthe von der am Don gelegenen Stadt Rostow nach Sebastopol und der tscherkessischen Küste gedient. Auch Rostow, wo bedeutende Niederlagen von Ge-

treide und überhaupt Lebensbedürfnissen aufgespeichert sind, würde von den Alliirten jedenfalls besucht worden sein, wenn die Mündungen des Dons bis auf circa 1 Meile ins Meer so versandet wären, daß nur Boote von 5 höchstens 6 Fuß Tiefgang einlaufen können. Auch das kleine, erst 1848 gegründete Städtchen Eisk oder Gheisk entging nicht der Aufmerksamkeit der Verbündeten, es erfuhr, wenn auch kein so hartes Schicksal wie Taganrog, ward aber doch stark mitgenommen. Der russische Commandant von Gheisk ergab sich gutwillig in das ausbedungene Zerstörungswerk, um das Städtchen zu retten. Demnach landeten die Marinesoldaten der „Miranda" unter Befehl des ersten Lieutenants Macnamara nebst einer Anzahl Franzosen und zerstörten die großen am Strande zur Beförderung nach der Krimm aufgeschichteten Heuvorräthe, mehrere Tausend Quarters Weizen u. s. w. Während dieser Zeit gingen die commandirenden Offiziere durch die Stadt und ließen sich alle Magazine öffnen, um zu sehen ob keine Umgehung der Bedingungen versucht und alle Kriegscontrebande vernichtet werde. Die in Mariapol, Gheisk und Kiten (auch ein kleiner Ort am Strande in der Nähe von Arabat) zerstörten Getreide-, Mehl- und Heuvorräthe waren laut officiellem Bericht, zur Versorgung der russischen Armee in der Krimm bestimmt und so groß, daß in einzelnen Fällen am achten Tage nach ihrer Anzündung die Flammen noch nicht völlig verloschen waren. Binnen 4 Tagen hatten die Verbündeten nicht nur 240 Schiffe, sondern auch 6 Millionen Getreide- und Mehlrationen vernichtet und ihre Dampfer flankirten überall umher, um dies Meer rein zu fegen. Außer den angegebenen 6 Millionen haben die Russen selbst noch eine ungeheure Menge Vorräthe verbrannt und verdorben, außerdem fiel noch ein nicht minder großer Theil den Alliirten in die Hände. Von selbst wird der Leser zu der Frage sich gedrungen fühlen: lagern in den Hafenstädten des Asowschen Meeres beständig so viel Vorräthe? Nein. Der Frühling allein ist die Zeit, die solche Vorräthe daselbst herbeiführt. Die Verproviantirung der fernen Gegenden Rußlands kann nur im Frühling bewirkt werden, wo der Regen und das Thauwetter alle Bäche und kleinen Flüsse anschwellt, so daß man mit breiten und flachen Fahrzeugen, Strusen genannt, den ganzen Süden und Norden des großen Reiches durchschiffen kann. Die Russen hatten demzufolge den Frühling benutzt, um der Krimm, welche aus eigenen Mitteln nicht einmal ihre dünne Bevölkerung, viel weniger die große russische Armee ernähren kann, den nöthigen Proviant aus ganz Südrußland durch die Nebenflüsse des Don und durch diesen Strom zugeführt, daher die Anhäufung so ungeheurer Vorräthe, die man ans Land gebracht hatte, da ihr Transport zur See nach der Krimm durch die Verbündeten unmöglich gemacht wurde und die Magazine von Kertsch und Jeni-Kale die unermeßliche Menge nicht hätte fassen können.

Wir erwähnten, daß ein großer Theil der Vorräthe in der Alliirten Hände fiel. Dies geschah theils, daß sie damit beladener Schiffe sich bemächtigten, theils auch, daß ihnen verrathen wurde, wo große Vorräthe versteckt waren. Man hatte nämlich, wie es in der Walachei, Bessarabien, Ungarn und selbst in Rußland gebräuchlich ist, eine feindliche Ueberraschung fürchtend, Getreide-Vorräthe in sogenannte Fruchtgruben verborgen. Dies sind außerordentlich breite und tiefe Gruben, die, sobald sie mit Getreide gefüllt sind, mit Erde und Kiessand überdeckt werden, so daß Niemand zu der Vermuthung geleitet werden kann, er wandle auf einem unterirdischen Speicher. Dies entdeckte Geheimniß brachte den Alliirten keinen unerheblichen Nutzen, denn sie bemächtigten sich der so verborgenen Schätze, wo sie deren fanden.

Die Einnahme von Kertsch und Jeni-Kale hatte die auf den Gang der Kriegsereignisse Aufmerksamen aller Länder in Staunen versetzt, gleich darauf erscholl noch eine Kunde, welche fast unglaublich schien und doch als Wahrheit sich erwies, wie die Razzia der Verbündeten

ins Asowsche Meer eine Wahrheit war, an der jeder Widerspruch abprallte. Dies unglaublich scheinende Ereigniß war die Räumung Anapas durch die Russen.

Gleich nach der Einnahme von Kertsch und Jeni-Kale ging eine Abtheilung des alliirten Geschwaders die tscherkessische Küste hinab, um die Räumung dieser Seefestung von den Russen zu erzwingen. — Anapa ist eine Festung an der westlichen Spitze des Kaukasus, an der Küste von Abchasien, mit gutem Hafen und ohngefähr 8000 Einwohnern, darunter viele wohlhabende Kaufleute. In den russisch-türkischen Kriegen wurde Anapa wiederholt von den Russen zerstört und am 18. Juni 1829 abermals durch ein russisches Geschwader von Sebastopol aus erobert. Als Rußland im Jahre 1828 den Krieg gegen die Türkei begann, beruhigte es Europa durch die feierliche Erklärung, daß es keine Gebietsvergrößerung suche. Diese Erklärung war sehr schön, als aber der Friede von Adrianopel diesen Feldzug beendete, wußte es sich, im Vertrauen auf die Unwissenheit oder Gleichgültigkeit anderer Staaten, blos die ganze Pontusküste, von der Mündung des Kuban bis zum Fort St. Nicolaus, dies mit eingeschlossen, also einen Küstenstrich von beinahe 300 englischen Meilen, „auf ewige Zeiten" einzuverleiben.

Rußland hat in der That bewunderungswürdige Ansichten vom Worthalten und noch bewunderungswürdiger ist es, daß sich noch keine Großmacht bereitwillig gefunden hat, ihm auseinander zu setzen, was eigentlich Worthalten sei und zu bedeuten habe. Im Jahre 1791 versprach es durch den Tractat von Jassy, den Kuban als Südgrenze des russischen Reiches zu betrachten, mithin war das linke Ufer dieses Flusses, der in das Asowsche Meer in der Gegend von Jeni-Kale einmündet, türkisches Besitzthum. Wenn es nun im Friedensvertrage von Adrianopel auf diesem linken türkischen Ufer des Kuban einen Küstenstrich von fast 300 englischen Seemeilen an sich riß und seiner Erklärung, keine Gebietsvermehrung zu beabsichtigen, dadurch offen und durch die That widersprach, so bleibt nichts übrig, als die Frage, was ist in Rußland Gebietsvergrößerung? Das dürfte dem gegebenen Beispiele nach schwer zu entscheiden sein.

Daß Anapa kein schwaches Fort war, welches es mit dieser 300meiligen Einverleibung an sich brachte, zeigte das historische Factum, daß genanntes Fort 1828 erst nach einem Widerstande von 32 Tagen in die Hand der Russen fiel, obgleich die Belagerungs-Expedition unter Fürst Menschikow und Admiral Greig, aus 8 Linienschiffen, 4 Fregatten, 21 Corvetten und andern Schiffen nebst 7000 Mann Landungstruppen bestand. Als im Jahre 1854 ein englisches Geschwader das Fort Anapa recognoscirte, lautete der Bericht dahin, daß es ohne eine ansehnliche Anzahl Landungstruppen unangreifbar sei und nun im Jahre 1855 räumten die Russen, ohne es erst zu einer Belagerung kommen zu lassen, diesen festen Platz! die Welt fand es unbegreiflich und Rußland gewann eben nicht an Ruhm dadurch. Man kann nichts anderes annehmen, als daß der Schreck hier das Meiste gethan. Die Besatzung des Platzes hatte die Ordre, die kleineren Forts zu verlassen, welche einem energischen Angriffe nicht zu widerstehn vermochten, wenn sie sie ernstlich bedroht sähen und nur Anapa, wenn möglich, zu halten. Die Tscherkessen, welche von der Expedition der Verbündeten wußten, sammelten sich in immer bedenklicherer Weise in der Nähe von Anapa, dessen Gouverneur sich sehr gut erinnerte, daß zwischen den Tscherkessen und den Alliirten vor ein paar Monaten schon ein gemeinschaftlicher Angriff auf die russischen Befestigungen an der tscherkessischen Küste beschlossen worden, wenn auch nicht in Ausführung gekommen war, da die Verbündeten vor Nowo-Rossyisk von den Tscherkessen im Stich gelassen wurden, glaubte jetzt der Ueberzeugung sein zu müssen, daß dies Bündniß erneuert sei. Er ließ daher die kleinen Forts räumen und zog deren Besatzung an sich. Sogleich nahmen die Tscherkessen die verlassenen Forts ein und drangen, da sie den Geg-

ner so kleinmüthig sahen, mit Ungestüm vor. Die Drohung der Tscherkessen, den 14 vollzähligen Bataillonen, die Anapas Besatzung ausmachten, den Rückzug abzuschneiden, so wie die Kunde von den Vortheilen, welche die Alliirten errungen, veranlaßten den Commandanten von Anapa, sich mit der Besatzung über den Kuban nach Cis-Kaukasien zurückzuziehen, nachdem er die meisten Laffetten hatte zerschlagen, die Schildzapfen der 79 Kanonen abbrechen, den größten Theil der Pulvermagazine in die Luft fliegen, die Casernen durch Feuer zerstören und in der Mauer, mit Hilfe der Mine, fünf beträchtliche Breschen machen lassen, und solchergestalt den nächsten Besitzern nur Ruinen überlieferte. Am rechten Ufer des Kuban machten die Russen Halt, wahrscheinlich, um den Tscherkessen den Weg über den Fluß zu wehren, indeß diese ließen sie ziehen und besetzten Anapa, welches die Alliirten ihnen zur Vertheidigung übergaben, um ihre militärischen Kräfte nicht durch Besatzung, vom eigentlichen Kriegsschauplatze in der Krim, entfernter Plätze zu zersplittern.

So fiel Anapa wieder in die Hand Derer, die natürliche Feinde Rußlands sind. Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß die Alliirten in der Bundesgenossenschaft der Tscherkessen oder Kaukasier überhaupt einen besonders guten Fund gethan haben, denn diese Bergvölker sind sehr wenig zuverlässig, wie sich auch später herausstellte. Nur die Nothwendigkeit des Augenblicks machte sie zu treuen Bundesgenossen. Als die Türken in Kleinasien von den Russen hart bedrängt wurden und eine Diversion von Seiten der Bergvölker den Bedrängten eine große wesentliche Hilfe gewesen sein würde, blieben sie theilnahmlos; Schamyl rührte sich nicht. Dieses Benehmen war abscheulich und hat sich auch an ihnen selbst gerächt, denn nach dem Friedensschlusse blieben sie vereinzelt in ihren Kämpfen gegen Rußland und auf demselben Standpunkte, auf dem sie vor Beginn des Krieges sich befunden hatten. Doch dies gehört einer späteren Auseinandersetzung in unserm vorliegenden Werke an.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Erstürmung des Malakoffthurmes.

Die Wiener Conferenz vom 15. März bis 4. Juni. — Lord Raglans Leichenbegängniß. — Ingenieur-General Tottleben. — Kamiesch. — Die Schlacht an der Brücke von Traktir. — Bestand des russischen Krimheeres vor der Schlacht an der Traktirbrücke. — Beginn des fünften Bombardements und dessen Schilderung. — Des Ingenieur-Generals Niel Bericht von den russischen Werken und dem Sturme auf diese. — Das in Ruinen liegende Sebastopol. — Die Verluste der Franzosen und Engländer. — Die Verluste der Russen. — Stellungen der Alliirten und der Russen. — General Bosquet. — Das Sebastopoler Hospital eine Höhle des Entsetzens.

Während der Frühling 1855 so blutige Blüthen für die kämpfenden Parteien trug, bemühten sich die Vertreter der streitenden Großmächte in einer mit dem 15. März beginnenden und

bis zum 4. Juni dauernden Conferenz zu Wien den Frieden herbei zu führen, aber dieser Versuch blieb eben so resultatlos, als die Kämpfe mit den blanken Waffen. Auf beiden Terrains, dem der Schlachten und dem der Diplomatie ward nichts Entscheidendes erzielt. Der Krieg hatte bis dahin (in März) den Alliirten noch keinen Erfolg gebracht und eben deshalb wollte Rußland, das im Zugestehn so außerordentlich hartnäckig ist, auf die Forderungen der Westmächte nicht eingehen. Da Rußland gleich von vornherein diese Zähigkeit in den Conferenz-Sitzungen, deren 14 abgehalten wurden, bekundet hatte, so war auch der resultatlose Ausgang auf diplomatischem Gebiete vorauszusehen.

Während die Westmächte durch eine Anbequemung an die Auffassungen Oestreichs diese Regierung in den Stand setzen wollten, eine Entscheidung treffen zu müssen und dabei die Hoffnung hegten, daß diese Entscheidung zu ihrem Gunsten ausfallen werde, versuchte Rußland durch halbe Zugeständnisse und scheinbares Entgegenkommen die Interessen der December-Verbündeten, Frankreich, England und Oestreich und der Pforte, zu spalten. Diese Politik war sehr schlau, denn indem Rußland scheinbar entgegenkam und halbe Zugeständnisse machte, handelte es ja im Versöhnung anstrebenden Sinne Oestreichs und es konnte gar leicht der Fall eintreten, daß Oestreich zufrieden mit dem scheinbar guten Willen Rußlands, zu seinen Bundesgenossen sagte: Wenn ihr diese Zugeständnisse Rußlands verwerft, so kann ich unmöglich mit euch einverstanden bleiben. Das wollte Rußland; aber es gelang ihm nicht, wie auch Oestreichs Vermittelungsversuche nicht gelangen, weil auf dem Kriegsschauplatze im Laufe der Ereignisse noch keine Dinge eingetreten waren, die dieselben unterstützt hätten.

Die Pforte hatte den Frieden wegen der tiefen Erschöpfung ihrer Staatskräfte durch den Krieg so nothwendig, daß ihre bei der Conferenz anwesenden Bevollmächtigten angewiesen waren, jedes Arrangement, welches ihr eine längere Dauer der Ruhe in Aussicht stelle, zu genehmigen, jedoch durften sie sich hinsichtlich des mit den Westmächten geschlossenen Vertrages auf keine einseitige Abwickelung einlassen. Hatte die Pforte den Frieden so nothwendig wie der einzelne Mensch die Luft zum Leben, so lag wieder eine andere Nothwendigkeit auf den Schultern des Kaisers Napoleon III. Er mußte darnach trachten, daß keine andere Militärmacht in Europa der Frankreichs überlegen wäre. Seine Aufgabe war ganz die seines Oheims. Außer dem möglichsten materiellen Wohlstand, mußte er den Franzosen Ruhm und Größe bieten und aus dieser Nothwendigkeit sind alle Maßregeln herzuleiten, welche von Seiten Napoleons bisher geschahen, um Frankreich vergessen zu machen, daß er sich mittels eines Staatsstreiches zu dessen Kaiser erhoben. Man muß ihm zugestehen, daß er seine Bahn mit besonderer Weisheit verfolgte und aus den Fehlern seines großen Oheims sehr nützliche Lehren sammelte. Er versteht sein Volk und dessen Charakter vollkommen und leitet denselben in seinem eigenen Interesse.

England krankte an Fehlern der wichtigsten Art. Sein früheres Ministerium Aberdeen hatte sich Rußland gegenüber in einer so großen Begriffsverwirrung und Schwäche befunden, daß es nur durch die zu einem großen Aufschwung gediehenen Volksmeinung beseitigt worden war und es bedurfte daher aller Anstrengungen, um diesen wichtigsten aller Fehler gut zu machen. Oestreich brauchte vor Allem Frieden, denn es gab in seinen Staaten aufrührerische Elemente genug, die niedergehalten werden mußten, um nicht zu einem Brande zu gedeihen, für den vielleicht kein Gegengewicht so leicht sich auffinden ließ. Den Westmächten war Alles daran gelegen, Oestreich zur kriegerischen Activität zu bringen, denn sobald dies erreicht wurde, sahen sich viele Staaten zweiten Ranges, namentlich die skandinavischen (schwedischen) Reiche gezwungen, in das Bündniß wider Rußland miteinzutreten. Geschah dies nicht, d. h. nahm Oestreich nicht activen Theil am Kriege, so blieb der Schauplatz des Letzteren, wie der mögliche Zielpunkt

des Kampfes scharf abgegrenzt. Die Kernpunkte der russischen Macht blieben demnach, da dies nicht geschah, unbedroht, unberührt, und welches fabelhafte Glück der westmächtlichen Waffen würde dazu gehört haben, um Rußland so tiefe Wunden zu schlagen, daß es von der Verfolgung seiner von Vater auf Sohn vererbten Pläne ablassen mußte!

Oestreich leistete, indem es nicht zur Activität überging, Rußland den größten Dienst, der demselben nur jemals geleistet werden konnte, Europa jedoch hat es tief zu beklagen, daß Oestreich nicht thätig gegen Rußland auftrat, denn wenn auch der Krieg eins der entsetzlichsten Uebel ist, das die Welt kennt, so würde doch die kriegerische Thätigkeit Oestreichs dem Uebergewicht des Nordostens einen so schweren Schlag beigebracht haben, daß dessen Politik für immer dem europäischen Westen gegenüber hätte verloren sein müssen.

Doch wenden wir uns zur Schilderung der Verhandlungen der Wiener Conferenz selber.

Am 15. März 1855 eröffnete der östreichische Premier-Minister Graf Buol-Schauenstein dieselbe. Zugegen waren, als Vertreter Englands Graf von Westmoreland und Lord John Russel, für Rußland Fürst Gortschakoff und Herr von Titoff, für Frankreich Baron von Bourqueney und Herr Drouin de l'Huys, für die Türkei Ali-Pascha und Arif-Effendi. Von Seiten Oestreichs waren bei der Conferenz noch anwesend die Herren Anton von Hammer, k. k. Hofrath und Hofdollmetscher für orientalische Sprachen, und Freiherr Otto Rivallier von Meysenbug, Hofrath im Ministerium des kaiserl. Hauses und des Aeußern, welchem die Protocollführung bei den Sitzungen übertragen war.

Die Vertreter Englands waren den Lebensjahren nach die ältesten Mitglieder bei der Conferenz, denn Graf von Westmoreland war 1784 und Lord John Russel 1792 geboren; Ali-Pascha dagegen das Jüngste der Mitglieder, da er 1815 geboren worden war. Sämmtliche Mitglieder der Conferenz waren Staatsmänner von Ruf, denn obgleich in der Regel von den türkischen Diplomaten behauptet wird, daß ihre Kenntnisse weniger in einem tiefen Studium der Geschichte, als auf gemeinen Menschenverstand beruhen, so war dies doch auf Ali-Pascha keineswegs anzuwenden, denn er besaß wirkliche Kenntnisse durch Studium und hatte sich bei den Gesandtschaftsposten zu Wien und London, wo er auf dem ersteren Posten zweiter Secretair und in England bei zweimaligem Aufenthalte daselbst Botschaftsrath und nach Abreise des türkischen Gesandten, Geschäftsträger gewesen war, beim zweiten Aufenthalte zu London aberden Botschaftsposten selbst und zwar auf die Dauer von $3\frac{1}{2}$ Jahren bekleidete, ausgezeichnet. Seine gründliche Kenntniß der französischen Sprache und seine große Gewandtheit in diplomatischer Beziehung ward Ursache, daß man ihn, den wirklichen Minister der Pforte, nach Wien sandte. Während seiner Anwesenheit daselbst ernannte ihn der Sultan an Stelle Reschid Paschas zum Großvezier, die höchste Ehrenstelle in der Türkei. Wir würden nicht auf die Bezeichnung der Thätigkeit Ali-Paschas so speciell eingegangen sein, wenn er es nicht gewesen wäre, an dessem Widerspruche die Ausgleichungsvorschläge Oestreichs scheiterten, wie die Schilderung der Conferenz-Berathungen dem Leser darlegen werden.

Nachdem Graf Buol die Conferenzen mit einer geeigneten Ansprache eröffnet hatte, ging er auf die schon am 8. August 1854 dem Friedenswerke zu unterlegenden 4 Punkte über. Der erste derselben beantragte das Protectorat der Großmächte über die Donaufürstenthümer, um den Einfluß Rußlands, welches das Protectorat über dieselben bis zum Kriege allein gehabt, daselbst zu schwächen. Der zweite Punkt forderte die Freiheit der Donau-Mündungen, ohne die russische Territorialherrschaft über das Mündungsgebiet zu beseitigen. Fürst Gortschakoff, als Vertreter Rußlands, bewährte seine Meisterschaft als Diplomat, indem er die Angelegenheit so faßte, als handle es sich blos darum, um Rußland einen Liebesdienst zu erweisen, um den es schon lange gebeten. Er hob

die Verdienste Rußlands um die Rechte der Fürstenthümer hervor, äußerte seine Befriedigung darüber, daß die Opfer, welche die Gewinnung derselben gekostet und die deren Bewahrung fortwährend nöthig mache, nicht mehr seiner Regierung allein zur Last fallen, sondern von allen Großmächten getragen werden sollten und redete dann mit besonderem Eifer von der Wohlthat, daß dieser kostbare Besitz (nämlich der der Rechte) den Fürstenthümern nicht verkümmert werden sollte.

Lord Russel frug ganz verblüfft von der dieser Angelegenheit gegebenen Wendung: ob denn davon die Rede sei, die Lage der Fürstenthümer zu verschlechtern, oder davon: ihnen größere Unabhängigkeit von fremdem Einflusse und die Mittel zur Erhöhung der innern Wohlfahrt zu verschaffen? Indeß man einigte sich ohne große Schwierigkeit über die sieben Stipulationen, welche die Stellung der Fürstenthümer zur Pforte und die Aufhebung des einseitigen russischen Protectorats, die Unabhängigkeit der inneren Verwaltung, die feierliche Bestätigung der zeitherigen Rechte durch einen Hattischerif des Sultans, die allfällige Vermehrung der nationalen Wehrkraft, das Verfahren bei Reclamationen, die Verzichtleistung auf einseitige bewaffnete Intervention, endlich die Behandlung der Fremden betrafen.

Der zweite Punkt, die freie Donauschifffahrt, gab dem Fürsten Gortschakoff abermals Gelegenheit, zu beweisen, daß Rede etwas ganz anderes sei als That. Er deutete darauf hin, wie die freie Donauschifffahrt schon lange vertragsmäßig bestehe und nur übermächtige Naturkräfte hätten bis jetzt Rußlands gute Absichten verhindert. Rußlands gute Absichten in Bezug auf die Freiheit der Donauschifffahrt durch elementarische Ereignisse als vereitelt zu bezeichnen, war selbst dem östreichischen Staatsmann Herrn v. Prokesch zu stark, der Wahrheit ward dadurch gar zu sehr ins Gesicht geschlagen und er bemerkte deshalb, daß man die edlen und wohlwollenden Absichten Rußlands um so freudiger begrüßen müsse, als alle diesem schon bestehenden Vertrag gefolgte Thatsachen bezüglich der freien Donauschifffahrt bisher im offensten Widerstand damit gestanden hätten. Die russischen Bevollmächtigten nahmen die ihnen präsentirte Pille ruhig hin und sagten ja zu den sechs Punkten, die man hinsichtlich der Durchführung des zweiten Hauptpunktes aufstellte. Demzufolge sollten also die Grundsätze der Wiener Schlußakte über die Flußschifffahrt auf den untern Lauf der Donau in Anwendung kommen, die Waarenzölle aufgehoben, die Vornahme von Baggerungen, die Bestellung einer legislativen europäischen und einer executiven Ufercommission, die Permanenz (ununterbrochenes Fortbestehen) der Letzteren, und ihre Ausrichtungen mit Vollmachten, endlich die Abschaffung der Quarantainen und der Militäretablissements von der Einmündung des Pruths (in die Donau) bis zur Abscheidung des Georgskanals von der Sulina (Namen der Donauarme) als beschlossen betrachtet werden.

Somit hatten zwei Punkte ihre Erledigung gefunden und zwar durch ein sehr papiernes Gerüst, denn die russischen Bevollmächtigten wußten recht gut, daß Verträge, die von Rußland eingegangen würden, nicht viel besser als papierne Gerüste seien, welche zuweilen von selber in einander zerfallen. Nun kam also der dritte Punkt zur Berathung, dieser betraf: die Revision des Vertrags von 1841, die Schließung des schwarzen Meeres. Die Sitzungen, am 15., 17., 19., 21. und 23. März waren über die Discussion hinsichtlich der beiden ersten Punkte vergangen und man schritt am 26. März nun zum dritten Punkt, indem man die Vorschläge über dessen Aufstellung den russischen und türkischen Bevollmächtigten als Hauptbetheiligten überließ. Fürst Gortschakoff sagte, er müsse darüber erst um Instruction bei seinem Hofe einkommen, fände sich aber bereit, einstweilen den vierten Punkt in Verhandlung zu nehmen. Graf Buol unterstützte, um die Zeit nicht müssig hingehen zu lassen, diesen Vorschlag, der aber von den übrigen Conferenz-Mitgliedern entschieden abgelehnt wurde. Drei Wochen lang dauerte die

Verzögerung, ehe aus Petersburg Antwort kam und als sie kam, war das Erstaunen allgemein, als in der Sitzung vom 17. April Fürst Gortschakoff erklärte, seine Regierung werde von dem ihr eingeräumten Rechte, den ersten Vorschlag hinsichtlich des dritten Punktes zu thun, absehen, verwahre sich jedoch gegen jede Beeinträchtigung ihrer Souverainetät.

Diese Antwort, zu der drei Wochen erforderlich gewesen — Alles lief nur dahinaus, Zeit zu gewinnen — ließ also klar erkennen, was von Rußlands Nachgiebigkeit zu erwarten sei. Ali Pascha beantragte daher in der Sitzung vom 19. April Bürgschaft für die Unabhängigkeit und den Besitzstand der Pforte, sowie friedliche Vermittelung bei entstehenden Zerwürfnissen mit einer der contrahirenden Mächte; diesen zwei Punkten Ali Paschas fügten die Gesandten Englands und Frankreichs noch acht andere bei, deren Hauptinhalt die Begrenzung der Seemacht sowohl Seitens der Pforte, als Rußlands im Schwarzen Meere auf 4 Linienschiffe, 4 Fregatten und eine entsprechende Anzahl von Transportschiffen bildete. Gortschakoff und Herr von Titof wiesen die Forderung als Kränkung der Souverainetätsrechte Rußlands ab und der Erstere fragte den Grafen Buol, ob Oestreich dies Verlangen durch Zwangsmaßregeln unterstützen werde? Buol antwortete ausweichend: Oestreich empfehle den Vorschlag zur Annahme und der Kaiser Franz Joseph behalte sich die Freiheit seines Handelns vor. Das war den russischen Bevollmächtigten hinreichend, sie wußten nun, daß Oestreich nichts thun werde und stellten nun ins Blaue hinein Anträge, von deren Nichtannahme sie im Voraus überzeugt waren. Sie forderten die Oeffnungen der Meerengen, also für die russische Flotte den unbehinderten Weg nach Konstantinopel, in das Mittelmeer, und die Verbindung mit allen Küsten und Inseln, welche von einer den russischen Interessen ergebenen Bevölkerung bewohnt werden. Die Dinge sollten also so bleiben, wie sie vor dem Kriege gewesen. Das war ein sehr starkes Verlangen und weder die Türkei noch die Westmächte damit zufrieden; Graf Buol jedoch glaubte in dem russischen Vorschlage Keime zum möglichen Frieden zu finden und gewann endlich die Gesandten der Westmächte dafür, indem er sie auf die bisherige Resultatlosigkeit des Krieges u. s. w. aufmerksam machte. Jetzt aber stritt Ali Pascha mit aller Energie dagegen und da auch die Regierungen von Frankreich und England ganz anderer Ansicht waren, als sich, die so viele und so große Opfer bisher gebracht, vor der ganzen Welt als Besiegte darzustellen, so fiel der russische Vorschlag gänzlich in sein Nichts. Noch im Laufe des Mai's trafen höfliche aber entschieden denselben zurückweisende Schreiben von den Höfen von Paris und London in Wien ein, zugleich wurden auch die Erfolge der Waffen der Verbündeten vor Sebastopol (23. und 24. Mai) und die gelungene Expedition ins Asowsche Meer bekannt.

Die Schlußsitzung der Conferenz sah kein weiteres Resultat, als daß Graf Buol den Vorschlag hinsichtlich einer unmittelbaren Verständigung zwischen Rußland und der Pforte unter Aufsicht der Conferenz machte, was der russische Gesandte annahm, weil damit ja in der That gar nichts zugesagt wurde. Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze ließen diesen Vorschlag gar nicht erst ins Leben treten, er blieb ein todtgeborenes Kindlein, wie so Vieles, was unter der Hand zur Herstellung des Friedens geschah. Das einzige Ergebniß dieser vergeblichen Conferenz bestand in dem erzwungenen Rücktritt des französischen Ministers Herrn Drouin de l'Huys, der mit den Vorschlägen Grafen Buols sich einverstanden gezeigt und versprochen haben soll, den Kaiser Napoleon III. dafür zu stimmen. Indeß der Letztere war mit dieser Ansicht seines Bevollmächtigten so unzufrieden, daß Jenem nichts Anderes als der Rücktritt von seinem Amte blieb.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun wieder auf die kriegerischen Begebenheiten, welche die Aufmerksamkeit der Welt ganz in Anspruch nahmen, da sie vollkommen dazu geeignet waren, Rußland zu belehren, daß seine Zä-

higkeit gerechten Anforderungen gegenüber nicht am rechten Platze sei. Die Belagerung Sebastopols war ein Ereigniß so beispielloser Art, wie kein anderes mehr in der Kriegsgeschichte zu finden ist. Es gab früher Belagerungen, die viel länger dauerten und mit viel größerer Erbitterung geführt wurden, aber doch gleicht keine derselben der Sebastopoler, denn nie wurden zu Lande und zu Wasser so ungeheure Kräfte aufgeboten, nie die Offensive und Defensive so schnell gewechselt, nie ähnliche Angriffs- und Vertheidigungsmittel angewendet, als bei dieser.

Sie stellt im Ganzen ein Bild der sonderbarsten Verwirrung der Verhältnisse und der Wechselfälle des Krieges dar und ist im eigentlichen Sinne eben so wenig eine Belagerung und Vertheidigung einer Festung, als ein Krieg im offenen Felde. Auf der fernen Halbinsel auf einer schmalen Meeresküste stehen 9 Monate (bis zur Juni-Mitte 1855 gerechnet) 400,000 Streiter einander gegenüber, bauen kämpfend zwei verschiedene Festungswerke gegeneinander auf, und sich in ihnen vertheidigend, belagern und greifen sie einander gegenseitig an. Eine Armee von 200,000 Mann, zu der vier Nationen ihr Contingent geliefert haben, hängt an einer schmalen felsigen Meeresküste, an einem winzigen Vorgebirge, auf dem sie kaum Raum findet, und wo sie auf der einen Seite von der Festung, auf der andern von einem Halbkreis von Gebirgen und Schanzen, auf der dritten vom Meere zusammengepreßt wird, bestürmt eine Festung, welche vor ihren Augen zum Theil erst aufgebaut wird, und die sie auf der einen Seite kaum berührt hat. Es ist noch nie dagewesen, was hier vor den Augen der erstaunten Welt geschah, Freund und Feind hatten Anspruch auf Bewunderung, die Verbündeten leisteten das Möglichste, die Russen blieben nicht hinter ihnen zurück und der Kampf glich dem Gegeneinanderwogen zweier von aus verschiedener Richtung herbrausenden Stürmen aufgewühlten Meeren. Auf beiden Seiten ist Heldenruhm, die Kämpfer sind der Ehre, der Bewunderung werth; von ihren Thaten wird die Geschichte nach Hunderten von Jahren noch den Nachkommen erzählen.

Der zurückgeschlagene Angriff auf den Malakoff führte bei den Verbündeten eine lange Stille der Waffen nach sich, wir meinen damit größere, hervortretendere Ereignisse, nicht jene täglich erfolgenden kleinen Kämpfe, die bald in Ausfällen und Angriffen der Belagerten, theils in Ueberrumpelungen oder Zusammenstößen von Seiten der Belagerer mit ihnen bestanden. Dazu sangen die Kanonen ihre donnernden Lieder und Tag verging um Tag, Nacht um Nacht unter diesen ruhelosen Reibungen, die stets von beiden Parteien mit Blut bezahlt werden mußten. Während die Flotten-Expedition im Asowschen Meere den Kehraus machte und Alles vernichtete, was nur zur Verproviantirung der Russen dienen konnte, diesen dadurch die Mittel zur Existenz abschnitt, indem es ja keine Schiffe mehr als Verkehrsmittel gab, die Verbündeten auch die Meerenge von Jeni-Kale durch Verschanzungen jeder Art fest und haltbar gegen jeden Angriff machten, gingen die Arbeiten der Alliirten in der Krim ihren ruhigen sicheren Gang vorwärts, um die russischen Werke mit Nachdruck angreifen zu können. Das Terrain bot zu große Schwierigkeiten, um diese Arbeiten rascher beenden zu können und die Russen sahen auch nicht müssig zu, sondern kanonirten ohne Rast darauf los. Ehe die Annäherungsarbeiten nicht so weit gediehen waren, daß die Sturmcolonnen der Verbündeten nur einen ganz kleinen Zwischenraum zu durchlaufen hatten, um bis an die russischen Werke zu kommen, so daß die Russen nicht im Stande waren, ihnen eine zweite Kartätschensalve entgegen zu schleudern, eher war an keinen zweiten Eroberungsversuch des Malakoff zu denken. Daher blieb auch Alles stumm von größeren Ereignissen auf dem Kriegs-Schauplatze.

Auf Seiten der Engländer gab es einen Wechsel hinsichtlich der Person ihres Oberbefehlshabers. Lord Raglan starb nämlich am Abend des 29. Juni und an seine Stelle trat der ihm von den englischen Ministern bereits

früher zur Seite gegebenen General Simpson, so daß also der Wechsel im Commando keine Störung erlitt. Das Leichenbegängniß Raglans wurde eben so feierlich, als militärisch prächtig begangen. Der Sarg, in welchem man seine Leiche nach England brachte, um sie daselbst in seine Familiengruft beizusetzen, ruhte auf einer von sechs Pferden gezogenen Kanone, eine ungeheuere Fahne mit dem englischen Wappen umhüllte ihn und diente als Leichentuch. Mitten auf dem Sarge sah man statt aller anderen Abzeichen den Hut des Feldmarschalls mit seinen im Winde wehenden weißen Federn. An den vier Enden des Sarges befanden sich General Pelissier, Omer Pascha, General della Marmora und General Simpson. Eine Menge Generale und Stabsoffiziere des verbündeten Heeres folgten dem Zuge. Eröffnet wurde derselbe von einer Abtheilung französischer Gensd'armerie, dann kamen zwei Schwadronen englische Uhlanen, zwei Schwadronen französische Cürassiere, zwei Schwadronen afrikanische Jäger zu Pferd, ein Regiment ostindische Husaren, türkische und sardinische Cavallerie-Detaschements, so wie mehrere englische und französische Artillerie-Schwadronen. Alle diese Truppen boten das schönste Aussehen dar. Während des Vorüberzugs der Leiche spielten alle Regimentsmusiken Trauermärsche, und in Zwischenräumen aufgestellte Kanonen feuerten jede halbe Minute eine Salve ab. Die französische und englische Infanterie bildete jede in ihrem Lager auf dem etwa $2^1/_2$ Stunden langen Wege Spalier. Um 7 Uhr Abends langte der Zug in der Kasatsch-Bai an, wo die Leiche nach einer letzten Salve von 17 Schüssen aufs Boot des „Royal-Albert" gebracht wurde. Sämmtliche Boote der verbündeten Geschwader die Commandanten und Deputationen der Stäbe an Bord, begleiteten darauf den Sarg bis an den „Caradoc", der denselben nach England überzuführen beordert war. Die Russen bewiesen gleichfalls dem Todten die militärische Ehre, freilich auf andere Art, indem die Artillerie ihrer Werke gänzlich schwieg und die Feierlichkeit also nicht gestört wurde, wogegen die Verbündeten sich abfanden und gleichfalls ihr Feuer einstellten, als der Viceadmiral Nachimoff in der Festung beerdigt und diese Feierlichkeit durch das Läuten sämmtlicher Glocken verkündigt wurde. Wenn auch als Feinde gegeneinander kämpfend, schloß dies doch keineswegs die Hochachtung und deren Beweise gegeneinander aus. Auf beiden Seiten waren tüchtige Männer, die ihren Stellungen Ehre machten.

Die Seele Sebastopols hinsichtlich deren Befestigungswerke und der rastlosen Thätigkeit, diese zu vermehren und solchergestalt eine Festung hinter der andern aufzuführen, war General Tottleben, der zu Mietau in Kurland am 25. Mai 1818 geboren, seine Erziehung auf der Genieschule zu Petersburg erhalten hatte, wo auch auf Befehl des Kaisers sein Name mit der Inschrift Sebastopol auf einer Marmorplatte eingegraben, als Andenken an seine Verdienste aufgestellt wurde. Tottleben, der Sohn eines wenig bemittelten Kaufmannes, bewies seine Fähigkeiten als Ingenieur schon vorher bei zwei Belagerungen im Kaukasus, so wie er gleichfalls an der Belagerung vor Silistria Theil genommen. Seine bewunderungswürdigen Festungsarbeiten in Sebastopol haben ihn berühmt gemacht, indem sie wahre Triumphe menschlichen Erfindungsgeistes zu nennen waren. Eben so wie rastlos thätig hatte sich Tottleben durch seine Menschenfreundlichkeit die Liebe der russischen Soldaten erworben und empfing auch einen unumstößlichen Beweis dieser Zuneigung. Das erstemal, als er nach seiner schweren Verwundung, während welcher sein Gehülfe Melinkoff die Festungsarbeiten dirigirte, sein Lager verlassen durfte, ließ er sich, während des Sturmes vom 18. Juni in die Bastion Korniloff (in deren Mitte der Malakoff sich befindet) bringen, um mit seinen Anordnungen gleich bei der Hand zu sein. Da fiel eine 7 Pfund schwere Bombe grade neben ihm nieder und er, von der Erschütterung der Luft ohnmächtig, sank zu Boden. Sogleich sprangen sechs Soldaten herbei und warfen sich über ihn, mit ihren Körpern

ihn deckend. Die Bombe platzte, tödtete augenblicklich fünf derselben und zerfleischte den Sechsten, welcher ins Lazareth gebracht wurde. Tottleben kam mit einer leichten Contusion davon. Diese seltene That des Selbstopfers rettete sein Leben, welches gewiß ohne dieselbe verloren gewesen wäre.

Wir haben oben gesagt, daß in und vor Sebastopol zwei Systeme von Festungswerken im Laufe der Belagerung ausgeführt wurden, und dies war buchstäblich wahr, denn während die Russen hinter ihren Bastionen so zu sagen eine neue zweite Festung unter Tottlebens Leitung bauten, waren die Belagerer nicht müssig, eine gleiche Thätigkeit an den Tag zu legen. Balaklava hatten sie auf's Möglichste befestigt und Kamiesch erhob sich bald zu dem Range eines festen Platzes, der eine Belagerung aushalten konnte, ohne an Uebergabe zu denken. Als die Alliirten hier landeten, war Kamiesch nur ein armselig Fischerdörfchen, indeß die treffliche Lage desselben bewog sie, sogleich an dessen Befestigung zu gehen. Durch seine natürliche Lage beherrschte es die Rhede und damit Sebastopol selbst. Kein Schiff kann zu dem Letzteren, es muß an Kamiesch vorüber.

Zwischen zwei Buchten gelegen, die umfangreiche Häfen bilden, die zahlreiche Kriegs- und Handelsschiffe aufzunehmen im Stande sind, bot sich dies Oertchen als eins der vortrefflichsten Marine-Etablissements, als Zufluchtsort für die Flotten und Hauptverproviantirungsplatz für die französische Armee. In kurzer Zeit verwandelte sich Kamiesch zu einer großen französischen Stadt, die ihre Militär- und Municipal-Organisation erhielt und einen Handelsverkehr hatte, der sich beinahe mit den französischen großen Handelsplätzen am Ocean und Mittelmeer messen konnte. Die Franzosen sorgten auch dafür, daß es der Stadt nicht an historischen Merkwürdigkeiten fehlte, indem sie jeder Straße derselben den Namen eines ihrer vor Sebastopol gefallenen tapfern Offiziere gaben. Ein System von Befestigungswerken, ganz ähnlich denen von Sebastopol, schützte bald die neue Stadt auf der Landseite und erhob sie zu einem Waffenplatze, der im Nothfall eine ganze Armee aufnehmen, sonst aber von einer gewöhnlichen Garnison vertheidigt werden konnte. Was der jetzige Stand der Wissenschaften im Festungsbau nur erforderte, und die Territorialvortheile nur boten, wurde hier ins Leben gerufen, um den Platz unnehmbar zu machen. Indem man Kamiesch so sehr befestigte, bot es der Armee eine Operationsbasis, die ihr eine Beweglichkeit verlieh, welche ihr natürlich währerd der ersten Phase des Feldzuges fehlte. Kamiesch in dieser, wir möchten sagen, geharnischten Verfassung, glich einer Faust, die Sebastopl an der Gurgel festhielt, denn einige Kriegsschiffe würden, selbst wenn neue Verhältnisse die Armee auf andere Gebiete Rußlands gerufen hätten, hinreichend gewesen sein, um Sebastopol jede Offensivkraft zu benehmen. Im Besitze Kamiesch's war Frankreich in den Stand gesetzt, nach Belieben über eine Armee von 100,000 Mann zu verfügen, die es hinwerfen konnte, wohin die Bedürfnisse des großen Krieges sie erforderten.

Die Russen erkannten sehr gut, wie ihnen allmählig ein Vortheil nach dem andern verloren ging. Ihre Lage wurde mit jedem Tage gefahrdrohender, sie empfanden die Hemmung, welche die von Seite der Alliirten geschehenen Occupation des Asowschen Meeres hinsichtlich der Versorgung mit Lebensmittel und die Unterbringung ihrer Verwundeten und Kranken, die sogar bis an die Gestade des Asowschen Meeres transportirt worden waren, um die Städte Simferopol und Baktschiserai u. s. w. nicht zu überfüllen, ihnen bereitete. Das Asowsche Meer wurde von der Dampferflottille der Verbündeten buchstäblich rein gefegt, es gab im genannten Meere kein russisches Schiff mehr, alle waren vernichtet, die Städte am Ufer empfanden zu wiederholten Malen Züchtigungen, die mit fast gänzlichem Ruine derselben endeten. Nur wenige russische Schiffe, die ganz flach gingen, hatten sich in den Don gerettet und bargen sich dort vor der Zerstörungswuth der Alliirten, in deren Gewalt die östliche Spitze

der Krim sich befand, indem Kertsch und Jeni-Kale von ihnen wohlbefestigt und mit starker Besatzung versehen, jedem Angriff der Russen, um sich dieser Positionen wieder zu bemächtigen, einen unüberwindlichen Halt entgegensetzten. Unter solchen Umständen und gegenüber den drohenden Fortschritten der Belagerungswerke, welche sich täglich mehr den russischen Bastionen näherten und nach deren Beendigung ein Angriff der Verbündeten in Masse vorauszusehen war, entschloß sich Fürst Gortschakoff zu einem Angriff auf seine Gegner. Seine Russen brauchten einen Sieg, um ihren Muth, ihr Vertrauen zu heben.

Es galt die Tebiuschen Berge zu besetzen, zu welchem 5 Divisionen, 6000 Pferde und 20 Batterien in den Kampf gingen, indem sie auf mehreren Punkten zugleich die Tschernaja überschritten. Der Punkt, um den sich der Kampf concentrirte, ist eine steinerne Brücke über genannten Fluß bei der längs des linken Ufers sich hinziehenden Wasserleitung, welche das Wasser in die Bassins der Docksbucht des Sebastopoler Kriegshafens führt. Sie bildete den Uebergang der von Balaklava über die Makenzie-Meierei nach Simferopol und Baktschiserai führenden Straße. Das Lager der Verbündeten war von Inkermann bis Balaklava durch eine, mit Redouten bewahrte Linie steiler Böschungen umgeben, gegen welche Linie die Russen schon im vergangenen Jahre vergeblich angekämpft hatten. Aber nicht auf dieser Linie fand der Kampf für diesmal statt, sondern weiter vorwärts zwischen dieser Linie und dem Flusse, in dem eigentlichen Tschernajathal. Dieses schon lange von einem Theile des alliirten Beobachtungscorps besetzte Thal enthält verschiedene, vortheilhafte Stellungen darbietende kleine Berge. Der Weg von Balaklava zur Brücke, welche von einem nahegelegenen Wirthshaus den Namen „Brücke von Tractir" führt, wird von zwei Abhängen eingeschlossen, von wo man die Brücke beherrscht und das Terrain gab den Verbündeten den Vortheil, daß im Allgemeinen das linke Ufer, auf dem sie standen, das rechte beherrscht. Diese Terrainkette war demnach ganz geeignet, nöthigenfalls eine Abwehrschlacht zu tragen und wenn die Russen auch die Tractir-Brücke genommen und die Gegner zur Räumung des Thales gezwungen hätten, so würden diese sich ohne Unfall in die Linie der steilen Böschungen, nach den dortigen furchtbaren Redouten zurückgezogen haben.

Schon einige Tage vorher hatten die Verbündeten Anzeichen bemerkt, daß die Russen etwas im Schilde führten und dies gab zu verdoppelter Wachsamkeit Anlaß. In der That hatte man sich nicht getäuscht. In der Nacht vom 15. auf den 16. August ließ General d'Allonville an Pelissier melden, daß er feindliche Truppen vor sich habe, doch verhielten sich dieselben ruhig und griffen nicht an. Während der Zeit rückte das Gros der russischen Truppen, welches die Höhen von Makenzie herabgestiegen war, unter dem Schutze des Nachtdunkels gegen die Tschernaja vor. Es bestand aus der 7., 5. und 12. Division und marschirte rechts durch die Ebene, während auf dem linken Flügel die 17. Division nebst einem Theile der 6. und 4. den Plateaus des Schullion folgten. Eine sehr zahlreiche Reiterei und 260 Kanonen unterstützten diese Infanterie, bei deren Annäherung sich die bis auf die Höhen von Schullion vorgeschobenen Vorposten der Sardinier zurückzogen, und meldeten, daß der Feind in bedeutenden Massen anrücke. Bald darauf besetzten die Russen dann auch mit ihren Positionsgeschützen bereits die Anhöhen auf dem rechten Tschernaja-Ufer und eröffneten das Feuer.

Die Traktirbrücke lag fast im Centrum der Franzosen, eine andere den Uebergang vermittelnde Brücke wurde von der den ganzen rechten Flügel, Tschorgun gegenüber, bildenden sardinischen Armee beherrscht und von den Kanonen derselben bestrichen. Schnell standen die angegriffenen Truppen in Schlachtordnung und zu gleicher Zeit stellte sich die schöne Division der afrikanischen Jäger unter General Morris und die zahlreiche englische Reiterei des Generals

Skarlett hinter den Kuppen von Kamara und Traktir auf, für den Fall, wenn es dem Feinde gelingen sollte, bei den drei Ausgängen von Tschorgun, von Traktir oder bei der auf dem rechten Flügel des Generals Camou befindlichen Senkungen durch zu brechen. Als Reserven dienten sechs berittene Batterieen, sechs türkische von Sefer Pascha geführte Bataillone und noch die Division Levaillant vom 1. Corps, die Division Dulac vom 2. Corps und die Kaisergarde. So gewaltige Reserven waren selbst den schlimmsten Wechselfällen gewachsen. Der dicke Nebel, welcher das Tschernaja-Bett bedeckte und der Pulverdampf bildeten zusammen einen fast undurchsichtigen Schleier, der noch nicht den Punkt erkennen ließ, gegen welchen die Russen loszubrechen bezweckten.

Die 7. russische Division griff endlich auf dem äußersten linken Flügel die französische Division Camou an. Indeß der Empfang, den die russischen Colonnen vom 50. französischen Linien-Regimente und von dem 3. der Zuaven, welche sie sogleich mit dem Bajonett begrüßten, und vom 82. Regiment, das sie in der Flanke angriff, schwer fühlten, trieb sie wieder zurück, und um dem französischen Artilleriefeuer zu entgehen, verschwanden sie in der Ferne. Im Centrum tobte ein rasender Kampf. Die Russen hatten hier 2 Divisionen vorgeschoben und ihre Colonnen stürzten sich mit einer ihnen sonst nicht eigenthümlichen Wuth auf die Brücke, wie gleichzeitig auf die mittels Leitern, Pontons und Balken in Eile errichteten Uebergänge, gingen über die Tschernaja und rückten nun im Sturm auf die französischen Positionen los. Durch die kräftigen und schnellen Offensivbewegungen der französischen Generale Foucheux und de Failly wurden sie zurückgeworfen und mußten über die Brücke retiriren, weit über diese hinaus vom 2. Zuaven- und dem 97. Linienregiment, so wie von einem Theile des 10. Bataillons der Fußjäger verfolgt. Die bekannte Zähigkeit der Russen ließ nicht lange auf einen erneuten Sturm warten. Während die Kanonen wüthend tobten, sammelten sie sich zum zweiten Angriff, die 12. Division, die den ersten gemacht hatte, wurde mit der 5. verstärkt, und die 17. Division machte sich fertig, von den Höhen des Schulion herabzusteigen, um sie zu unterstützen. Der Nebel verzog sich etwas und die Alliirten konnten also die Bewegungen der Gegner besser erkennen.

Der zweite Sturm überbot in seiner Heftigkeit von Seiten der Russen alle bisherigen Verläufe der von ihnen ausgeführten Angriffe, indeß die Franzosen hielten Stand und die Stürmenden sahen sich gezwungen, sich mit bedeutendem Verluste zurückzuziehen. Die 17. russische Division, welche von den Makenzie-Höhen herabsteigend, dichte Schwärme von Tirailleurs vor sich ausbreitete und über den Fluß ging, hatte keinen bessern Erfolg. Die Sardinier hielten sich an der Brücke von Tschorgun sehr tapfer. Ein dritter Sturm auf die Brücke von Traktir endete wie die beiden ersteren und als auch er zurückgeschlagen war, verloren die Russen die Lust zur weiteren Fortsetzung dieser vergeblichen Blutarbeit. Um 3 Uhr Nachmittags war keine russische Armee mehr zu sehen, ihr Rückzug war jäh, wie die Depesche Pelissiers ihn nennt. Der amtliche Bericht giebt den Verlust der Franzosen auf eine ziemlich kleine Anzahl (in Betreff des Kampfes nämlich) an. Verwundet: 8 höhere Offiziere, 53 Subalternoffiziere, 1163 Unteroffiziere und Soldaten; getödtet: 9 Subalternoffiziere, 172 Unteroffiziere und Soldaten, 146 vermißt. Die Russen ließen 400 Gefangene und 38 Offiziere und 1626 Soldaten in den Händen der Alliirten, nach welcher Zahl man ihre Verwundeten auf ohngefähr 5000 Mann und ihre Todten auf 3000 schätzen kann. Unter den auf dem Schlachtfeld liegen gebliebenen Todten der Russen fanden die Franzosen auch zwei Generale.

Die Schlacht an der Traktirbrücke soll, nach den Berichten von Kriegsverständigen, viel Aehnlichkeit mit der von Inkermann gehabt haben, wenn gleich sie nicht so blutig und hartnäckig war als diese. Der Hauptunterschied lag in der Art des Kämpfens. Bei Inkermann fiel die große Masse der Russen unter dem Rot-

tenfeuer und den Bajonetten der Infanterie, während an der Traktirbrücke vorzüglich die Kanonen wirkten. Die meisten Verwundeten und Todten zeigten schreckliche Spuren von Rundschüssen, Traubenschüssen, Sprengkugeln, so daß das Schlachtfeld einen entsetzlichen Anblick darbot. An den Ufern der Wasserleitung war derselbe sehr furchtbar; als die Russen dieselben erstiegen, wurden sie von den sardinischen Batterien in die Flanke genommen, und die Todten und Verwundeten rollten den Damm hinunter, von einer Höhe von zuweilen mehr als 20 Fuß. Die Franzosen bemühten sich die Verwundeten schleunigst zu sammeln, sie wurden auf den offenen Raum um die Brücke gelegt, bis die Ambulancen ankamen. Während sie aber hiermit beschäftigt waren, begannen die Russen, obwohl sie deutlich sehen konnten, daß die Franzosen ihren eigenen (den russischen) Verwundeten Hilfe brachten, plötzlich ihre Kanonen abzufeuern, und wiederholten so die Barbarei, die sie schon öfter gezeigt. Der Waffenstillstand, welcher zum Begraben der Todten stets nach solcher Blutarbeit abgeschlossen wird, mußte verlängert werden, da die Zahl der gefallenen Russen zu groß war, um in so kurzer Zeit beseitigt zu werden. Am 17. August trugen die Russen von 5 Uhr Morgens bis Nachts 2 Uhr die Leichen ihrer Kameraden weg in der Zahl von 1200; Franzosen begruben 2129 Russen, was mithin im Ganzen 3329 russische Todte giebt. Der Kampf an der Traktirbrücke war ganz geeignet, den Muth der Russen zu beugen, keine ihrer Hoffnungen erfüllte sich, sichtbar war es, daß sie einem schlimmen Geschick verfallen waren.

Welche Entmuthigung für die russische Armee bei dem Anblick so schmerzlicher Verluste! und welcher traurige, niederschlagende Eindruck für die vor Kurzem erst in Simferopol, am 8. August, angelangten 15 Druschinen des Nationalaufgebotes des kurskischen Gouvernements! Der Jubel, meldeten die russischen Berichte, war unermeßlich, als diese Nichtsoldaten, die noch kein Pulver gerochen, unter Glockengeläute und dem Andrange vieler Tausende militärischer Zuschauer in das nördliche Lager einrückten. In der improvisirten Lagerkirche wurden im Beisein des Fürsten Gortschakoff, des Grafen Osten-Sacken und vieler anderen Generale die Angekommenen eingeweiht und vom Fürsten Gortschakoff bewillkommt. Diese Druschinen des Nationalaufgebotes konnten, das wußte jeder einsichtsvolle Krieger im Voraus, keine Wendung der Dinge auf dem Kriegsschauplatze herbeiführen. Hier wurden alte gediente Leute, Kerntruppen gebraucht, nicht Neulinge, die noch keinen Begriff von einer Schlacht hatten, wenn sie gleich vom Patriotismus durchflammt waren. Ungeübte Soldaten solchen geschulten Kriegern, wie Franzosen und Engländern, gegenüber, mußten trotz aller Anstrengungen verloren sein.

Vor der Schlacht an der Traktirbrücke war die russische Krimarmee folgendermaaßen zusammengesetzt: Ifanterie: die 8., 9., 10., 11., 12., 13., 14., 16. und 17. Division, jede zu 16 Bataillonen; drei Scharfschützen-Bataillone; zwei Reserve-Brigaden der 13. und 14. Division; 3000 Marine Soldaten; 2000 griechische Freiwillige; — im Ganzen 165 Bataillone mit 113,000 Mann. Cavallerie: die Husaren und Uhlanen-Brigaden Ruckschoff und Korff; 8 Regimenter zu 800 Pferden; 6 Dragoner-Regimenter der Division Wrangel und Montresor zu 1000 Pferden; 15 Kosaken-Pulks zu 600 Pferden. Husaren: 29 Regimenter mit 22,000 Pferden. Artillerie: im Felde 12000 Mann; in den festen Plätzen 7000 Mann. Genie: 3 Bataillone, 2000 Mann. Diese 156,000 Mann in Allem hatten durch den Verlust bei der Traktirbrücke einen empfindlichen Abzug erlitten und obendrein durfte der moralische Eindruck, den diese Niederlage unmittelbar nach sich zog, nicht gering angeschlagen werden, denn verlorene Schlachten schwächen den Muth der besten Armee. Daß Rußland sich genöthigt sah, die Druschinen der Reichswehr, die, wie schon erwähnt, von militärischer Bildung gar nichts wissen, als Unterstützung ihrer Krim-Armee, zuzuführen, war kein glänzendes Zeug-

niß für die unerschöpfliche Wehrkraft des großen Zaarenreiches, im Gegentheil ein Zeugniß von deren Erschöpfung. An kriegerischem Donner ließen es übrigens weder die Russen noch die Verbündeten fehlen. Die Russen feuerten gewöhnlich binnen 24 Stunden 4000 Schüsse ab und warfen 600 Bomben gegen einen Theil der brittischen Position; die Alliirten verschossen in 9 Tagen des Augusts 1855 nicht weniger als 550,000 Bomben und Kugeln gegen Sebastopol, was auf den englischen Antheil allein 300,000 Pfund Sterling kostete. Man ging also nicht sparsam mit Donner und Blitz um und auf diesem Kampfplatze, wie an den Gestaden des Asowschen Meeres empfanden die Russen die Folgen der feindlichen Artillerie. Die sogenannten Schiffsbomben gleichen einer kleinen Mine, sie bewirken dieselbe Zerstörung. Gewöhnlich sind sie 13½ Zoll Durchmesser und 25 Zoll Umfang in konischer Form. Die Annäherung einer solchen Bombe macht sich durch furchtbares Getöse bemerklich. Am kegelfömig sich verengenden Ende hat das Geschoß eine Oeffnung von der Größe eines Silberthalers, in welcher die Zündröhre eingelassen ist und an derem innern Ende eine Blase mit Knallsilber sich befindet. Beim Aufschlagen explodirt dieses, entzündet das Pulver und die Bombe platzt. Ein solches Hohlgeschoß enthält 12 Pfund Pulver. Man kann sich also denken, welche Verwüstung diese Geschosse anrichten.

Nach solchem Siege, wie der an der Traktir-Brücke, war es mit Gewißheit vorauszusehen, daß von Seiten der Verbündeten ein baldiger Hauptschlag gegen Sebastopol ausgeführt werden würde und in der That geschah dies auch, sobald die Arbeiten, um den allgemeinen Sturm unternehmen zu können, vollendet waren, und zwar in Gestalt eines demselben vorhergehenden Bombardements. Es war dies das fünfte seit dem Beginne der Belagerung. Am 5. Septbr. mit Tagesanbruch eröffneten die Franzosen ihr Feuer.

Die Luft war rein, ein sanfter Süd-Ostwind, der den ganzen Tag anhielt, strich über die Steppe. Die Sonne schien heiter durch den Morgendunst und die schneeweißen Wolken und Streifen, welche sich über die Stadt hinzogen, glichen feinen Schleiern. Die Schiffe der russ. Flotte lagen träge und bewegungslos auf den spiegelglatten Fluten der Rhede, daß man sie für todte Bilder auf einem gemalten Ocean hätte halten können. Vom Cathcart-Hügel aus erblickte man einen Theil der Quarantäne-Vertheidigungen, so wie die gegen dieselben und die Flaggenbatterie gerichteten Angriffsarbeiten. Schweifte der Blick jenseit der Flaggenbatterie hinaus, so erblickte er die in Trümmern liegende Vorstadt. Schaute man über die crenelirte Mauer, so erblickte man die eigentliche Stadt, wie sie mit ihren Kirchen und stolzen Gebäuden aus weißen oder rothen Sandstein, ihren Gärten und Baumgängen terrassenförmig am Hügel emporstieg, trotz der großen bisher erfolgten Zerstörungen immer noch einen schönen Anblick gewährend. Vom Cathcart-Hügel aus sah man auch, wenn nämlich nicht Pulverdampf die Aussicht verhüllte, hinter dem Sägewerke die lange Reihe der Docks- und Arsenal-Gebäude, die Brücke über die Rhede, die beiden Reihen von Kriegsschiffen, rechts den Malakoffthurm, den grünen Hügel, die weißen Werke, den Berg Sapun, Inkermann mit seinen Batterien und ganz entfernt einen blauen Streifen Meer. Mit einem Male war Alles verhüllt, die Franzosen hatten drei Flatterminen springen lassen, um die Contre-Escarpe niederzuwerfen und ihren Mannschaften als Signal zu dienen. Sofort schien sich von der See bis zu den Docks ein Feuerstrom zu ergießen, flockig, in einer reichen Flut sich kräuselnden weißen Dampfes, gleichsam, als habe die Erde sich plötzlich in den Wehen eines Erdbebens gespalten und speie ihre vulcanischen Stoffe aus. Die Linien der französischen Laufgräben waren sofort umhüllt, wie wenn sich die Wolken des Himmels auf sie niedergelassen hätten und nun in Spiral-Windungen, Festons, Säulen, traubenartigen Büscheln von den unter ihnen aufblitzenden Flammen durcheinander gejagt, um sie her wirbelten.

Der Wind und die eigenthümliche Beschaffenheit der Atmosphäre bewirkte, daß der Schall dieser furchtbaren Kanonade nicht so sehr in dem französischen Lager gehört wurde, desto grausenerregender jedoch in der Stadt. Der furchtbare eiserne Orkan raste in einer Breite von 4 englischen Meilen über die Ebene dahin, überall Tod und Verderben verbreitend und trug die Vernichtung bis in das Herz des Feindes hinein. Die Franzosen sprachen es selbst aus, daß eine so furchtbar jähe, gleichzeitige und furchtbar gewaltige Salve vermuthlich noch nie erdröhnt sei, seit die Stimme der Kanonen zum ersten Male erscholl.

Die Russen schienen eine Zeit lang völlig gelähmt, ihre Batterien waren nicht stark genug bemannt, um es ihnen möglich zu machen einem so überwältigenden Feuer Widerstand entgegen zu setzen. Die Franzosen hingegen sprangen mit erstaunlicher Raschheit immer wieder an ihre Geschütze, füllten die Luft mit dem tosenden Ungewitter und entsandten es in nicht ermattender Wuth gegen den Feind. Mehr als 200 Geschütze, bewundernswürdig bedient und gut gerichtet, spielten ohne Unterlaß gegen die feindlichen Linien. In einigen Augenblicken wehte ein grauer Schleier von Pulverdampf von den Batterien nach der linken Seite von Sebastopol hinüber. Aber das Brüllen der Geschütze hörte nicht auf und die Kanonade donnerte bald in unregelmäßigen Absätzen, bald erstarb sie im heiseren Gemurmel, bald wieder schwoll sie zum Tosen an, oder knatterte von einem Ende der Linie bis zum andern, wie ein Peloton - Feuer der Infanterie. Steinerne Mauern wurden in einem Nu weggefegt, die Erdwerke aber gähnten, um Kugeln oder Bomben ohne Unterschied aufzunehmen. So rasch aber und ohne Unterlaß fuhren diese Geschosse durch die Schießscharten und längs den Rändern der Brustwehr dahin, daß die Russen sich kaum auf der Frontlinie ihrer Vertheidigungswerke zeigen konnten. Einige Minuten lang also hatten die Franzosen ganz ihren Willen und es schien, daß sie auf dem Punkte seien, den Platz ohne Widerstand in Grund und Boden zu schießen. Nachdem sie aber jedes ihrer zahlreichen Geschütze ein paarmal abgefeuert hatten, begannen auch die russischen Artilleristen zu arbeiten und erwiederten das Feuer der Franzosen. Sie schossen gut, aber langsam, gleichsam als gäben sie sich Mühe, auch nicht ein einziges Loth Pulver nutzlos zu vergeuden. Die Franzosen, statt sich durch diese Antwort in ihren gewaltigen Salven stören zu lassen, wurden dadurch noch mehr angefeuert. Immer rascher flogen ihre Geschosse längs den Vertheidigungslinien und sprangen unter den Häusern der Stadt umher.

Die Engländer unterstützten die Franzosen nicht durch ein allgemeines Feuer, sie hatten keinen Befehl dazu erhalten, sie setzten nur ihr gewöhnliches verderbliches und tüchtiges „Hämmern" gegen die Façade des Sägewerkes und des Malakoffthurmes fort, indem sie ein regelmäßiges Mörserfeuer auf die zwischen der Bucht und dem Sägewerke gelegenen russischen Batterien unterhielten. Die englische mit 2 Mörsern und 8 Cohorns armirte und grade 600 Schritte unterhalb des Sägewerkes gelegene Steinbruch-Batterie arbeitete kräftig gegen die hinter dem Malakoffthurme befindliche Vorstadt und fegte die Russen von der Spitze des Sägewerkes fort. Das Sägewerk und der Malakoff waren bald stumm und zerfetzt. Das Erstere feuerte höchstens aus 3 Kanonen und die Nachbarbatterien waren eben so sparsam. Die Brustwehren waren alle von Kugeln durchlöchert und die Schanzkörbe lagen in allen Richtungen umher. Die russischen Batterien, welche früher so elegant und glatt aussahen, wie wenn sie eben aus der Schachtel genommen worden wären, boten jetzt einen ganz andern Anblick dar. Das beständige nächtliche Feuer der Verbündeten, deren Scharfschützen und die ohne Unterlaß fliegenden Bomben hatten den Russen keine Zeit vergönnt, der Schönheit ihrer Batterien die alte Sorgfalt angedeihen zu lassen. Nach einem drittehalbstündigem höllischen Geschützfeuer machten die französischen Artilleristen plötzlich eine Pause,

um ihre Geschütze sich abkühlen zu lassen und ein wenig zu verschnaufen.

Die Russen krochen nun hervor, um die Schäden an ihren Werken auszubessern und schütteten Säcke voll Erde an der Außenseite ihrer Brüstungen herab. Auch benutzten ihre Kanoniere das plötzliche Schweigen der feindlichen Geschütze, um ein Feuer auf die am linken Angriffsflügel der Franzosen befindlichen Matrosen-Batterien zu eröffnen, welches in der That diese nicht wenig belästigte. Dies dauerte jedoch grade so lange, als das Schweigen der französischen Geschütze. Um 10 Uhr erhoben diese, nachdem als Signal für den abermaligen Beginn des Bombardirens von den Franzosen drei Flatterminen losgelassen worden, ihre Stimmen aufs Neue. Ein wenn möglich noch schrecklicheres Feuer raste gegen die Festung bis um 12 Uhr Mittags. Die Wirkung war überraschend, denn um 12 Uhr antworteten nur noch ein paar Kanonen aus der Flaggen- und der Garten-Batterie. Man konnte vom Cathcart-Hügel deutlich erkennen, wie die Russen in großer Eile Mannschaften und Karren über die Brücke hin und hersandten. Um 9 Uhr hatte man den Marsch einer starken Infanterie-Colonne nach Süden über die Brücke bemerkt, wahrscheinlich sollte sie dem vermutheten Sturme der Alliirten begegnen. Gleich nach dem am Morgen begonnenen Bombardement sah man auch die jeden Morgen nach der Nordseite über die Brücke passirenden Arbeiter-Compagnien, wieder zurückgerufen werden, d. h. sie drehten auf der Brücke um und marschirten zurück, wahrscheinlich um bei dem erwarteten Sturme in Bereitschaft zu sein. Das Belbek-Heer sah man eine Bewegung nach Inkermann machen.

Von 12 bis 5 Uhr des Nachmittags ermattete das Feuer etwas, doch um 5 Uhr ging die Kanonade mit derselben erstaunlichen Gewalt, wie am Morgen, los, und ohne Unterlaß regneten Bomben und Kugeln bis halb 8 Uhr, wo die Finsterniß einbrach und alle Mörser und schweren Kanonen, englische sowohl als französische ihre Bomben auf die ganze Vertheidigungslinie ausspieen. Nun bot sich ein Schauspiel, das zu beschreiben ganz unmöglich ist. Jeden Augenblick pfiffen die Bomben durch die Luft, jeden Augenblick zogen sie am finstern Himmel im Bogen ihre feurigen Furchen oder erleuchteten ihn durch ihre Explosion. Durch dies Leuchten der explodirenden Geschosse wurden die Erdwerke des Sägewerkes, des Malakoff und aller russischen Batterien augenblicklich erhellt. Die Russen machten kaum den Versuch zu antworten.

Um 5 Uhr des Nachmittags bemerkte man, daß eine in zweiter Linie stehende Fregatte rauchte, und beim Abenddunkel sah man Flammen aus ihren Flanken hervorleuchten. Mannschaften und Offiziere stürzten im höchsten Entzücken nach der Front, und als die Nacht vollkommen einbrach, war das ganze Schiff vom Vorder bis zum Hintertheil eine große Flammenmasse. Der Jubel der auf dem Cathcart-Hügel versammelten Soldatenmenge erreichte den höchsten Gipfel. „Da sind wir doch endlich einem dieser verfluchten Schiffe ans Leben gekommen!" riefen Alle. Auf welche Weise das Schiff in Brand gerieth, war nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, jedenfalls aber waren die französischen oder englischen Bomben oder glühenden Kugeln oder Raketen die Urheber des Brandes. Trotz aller Löschversuche der Russen griffen die Flammen um sich und schlugen bald zu den Stückpforten und der Seiten-Gallerie heraus. Um 8 Uhr Abends war das Feuer so hell, daß man die Häuser der Stadt und die Forts auf der Nordseite ohne Mühe unterscheiden konnte. Die Masten ragten gleich großen Feuersäulen hoch empor, aber einer nach dem andern stürzte nieder; die Verdecke brachen um 10 Uhr zusammen, und um Mitternacht war die Fregatte bis auf den Wasserspiegel abgebrannt.

Die ganze Nacht über währte das Feuer der Alliirten, um die Russen von Ausbesserung ihrer Werke abzuhalten. Um halb sechs Uhr des Morgens am 6. September begann aber der Geschützdonner ganz in derselben Heftigkeit, wie am vergangenen Tage, es war ein vollkom-

menes Ungewitter, welches von der Quarantäne an bis nach Inkermann hin tobte, vor dessen Gewalt die russischen Geschütze verstummten, wie gestern. Am 6. wurden, um die Kanonen abkühlen zu lassen und den Mannschaften eine Erholung zu gönnen, drei Pausen gemacht. Von halb 9 bis 10 Uhr, von 12 bis 3 Uhr und von halb 6 bis 7 Uhr. Man denke nicht, daß das Feuer der Alliirten gänzlich in diesen Pausen aufhörte, es wurde nur vergleichsweise der außerordentlichen Heftigkeit, mit welcher es gegen die Festung stürmte, matt. Die Russen schienen in großen Nöthen zu sein, sie verstärkten ihre Stellung am Belbeck und legten die Neigung an den Tag, sich auf die Nordseite zu verlassen, indeß hatten sie große Truppenmassen in der Stadt.

Das Bombardement ward in derselben Weise fortgesetzt, bis das Ereigniß, nämlich die Erstürmung des Malakoff eintrat, welche man mit allen Kräften am 8. Septbr. bewerkstelligte. Um den Leser nicht zu ermüden durch fortgesetzte Schilderung des Bombardements, welches sich hinsichtlich seiner Furchtbarkeit immer gleich blieb, gehen wir auf den amtlichen Bericht des Ingenieur-Generals Niel ein, der ein klares Bild des Sturmes auf den Malakoff und die andern russischen Werke gab.

Nie, heißt es in diesem Berichte, ist eine ähnliche Kanonade gehört worden. Wir (die Franzosen) hatten 500 Feuerschlünde in Batterien stehen, die Engländer hatten deren etwa 200, und die Russen noch mehr als wir. Das Feuer des Feindes beschädigte unsere Laufgräben, fügten uns aber sonst wenig Schaden zu. Das Unsrige, trotz der großen Ausdehnung des Platzes, traf über derselben zusammen und mußte der russischen Armee sehr große Verluste beigebracht haben. Während der letzten Tage, die dem Sturme vorangingen, waren die Werkleute der Infanterie vornehmlich beschäftigt, die vorgeschobensten Waffenplätze zu vergrößern, die Engpässe zu erweitern und die Mittel zur Ueberschreitung der Gräben an Ort und Stelle zu schaffen. Das Ziel aller unserer Bemühungen war die Wegnahme des im Rücken des Malakoffthurmes aufgeführten Werkes. Dieses Werk (Redoute Kornilow der Russen), das eine ungeheure Redoute ist, eine Art von Citadelle aus Erde, hat einen Hügel inne, der das ganze Innere der Vorstadt Karabelnaja beherrscht. Er faßt von der Kehrseite den von den Engländern angegriffenen Redan und liegt nur 1200 Meter von dem Südhafen, wo die Russen eine Floßbrücke errichtet hatten, die ihre einzige Verbindung zwischen Stadt und Vorstadt geworden war. Das Fort Malakoff hat 350 Meter Länge und 150 Meter Breite, seine Brustmauern haben mehr als 6 Meter Höhe über dem Boden und vor ihnen befindet sich ein Graben, der nach unserer Angriffsseite hin 6 Meter Tiefe und 7 Meter Breite hat. Er ist mit 62 Geschützen verschiedenen Kalibers bewaffnet. In dem vorderen Theile liegt, durch die Brustmauer umschlossen, der Thurm Malakoff, von dem die Russen nur das Erdgeschoß conservirt hatten, das mit Schießscharten versehen war. Im Innern des Werkes haben die Russen eine Menge Querschanzen errichtet, unterhalb deren treffliche Blenden liegen, wo die Besatzung Schirm und Schlafbänke fand, die auf jeder Seite in zwei Reihen übereinander angebracht waren. Ein gefangen genommener Offizier vom russischen Heere veranschlagte die Besatzung des Forts Malakoff auf 2500 Mann. Die Vorderseite des Malakoff, die 1000 Meter Länge hat, wird auf unserer Linken durch das Fort Malakoff, auf unserer Rechten durch das Sägewerk der Kielbucht begrenzt.

Dies letztere Werk, das beim Beginne der Belagerung nur ein einfaches Sägewerk war, hatte sich nach und nach in eine an der Kehlseite verschlossene und stark bewaffnete Redoute umgewandelt. Die äußeren Vorderseiten der 2 Redouten des Malakoff und der Kielbucht waren durch einen mit 16 Geschützen besetzten Zwischenwall verbunden und hinter dieser Umwallung führten die Russen eine zweite auf, welche die Kehlfronten der beiden Redouten vereinigte. Diese zweite, schon theilweise bewaffnete Um-

wallung hatte noch keinen Graben, der ein ernstes Hinderniß darbot. Was den Graben des ersten Zwischenwalles und des Sägewerkes der Kielbucht betrifft, so hatte die felsige Beschaffenheit des Bodens den Feind verhindert, ihn überall auf gleiche Weise zu vertiefen, und an mehrern Punkten konnte man ihn ohne zu große Schwierigkeit passiren. Um jene Gräben zu überschreiten, die sehr tief waren, hatten wir ein System von Brücken ausgedacht, die in weniger als einer Minute durch ein sinnreiches Manöver gelegt wurden, worin unsere Sappeurs und unsere Elite-Soldaten eingeübt worden waren. Diese Brücken sind uns sehr nützlich gewesen. Die französische Artillerie hatte über die der Russen eine so große Ueberlegenheit erlangt, daß sie fast alle direct gegen unsere Angriffe gerichteten Feuer schweigend gemacht hatte; die verstopften Schießscharten ließen nicht mehr befürchten, daß unsere Colonnen beim Ausgange aus den Laufgräben durch Kartätschenfeuer angegriffen würden; die Brustmauern waren aus der Form gebracht und ein Theil des Erdreiches war in die Gräben gerollt; ferner hatte das Fort Malakoff eine solche Masse von Bomben empfangen, die durch unsere und die englischen Batterien geworfen worden, daß auch bei den Geschützen, die nicht direct auf uns sich richteten, die Schießlöcher verstopft waren, und daß überall die Erdwälle ihre ursprüngliche Gestalt verloren hatten. Hinter den in erster Linie gelegenen Vertheidigungswerken hatten die Russen jedoch viele Geschütze bewahrt, denen man nur unvollkommen durch Gegenbatterien beikommen konnte, und die Colonnen des Angriffs auf den Malakoff waren dem Feuer der zahlreichen Batterien ausgesetzt, welche die Russen im Norden der Rhede errichtet hatten und deren Schüsse, obgleich aus großer Entfernung gerichtet, darum nicht aufhörten, gefährlich zu sein.

Wir gaben diese genaue Schilderung des berühmten Ingenieur-Generals deshalb so genau, um dem Leser es möglich zu machen, sich von den den Alliirten bei dem Sturm auf den Malakoff und Bastion Korniloff entgegenstehenden Schwierigkeiten eine annähernde Vorstellung zu entwerfen, und fahren in diesem Berichte, wie folgt, fort.

Indeß man konnte einen so ausgedehnten Platz nicht blos auf einem einzigen Punkte angreifen, es war im Gegentheil nöthig, den Feind bei der Theilung seiner Streitkräfte zu erhalten, welche aus der großen Ausdehnung der zu vertheidigenden Umfangsmauer erfolgte und denselben besonders im Bereiche über die Stadt zu lassen, wo der Punkt lag, von welchem aus er seinen Rückzug antreten konnte, deshalb beschloß der Oberbefehlshaber, General Pelissier, daß zuvörderst auf der Fronte des Malakoff Sturm gelaufen werde, und daß, wenn dieser Sturm gelänge, auf sein Zeichen die Engländer das Sägewerk und das 1. Corps die Stadt angreifen sollten, um so den Feind daran zu verhindern, daß er alle seine Anstrengungen gegen die Truppen concentrirte, welche Besitz vom Malakoffthurme genommen hatten. Demnach wurden die Stellungen der Truppen geordnet: Der Bataillonschef vom Genie, Ragon, welcher mehrere Brigaden Sappeurs commandirte und mit der ersten Angriffslinie zu marschiren hatte, sollte über die Gräben Brücken werfen, die Minen aufsuchen, den Colonnen überall Bahn machen, und das Fort, sobald man es in seiner Gewalt hatte, an der Kehle schließen, und um etwaigen feindlichen Wiederangriffen zu begegnen, hinten große Durchgänge für die Ankunft der Truppen und Artillerie öffnen. Der Bataillonschef vom Genie, Renour, der der Colonne des rechten Flügels und der Hauptmann Schönnagel, welcher der des Centrums beigegeben war, hatten ähnliche Aufgaben zu lösen.

Am 8. September um 8 Uhr Morgens ließ man gegen die Central-Bastion zwei Projections-Minen springen. Die Explosion erfolgte nach der Mitte der Bastion zu und schien daselbst große Unruhe hervorzubringen. Zu gleicher Zeit ließ man auch vor den Laufgräben der Malakoff-Front drei, zusammen mit 1500 Kilogrammes Pulver geladene Minentrichter

springen, um die inneren Gallerien der russischen Mineurs zu zerstören und zur Beruhigung der französischen Soldaten, die sich in Masse in den Laufgräben aufstellen mußten, deren Boden nach Aussagen von Ueberläufern unterminirt sein sollte. Schlag 12 Uhr stürzten die Franzosen hervor aus den vorgeschobenen Waffenplätzen auf der Malakoff-Front. Mit überraschender Gewandheit durchschritten sie die Gräben und griffen, indem sie die Brustwehren erkletterten, den Feind mit dem Feldgeschrei: „es lebe der Kaiser!“ an. Am Fort Malakoff, wo die innere Böschung eine bedeutende Höhung hatte, machten die zuerst angekommenen Truppen einen Augenblick Halt, um sich zu formiren, dann kletterten sie auf die Brustwehr und sprangen ins Werk hinein. Der Kampf, der mit Flintenschüssen begann, wurde nun mit dem Bajonett, Steinwürfen und Kolbenstößen fortgesetzt; der Wischer war in den Händen der russischen Kanoniere zur Waffe geworden; aber überall wurden die Russen niedergemacht, gefangen genommen oder vertrieben, und noch war seit Beginn des Sturmes keine volle Viertelstunde verstrichen, als die französische Fahne bereits auf der eroberten Redoute wehte. Auch das Sägewerk an der Kielschlucht war nach einem äußerst hitzigen Kampfe genommen worden; die Colonne des Centrums drang bis zur zweiten Umfangsmauer vor. Da dieser Angriff so außerordentlich gelungen, ertheilte Pelissier das verabredete Zeichen für den Angriff auf das große Sägewerk.

Die Engländer hatten 200 Metres unter den furchtbarsten Kartätschenfeuer zurückzulegen. Dieser Zwischenraum war bald von Todten übersäet; doch diese Verluste hemmten den Marsch der Engländer nicht. Die Richtung auf das Hauptwerk nehmend, kamen sie an den Graben, der etwa 5 Metres Tiefe hatte, stiegen in denselben hinab und erklommen trotz aller Anstrengungen der Russen die Böschung und nahmen die Spitze des Sägewerks. Aber nach dem ersten Kampfe, der den Russen theuer zu stehen kam, befanden sich die englischen Soldaten vor einem weiten, ganz und gar offen liegenden und von den Kugeln des Feindes durchsäusten Raum, während die Russen hinter entfernt liegenden Querschanzen gedeckt standen. Das Feuer der Feinde wüthete so arg unter den Engländern, daß die eintreffenden, hinter ihnen drein kommenden Kameraden kaum die Zahl Derjenigen ersetzen konnte, welche kampfunfähig gemacht wurden. Erst nachdem die Engländer fast zwei Stunden diesen ungleichen und ihnen so verderblichen Kampf bestanden hatten, entschlossen sie sich wieder zur Räumung des Sägewerkes. Der Angriff auf die Centralbastion hatte denselben Ausgang. Die Soldaten (Franzosen) vom 1. Corps überstiegen alle Hindernisse, griffen den Feind tapfer an und brachten ihm im ersten Augenblicke schwere Verluste bei; doch bald vom Kugelregen erfaßt, und ohne Schutz gegen das Feuer, das sie in mehrern Richtungen traf, gaben sie einen Angriff auf, bei dem sie auf ausdrückliches Geheiß des Oberbefehlshabers nicht hartnäckig verfahren sollten.

Auf der Front des Malakoffs machten die Russen bedeutende Anstrengungen, um die ihnen entrissenen Werke wieder einzunehmen. Indem sie mit zahlreichen von Feldartillerie unterstützten Colonnen wieder gegen das Sägewerk anstürmten, gelang es ihnen, dasselbe wieder zu erobern und die Franzosen aus dem zweiten Walle zu verdrängen; doch blieben die ersten Angriffscolonnen, von der Kaisergarde unterstützt, unerschütterlich hinter der äußeren Böschung des ersten Walles. Auch gegen das Malakoffwerk wurden von den Russen mehrere Offensivbewegungen versucht, doch ohne Erfolg, die Franzosen waren nicht zum Weichen zu bringen. Die Leichen der Russen häuften sich vor der Kehlfront auf, indeß den Sieg konnten sie trotz aller Todesverachtung nicht an sich fesseln. Ihren letzten vergeblichen Angriff, der eine That der Verzweiflung war, unternahmen sie gegen 5 Uhr Abends. Mit demselben endete die fürchterliche Blutarbeit des Tages, sie gaben die Partie verloren und blos ihre Batterien fuhren bis zum Einbruch der Nacht fort, Ge-

schosse auf die Franzosen zu werfen, indeß ohne denselben erheblichen Schaden zuzufügen.

Der Malakoff befand sich also in der Gewalt der Alliirten und General Pelissier ließ sogleich alle Anstalten treffen, um einem etwaigen nächtlichen Angriffe vorzubeugen; sie waren jedoch überflüssig, denn der Feind dachte an keinen Ueberfall, sondern hatte einen Entschluß gefaßt, von welchem die Verbündeten allerdings keine Ahnung hatten, obwohl sich im Voraus erwarten ließ, daß die Russen, welche nicht mehr im Besitz der Citadelle waren, die Vertheidigung des Platzes und zwar mit Hinopferung eines großen Theiles ihrer Armee nur noch auf einige Tage ausdehnen konnten. Daher hatten die Besiegten einen großen Entschluß gefaßt. Sie hatten nämlich zur Verwüstung des Platzes durch eigene Hand für den Fall, daß sie sich genöthigt sähen, denselben zu verlassen, Alles vorbereitet. Während das Dunkel der Nacht über dem blutgetränkten Schlachtfelde lagerte, kündigten rasch auf einander folgende Explosionen an, daß die Russen ihre Werke und die Stadthäuser in die Luft sprengten, um den Verbündeten nur Ruinen als Gewinn zu überlassen.

Die Alliirten konnten mit Recht sagen: „In der Nacht vom 8. zum 9. September haben wir die Festungswerke Sebastopols wie Vulkane bersten, die Stadt und die Flotte verbrennen sehen.“ Das Feuer war sogar den Schanzkörben mitgetheilt. Am 10. Abends 9 Uhr zog eine französische Brigade in die zerstörte Festung ein, um in Ordnung davon Besitz zu nehmen. Alle Gebäude, alle Denkmäler lagen in Trümmern, durchbohrt, zermalmet, vernichtet durch das letzte höllische Bombardement. Der Boden war wörtlich bedeckt mit Bomben und Kugeln und es war ganz unmöglich, im Innern der Stadt zehn Schritte zu gehen, nach welcher Richtung es auch sein mochte, ohne auf diese Werkzeuge der Vernichtung zu stoßen. Der Gedanke, die Vertheidigung der Südseite Sebastopols aufzugeben, kann nur aus der dem Oberbefehlshaber, Fürsten Gortschakoff, sich mit Gewalt aufgedrungenen Ueberzeugung hervorgegangen sein, daß er sich im allzugroßem Nachtheile seinen Gegnern gegenüber befinde. In der That waren die geringen Erfolge der Ausfälle, die für sie traurigen Resultate der Kämpfe bei Inkermann, beim grünen Hügel, bei der Traktirbrücke und endlich die vollkommene Unmöglichkeit, ohne große Verluste an Menschenleben, von der Nordseite auf die Südseite zu gelangen, maßgebend genug, um den Entschluß, die Südseite plötzlich zu räumen, dem russischen Feldherrn als das Einzige erscheinen zu lassen, was er in der so schwierigen Lage thun könne. Der Befehl zur Räumung der Südseite muß plötzlich gekommen und in Eile ausgeführt worden sein, denn die Russen würden bei längerer Muße nicht so viel Geschütze, so viel Munitions-Vorräthe, Kleidermagazine von bedeutender Größe, Lebensmittel und Getränke im Ueberflusse den Alliirten überlassen haben. Die Soldaten hatten sogar zum größten Theile in der Eile ihre Tornister mitzunehmen vergessen.

Das in der Eile angestellte Zerstörungswerk war daher auch nur sehr unvollständig. Nur eins der Forts, das Paulsfort, war buchstäblich in alle Winde zersprengt, das Quarantänefort hatte durch die Explosion des Pulvermagazins nicht viel gelitten, indem die Façade nach der See zu, unversehrt blieb und die meisten Kanonen für den Dienst brauchbar gefunden wurden. Beim Fort Nikolaus waren die Russen mit den Anstalten zum Sprengen nicht fertig geworden. Obgleich die Flammen einige Verheerungen im Innern angerichtet hatten, war doch das Steinwerk vollkommen gut erhalten und man fand daselbst außer den in gutem Stande erhaltenen Kanonen noch eine ungeheure Masse für Minen bereitetes Pulver. Die Zünder zu den zur Sprengung gewidmeten Gegenständen hatten entweder das Feuer nicht fortgeführt oder andere Ursachen bewirkten, ja sogar nach drei Tagen erst, spätere Explosionen, wodurch mehrere Soldaten der Alliirten das Leben verloren. Sebastopol bildete bis auf eine sehr kleine Anzahl noch so ziemlich in bewohnbarem

Zustande gefundene Häuser eine Trümmerstadt. Gefangene Russen sagten aus, daß die Verwirrung in den letzten Tagen (während des höllischen Bombardements so groß gewesen sein, daß sie, die russischen Soldaten nämlich, 24 Stunden ohne alle Nahrung blieben. In einem Spitale fanden die Alliirten Verwundete, die seit drei Tagen ohne alle ärztliche Pflege gelassen worden waren, die Mehrzahl dieser Unglücklichen erlag natürlich den Folgen dieser Vernachlässigung.

Der Munitions-Fund, den die Alliirten machten, bestand in 4000 Kanonen, 50,000 Kugeln, eine geringe Anzahl hohler Wurfgeschosse, eine große Menge kleines Eisenzeug und Pulver, 500 Anker, zur Hälfte in gutem Zustande, 25,000 Kilogrammes Kupfer, zwei Dampfmaschinen u. s. w. Von der schönen großen russischen Flotte blieb nichts übrig, als ein paar kleine Dampfer. Am 10. September hatten die Verbündeten das seltene Schauspiel, 10 Dampfer verbrennen und in die Tiefe versinken zu sehen. Am folgenden Tage wiederholte sich ihnen dies Schauspiel. Der Boden des Hafens und der Rhede von Sebastopol war zum geheimnißvollen Schatzkästlein geworden, das den Blicken der Sieger den geschwundenen Stolz des großen Rußlands verbarg.

Aber wie theuer war dieser Sieg erkauft! Nach der amtlichen Depesche Pelissiers erlitt das französische Heer folgende Verluste: 5 Generale getödtet, 4 verwundet, 6 erlitten Contusionen; 24 Oberoffiziere getödtet, 20 verwundet, 2 vermißt; 116 Subalterneoffiziere getödtet, 244 verwundet, 8 vermißt; 1489 Unteroffiziere und Soldaten getödtet, 4259 verwundet, 1400 vermißt; also in Gesammtzahl 7551. Die Engländer hatten einen Verlust von 2447 Mann, nämlich 385 Todte, 1886 Verwundete und 176 Vermißte. Die Engländer hatten auch bei diesem blutigen Strauße ihren gewöhnlichen Unstern, der entweder in dem nachlässigen Phlegma ihrer Befehlshaber oder in völliger Unkenntniß derselben hinsichtlich der Erfordernisse des Augenblicks wurzelt. Beim Sturme auf den Redan kamen nur 4 höhere Offiziere unverletzt in dies feindliche Werk. Beim Anlegen der Leitern fand sichs, daß dieselben nicht nur meistentheils zu kurz und auch nicht in gehöriger Anzahl vorhanden waren. Dennoch nahmen die tapferen Männer den Vorsprung des Werkes und behaupteten es lange heldenmüthig. Ihre Lage, dem feindlichen Feuer von mehreren Richtungen her ausgesetzt zu sein, war eine verzweifelte und wurde es noch mehr durch den Umstand, daß ihnen in dieser großen Bedrängniß keine brauchbaren Reserven zur Hilfe geschickt wurden, so daß der Führer dieser heldenmüthigen Schaar, welche auf so unverantwortliche Weise aufgeopfert wurde, der Oberst Windham, sich erst zum General Codrington begeben mußte, um demselben die verzweifelte Lage der Stürmenden begreiflich zu machen. Eine solche Unfähigkeit der Divisionsgenerale kommt bei den Franzosen allerdings nicht vor und deshalb mögen auch dergleichen Dinge wohl Ursache gewesen sein, welche den französischen Oberbefehlshaber zur Unzufriedenheit mit den englischen Generalen trieben. Oberst Windham erhielt nun auf seine dringenden Vorstellungen die Garden als Beistand, mit denen er voreilte, aber es war bereits zu spät. Die Russen hatten sehr bedeutenden Zuzug erhalten, gingen selbst zum Angriff über und warfen den furchtbar zusammengeschmolzenen Rest der eingedrungenen Engländer aus dem Werke heraus, nachdem derselbe sich fast zwei Stunden ohne die nöthige Unterstützung behauptet hatte. Oberst Windham war nur noch Zeuge dieser Niederlage, die sich nicht mehr aufhalten ließ. In Betreff der vollständigen Verwirrung, welche bei dem ganzen Angriffe geherrscht, wurde als Probe noch angeführt, daß die Adjutanten des Generals Codrington aus Unkenntniß der Topographie der Laufgräben, seine Ordres an falsche Regimenter brachten. Die Scene im Graben, wo die wieder vorrückenden Russen mit den Engländern — gewöhnlich 4 gegen 1 — kämpften, wurde als gräßlich geschildert. Die Leitern waren gebrochen oder umgeworfen, so daß es den

Engländern schwer wurde auf der andern Seite des Grabens wieder herauf zu kommen. Todte, Sterbende, Verwundete und Gesunde lagen alle haufenweise durch und über einander.

Die sardinische Brigade des Generals Cialdini, welche de la Marmora zur Verfügung Pelissiers gestellt hatte, um das erste Corps zu verstärken, hielt mit der Festigkeit alter Truppen das furchtbare Feuer aus, welches sich in den Laufgräben kreuzte. Wie sehr aber auch die Sardinier vor Eifer brannten, handgemein zu werden, war's doch, da der Angriff auf die Mastbastion nicht stattfinden sollte, unmöglich, ihrem dringenden Wunsche nachzugeben. Ihre Aufgabe war für diesmal die jedem Soldaten aus natürlichen Gründen so widerwärtige, ohne selbst an dem Kampfe Theil nehmen zu können, dem Tode preisgegeben zu sein.

Die verbündete Belagerungsarmee hatte 700, die Russen 800 Geschütze beim Bombardement und Sturm in Activität. Von Seiten der Alliirten wurden in den verschiedenen Attaken mehr als 1,600,000 Schuß gethan. Ihre größtentheils in den harten Fels mit Pulver gesprengten Laufgräben stellten eine Entwickelung von mehr als 80 Kilometer (20 französische Meilen) dar. Verwandt wurden 80,000 Schanzkörbe, 60,000 Faschinen und fast 1 Million Erdsäcke.

Blicken wir auf die Verluste der Russen, so finden wir in deren eigenen Angaben gewissermaßen einen Anhalt über diesen Gegenstand, denn Fürst Gortschakoff sagte in seinem Tagesbefehl vom 12. September, daß schon das 20-tägige Bombardement vor dem 5. September täglich 500 bis 1000 Mann Russen (Todte u. Verwundete) kostete. Der Durchschnitt von 750 angenommen, stellt sich die Ziffer des russischen Verlustes vom 16. August bis 5. September auf 15,000 Mann. Durch das verstärkte Bombardement vom 5. September bis znm 8. Mittags, wo der Sturm begann, wurden nach telegraphischen Bericht Gortschakoffs täglich über 2500 Mann kampfunfähig, was für $3^1/_2$ Tag 8750 Mann ergab. Nimmt man den Verlust bei dem Sturme als mit dem der Verbündeten gleich, also auf etwa 10,000 Mann an, so beträgt die Summe der in der Festung binnen 24 Tage kampfunfähig Gewordenen 33,750 Mann. Rechnet man noch den Verlust an der Tschernaja (Kampf an der Traktirbrücke) über den Fürst Gortschakoff gar keinen Bericht abstattete, und den Pelissier auf 8000 Mann anschlug, hinzu, so ist die Totalsumme seit dem 16. August auf mindestens 40,000 Mann anzunehmen, wobei nur die im Kampfe Gefallenen gerechnet sind, der sonstige Abgang an Kranken u. s. w. aber noch nicht einmal mit inbegriffen ist. Welche Verluste an Menschen! und auf den Meeresboden des Hafens ruhten 50 theils verbrannte, theils versenkte Schiffe — Sebastopol war ein Trümmerhaufen.

Nach der Einnahme Sebastopols formirten sich die Stellungen der alliirten und russischen Armee folgendermaßen.

Die Hauptmacht der Verbündeten stand in den befestigten Stellungen längs des linken Ufers der Tschernaja, mit der Front nach Osten gekehrt; sie hatte die Aufgabe, starke Abtheilungen auf das rechte Ufer des Flusses zur Erforschung der feindlichen Positionen zu entsenden. Den linken Flügel der Verbündeten bildeten die drei Brigaden, welche die eigentliche Stadt Sebastopol und die Karabelnaja (Schiffervorstadt) besetzt hatten; der rechte Flügel, größtentheils aus Cavallerie bestehend, befand sich im Baibarthale. Im Rücken der verbündeten Armee war eine zahlreiche Abtheilung von Soldaten und Arbeitern damit beschäftigt, die Belagerungsbatterieen zu desarmiren, und die Kanonen und Mörser aus der früheren Belagerungslinie nach Balaklava und Kamiesch zu schaffen. Eine andere Abtheilung räumte ungeheuere Massen von Kugeln, Bombensplittern und Trümmern aus den Straßen der Stadt und der Karabelnaja hinweg.

Die russische Armee stand auf einer sowohl von Natur, als auch durch die Kunst befestigten Linie, welche die Stellung der Verbündeten in einem Halbkreise umflügelte und sich vom

Telegraphen- und Klein-Konstantinfort, die sich beide auf einer Landzunge über das Meer und den Hafen erheben, längs des Letzteren und dann längs der Höhen von Inkermann und Makenzie bis zur undurchdringlichen Gebirgskette des Tschatir-Dagh hinzog. Die russische Hauptmacht lagerte hinter dieser Linie auf dem Gebirgsplateau des Belbek in drei Abtheilungen, mit der Front nach Süden gekehrt. Den rechten Flügel bildete das starke Corps, welches die nördliche Hälfte von Sebastopol, nämlich die große Sievernaja-Citadelle und das Katharina-Constantin- und das Telegraphenfort, besetzt hielt. Der linke Flügel hatte die befestigten Engpässe von Aitodor und die Gebirgskette des Tscherkes-Kerman bis zu den Quellen des Belbek und den Jaltabergen inne. Die russischen Reserven standen in Baktschiserai und Simferopol. Einzelne Abtheilungen unterhielten die Verbindungen zwischen dieser Hauptarmee und drei anderen in der Krim stationirten russischen Corps, von denen das erste vor Kertsch (das die Verbündeten in Besitz hatten) stand und sich mit seinem rechten Flügel an Kaffa, mit dem linken an Arabat anlehnte, das zweite Eupatoria observirte, und das dritte, das stärkste, welches gegen 40,000 Mann zählte, Perekop besetzt hielt. Dieses sämmtliche Krimheer war noch im Besitz von zwei Verbindungswegen mit dem festen Lande, von denen der eine über die Landenge von Perekop, der andere auf der Brücke von Tschorgun über das faule Meer führte, wohin die Asowsche Flotten-Expedition wegen der Wasserseichtigkeit nicht vordringen konnte.

Der Sieg des 8. Septembers war ein vollständiger auf Seiten der Franzosen und der Ruhm dieses glorreichen Kampftages wurde einstimmig dem Muthe des Generals Bosquet zuerkannt. Es dürfte nicht uninteressant sein, etwas über diesen tapferen Kriegshelden hier eingewebt zu finden. Als in Frankreich die Revolution von 1848 ausbrach, war der General einer der ersten Oberoffiziere, die sich bestimmt für die Republik aussprachen. An diesem Glauben hielt er mit einer Beständigkeit fest, die etwas ans Kecke streifte. Als Ludwig Napoleon Frankreich das „Ja" oder „Nein" vorlegte, stimmte Bosquet mit seiner ganzen Division „Nein." Das war muthig und gab ihm einen Namen in der Armee. Für den Augenblick jedoch verminderte es die Chancen seiner Laufbahn, er ward (weil er kein Kaiserthum wollte) in Disponibilität versetzt, und war zu eben so tiefer Zurückziehung verwiesen, wie Cavaignac. Als die Expedition nach dem Orient entschieden war, dachte man, er werde entfernt bleiben. Aber General Canrobert stellte dem Kaiser vor, daß sein Freund Bosquet ein bewunderungswürdiger Soldat, wenn auch ein schlechter Politiker sei, und daß seine Opposition gegen das Kaiserthum mit seinem Votum geendet habe. Der Kaiser verlieh an Bosquet eine Division. Die Armee freute sich und seit dem Beginne des Krieges hatte er sich unaufhörlich ausgezeichnet. Er war es, der bei der Landung der Franzosen in Gallipolis das Staunen der Engländer über sein Organisationsgenie erregte, die mißvergnügten Türken maßregelte, durch Verbreitung seiner Zuaven über die Gegend ein Commissariat improvisirte, Straßen anlegte, benannte, für ihre Reinigung sorgte, Postämter, Caffés, Restaurants u. s. w. herstellte. An der Alma und bei Inkermann, wie beim letzten Sturm (auf den Malakoff) wollte es sein Stern, daß er das entscheidende Gewicht in die Schale warf. Bei Alma überflügelte er zuerst am äußersten rechten Flügel die Russen und erschütterte sie; bei Inkermann kam er den Engländern mit 6000 Mann zu Hilfe und warf die Russen. Dem unglücklichen Sturm auf den Malakoff am 18. Juni war er fremd, da er zwei Tage zuvor von Pelissier an die Tschernaja entfernt worden war; das Mißlingen dieses Sturmes schrieben die Soldaten nachher gerade diesem Umstande zu. Am 8. Sept. hat er mit Mac Mahon, dem französischen General von irländischer Abkunft, den Malakoff erstürmt, und die Franzosen hielten den Sieg im Voraus für den ihren, weil eben General Bosquet diese Affaire leitete, denn er war der Mann ihres Vertrauens, mit ihm nur glaubten

sie siegen zu können und — sie siegten, die Eroberung des Malakoff war Zeugniß davon.

Der 8. September war für die Sieger ein glorreicher Tag, aber wer ein Herz in der Brust hatte, durfte nicht über die Kampfstätten gehen, wo der Tod gleichsam ein lustiges Würfelspiel gehalten hatte und seine Schrecknisse in den verstümmelten Leibern der Gefallenen und Sterbenden und Verwundeten dem Beschauer vor's Auge führte. War der Anblick des Schlachtfeldes schon ein grauenhafter, so blieb er doch noch hinter dem zurück, den das in Sebastopol aufgefundene russische Hospital (von dem oben die Rede war) bot. Möge die Schilderung eines Augenzeugen, in welchem Zustande man die unglücklichen Bewohner dieses Haus fand, den Schluß dieses so inhaltreichen Kapitels bilden.

Das als Hospital gebrauchte stattliche Gebäude war den über das Sägewerk wegfliegenden Kugeln und Bomben, und den gegen die Casernen-Batterie gerichteten Geschossen in hohem Grade ausgesetzt, und trägt an Wänden, Fenstern und Thüren zahlreiche und deutliche Spuren der heftigen Kanonade. Als ich durch eine der Thüren eintrat, bot sich meinen Blicken ein Schauspiel dar, wie es, Gott sei Dank, wohl nur wenige Menschen jemals gesehen haben mögen. In einem langen, niedrigen, gewölbten Raume, dessen Decke von viereckigen Säulen getragen wurde, und durch dessen zerbrochene, scheibenlose Fenstern ein mattes Dämmerlicht hineindrang, lagen die verwundeten Russen, welche ihr Feldherr unserer Barmherzigkeit überlassen hatte. Doch was sage ich: die Verwundeten? Nein! — die Todten, die faulen und verwesenden Leichen der Soldaten, welche man in ihrer Todesnoth ohne Pflege, ohne sich um sie zu kümmern, so eng zusammengepackt, wie es nur irgend anging, zurückgelassen hatte, damit der Tod sie erfasse, einige auf dem nackten Erdboden, andere auf elenden Strohlagern, oder in erbärmlichen Bettstellen, durch welche das mit dem Stoffe der Verwesung gemischte Blut hindurchsickerte und auf den Boden niederträufelte. Den Donner auffliegender Festungswerke im Ohr, von Kugeln und Bomben, welche durch Dach und Seitenwände einschlugen, umzischt, vom Pfeifen und Knattern des Gewehrfeuers umgeben, waren diese armen Menschen ihrem furchtbaren Schicksale überlassen worden. Mancher hätte, wäre ihm nur eine ganz gewöhnliche Pflege zu Theil geworden, gerettet werden können. Mancher lag noch lebend da, in dessen Wunden die Maden umherkrochen. Mancher, den das ihn umgebende Schauspiel beinahe zum Wahnsinne getrieben, oder der einen verzweifelten Versuch gemacht hatte, ihm zu entfliehen, war unter den Betten dahingerollt, und starrte den Zuschauer an, den es eiskalt dabei überlief. O, und mit was für Blicken! Mancher wiederum schien an nichts Anderes zu denken, als seinen Frieden mit dem Himmel zu machen. Mancher, der mit zerbrochenen und verdrehten Armen und Beinen dalag und dem die Knochensplitter aus dem Fleische hervordrangen, bat um Hilfe, Wasser, Nahrung, Mitleid oder zeigte, wenn er durch das Nahen des Todes oder durch die furchtbaren an Kopf oder Rumpf erlittenen Verletzungen der Sprache beraubt war, auf die Todeswunde. Die Stellungen einiger waren so grauenvoll phantastisch, daß man wie durch eine Art unheimlichen Zaubers auf demselben Flecke festgebannt wurde. Ist es möglich, daß dort jene blutige Masse von Kleidern und weißen Gebeinen einst ein menschliches Wesen war, oder daß jener verbrannte Fleischklumpen dort je eine menschliche Seele beherbergte? Der Gedanke an die Antwort auf diese Frage ist furchtbar. Die Leichen Vieler waren in unglaublichem Grade geschwollen und aufgedunsen, die Gesichtszüge hatten einen riesenmäßigen Umfang angenommen, die Augen schienen aus ihren Höhlen springen zu wollen, die Zunge hing schwarz zum Munde heraus, fest von den Zähnen zusammengedrückt, welche sich im Todesröcheln auf sie gepreßt hatten. Es war ein grausiger Anblick. In einer dieser Schreckenskammern — denn es waren deren viele — fanden wir einige todte und einige lebende englische Soldaten, da-

runter auch den Hauptmann Vaughan vom 90. Regimente, der seitdem auch seinen Wunden erlegen ist. Ich gestehe, ich konnte den Anblick, bei welchem selbst unsre erfahrensten Wundärzte ein Grauen befiel, nicht ertragen. Der feuchtkalte Leichengeruch, der Gestank der brandigen Wunden, des verdorbenen Blutes und des verwesenden Fleisches war unerträglich und über allen Begriff widerlich. Was aber mögen die Gefühle der Verwundeten, die alles dieses erdulden mußten und aus dem Leben schieden, ohne daß eine Hand da war, die ihnen einen Tropfen Wasser reichte, oder eine Stimme, die ein freundliches Wort zu ihnen sprach! (Zu welcher Ansicht wohl Kaiser Nikolaus I. diesem entsetzlichen Elend gegenüber gekommen sein möchte!)

„Die meisten dieser Leute wurden am 8., viele vielleicht schon am 7. Septr. verwundet, ja mögen weit länger an diesem Schreckensort gewesen sein. Ihre Zahl (Todte und Verwundete) belief sich auf ungefähr tausend. Es ist in der That kaum erklärlich, wie die Russen ihre Kranken mitten in einer brennenden Stadt ohne alle Hilfe zurücklassen konnten. Es stand gewiß in Fürst Gortschakoffs Macht, als er die Stadt zu räumen beschloß, Personen zurückzulassen, welche geeignet waren, die unmittelbaren Bedürfnisse der Kranken zu befriedigen, und deren Geschäft von jeder civilisirten Macht respectirt worden wäre. Statt dessen überließ er sie ihrem Schicksale, wohl wissend, daß das Feuermeer, welches auf seinen Befehl rings um sie raste, sie mehrere Tage lang von allem Beistande abschneiden, wo nicht ganz verzehren würde. Solche Akte wie diese, können keine Rücksichten der Politik rechtfertigen; sie werfen einen dunkeln Schatten auf die Niederlage der russischen Armee.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Eroberung von Kinburn.

General Pelissier zum Marschall von Frankreich erhoben. — Das Reitergefecht bei Eupatoria. — Die Expedition nach Taman und Fanagoria. — Helden. — Darstellung der Befestigungen der Nordseite Sebastopols. — Die Flotten vor Odessa. — Schilderung der Citadelle von Kinburn. — Cherson und seine Bedeutung. — Nikolajeff. — Kaiser Alexander II. daselbst. — Bombardement und Einnahme von Kinburn. — Englische Kanonenboote.

Durch die ganze civilisirte Welt hallte die große Botschaft von der Eroberung Sebastopols durch die Verbündeten. In Frankreich, England, Sardinien und in der Türkei feierte man Freudenfeste über die blutige Errungenschaft, und es war daher auch nur selbstverständlich, daß General Pelissier, die leitende Seele der furchtbaren Blutarbeit mit Lobpreisungen, Würden und Ehrengeschenken überhäuft wurde. Napoleon III. sandte ihm das Dekret als Marschall von Frankreich zu, welcher Titel die höchste militärische Auszeichnung ist und der Sultan hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm den Titel eines Serdar-Ekrem (Feldmarschall) zu verleihen, mit welchem

zugleich ein höchst angenehmer Beweis der Dankbarkeit der Pforten-Majestät, ein lebenslänglicher Jahrgehalt von 200,000 Frcs. verbunden war. Außer dieser wahrhaft kaiserlichen Erkenntlichkeit ließ der Sultan dem neuen Marschall auch einen mit Brillanten geschmückten Ehrensäbel im Werthe von mehr als 100,000 Fr. überreichen und solchergestalt trug Pelissier die Zinsen des großen an Sebastopol fast ein Jahr lang vergeblich verschwendeten Blut-Kapitals davon.

Man muß ihm indeß den Ruhm einer außerordentlichen Thätigkeit auf seinem schwierigen Posten zugestehen, denn er ließ nichts unversucht, was dem Feinde empfindlichen Nachtheil verursachen konnte und was ist eigentlich die Kriegskunst anders, als ein immerwährendes Streben seinen Gegner schach und matt zu machen, entweder durch gut erfundene Manöver, welche denselben auf allen Punkten überraschen, wo er sich nicht bedroht glaubt, oder durch offenbare Waffengewalt. Pelissier vereinte Beides. Ueberraschung und Waffengewalt, er beutete klug den höchst unangenehmen Eindruck des Schreckens aus, welchen die Einnahme Sebastopols auf die Russen im Allgemeinen machte, indem er auf mehreren Punkten des großen Kriegsrayons Angriffe anordnete, welche sämmtlich von glänzendem Erfolge gekrönt wurden. Es darf wohl nicht erst erwähnt werden, daß der Krieg auf der Krim ihm als Feldherrn immer die meiste Aufmerksamkeit zur Pflicht machte und die Stellungen des verbündeten Heeres der russischen Armee gegenüber stets als Hauptsache gelten, denn war auch den Russen Sebastopol entrissen und dies Ereigniß ein schwerer Schlag für sie, so fehlte doch noch sehr, sehr viel bis zur Vernichtung oder wenigstens Hinausdrängung der russischen Streitmacht aus der Krim. Diese Feindesmacht war trotz der großen Verluste, die sie in letzterer Zeit erlitten, immer noch kolossal, erhielt in einem fort Zuzug und besaß jene erprobte Ausdauer und Ergebung in den größten Bedrängnissen, welche ihr nicht nur die allgemeine Anerkennung ihrer eingefleischtesten Feinde sicherte, sondern, und das mußte für Pelissier maßgebend sein, gar leicht eine höchst unangenehme Wendung des Kriegsglückes erzielen konnte. Es galt also vor allen Dingen diese Feindesmacht zu schwächen, sie an verschiedenen Punkten zu beschäftigen, ihr den Zuzug vom festen Lande unmöglich zu machen, während der Kern ihrer Armeen täglich in der Nähe Sebastopols einem Angriffe der Verbündeten entgegen sehen mußte.

Während die Russen von den von ihnen besetzten Nordforts Sebastopols einen nur wenig unterbrochenen Geschützkrieg fortsetzten und ihre Kugeln als vernichtenden Hagelschlag über den Hafen Sebastopols hinstrichen, jedem Schiffe der Verbündeten daselbst Fahrt und Aufenthalt unmöglich, und weiteres Vorwagen der verbündeten Armee am Ufer nach der nördlichen Seite hin zu schnell bestraften Versuchen machten, ließ Pelissier seine Truppen allmählig dem Gros der feindlichen Armee gegenüber imponirende Stellungen annehmen und suchte ihre Verbindung mit Perekop durch Flankenangriffe zu zerstören. Natürlich blieben zwischen beiden feindlichen Armeen Kämpfe nicht aus, jeder Tag brachte dergleichen, indeß sie waren zu wenig vorragender Natur, als daß wir näher auf sie eingehen sollten, ihre Schilderung würde den Leser ermüden, weshalb wir uns nur auf die größeren Thatsachen beschränken. Zu diesen gehörte ein vom glücklichsten Erfolge begleitetes Reitergefecht bei Eupatoria gegen die Russen. Nach Pelissiers Plane bildete Eupatoria den Angelpunkt von Operationen gegen die russische Flanke. Mittels dieser Manöver sollte, wie schon erwähnt, nicht nur die Verbindungsstraße zwischen dem in und bei Simferopol und Baktschiserai stehenden Gros der russischen Armee und Perekop nicht bedroht, sondern diese auch gewonnen, sonach die Russen im Rücken von der genannten Landzunge abgeschnitten werden.

Zur Erreichung dieses Zweckes hatte Marschall Pelissier den General d'Allonville mit einer starken Truppensendung nach Eupatoria beordert und nach einer zwischen genanntem französischen

44

General und dem Befehlshaber der zu Eupatoria stehenden Türken, Ahmet Muschir Pascha getroffenen Verabredung, verließen drei Colonnen am 29. September, um 3 Uhr Morgens, die erwähnte Stadt, um gegen den Feind zu marschiren. Die erste, nach Südost entsandte Colonne sollte am äußersten Ende der Landzunge, in der Richtung von Sakl, Position nehmen. Sie hatte nur einige russische Schwadronen sich gegenüber, denen sie ohne Mühe mit Hilfe zweier Kanonenboote, die sie mit ihrem Feuer unterstützten, die Spitze bot. Die zweite von dem Muschir in Person befehligte, marschirte über Oraz, Atchin und Triech, rückte nach Djollchak vor und zerstörte unterwegs alle Vorräthe des Feindes. Die dritte, an deren Spitze sich General d'Allonville gestellt hatte, bestand aus 12 Schwadronen seiner Division, der Batterie Armand (reitende Artillerie), 200 unregelmäßiger Reiterei und 6 egyptischen Bataillonen. Sie ging über einen Arm des Sees Sasik und marschirte über Chiban nach Djollchak, dem gemeinschaftlichen Sammelplatze, wo die beiden andern Colonnen sich gegen 10 Uhr Morgens trafen. Diese beiden Colonnen hatten die russischen Schwadronen vor sich hergetrieben, und dieselben hatten sich allmählig auf ihre Reserven zurückgezogen. Während General d'Allonville seine Pferde sich erfrischen ließ, bemerkte er die Bewegungen des Feindes, welcher, indem er zwischen dem See und ihm vorrückte, ihn mit 18 Schwadronen und mehreren Sotnien Kosaken und Artillerie zu umgehen suchte. General d'Allonville, den der Muschir im Rücken durch 2 Regimenter türkischer Cavallerie und die 6 egyptischen Bataillone unterstützen ließ, bewegte sich hierauf sofort nach der Spitze des Sees zu, um seinerseits den Feind zu umzingeln. Die Raschheit dieser Bewegung machte es den in erster Linie von dem General Walsin-Esterhazy geführten 4. Husaren-Regimente möglich, den Feind mit der blanken Waffe anzugreifen, während der General Champeron mit dem 6. und 7. Dragoner-Regimente in zweiter Linie die russischen Uhlanen überflügelte und zu einem eiligen Rückzuge zwang, während dessen sie auf einer Strecke von mehr als zwei Stunden beunruhigt wurden. Da der Feind an keinem anderen Punkte Stand hielt und in allen Richtungen floh, so ließ General d'Allonville seine Schwadronen Halt machen und sammelte, ehe er sich zurückzog, alles, was auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben war. Erbeutet wurden 6 Feuerschlünde (3 Kanonen und 3 Haubitzen), 12 Munitionswagen und eine Feldschmiede nebst Bespannung. Außerdem fielen 169 Russen, unter ihnen Lieutenant Prokopwitsch vom 18. Uhlanen-Regimente und 250 Pferde in die Hände d'Allonvilles. Auf dem Schlachtfelde blieben 50 russische Todte liegen, die von ihren fliehenden Kameraden nicht mit fortgebracht worden waren, der Oberst Andrewski vom 18. Uhlanen-Regimente befand sich mit unter den Gebliebenen. General Korff, welcher in der russischen Armee als sehr verdienstvoller Reiteroffizier gilt, befehligte bei dieser Affaire, die weniger wegen der dabei in Verlust gerathenen Menschenleben als wegen des moralischen Eindrucks, den sie auf die Russen bewirkte, zu beachten war. Auf Seite der Verbündeten gab es laut Bericht nur 6 Todte und 29 Verwundete. Unter letzteren befanden sich zwei Offiziere.

Die Russen sahen sich demnach genöthigt, einen Theil ihrer Aufmerksamkeit auf die Bewegungen des Gros der verbündeten Armee, die die Höhenrücken diesseits des Boidarthales, gegen Aitodor und dem obern Belbeck hin, stark besetzt hielten, um auf die möglicherweise von Eupatoria aus erfolgenden feindseligen Angriffe auf ihre Flanke zu lenken. Sie befanden sich in sofern in übler Situation, als auch keine Kunde eines für sie glücklich ausgeschlagenen Ereignisses ihren sehr niedergedrückten Muth hob. Ehe noch General d'Allonville ihnen die eben erzählte Schlappe beibrachte, war auch an einem sehr entfernten Punkte ein Mißgeschick über sie gekommen.

Von Kertsch aus unternahm ein vereinigtes Geschwader eine Expedition gegen die (Kertsch gegenüberliegenden Orte, Taman und Fanago-

ria, um den Russen daselbst eine Operations-Basis zu rauben, die sie für den Winter hätten wählen können, denn Taman vermochte mehrern Tausenden Soldaten Obdach und Schutz zu gewähren, während geräumige Gebäude in Fanagoria als Hospitäler oder Casernen dienen konnten. Commandant des Expeditionsgeschwaders war Capitän Bouet, er hatte 10 Kanonenboote, Capitän Hall 3 derselben nebst einem Avisoschiffe und einem Dampfer von geringem Tiefgange mitgenommen — lauter Schiffe, die sich zum Transport von Truppen sehr wohl eigneten. Am 24. September stachen sie von Kertsch aus in See und warfen bald in das Innere der Redoute von Fanagoria Granaten, um deren Räumung zu bewirken. Mittlerweile setzten die mit Truppen beladenen Kanonenboote ihre Fahrt fort und bewerkstelligten die Landung eine Seemeile weit östlich vom Fort, an einem Punkte, wo das Ufer so niedrig ist, daß man vom Meere aus die Ebene bestreichen kann. Die Kosaken stürmten jedoch von allen Seiten herbei und viele Arabas (eine Art Transportwagen) setzten sich in Bewegung, um alles das, was sich in Eile aufladen ließ, in das Innere des Landes fortzuschaffen. Die Ausschiffung der verbündeten Truppen stieß nirgends auf Widerstand. Um 4 Uhr Nachmittags waren sie in dem vollständig geräumten, aber unversehrt gelassenen Etablissement der Russen versammelt und ehe die Nacht einbrach, bereits alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Es kam zu keinem ernstlichen Kampfe, denn die 6—8000 russischen Reiter zogen sich zurück, sobald man Granaten unter sie warf. Am folgenden Tage begann man die Häuser von Fanagoria zu demoliren, um geeignetes Material zur Errichtung von Quartieren (Hütten, Baraken) beim St. Pauls-Vorgebirge zu gewinnen. Man fand in Fanagoria 70 Kanonen und 4 Mörser, die bereits außer Dienst waren. Zu Taman entdeckte man 11 im Sande eingescharrte 24Pfünder, deren Schildzapfen man abschlagen ließ.

Während diese Expedition vom 24. September bis zum 3. October an dieser Rußland gehörenden Küste sich aufhielt und Alles, was nur möglich zu zerstören war, zerstörte oder wegführte, mithin ein vollkommenes Verheerungsgeschäft vollendete, hatten sich auch große Massen Bergvölker bei Gastogaja gesammelt, um bei dieser Gelegenheit den Russen, wie man zu sagen pflegt, etwas am Zeuge zu flicken. Am 1. October Morgens gegen 4 Uhr rückten diese Bergvölker, unter denen sich zwei Colonnen reguläre Truppen, wahrscheinlich Türken, befanden, gegen die Dschiginskische Batterie vor, besetzten das Ufer des Kuban da, wo die Ueberfahrt zur andern Seite ist und öffneten ein heftiges Gewehrfeuer. Sie stellten auf dem höher gelegenen Ufer des Kuban und Dschigi 2 Geschütze gegen die Dschiginskische Batterie auf. Der Kampf dauerte mehrere Stunden lang, bis zuletzt die Bergvölker von ihrem Vorhaben, den Uebergang über den Fluß zu erzwingen, abstanden und sich auf Gastogaja zurückzogen. Sefer Bey-Sonak, Pascha von Anapa, war Führer der Bergvölker bei diesem Kampfe, an dem 4000 Mann, Fußvolk und Reiter mit 2 Geschützen, jedes mit 6 Pferden bespannt, Theil nahmen. Am Nachmittag desselben Tages zeigten sich kleinere Haufen Bergbewohner bei dem Fort Warenikoff und recognoscirten es, zogen sich jedoch zum Flusse Psiebebs zurück, wo die Nacht hindurch der Feuerschein am Himmel ihre Anwesenheit verrieth. Diese Belästigungen von Seiten der Bergvölker hielten mehrere Tage lang an, die Russen antworteten ihrem Feuer nicht, bis sie endlich mit Kartätschen ihnen auf sehr empfindliche Weise die Wege wiesen. Während demnach die Bergvölker die Besatzungen der nahen russischen Forts beschäftigten, vervollständigte die Expedition der verbündeten Truppen ihr Zerstörungswerk in aller Ruhe und ging dann nach Kertsch zurück. Die Nachrichten, die zum Ohr des russischen Oberbefehlshabers gelangten, waren demnach nicht sehr erfreulicher Natur, überall geriethen die russischen Waffen in Verlust, wenigstens zeigte sich nirgends ein Vortheil für sie.

Nach großen Schlachten, und unter diese

Rubrik muß der Sturm auf den Malakoff gezählt werden, spinnt sich in den Lagern der Sieger wie der Besiegten eine Art Romantik ab, d. h. das große Ereigniß wird ausgebeutet, einzelne Züge von Heldenmuth und Tapferkeit, die man gesehen und bewundert hat, machen die Runde und begeistern die Herzen der Krieger. Franzosen, Engländer wie Russen hatten alle Ursache nach dem großen Ereignisse sich an den Heldenthaten zu erfreuen, Alle hatten sich mit Ruhm bedeckt. Für die Franzosen war ihr General Bosquet in dieser Beziehung ein Gegenstand besonderer Verehrung. Obwohl verwundet, hatte er verboten, ihn vom Malakoff zu entfernen, und erst dann willigte er ein, als er zweimal bewußtlos geworden war und in solchem Zustande nicht mehr das Commando bei der schweren Blutarbeit führen konnte. Während seine Träger von den wie ununterbrochener Hagelsturm niederrauschenden russischen Kugeln viermal zerrissen zu Boden sanken, und daher viermal erneut, durch Andere ersetzt werden mußten, blieb er wie durch ein Wunder verschont und dieser Umstand erschien seinen Soldaten als besonders merkwürdig und den Tag, an welchem es kund wurde, daß er wieder so weit hergestellt war, einen eigenhändigen Brief an seine alte zu Pau in Frankreich lebende Mutter schreiben zu können, feierten sie als ein Fest. Zu den besonders Ruhmreichen des französischen Heeres, welche am 8. September vor Sebastopol gefallen waren, gehörte ein junger und sehr reicher Lieutenant, Namens Villeneuve, der sich durch fast unglaublichen Heldenmuth ausgezeichnet hatte. Schon vorher durch einen Schuß verwundet, der ihm den untern Theil des Gesichtes zerschmetterte, stellte er sich, das Kinn in einer Binde, dennoch beim Sturme an die Spitze der Soldaten. Eine Kugel fuhr ihm durch den Arm, er war nicht zu bewegen, sich zu entfernen. Bald darauf traf ihn ein Bajonettstich in den Leib, aber trotzdem blieben alle Bitten seiner Soldaten, die Wahlstatt zu verlassen, vergebens. Er wich nicht eher von seinem Posten, bis eine Kugel in die Brust ihn todt niederstreckte.

Auch die weit kaltblütigeren Engländer fanden sich zur Begeisterung erhoben durch die Geschichte einiger Stunden aus dem Leben eines und zwar des jüngsten der Offiziere ihrer Armee, des jungen Dunham-Massy, welcher seit dem 8. September im ganzen englischen Heere unter dem Namen Redan-Massy bekannt wurde, weil es bei seinem, dem 19. Regimente noch zwei Offiziere des Namens Massy gab. Dunham-Massy, obwohl blutjung, führte in Abwesenheit seines Vetters, eines älteren Offiziers, die Grenadiercompagnie und war der Erste von diesem Corps, der in den Graben des zu erstürmenden Sägewerkes oder Redan sprang, den Degen schwenkend und seinen Leuten zurufend, welche tapfer zu ihm hielten, bis sie, nachdem sie fast zwei Stunden ohne alle Unterstützung gelassen worden waren, und befürchteten, in die Luft gesprengt zu werden, sich zurückzogen. Massy machte sich von dem Haufen los und stand fast allein da, aufrecht und stolz und sah ruhigen Blicks den Verderben speienden Batterien ins Antlitz. Als er mit Anderen den Graben wieder hinanklomm, ward er getroffen und ihm der Schenkel zerschmettert. Er fiel unter die Todten und Verwundeten hinab. Die Letzteren stöhnten und ächzten und Einige schrieen laut vor Schmerzen. Massy erhob seine Stimme, zwar schwach, aber doch vernehmlich und fragte: „Seid ihr Königin Victorias Soldaten?“ Einige Stimmen antworteten: „Ja!“ — „Dann,“ sagte der wackere Junge, „laßt uns ihr keine Schande machen; laßt uns den Russen zeigen, daß wir eben so gut als Männer Schmerzen ertragen können, wie fechten!“ Eine Todtenstille trat ein und Niemand erneute sein Gewimmer. Der unverzagte Sinn des unbärtigen Knabens beherrschte Alle, die ihn umgaben. Als der Abend eintrat, schlichen sich die Russen aus dem Redan heraus und plünderten einige der Verwundeten, welche sie jedoch nicht unfreundlich behandelten. Soldaten mit aufgestecktem Bajonett beugten sich oft über den Körper Massys. Einer nahm ihm seinen kleinen Tornister weg. Oft stellte er sich todt; aber oft erlaubte ihm

dies nicht der Schmerz seiner Wunde. Ein russischer Offizier mit gezogenem Degen kam zu ihm, und versuchte den Degen, den der arme Junge noch fest umklammert hielt, ihm aus der Hand zu winden. Massy ließ ihn fahren, da er sah, daß jeder Widerstand vergeblich sei. Der Russe lächelte ihm mitleidig und freundlich zu, wahrscheinlich gerührt durch die Jugend und den kühnen Blick des jungen Helden. Als die Werke des Redan von den retirirenden Russen in die Luft gesprengt wurden, ward dem armen Knaben das Bein durch einen herabfallenden Stein furchtbar zerquetscht. Am Morgen ward er von einigen Hochschotten zu seinem Regimente fast leblos von dem Blutverluste gebracht. Groß war die Freude Aller, die ihn sahen, da er schon in die Liste der „Todten“ oder „Vermißten“ gesetzt werden sollte. „Gefährlich verwundet“ wurde nun an die Stelle gesetzt und unter sorgsamer Pflege genaß Dunham-Massy auf dem Krankenbett im Lazareth wie im Kampfe und als Schwerverwundeter im Graben des Redan den Muth und die stille Ergebenheit eines Helden zeigend.

Solche Züge von Mannestugend mußten die Herzen der Soldaten ergreifen und ihre Gespräche enthielten die Erzählung derselben. Man hat viel in Zeitungen geschrieben und geschrieen, daß von Seite der Russen Grausamkeiten gegen Verwundete verübt worden wären, indeß man muß nicht vergessen, daß der Krieg keine Engel macht, im Gegentheile sonst ganz gutherzige Menschen zur Bestialität verleitet und überhaupt nur Einzelne sich solcher abscheulicher Ungebührnisse schuldig machen. Man findet ja auch im gewöhnlichen Leben rohe zu bösen Thaten gleich bereite Menschen und denke man sich noch obendrein das wilde wüste Kriegsleben und einen ohnehin schon rohen bestialischen Menschen, der in solchem Treiben bis zum Exceß verwildert, so erklärt sich solche Schandthat leicht. Thöricht wäre es zu glauben, daß die Soldaten der Verbündeten sich von solcher Entmenschung fern gehalten hätten, denn unter ihnen gab es jedenfalls keine Tugendspiegel in der Beziehung, nur mögen sie entweder etwas civilisirter als die Russen gewesen, und Schandthaten von ihnen begangen, nicht öffentlich bekannt worden sein. Welcher Feldherr wird seine eigene Armee auf diese Weise brandmarken?

Während die Russen mit ihrer gewöhnlichen Ausdauer den Verbündeten Stand hielten trotz aller ihnen beigebrachten Schläge und Schlappen, setzten sie zugleich die Nordseite Sebastopols in einen höchst respektablen Vertheidigungszustand. Zu äußerst gegen Westen steht Fort Constantin; sein Dach war durch starke Lagen Sandsäcke geschützt und in ihm schwere Geschütze en barbette montirt. Von der Nordseite dieses Forts zweigte ein sehr starkes Parapet mit Traversen (thatsächlich eine Linie von Batterien) ab, krönte die Klippen gegen die Seeseite und stand mit dem Wespenfort, Sternfort und den übrigen Forts an der Seeseite bis zum Flusse Belbek in Verbindung. Zunächst am Fort Constantin, am Hafen, befand sich ein weitläufiges Erdwerk mit schweren Geschützen, hinter demselben erhob sich eine in letzterer Zeit sehr verstärkte Citadelle in einer dominirenden Position auf einer Anhöhe. An diese reihten sich wieder Erdwerke, ein langes, aus Stein gebautes Magazin, und die kasemattirten Mauern vom Fort Katharina mit zwei Geschützreihen; dann wieder eine Reihe Erdwerke, die sich in die Vertheidigungslinie von Inkermann verloren. Alle diese genannten Werke bildeten mit dem Michaelis- und Sternfort eine ungeheure Batterie, welche zwar zu entfernt gelegen, um den Verbündeten in der nun von ihnen besetzten Stadt zu schaden, aber jeder feindlichen Infanterie-Attake von der Südseite aus mit Sicherheit ein sehr blutiges Ziel entgegen setzte. Und wie von Geistermacht hervorgezaubert, entstanden mit jedem Tage neue Werke, die Russen entfalteten in der That eine wunderbare Ausdauer in diesen Arbeiten. Die Stadt hatten sie nicht halten können, aber sicher war es, daß mindestens ein halbes Hunderttausend ihrer Feinde ihr Leben lassen mußten, ehe sie diese so überaus wohl befestigte Nordseite eroberten. Die Ka-

nonade zwischen den Russen auf der Nordseite und den Verbündeten auf der Südseite der Rhede dauerte fast ununterbrochen fort, und die Aussicht auf eine Eroberung der Nordseite galt den Verbündeten als ein sehr, sehr fernes Ziel. Man mußte daher, um das immerwährend Zuzug erhaltende russische Heer zu isoliren, d. h. den Zuzug unmöglich machen, auf ein Hinderniß finnen und ein solches ward in der Eroberung Kinburns auch gefunden.

Indem wir zur Darstellung dieser Thatsache schreiten, ist es unerläßlich, gleichzeitig von dem Terrain und dessen Umgebung, auf dem sich dies kriegerische Ereigniß abwickelte, eine Schilderung zu entwerfen.

Die Westküste der Halbinsel Krim wird vom Festlande durch das Schwarze Meer getrennt, dessen nördliches Ende sich immermehr verengt, so daß es in nördlichster Richtung wie in einer vom ringsumgebenden Lande gebildeten Sackgasse, Liman genannt, endigt. In diese letztere ergießen sich zwei russische Ströme, der von Osten her kommende Dnieper und der von Nord sich hier mündende Bug. Beide wälzen ihre Wogen durch den Liman, welcher einen kleinen Binnensee bildet, in den die Schiffe aus dem Schwarzen Meere mittels eines Canals gelangen, der auf der einen nach der Krim hin liegenden Seite von einer Landzunge, auf der die Festung Kinburn erbaut ist, beherrscht wird, auf der andern, dem Festlande angehörenden Seite durch die kleine Feste Oczakow. Nicht allzuweit von der letzteren Feste, vielleicht 6—8 Meilen südwärts, liegt Odessa, die reiche Handelsstadt. An der Mündung des von Osten her in den Liman strömenden Dnieper liegt die Stadt Cherson, am rechten Ufer des genannten Flusses. Am Bug, 15 Meilen weit landeinwärts befindet sich die Stadt Nikolajeff. Von Odessa aus müssen sämmtliche Truppenschübe der Russen, um zu Lande nach Perekop zu gelangen — der Seeweg war ihnen theils durch die Schiffe der Verbündeten, theils durch den Mangel an eigenen Schiffen versperrt — diese Gegend passiren und um die feindlichen Truppenmärsche zu lähmen, hatten Pelissier und die Admirale den Plan entworfen, den Russen hier einen Riegel vorzuschieben, da man wohl wußte, daß eine Blutung nicht aufhört, wenn nicht die Hauptader unterbunden wird. Es wurde also ein Geschwader mit 15,000 Mann Landungstruppen von der Kamieschbai und Balaklava abgeschickt, welches bald die 50 Seemeilen weite Entfernung bis Odessa zurücklegte und sich vor dieser Seestadt aufstellte, als gälte es ihrer Vernichtung.

Die Ankunft des feindlichen Geschwaders erregte in Odessa ungeheuern Schrecken. Am 8. Octbr. war die Stadt in vollem Allarm. Die Einwohner rannten durch die Straßen, Kosaken, Offiziere und Gensd'armen schienen auf ihren Rossen Wettläufe mit den Karren und Packwägen der einzelnen Familien, welche aus der Stadt flüchteten, zu machen; der Tumult war unbeschreiblich. Man glaubte mit Sicherheit an ein Bombardement von Seiten der feindlichen Flotte, welche 16 Wimpel stark, Odessa in einem Halbkreise umgab. Man sah von der Stadt aus wie die kleinen Avisodampfer zwischen den Seeungeheuern umherschwammen, und man hielt dies für die zur Eröffnung der Feindseligkeit ertheilten Befehle. Indeß diese Furcht war unnöthig gewesen, die Aufstellung der feindlichen Flotte war nur eine Scheindemonstration, um das wahre Angriffsprojekt zu verhüllen. Niemand wußte, was das bedeuten sollte, daß die Flotte unthätig tagelang in ihrer drohenden Stellung verweilte, erst später erkannte man die Ursache. Die Rhede vor Odessa diente in ähnlicher Weise wie früher bei der Expedition nach der Krim die Schlangeninseln unweit der Donaumündung der feindlichen Flotte zum Sammelpunkte, um das erforderliche Material zu einer gewaltsamen Unternehmung heranzuziehen, denn auch aus Balaklava fließen Schiffe zu dem Expeditionsgeschwader. General Bazaine führte die aus Franzosen und Engländern bestehenden Landungstruppen. Als Alles in Ordnung gebracht war, verschwand die Flotte, den Odessaern wurde wieder besser zu Muthe, doch bald darauf langte die Nach-

richt an, daß die Alliirten am 15. Octbr. auf der Landzunge von Kinburn unweit der Salzseen gelandet wären.

Die Landzunge von Kinburn streckt sich lang und schmal zwischen dem Liman des Dniepr und dem schwarzen Meere. Der Canal zwischen Kinburn und dem gegenüberliegenden Oczakow hat eine Tiefe von 15 Fuß an den seichtesten Stellen und nähert sich Kinburn mehr als Oczakow, welches auf dem Gipfel des Ufers erbaut ist, welches Letztere eine mäßige Höhe und das in einem spitzen Winkel hervorragt. Die äußerste Spitze dieses Uferwinkels trägt ein altes Fort aus der Genueser Zeit, das sich in schlechtem Zustande befindet. Eine Batterie von 9 Kanonen vervollständigte die Vertheidigung der Oczakowschen Küste, ohne jedoch einem Angriffe größere Schwierigkeiten zu bieten. Auf der gegenüberliegenden Land- oder besser gesagt, Sandzunge erhob sich die Citadelle von Kinburn. Sie ist das einzige respectable Vertheidigungswerk des Dniepr, indem ihre Kanonen nach innen und außen den Canal bestreichen. In Gestalt eines Hornes war sie aus Stein erbaut, mit Erdarbeiten und an den Stellen, wo sie nicht vom Meere oder Canale bespült wurde, mit einem Graben umgeben. Sie enthielt Casernen und andere Gebäude, deren Dächer und Schornsteine über die Wälle hinausragten, und war von allen Seiten armirt. Sie bestand aus einer Etage Cassematten, über denen sich eine Batterie à Barbette befand. Ihre Geschützzahl belief sich auf 60, von denen die Hälfte das Meer, die andere den Südosten und den Nord-Nord-Osten bestrich.

Einen feindlichen Angriff auf Kinburn hatten die Russen nicht erwartet und erkannten sehr gut, daß es den Alliirten nicht um das Fortbestehen dieser Festung, sondern um einen Griff an eine der Pulsadern Rußlands zu thun war. Indem sie sich zu Herren von Kinburn machten, fiel auch natürlich der Liman oder vom Bug und Dniepr durchströmte Binnensee in ihre Gewalt, der mit dem Falle der Kinburger Citadelle ganz vertheidigungslos war. Ihre Schiffe wurden dadurch zugleich Meister des 5 deutsche Meilen von Kinburn an der Dniepr-Mündung gelegenen Chersons, welches so außerordentlich wichtig für die russischen Operationen in der Krim war, indem auf der rechten Seite des Stromes die große Heerstraße nach Nikolajeff führt und sich, russischen Angaben nach, Alles daselbst befand, was zur Ausrüstung von 500 Kauffahrteischiffen gehört. Von Cherson aus wurden jährlich 250 Kauffahrer mit Versendung der Produkte des obern Dniepr nach Odessa beschäftigt. Von den 325 russ. Schiffen des Schwarzen Meeres waren im Jahre 1840 allein 172 Schiffe auf den Werften Chersons gebaut. Erwägt man nun, daß seit 1835 Dampfschiffe den Dniepr befahren, daß die große circa 200 Meilen lange Südstraße Rußlands von Moskau über Orel, Charkow, Poltawa, Krementschik nach Nikolajeff größtentheils gute Chaussee ist, daß ferner der Dniepr durch Canal-Verbindungen mit der Düna, der Weichsel und dem Niemen (der Memel) im Zusammenhange steht, so kann man leicht die hohe Bedeutung des Dnieprstromes für den Verkehr Chersons mit dem Innern Rußlands ermessen und sich eine Vorstellung der Kriegsvorräthe aller Art machen, die an der Heerstraße nach Perekop aufgehäuft worden waren.

Den Alliirten blieb dies natürlich nicht unbekannt und das Projekt der Eroberung Kinburns war das Resultat dieser Kenntniß. Indem sie die Verbindungslinie der Russen zwischen Nikolajeff und Perekop bedrohten, zwangen sie den Feind seine Widerstandsmittel, die er bisher unbehindert nach der Krim befördert hatte, hier festzuhalten, welche Hemmung schon in's Gewicht fiel. Und Cherson war es nicht allein, was bedroht wurde, sondern hauptsächlich Nikolajeff. Die schon sehr weit vorgerückte Jahreszeit ließ allerdings bezweifeln, daß die Alliirten im Sinne hatten, thätlich gegen Nikolajeff und Cherson zu verfahren, indeß schon die Besitznahme Kinburns setzte sie in den Stand, den Liman des Dniepr zu sperren und die im Bau begriffene Dampfflotte in Nikolajeff, von der die

Russen so viel Rühmens machten, im Gefängniß zu halten. Mit einem Worte, Rußland sah sich sehr empfindlich an einem Küstenpunkte angegriffen, von dem aus die Mündungen zweier beträchtlicher Ströme, wie Bug und Dniepr, und die an denselben begründeten wichtigen Seestationen Nikolajeff und Cherson mit leichter Mühe einer permanenten Blokade unterworfen werden konnten.

Nikolajeff, eine vor 25 Jahren noch ganz unbedeutende Stadt, seit dem Kriege in der Krim zum Hauptstapelplatze der russischen Marine im Schwarzen Meere geworden, liegt in einer dürren, nur hin und wieder von Hügeln in nordwestlicher Richtung durchzogenen Steppe am linken Ufer des Flusses Ingul, unweit dessen Mündung in den Bug. Die Ueberfuhr über denselben wird an diesem Punkte in flachen Booten ausgeübt. Nikolajeff ist der Sitz des Chefs der Schwarzen-Meerflotte und auf seinem Werften werden die für dieselbe erforderlichen Schiffe gezimmert. Nach der neuesten Zählung hat es 38,067 Einwohner in 4998 Häusern. Zu den schönsten Gebäuden gehören die Admiralität, mehrere dreistöckige Casernen (für 25000 Mann berechnet), das hydrographische Kartendepot, das astronomische Observatorium und der adelige Clubb nebst drei öffentlichen Bibliotheken. Das Nikolajeffsche Arsenal enthält eine ungeheure Masse in den letzteren Jahrzehnten daselbst aufgehäuften Kriegs-Materials. Die Entfernungen Nikolajeffs von den Hauptorten Südrußlands sind folgende: von Odessa 121 Werst, von Simferopol 339 Werst und von Sebastopol 401 Werst. Da der Liman eben so wie der Canal bei Kinburn für große Schiffe fahrbar ist, so lag es am Tage, daß die Verbündeten alle Verbindungen zwischen dem westlichen Rußland und der Krim hemmen und namentlich die Verproviantirung Nikolajeffs bedeutend erschweren würde. Das Bauholz, welches aus dem Dniepr in den Bug geflößt wurde, konnte nicht mehr diesen Weg machen. Ferner konnten sie mittels ihrer Geschütze, die von Bessarabien hart am Ufer des Liman nach der Krim führenden Straße mit ihren Kanonen bestreichen, was für die daselbst marschirenden russischen Truppen-Verstärkungen zum wesentlichen Nachtheil werden mußte.

Hatten die Russen auch nicht nöthig zu befürchten, daß Cherson, welches zum Depot für alle Verstärkungen aus dem Westen dient, so leicht in feindliche Hände fallen werde, weil diese an der Mündung des Dniepr gelegene Stadt von den großen und breiten Sandbänken des Flusses geschützt ist, welche schwerbeladenen und tiefgehenden Schiffen die Annäherung nicht verstatten, außer etwa im Frühling, wo die Gewässer alle stark steigen, so mußten sie doch in der unerfreulichen Erwartung sein, daß die verwegenen Franzosen, die blos fünf Stunden von der Dniepr-Mündung gelegenen Stadt durch einen Handstrich erobern könnten. Nikolajeff hatte seiner Lage zufolge, im Lande, noch viel weniger als Cherson einen Angriff der Verbündeten zu fürchten, der Bug ist nicht so weit für große Schiffe fahrbar und eine Land-Expedition würde vielleicht einen sehr mißlichen Ausgang erlebt haben. Dies Nikolajeff, bis 1791 ein elendes Steppendorf, ward wie Odessa, Sebastopol und Cherson von Katharina II. zur Stadt erhoben. Kurz nach ihrer Gründung sah der Reisende Daniel Clarke die neue Stadt und schilderte begeistert ihre schönen breiten Straßen und herrlichen Bauwerke und behauptete, daß Nikolajeff in Rußland, mit Ausnahme von Petersburg und Moskau, nicht ihres Gleichen habe. Wir sagten, der Bug sei nicht für große Schiffe bis Nikolajeff fahrbar, dies bezieht sich nämlich auf ein durch eine bedeutende Sandbank gesetztes Hinderniß, weswegen Linienschiffe nicht bis an die Stadt herankommen können; Briggs dagegen werden durch sogenannte Cameele — schwimmende Maschinen, wie solche auch in Petersburg gebraucht werden — heraufgeschafft. Das Wasser ist hier still und tief, nur verderben die Schiffe hier noch schneller als im Sebastopoler Hafen. Eine in der Nähe liegende Quelle versorgt die Stadt mit gutem Trinkwasser.

Um Nikolajeff, das Hauptetablissement der Schwarzen-Meerflotte zu sichern, wendete Rußland alle Kräfte auf. Der Kaiser Alexander II. und sein Bruder, Großfürst Constantin eilten persönlich nach Nikolajeff und waren zur selben Zeit daselbst zugegen, als die Verbündeten ihr Eroberungsprojekt auf Kinburn ausführten. Da der Eroberungslust und dem Unternehmungsgeiste seiner Feinde Alles zuzutrauen war, ließ der Kaiser unter seinen Augen durch den Bauunternehmer und Ingenieurlieutenant Wolofo, die Stadt mit einem Gürtel von Befestigungswerken umgeben, welche mit 360 Geschützen armirt wurden. Ebenso wurden unter persönlicher Aufsicht des Großfürsten Constantin, welcher Großadmiral der sämmtlichen Flotten Rußlands ist, eine Menge, man sagt 500 Kanonenboote durch aus Kronstadt mitgebrachte Arbeiter in aller Eile verfertiget und jedes derselben mit zwei bis vier weittragenden Geschützen ausgerüstet. Die Geschütze wurden aus dem Kiewer Zeughause dahin gebracht. Auch ein paar Fregatten, Witjas und Tiger, wurden neu erbaut. Es versteht sich von selbst, daß über den Feldzugsplan auf der Krim für künftiges Jahr, denn für das laufende Jahr, 1855, war der Krieg auf der Halbinsel so gut wie zu Ende, d. h. großen Unternehmungen trat die sich allmählig einstellende üble Jahreszeit entgegen, vom Kaiser mit dem Fürsten Gortschakoff Rücksprache bei des Ersteren ziemlich lange dauernder Anwesenheit zu Nikolajeff genommen wurde.

Außer dieser ernsten Sorge hatte der Kaiser noch die sehr unangenehme Erkenntniß der im ungeheuersten Maßstabe in der Armee-Verwaltung begangenen Unterschleife und Betrügereien. Der Krebsschaden, der Diebstahl am Marke des großen Zaarenreiches, welcher seit Menschengedenken recht üppig gewuchert hatte, ward dem Kaiser durch viele Entdeckungen in dieser Beziehung klar und Untersuchung und Strafen folgten sich auf dem Fuße. So streng auch das Regiment des verstorbenen Kaisers, Nikolaus I., seines Vaters, gewesen war, die tausendköpfige Hyder des schamlosesten Betruges hatte derselbe nicht ausrotten können und wohl kein russischer Herrscher wird das im Stande sein. Nur einzelne Betrüger werden gelegentlich entdeckt; die Andern treiben ihr Wesen fort — das Zaarenreich ist zu groß und wie das russische Sprichwort ganz recht sagt, der Zaar zu weit, um überall durchgreifende Gerechtigkeit walten lassen zu können. Wir dürfen wohl nicht erst bemerken, daß die Entdeckungen, welche der Kaiser hinsichtlich großartiger Betrügereien machte, nur Leute in hohen Stellungen, Männer von Würden betraf. — Unterdeß dies in Nikolajeff geschah, eroberten die Verbündeten Kinburn, welches Ereigniß wir jetzt schildern wollen.

Nachdem die Flotten der Verbündeten vom 8. bis zum 14. October auf der Rhede vor Odessa gelegen, um den Feind zu täuschen und ihn dahin zu veranlassen, seine Streitkräfte in einer falschen Richtung zu concentriren, verließ sie ihre Stellung und warf am 15. October in der Nähe Kinburs Anker. Ehe noch die Nacht zum 16. October einbrach, landete ein Theil der Truppen. Der Truppenlandung wurde von Seiten der Russen nicht der geringste Widerstand entgegengesetzt, nur wenige Kosaken zeigten sich auf der Straße, die über die Landzunge von Kinburn nach Cherson führt, von denen eine französische Patrouille einige Gefangene machte. Franzosen und Engländer — wunderbarer Weise waren die Letzteren diesmal die Ersteren am Strande — legten sofort Verschanzungen quer über die Landzunge an, so weit nämlich der Zugang über dieselbe nicht schon durch die Schiffe von beiden Seiten gedeckt wurde, um jedem etwa von Cherson heranrückenden Entsatzcorps den Zugang abzuschneiden. Während diese Vorkehrungen zu Lande getroffen wurden, brachen in der Nacht zum 16. October vier französische Kanonenschaluppen, die Tirailleuse, Tridente, Meurtriere und Mutine, die der Contreadmiral Pallion unter dem Befehle des Schifflieutenants Allemand abgesendet hatte, mit 5 englischen Kanonenbooten durch den Paß von Oczakow (Kinburn gegen-

über liegend) durch den Canal und liefen in den Liman ein. Sie eröffneten bei Tagesanbruch ihr Feuer gegen die Festung, dasselbe blieb aber, der sehr hochgehenden See wegen, höchst unvollkommen, da die starke Bewegung des Wassers das Zielen unsicher, zuweilen ganz unmöglich machte. Dieser Tag war demnach ein verlorener für das Bombardement, die Kanonenboote konnten nur den Platz beunruhigen, ohne ihm besonderen Nachtheil zu bringen. Am Tage vorher waren schon Sondirungen durch den Capitän Scott vom Dampfer Spitfire, und vom Schiffslieutenant Cloue vom Dampfer Brandon mit Unterstützung der beiden Ingenieur-Hydrographen Tloin und Monen geschehen und denselben zufolge, da sich in der Nacht zum 17. October der Wind nach Norden gedreht hatte, begannen am genannten Tage früh 9 Uhr 20 Minuten die drei schwimmenden Batterien, die Devastation, die Lave und die Tornante, ihr Feuer. Der Erfolg, den das Feuer bald zeigte, berechtigte zu den größten Hoffnungen, denn der Wall, den die drei Batterien beschossen, erhielt bald an mehrern Punkten praktikable Breschen. Die französischen und englischen Bombarden eröffneten ihr Feuer um 15 Minuten später. Ihre Schüsse, von den Signalen des Aviso rectificirt, waren bewunderungswürdig gut gezielt und hatten einen großen Antheil an der schnellen Uebergabe des Platzes. Die fünf französischen Kanonenboote, Flèche, Mitraille, Flamme, Alarm und Grenade, von sechs englischen Kanonenbooten unterstützt, nahmen ihre Posten fast zur nämlichen Zeit ein, wie die Bombarden. Ihre Schüsse trafen sehr vortheilhaft von der Seite die Batterien à Barbette, die von den schwimmenden Batterien beschossen wurden. Sobald das Feuer der Festung an Lebhaftigkeit abnahm, stellten sich auf Befehl des Capitäns der Grenade, die Kanonenboote in gleiche Linie mit den schwimmenden Batterien auf. Punkt 12 Uhr Mittags setzten sich die von den Fregatten, Corvetten und Avisos gefolgten Linienschiffe in Bewegung. Die Linienschiffe formirten sich in einer Linie und warfen 1600 Metres von den Forts entfernt und bei $26\frac{1}{2}$ Fuß Wasser ihre Anker aus. Im nämlichen Augenblicke fuhren sechs englische Fregatten unter dem Befehle des Contreadmirals Steewart, und drei französische Fregatten, Asmodee, Cacique und Sane unter dem Befehle des Contreadmirals Pallion in den Paß von Oczakow ein, um die Forts von Kinburn im Rücken anzugreifen. Das englische Schiff Hannibal fuhr bis in die Mitte dieses Passes. Die Generale Bazaine und Spencer ließen ihre Tirailleurs bis auf ohngefähr 400 Metres von dem Platze vorrücken. Diese Mannövres und die Linie der neun französischen und englischen Linienschiffen, mit ihrer ganzen Artillerie gegen den Platz donnernd, hatten eine entschiedene Wirkung. Um 1 Uhr 35 Minuten stellte das Fort von Kinburn sein Feuer ein, die Nordforts jedoch schossen immer noch rüstig aus ihren Mörsern. Als die Befehlshaber des verbündeten Expeditions-Geschwaders das Einstellen des Feuers vom Kinburner Fort bemerkten, gaben auch sie das Zeichen zum Einstellen des Feuers von den Schiffen, ließen die weiße Fahne wehen und schickten eine englische und eine französische Schaluppe ans Land und die Besatzung sämmtlicher Forts nahm die ihr gebotene Kapitulation an. Es war auch in der That die einzig ihnen bleibende Rettung. Bald nach 11 Uhr (Vormittags) war in Folge des Bombardements in einer Kaserne Feuer ausgebrochen und verbreitete sich rasch von einem Ende des Forts zum andern, so daß die Artilleristen größtentheils ihre Geschütze verlassen mußten. Um $11\frac{1}{4}$ Uhr wurde die russische Flage weggeschossen und nicht wieder ersetzt. Von da an wüthete das Feuer von den Schiffen auf eine furchtbare Weise und nährte den Brand im Innern der Werke. Um $12\frac{1}{2}$ Uhr begannen nun auch die Breitseiten einer Anzahl von Linienschiffen und Fregatten ihre tödtlichen, Alles niederschmetternden Lagen mit einzumischen; aber trotzdem blieben die russischen Artilleristen noch an den Geschützen, welche noch zu brauchen waren, in Thätigkeit. Endlich wurde die weiße Flagge

aufgesteckt, da alle Hoffnung auf eine längere Vertheidigung verloren war. Der Kapitulation zufolge rückte die Garnison mit allen kriegerischen Ehren aus und gab sich kriegsgefangen, an Zahl 1500 Mann. Indessen besetzten die Franzosen den Platz nicht gleich, weil man weitere Explosionen fürchtete und nicht, wie in Sebastopol, unnütz Leute opfern wollte.

In Betreff der Kapitulation wird erzählt, daß der Gouverneur Kochanowicz zuerst von Seite des zweiten Commandanten Saranowicz, eines Polen, und einiger Artillerie-Offiziere Widerspruch fand, welche behaupteten, daß man sich eine Woche lang halten könne und zuletzt das Pulvermagazin in die Luft zu sprengen habe. Indeß seien Letztere kriegs- und sprenglustige Offiziere bei dem zu diesem Zwecke abgehaltenen Kriegsrathe in der Minorität geblieben. Kochanowicz weinte, als er die Kapitulation unterzeichnete und that bei dem Abzuge einige leidenschaftliche Ausrufe in seiner Muttersprache, welche nach den Dolmetschern etwa lauteten: „O Kinburn! Kinburn! Suworows Ruhm und meine Schande! Ich muß dich verlassen!“ Er, seine Offiziere und die Besatzung wurden am Bord des „Vauban“ nach Konstantinopel übergeführt, wo sie am 22. October ankamen. Die Vergangenheit Kinburns läßt sich in wenig Zeilen sagen, obwohl diese zugleich die Geschichte eines Jahrhunderts umschließen. Kinburn ward im Jahre 1736 von den Russen geschleift, von den Türken, dessen eigentlichen Erbauern wieder aufgebaut und im Jahre 1775 definitiv an Rußland abgetreten.

Der so ernstlichen und zugleich so nachdrücklichen Demonstration der Verbündeten gegenüber war es zu erwarten, daß sich das am jenseitigen Ufer des Canals befindliche Städtchen Oczakow auch nicht, wenigstens nicht lange werde halten können. Die Russen kamen den Alliirten in der Mühe die bei Oczakow errichteten Werke in die Luft zu sprengen, zuvor, so daß nichts als das kleine Städtchen blieb. In der Geschichte ist dasselbe nicht unbekannt. Eine türkische Besatzung hat hier im Feldzuge von 1788, unter ihrem Gouverneur Hassan, einem heldenmüthigen Krieger, den Russen tapferen Widerstand geleistet und erst nach einer Belagerung von mehreren Monaten gelang es dem russischen Feldherrn seinen Einzug daselbst als Sieger zu halten. Damals gab es natürlich nicht solche gewaltige Kriegsmittel wie jetzt, die gegenseitigen Kräfte waren sich mehr gleich als bei der jetzigen Einnahme von Kinburn. Damals wußte noch Niemand etwas von Kanonenbooten, wie dieselben jetzt erfunden und von furchtbarer Wirkung sind.

Wir weben hier zur Versinnlichung des Lesers eine Schilderung englischer Kanonenboote ein.

Sie sind 105 bis 112 Fuß lang und 22 Fuß breit, stechen 6½ Fuß tief und haben sämmtlich drei Masten. Letzteren Umstandes ungeachtet sind sie wie die Schooner aufgetackelt und bewähren sich als gute Segler. Durch eigene Einrichtungen können die Masten niedergelegt werden, was jedoch selten geschieht, da dieselben so leicht und schlank gebaut sind, daß sie bei eintretendem Winde der Fahrt des Bootes nur unerheblichen Widerstandes entgegensetzen, wenn dasselbe durch Hilfe der Schraube fortbewegt wird. Die Dampfmaschine, welche mit Hochdruck und einer Stärke von 60 Pferdekraft 250 Schläge in der Minute macht, kann das Boot mit einer Schnelligkeit von 2¼ Meilen in der Stunde fortbewegen. Jedes englische Kanonenboot hat mit Inbegriff der Befehlshaber 28 Mann Besatzung und ist mit zwei schweren Bombenkanonen, zwei 24pfündigen Metallhaubitzen, 18 Miniégewehren und 20 Pistolen versehen. Die Bombenkanonen haben ein Kaliber von 8 Zoll, stehen mitten im Schiff und lassen sich auf ihren Zapfen umdrehen. Bei einer Elevation von 15 Grad schießen dieselben eine 68pfündige Kugel auf eine Distanz von 3800 Yards oder 11,400 dänische Fuß. An Projectilen enthalten die Boote 190 eiserne Kugeln, 60 Percussionsbomben, 60 Brandrohrbomben, 30 Schrapnels für die Haubitzen und 36 congrevische Raketen;

außerdem Ammunition für die Miniégewehre, welche bis auf einen Abstand von 3000 Fuß reichen, Schrotschüsse u. s. w. Das Pulver wird in verzinnten Kupferkasten, den sogenannten Dells-cases, aufbewahrt, welche 15 Zoll lang sind und die Form sechseckiger Parallelepipeden haben. Die englischen Kanonenboote brauchen 27 Tonnen Steinkohlen in 24 Stunden, wodurch für eine zurückgelegte Seemeile der Gebrauch dieses Materials zu ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Thaler angeschlagen werden kann. Der Proviant, den dieselben am Bord haben, ist auf 6 Wochen, die Wasserration nur auf 4 Wochen bestimmt. Jedes dieser Boote hat dem englischen Staate gegen 120,000 Thaler gekostet, während zum Bau der dänischen und schwedischen Kanonenboote nur 18,000 Thaler gerechnet werden. Die französischen sind den englischen ähnlich und stehen in der Furchtbarkeit ihnen nicht nach.

Bis zum Abschluß des Friedens blieben die Verbündeten im Besitz Kinburns und ihre Schiffe machten nicht selten Probefahrten auf dem Liman und den Bug hinauf, wobei man sich zuweilen gegenseitig mit Kanonen begrüßte. Der Liman ist ungemein schmal, seine größte Breite beträgt 2 Seemeilen und stellenweise ist er kaum eine halbe Meile breit. Dabei ist er 12 Meilen lang, was aber eben kein glückliches Verhältniß für eine angreifende Flotte ist. Weder Nikolajeff, noch die Gouvernementsstadt Cherson, in der Geschichte durch den für Katharina II. so schmeichelhaften Potemkinschen Spruch: „Hier führt der Weg nach Byzanz (Konstantinopel)" bekannt, haben einen kriegerischen Besuch der Verbündeten erhalten und wir schließen deshalb dies die Eroberung von Kinburn enthaltende Kapitel, da keine weiteren besonderen Ereignisse auf dem Terrain dieser neuen Errungenschaft sich ergaben.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Bombardement Sweaborgs und der Fall von Kars.

Geschichtliches und Topographisches über Sweaborg. — Das Bombardement der verbündeten Flotte gegen diese Seefestung. — Sir Charles Napiers Ausspruch über die Uneinnehmbarkeit Kronstadts. — Geschichtliches und Topographisches über Kars. — General Williams. — Der russische Sturm auf Kars. — Einzelnes darüber. — Ismail Paschas (Kmety) Biographie. — Kars, durch Hunger gezwungen, capitulirt. — Omer Paschas Sieg am 6. November. —

Während in dem vom schwarzen Meere umspülten Ländergebiet die kriegerischen Ereignisse sich gleichsam Schlag auf Schlag folgten und die Aufmerksamkeit ganz Europas dem Orient zugewendet blieb, waren die Verbündeten nicht unthätig in der Ostsee; aber dieser Schauplatz ihrer kriegerischen Thätigkeit bot ihnen wenig oder gar keine Gelegenheit, um irgend eine Großthat auszuführen. Rußland war auf diesem Terrain wie es schien völlig unantastbar und es blieb der alliirten Flotte nichts übrig, als die Rolle der Katze vor dem Mäuseloche zu spielen und gelegentlich Jagd auf unbewehrte russische Küstenfahrer zu machen, welche Muth

genug besaßen, um ihrem guten Glücke zu vertrauen. Unter solchen Umständen, die keine Ehre abwarfen, fühlten die Oberbefehlshaber der vereinigten Flotte die Nothwendigkeit, wenigstens eine That in Ausführung zu bringen, um nicht Gegenstand des Spottes zu werden. Denke man sich eine Flotte wie die englisch-französische ohne Gelegenheit Monate lang einen Wartepoften einnehmen und troß aller der großen Kriegsmittel über die sie gebieten konnte, doch nichts ausrichten zu können, weil sie das Mißgeschick hat, nur auf dem großen Wasser lauern zu müssen, der Gegner aber wohlgeborgen hinter seinen Vertheidigungsanstalten auf dem Lande sie verlacht und all ihrer Macht spottet, so hat man ohngefähr einen Begriff von der ärgerlichen Stimmung, in der die Admirale der verb. Flotten in der Ostsee sich befanden. Heimzukehren ohne den Seezug für dieses Jahr mindestens durch eine That bezeichnet zu haben, war unmöglich, und so kam man auf den Gedanken, die See-Festung Sweaborg zu bombardiren.

Sweaborg ist der zweitwichtige Punkt der Ostsee, Kronstadt der erste. Sweaborg heißt so viel als Schwedenburg und in der That ist Sweaborg nicht nur durch die Natur, sondern auch durch den schöpferischen Sinn des Menschen und durch eine Beharrlichkeit, die durch einen langen Zeitraum kein Mittel unversucht ließ, hier ein Werk für Jahrtausende ins Leben zu rufen, eine wahrhaft feste Burg und ein Gibraltar des Nordens geworden. Für Schweden knüpft sich an den Namen Sweaborg eine sehr betrübende Erinnerung. Im Jahre 1808 war diese feste Burg noch schwedisches Eigenthum und der Viceadmiral, Olaf Cronstadt, deren Commandant. Mit 900 Kanonen auf vielen Brustwehren und mehr als 1200 Geschützen innerhalb der Verschanzungen armirt, mit einer tüchtigen Besatzung von 6000 Mann und mit einer für eine Belagerung von 6 Monaten ausdauernden Menge von Kriegsvorräthen versehen, übergab genannter Olaf verrätherisch diese starke Seefeste nach einer nur fünfwöchentlichen Blokade an den russischen General en chef, von Suchtleben, nachdem zwischen beiden Theilen zum Schein einige Kanonenschüsse gewechselt worden waren.

Somit war Finnlands Geschick entschieden, es blieb seit der Zeit bei Rußland, das im Besitze Sweaborgs vollkommen Herr des Finnischen wie des Bottnischen Meerbusens ist, eine Herrschaft, die ihm der örtlichen Lage wegen auch nur mit großen Anstrengungen wird streitig gemacht werden können. Rußland, den Werth Sweaborgs richtig erkennend, hat es zu einem granitnen Werke mit Millionen Kosten erbaut und in dem jetzigen Seekriege hat es diese Vorsorglichkeit auch reichlich belohnt, wenn gleich es unter dem Bombardement der verbündeten Flotte bedeutend leiden mußte, zum Nehmen dieser gewaltigen Seeburg kam es nicht und konnte es nicht kommen. Wir erinnern den Leser an unsere frühere Schilderung Sweaborgs. Etwa eine halbe Meile davon entfernt, liegt die Stadt Helsingfors an dem Handels- und Kriegshafen. Sweaborg ist die Vormauer dieser Stadt und dieses Hafens und zwar auf 7 Inseln oder nach schwedischer Redeweise: Holme, erbaut. Der schwedische Feldmarschall Graf Augustin Ehrenswärd legte 1749 auf diesen Holmen zum Schutze gegen Rußland starke Befestigungen an. Je drei und drei sind diese sieben wohlbefestigten Inseln durch Brükkenwerke fest untereinander verbunden, so daß die große östlich gelegene Insel Swartö, Vargö oder die Wolfsinsel, und Gustavswärd die eine verbundene Gruppe bilden, die kleine östliche und die westliche Swartö und Löwe die andere; nur die Insel Longöre, die siebente, liegt ganz isolirt, nordöstlich von der gesammten Inselgruppe. Es ist unmöglich, in den Hafen von Helsingfors zu gelangen, ohne zwischen den westlichen und südlichen Ufern der erstgenannten Inselgruppe, welche auch zugleich die größere ist und der gegenüberliegenden Insel Backholm oder Treskholm hindurch zu fahren. Das Schiff, das sich in feindlicher Absicht in dieses einzige Fahrwasser begeben würde, hätte, wenn nicht besondere Zeichen und Wunder geschähen, am läng-

sten auf dem Wasser geschwommen, der felsige Meeresgrund nähme sicher seine Trümmer auf.

Die wichtigste der sieben Inseln, und zwar zur ersten Gruppe gehörend, ist die 3000 Schritt lange, 2000 Schritt breite Vargö oder Wolfsinsel. An ihrem südlichen Ufer zieht sich ein bedeckter Weg hin, hinter dem sich 10 Bastionen von 28 bis 40 Fuß Höhe erheben. Sie sind fast sämmtlich kassemattirt, wie es auch die zwischenliegenden Kurtinen sind. An der Nordseite Vargös befinden sich innerhalb der Festungswerke die Docks. Längs dieser Docks zieht sich eine innere Befestigungslinie hin, aus 3 Bastionen bestehend, welche einen Schloßhof einschließen.

Von den beiden Docks dient das eine, unter dem Namen Galeerendock bekannte, 652 Fuß lang und 200 Fuß breit, zur Aufnahme der Scheerenfahrzeuge, in dem größeren werden Linienschiffe und Fregatten ausgebessert. Vargö ist somit die Hauptfestung, weil sich hier die Festungscommandantur, der Stab, die Hauptwache, die Archive, die großen Pulvermagazine, mehrere Kassematten u. s. w., Alles aus Stein und meist kassemattirt, befinden. Vargö ist mittelst drei Brücken mit der großen östlichen Swartö verbunden, welche um 600 Schritte länger als Vargö, aber um 500 Schritte weniger breit ist. Im Osten dieser großen Swartö dominirt eine Befestigung von 6 Bastionen mit 180 Kanonen, meist auf offenen Wallgängen. Von hier können die einsegelnden Schiffe beschossen werden. Die Brückenköpfe Hessenstein und Ehrenswärd werden durch je 30 — 40 Kanonen vertheidigt. Der Ehrenswärd ist ein kasernenartiges Gebäude, 700 Ellen lang. Diese Insel trägt die reichsten Magazine mit Vorräthen für Alles, was zur Ausrüstung und Ausbesserung der Scheerenflotte erforderlich ist.

Gustavswärd ist die dritte der ersteren Inselgruppe und zugleich die allen das Fahrwasser passirenden feindlichen Schiffen drohendste, denn sie beherrscht vom südlichen und östlichen Ufer aus die Fahrstraße. Die Russen haben in der That nichts versäumt, sie furchtbar zu befestigen, denn es giebt daselbst nicht weniger als 4 ungeheure Festungslinien hintereinander, mit 150 Kanonen besetzt, theils in Kassematten, theils auf offenen Wallgängen. Hier befinden sich 4 Bastionen, 2 Stirnwerke und 2 Caponniere oder bedeckte Gänge in den Laufgräben. Auf der Westseite der Insel liegt die große Cisterne, aus der Sweaborg seinen Wasserbedarf bezieht. Vom östlichen Klippen-Ufer führen ein prächtiges Thor und eine breite in den Felsen eingehauene Treppe hinab zur See. Weniger befestigt sind die Inseln der andern Gruppe, unter denen die westl. Swartö die bedeutendste ist und außer zwei Bastionen mehrere Kasernen, ein Hospital, die Brodbäckerei, eine große Windmühle u. s. w. besitzt.

Die Insel Back- oder Tresksholm steht mit dem eigentlichen Sweaborg in keiner weiteren Verbindung, hat aber doch einige kleinere Befestigungen, Magazine, Wirthshäuser, Bäckereien und dergl.

Am 6. August erschien der größte Theil der in der Ostsee stationirten englischen (unter Befehl Dundas) und französischen (unter Penauds Befehl) Flotte, welche vor Kronstadt lag, vor Sweaborg. Ihre Absicht war gegen die Festung und das Arsenal von Sweaborg Operationen vorzunehmen und als am 7. August sämmtliche zu dieser Expedition bestimmten Schiffe sich versammelt hatten, wurde keine Zeit verloren, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Den vorläufigen Beobachtungen zufolge hatten die Russen während des vergangenen Jahres (1854) und der seit dem Wiedererscheinen der verbündeten feindlichen Flotten fast verflossenen 5 Monate die Zeit sehr wohl benützt, die Befestigungen zu verstärken und besonders die nach der See zu gelegenen Vertheidigungswerke zu vervollständigen, indem sie an jeder nur einigermaßen vortheilhaften Stelle Batterieen errichtet und jeden Weg, auf dem sich die Schiffe der Feinde in dem unsicheren Fahrwasser dem Hafen hätten nähern können, durch Aufstellung von Geschützen beherrschten. Im Angesicht solcher Vorkehrungen mußte den verbündeten Admiralen die Unmöglichkeit einleuchtend werden,

mit den Schiffen einen allgemeinen Angriff auf die russischen Vertheidigungswerke zu beginnen, sie beschränkten sich daher auch auf solche Operationen, mittels deren sie durch Mörser die Festung und das Arsenal zerstören zu können glaubten. Besondere Schwierigkeit verursachten die zahllosen unter dem Wasser verborgenen Klippen, um den Mörserbooten in geeigneter Entfernung passende Stellen anzuweisen. In dieser Beziehung leistete Kapitain Sullivan vom Merlin (engl. Schiff) treffliche Dienste und die Stellungen der Schiffe bildete eine Curve zu beiden Seiten der kleinen Insel Oterhall.

Der Raum im Centrum war nach Verabredung der beiden Admirale den Mörserbooten des französischen Geschwaders angewiesen. Die beiden Enden der Linie waren mit Rücksicht auf die Schußweite der schwer armirten Batterieen von Backholm im Osten und von Stora Ranton im Westen von Sweaborg bestimmt worden und eine sehr wirksame Hilfe erhielten die verbündeten Geschwader in einer Batterie leichter Mörser, welche der französische Admiral Penaud vor Oterhall errichtete. Um diese Anordnungen in Ausführung zu bringen mußten die Mörserboote sich vor Anker in Position begeben, was am 7. August Abends geschah. Nun wurde Alles zum Kampfe in Bereitschaft gesetzt, weshalb man vor Tagesanbruch noch Halsen legte. Im Verlaufe der Nacht zum 8. errichtete Admiral Penaud seine Batterie (wie schon erwähnt) mit Hilfe von Sandsäcken auf dem innerhalb Otterhalls gelegenen Felsen, womit er jedoch erst am Morgen des 9. fertig wurde. Während des ganzen vorhergehenden Tages hatte die russische Flagge auf der Citadelle von Gustavswärd geweht, war aber später nicht mehr zu sehen. Man erprobte die Schußweite der Bomben, um zu sehen, ob man die richtige Entfernung gewählt habe, indem nicht von der Beschaffenheit des Wetters sondern auch von der Geschwindigkeit, mit der die Bomben geworfen wurden, der Erfolg des Bombardements abhing und siehe da, das Resultat der Schußprobe war gut. Das verbündete Geschwader bestand aus 10 Linienschiffen, 7 Fregatten, 7 Dampfschiffen, 2 Corvetten, 1 Brigg, 4 Schiffen von gemischter Construction, 16 Bombarden, 22 Kanonenbooten, 2 Yachten und 3 Transportschiffen und hatte am 9. August eine Stellung zwischen den Inseln Grochar und Renskär parallel mit der Festung eingenommen. Auf der rechten Flanke bei der Insel Stura-Riöl-Oe (gegenüber von Sandhamen) standen 2 Schrauben-Linienschiffe von 80 Kanonen und eine Fregatte von 31 Kanonen. Die Schlachtlinie aller dieser Schiffe befand sich in einer Entfernung von 3 bis 4 Werst von der äußeren Linie der Festungswerke von Sweaborg; etwas vor den übrigen standen die Schiffe gemischter Construction, hinter ihnen die Bombarden und Kanonenboote in zwei Linien, hinter diesen, für die weitesten Schüsse aus der Festung nicht mehr erreichbar, die großen Schiffe. In dieser so entfernten Stellung wurde das Feuer am 9. August um 8 ¼ Uhr Morgens von den Kanonenbooten, den Bombarden und den Schiffen gemischter Construction eröffnet und zwar anfänglich ziemlich gleichmäßig gegen alle gegenüberliegenden Batterieen der Festung gerichtet. Die Leitung dieses Feuers war dem Capitain Wemyss von der englischen Marine-Artillerie anvertraut worden. Es wurde so rasch wie möglich gefeuert.

Die Russen hatten in der That alles Mögliche beobachtet, um dem sich der Festung nähernden Feind das nähere Herankommen aufs Bitterste zu verleiden. Sieben neue Batterieen, gewaltig mit Kanonen gespickt, waren auf den Inseln Backholm, Rungsholm und Sandham theils erbaut worden, theils noch im Bau begriffen und eine Fregatte lag quer vor der Einfahrt im Osten von Rungsholm. Außer dem im vorigen Jahre schon vor der von Sweaborg östlich befindlichen Einfahrt vor Anker gelegten Dreidecker, um daselbst im Nothfalle versenkt zu werden, machten zwei große russische Schiffe in der Westeinfahrt zwischen den Inseln Langöre und West-Swartö, so wie ein in der Mitte dieser nämlichen Einfahrt quer vor Anker gelegter Zweidecker es durchaus unmöglich, daß die ver-

bündeten Geschwader den Platz umgehen und auf die Rhede von Helsingfors vordringen konnten. Uebrigens hatten die Russen auch den Festungswerken auf der Südseite von Helsingfors eine bedeutende Ausdehnung gegeben, und durch drei neue übereinanderliegende Batterieen die Vertheidigung der Südseite der Stadt verstärkt. Auch die Südseite der Insel Drumsiö war mit einer starken Batterie versehen worden. Von einer Eroberung des Platzes konnte also voraussichtlich keine Rede sein, nur von einer Zerstörung, und in solcher wurde allerdings Großes geleistet. Die Russen bewiesen sich indeß im Antworten nicht faul. Ein rasches Feuer von Voll- und Hohlkugeln ward während der ersten paar Stunden von der Festung aus gegen die Kanonenboote unterhalten und die Schußweite der schweren russischen Batterieen reichte über die Mörserboote hinaus. Nur daß die Letzteren in beständiger Bewegung blieben und die Geschicklichkeit der kommandirenden Offiziere machte es möglich, daß sie ohne hart beschädigt zu werden, den ganzen Tag über das heftige russische Feuer aushalten und erwiedern konnten. Ungefähr um 10 Uhr Morgens bemerkte man zuerst Flammen in den Gebäuden und auf der Insel Vargö fand eine starke Explosion statt, welcher eine Stunde später eine zweite gleich heftige folgte. Eine dritte und weit bedeutendere geschah gegen Mittag auf der Insel Gustavswärd. Der Schaden, der den Russen dadurch entstand, war sehr groß und die Verbündeten bemerkten dies bald, indem die in jener Gegend postirten feindlichen Geschütze matter feuerten. Der Vortheil der Geschwindigkeit, mit der die Mörserboote feuerten, war aus den fortdauernden neuen Feuersbrünsten ersichtlich, die auf der Insel Vargö schnell um sich griffen. Indeß die Beschaffenheit der unter dem Wasser verborgenen Riffe, auf welche die Kanonenboote gelegentlich aufgefahren waren, wurde Ursache, daß Admiral Dundas sie gegen Sonnenuntergang zurückbeorderte. Das russische Feuer wies sich gegen Abend matt, und die Befehlshaber des verbündeten Geschwaders, welche in dieser Ermattung eine Abnahme der Wehrkräfte bei den Russen zu sehen glaubten, ließen nun von den Booten der Flotte ein länger als drei Stunden dauerndes ununterbrochenes Raketenfeuer unter Leitung des englischen Capitains Coldrell, Commandeur eines Flaggenschiffes, beginnen. Dies furchtbare Feuer wurde von dem besten Erfolge begleitet, immer neue Brände entzündeten sich, über der Festung wölbte sich eine vom Feuerscheine rothglühende Dunstmasse, die Nacht vermehrte mittels ihres Dunkels die Schrecken dieses wüthenden immer neu genährten Feuermeeres. Am Morgen des 10. August bei Tagesanbruch waren die Positionen mehrer Mörserboote der Festung näher gerückt und die Kanonenboote begannen ein neues Feuer. Während der Nacht hatten die Russen den Dreidecker, den sie zur Sperrung und Vertheidigung der Durchfahrt zwischen Gustavswärd und Backholm aufgestellt hatten, in eine sichere Stellung gebracht und auf das Feuer der feindlichen Kanonenboote antworteten sie außerordentlich lebhaft. Da das Bombardement sich von Viertelstunde zu Viertelstunde verstärkte, so flammten in ganz kurzen Pausen immer neue Feuersbrünste auf und um Mittag zeigte eine Rauchsäule, stärker und dunkler als irgend eine, welche bis dahin bemerkt worden war, und von hellen Flammen gefolgt, daß die Bomben brennbare Stoffe in der Richtung des Arsenals erreicht hatten. Die Stelle ließ sich anfangs nicht genau bestimmen; als die Flammen jedoch weiter um sich griffen, daß sie bis über die Insel Vargö hinausreichten, und viele Gebäude auf der Insel Swartö bereits im Niederbrennen begriffen waren, erkannte man die Oertlichkeit der Feuersbrünste deutlich. Von nun an, da gleichsam der Vernichtung volle Bahn gebrochen war, wurde den Tag über und die ganze folgende Nacht ein ununterbrochenes Artilleriefeuer gegen die Festung unterhalten. Wie am vergangenen Abend lösten die Kanonenboote die Raketenboote ab und näherten sich nun die Letzteren in verschiedenen Divisionen der Festung. Die erste Division dieser Raketenboote näherte sich bis auf 3000 Schritt

Entfernung und mittels ihrer den Nachthimmel scheinbar in Brand setzenden Geschosse nährten sie das Flammenmeer, das eben des Bombardements wegen von den Russen nicht gelöscht werden konnte. Indeß der das ganze Wasserterrain überleuchtende Feuerschein ließ auch den Russen diese feindlichen Boote, die ihnen so vielen Schaden zufügten, sichtbar werden und nun überschütteten sie dieselben mit einem Regen platzender Bomben.

Der Bericht des englischen Admirals Dundas zeigte eine sehr flaue Stelle, indem er die Besorgniß, daß die Russen mittelst ihres Bombenregens auf die Kanonenboote diese zerschmettern und in den Grund bohren könnten, folgendermaßen verhüllt: „In Erwägung des dem Feinde zugefügten bedeutenden Schadens und mit Rücksicht darauf, daß nur noch wenige ansehnliche Gebäude auf der Insel Vargö unzerstört dastanden und daß die auf Insel Swartö noch stehen gebliebenen so weit entfernt waren, daß unsere Bomben sie bis jetzt nicht erreicht hatten, schien es mir, daß sich durch Verlängerung des Feuers um noch einen Tag kein entsprechender Vortheil werde erzielen lassen. Ich schickte somit dem Capitain Seymour vom Pembrocke (Schiff) ab, um sich mit dem französischen Contreadmiral Penaud zu besprechen, und jener Herzlichkeit und Bereitwilligkeit gewiß, welche ich stets von Seiten dieses Offiziers erfahren habe, kam sofort eine Verabredung zu Stande, und der Befehl ward ertheilt, das Feuer nach Tagesanbruch einzustellen. Der Feind hatte das Feuer während der Nacht nur schwach erwiedert, außer auf die Kanonenboote, und vor Tagesanbruch schwiegen seine Geschütze fast gänzlich.“ Nachdem Admiral Dundas in seinem Bericht an die englische Admiralität noch der Expedition des am 9. Aug. nach Osten entsandten Geschwaders unter Capitain Yiverton gedachte, besprach er die Verluste mit den Worten: „Dieselben sind geringer, als sich unter den Umständen erwarten ließ. Zu den schwersten Unfällen gehören Diejenigen, welche sich leider in Folge von Raketen-Explosionen in den Booten des Hastings und des Vulture zutrugen.“

Bevor wir in Kürze des officiellen Berichtes des russischen Generals, von Berg, gedenken, erwähnen wir noch, daß bei dieser Expedition die Franzosen es den Engländern an Raschheit und Präcission im Feuern zuvorgethan, was selbst von den englischen Marinesoldaten anerkannt wurde. Auf den französischen Booten wurden nämlich innerhalb 10 Minuten 25 Bomben geworfen, während die Engländer in eben so viel Zeit höchstens 15 oder 20 warfen. Der russische General v. Berg bestätigt im Ganzen die Furchtbarkeit des von dem verbündeten Geschwader über Sweaborg verhangenen Bombardements, jedoch geht er auch in nähere Details über die Wirkungen der feindlichen Geschosse ein. So berichtet er, daß eins der feindlichen Schiffe von den wohlgezielten russischen Voll- und Hohlkugeln schwer beschädigt, schon am 9. genöthigt war, die schwarze Flagge aufzuziehen, um durch ein Dampfschiff ins Schlepptau genommen und fortbugsirt zu werden. Umherschwimmende Trümmer hätten die starke Wirkung der russischen Geschütze bezeugt und bis zum Ende des Bombardements hätte keins der feindlichen Schiffe es wieder gewagt, sich von der von den Schiffen eingenommenen Schlachtlinie zu wagen. Zuerst fing ein kleines und altes Magazin auf Vargö Feuer, die darin aufgehäuften und mit Pulver gefüllten Kugeln explodirten und drei andere geriethen in Brand. Das war die erste Wirkung der feindlichen Artillerie. In Helsingfors herrschte Angst und Schrecken. Man glaubte, daß das verbündete Geschwader die Absicht hätte, die Stadt anzugreifen und einzuäschern. Der Dreidecker „Rußland,“ welcher zwischen Gustavswärd und Backholm vor Anker lag, konnte wegen seiner Lage nur einen kleinen Theil seiner Geschütze an dem Kampfe betheiligen und da es sich außerdem noch in der verlängerten Linie der Schüsse befand, welche vom Feinde von verschiedenen Seiten gegen das Fort und die Insel Skandsland gerichtet wurden, so erhielt es viele Schüsse

und des Feindes Vertikalgeschosse von größerem Kaliber durchschlugen sein Verdeck. Bomben zersprangen in dem Schiff und eine drang fast bis in die Pulverkammer. Nur der Geistesgegenwart des Unterlieutenants Popoff vom Corps der Marine-Artillerie gelang es mit Hilfe der daselbst befindlichen Mannschaft, das Feuer gleich nach dem Springen der Bombe zu ersticken. Es blieb daher nichts übrig, als daß von den feindlichen Bombenschüssen so hart getroffene Schiff, welches Wasser zu schöpfen begann, an eine andere Stelle zu schaffen, wo das Meer weniger Tiefe hatte und lange nach dem Bombardement lag es noch an dieser Stelle auf die Seite gelegt und mit Wasser gefüllt.

Außer ansehnlichen Frucht- und Mehlmagazinen, welche für die Truppen bestimmt waren und der Flammen Raub wurden, brannten in der Citatelle folgende Hauptgebäude ab: 2 Pulvermagazine, 2 Bombenmagazine, 1 mit Hanf gefülltes Magazin, 1 Magazin mit Theer, wodurch der Brand außerordentliche Nahrung empfing, 1 großes Haus, in dem sich das Heilmitteldepot für die Armee befand, 17 Privathäuser, das Haus des Generalgouverneurs sammt dessen Canzlei, 18 in den Bassins liegende und von den Kugeln getroffene Schiffe. Die Granitquais wurden durch die Bomben sehr arg mitgenommen. Auf dem Dreidecker „Rußland“ waren durch die feindlichen Kugeln 96 Mann ziemlich schwer verwundet worden und nach der Schätzung von unparteiischen Zeugen sollen mehr als 2000 Menschen in Folge des Bombardements getödtet worden sein. Damit stimmte der russische Bericht allerdings nicht zusammen, denn nachdem General v. Berg sagt, daß nach einer annähernden mäßigen Rechnung der Feind auf die Insel Drums-De ungefähr 1000, auf Sweaborg und die an diese Festung anstoßenden Uferbatterien von Helsingfors 17000, und auf Sandham mehr als 3000 Geschosse geworfen, fügt er hinzu, daß der Verlust an Mannschaft im Verhältniß zu einer so großen Anzahl Schüsse sehr gering sei, nämlich 44 Gemeine getödtet, 2 Stabs- und 4 Oberoffiziere nebst 110 Gemeinen verwundet. Es habe außer diesen noch allerdings eine Anzahl contusionirter Offiziere und Gemeine gegeben, die aber entweder den Dienst gar nicht erst verlassen hätten oder doch schnell in denselben wieder zurückgekehrt wären. Auf dem Schiffe „Rußland“ seien 11 Mann getödtet und 1 Oberoffizier und 88 Gemeine verwundet oder contusionirt; auf dem Schiffe „Hesekiel“ habe nur ein Matrose eine Verwundung davongetragen. Da fehlt nun freilich bis zu der Anzahl von 2000 Todten eine sehr bedeutende Menge, indeß im Verlaufe einiger Wochen wurde es von russischer Seite selbst zugegeben, daß die Zahl der bei dem Bombardement Gebliebenen die 2000 erreiche.

Ein näher auf die Einzelheiten dieser verhängnißvollen Tage Sweaborgs eingehender an die englische Gesandtschaft zu Kopenhagen gesendeter Bericht, bestätigt nicht nur, daß noch am 12. August Sweaborg noch ganz in Flammen stehe, sondern erzählt ausführlich: „Durch die Explosion eines in der Festung befindlichen gewaltigen Pulverthurmes, in welchem Bomben durchschlugen, wurde eine gräuliche Verwüstung angerichtet und ein Brand ins Dasein gerufen, der nicht zu löschen und dem noch am 12. starke Explosionen anderer Magazine folgten, die bis dahin behütet worden waren. Es ist ja selbstverständlich, daß darunter viele Mannschaften den Tod gefunden haben. Sehr interessant ist folgende Schilderung in dem erwähnten Berichte: Am frühen Morgen des 9. Aug., als kaum der Tag zu grauen begann, rückten die Kriegsschiffe, 16 an Zahl und mehrere Kanonenboote, die am vorhergegangenen Abend noch in großer Entfernung von Sweaborg vor Anker lagen, unbemerkt durch gute Lootsen, wobei der finnländische Fischer B—, der schon im verflossenen Jahre für die Engländer mehrfach thätig war, die erste Rolle spielte, geführt und glücklich geschützt durch einen leichten Nebel, den Festungsmauern auf gute Schußweite näher und stellten sich zum heißen Kampfe mit allen ihren Breitseiten in Schlachtordnung, gehörig

von einander entfernt, auf, während die kleinen Kanonenboote troz der, wie es heißt, neu und vielfach von den Russen wieder gelegten unterseeischen Höllenmaschinen, sich kühn noch näher vorwärts wagten. Kaum gestattete es der leicht zerfließende Nebel, daß man die Festungsmauern vor den Grauen des Tages nur einigermaßen unterscheiden konnte, als mit einem Male, wie ein Blitz aus heiteren Lüften, von allen Schiffen, auf das vom Admiralschiffe Duke of Wellington vorausgegangene Signal, eine furchtbare Kannnade aus etwa 1200 — 1500 Geschützen auf die Festung in verschiedenen Richtungen eröffnet und ein wahrer Hagel des schwersten Geschosses in dieselbe geschleudert wurde. Die Russen zeigten sich, nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, auch nicht säumig und antworteten mit einem gleichen Hagel von Bomben-, Granaten- und Kanonen-, ja selbst mit einer Anzahl glühender Kugeln, wobei sie fast alle Augenblicke, um den Feind besser sehen zu können, Licht- und Brand-Raketen warfen, welche schauerlich die graue Helle des Morgens beleuchteten; doch alle, so wie das mörderische Eisen, brausten zum Glück für die Schiffe weithin über deren Masten und fanden in der Meerestiefe ihr Grab. Kaum jedoch erhellte die Morgenröthe das Fahlgrau und machte dem Nebel weichen, als die russischen Kugeln nicht mehr wie früher ihr Ziel, die Schiffe, so weit verfehlten. Den ganzen Tag dauerte dieser höllische Kanonendonner fort, so daß die Mannschaften auf den Schiffen am Abend taub und geblendet waren und sich wie im Zustande eines Rausches befanden.

Das Bombardement gegen Sweaborg hatte seinen Zweck erreicht, nämlich Zerstörung, im Ganzen ist es jedoch von keiner so besonders großen Bedeutung in der Kriegsgeschichte dieses Kampfes gegen Rußland. Im Gegentheil ist es eine That der Nothwendigkeit eigner Rechtfertigung gewesen, denn der Ruhm der englischen Flotte stand ja besonders auf dem Spiele. Eine Menge Zerstörungen auf russischem Grund und Boden hatten die Engländer schon im vorigen Jahre ausgeführt und der Ehre wegen Bomarsund erobert, was für so gewaltige Kriegsmittel eben keine zu harte Nuß war. In diesem Jahre hatten sie und ihre Bundesgenossen ebenfalls keine preiswürdigen Thaten in der Ostsee ausgeführt und lagen grade noch wie zu Anfang des Krieges vor Kronstadt und . . . der Winter, diese Zeit der Ferien in russischen Gewässern war bereits im Anzuge. Ohne That nach Hause zurückzukehren, ging nicht wohl an, die Welt würde gelacht haben, demnach mußte etwas geschehen und dies war das Bombardement gegen Sweaborg. Welcher bittere Spott hatte den ehrenwerthen Sir Charles Napier getroffen, als er und seine Jungen mit gewetzten Messern nach England zurückgekehrt war und Kronstadt stand noch eben so fest und unangetastet wie vorher und das ganze Ergebniß, das die gewaltige Armada geliefert hatte, war kein anderes gewesen, als Zerstörung ohne Kampf und zum Schluß der kleine Effect von Bomarsund. Der würdige Charles Napier ärgerte sich so sehr darüber, daß, als der Friede geschlossen war, er nach Petersburg reiste und von da aus die Seefeste Kronstadt in Augenschein nahm, um der Welt den Beweis vor Augen zu legen, daß Kronstadt uneinnehmbar sei und der verstorbene Kaiser Nikolaus I. vollkommen Recht gehabt, als er bei Besichtigung der Festungswerke Kronstadts lächelnd äußerte: „Ich bin neugierig, wie sie sich hier stellen werden."

In der englischen vielgelesenen Zeitung „Morning Advertiser" sprach sich Sir Napier nachdem er die Zuvorkommenheit der russischen Behörden dankbar anerkannt, über einen Besuch im Fort Menschikow und auf einer Fregatte folgendermaßen aus. Obgleich die Redouten auf dem Lande nicht sehr stark wären und überhaupt die Landwerke Kronstadts keine lange Belagerung aushalten würden, dürfte doch die Leichtigkeit, mit der man aus Petersburg Truppen in beliebiger Menge heranziehen könnte, jeden Versuch, Kronstadt von der Landseite beizukommen, vereiteln, selbst dann, wenn

von Feindes Seite eine Landung schon glücklich bewerkstelligt worden sei; denn bis man zur Eroberung gelangte, wäre der Winter da. In Kronstadt fand er 75 Dampfkanonenboote, deren jedes zwei 68 Pfünder und einen 36 Pfünder führt, sehr schöne, zur Vertheidigung trefflich geeignete Fahrzeuge. Dasselbe Lob spendete er den 14 schwimmenden Batterien, deren jede mit vier 68 Pfündern armirt ist. Die Nordseite von Kronstadt ließ man ihn nicht sehen, dorthin ist Jedermann der Zutritt versagt. Er meinte deshalb, daß es wohl noch im Jahre 1854 möglich gewesen sein dürfte von dieser Seite bis in die Docks zu werfen, aber 1855 schon nicht mehr, da seitdem der Nordkanal durch kolossale Versenkungen verrammelt worden, weshalb Admiral Dundas und hätte er doppelt so viel Mörserboote gehabt, als er wirklich besaß, nicht das Geringste gegen Kronstadt hätte unternehmen können. Im südlichen Kanale zählte Sir Napier 11 gute Linienschiffe, darunter 1 Schraubendampfer, 4 schöne Fregatten, 10 Raddampfer und 20 kleinere derselben Sorte mit mehreren Briggs, Corvetten u. s. w. Im Bassin fand er 2 Drei- und 5 Zweidecker, 4 unbrauchbare Linienschiffe und 4 schlechte Fregatten mit 8 — 9 Corvetten. Außerdem sah er noch mehrere Kriegsschiffe ersten Ranges, die bei Fort Alexander ankerten. Von letzteren nicht minder wie von den andern um Kronstadt gruppirten Forts redete Sir Napier mit dem unverholensten Respekt. Seine Beobachtungen faßte er in dem folgenden Resultate zusammen: Wenn 50 Linienschiffe und 50,000 Mann auf Dampfern einen Angriff auf Kronstadt versuchen sollten, so wäre es allenfalls eine Möglichkeit, zu reussiren, vorausgesetzt, daß die Russen nicht zwischen Fort Menschikow und Kronschlott Schiffe versenken und vorausgesetzt, daß die angreifende Flotte nicht auffährt. Die führenden Schiffe müßten den Batterien gegenüber ankern, die folgenden müßten die Schranke durchbrechen. Gelingt ihnen dies, dann würde wahrscheinlich die russische Flotte überwältigt werden, die Dampfer könnten dann die Truppen bei der Mauer ans Land setzen. Wenn es aber mißlingt, die Barre zu durchbrechen, dann würde große Verwirrung entstehen und wer könnte voraussagen, was dann noch weiter geschähe. Auch eine Reserve wäre erforderlich, um die den Batterieen ausgesetzten Schiffe abzulösen, wenn jene nicht zum Schweigen gebracht werden könnten, was das Wahrscheinlichste ist. Wenn Alles in Ordnung gelingt, könnte auf diese Weise Kronstadt genommen werden, wenn Alles fehlschlüge, wäre die angreifende Flotte verloren."

So lauten Sir Napiers Beobachtungen und Urtheil über Kronstadt und wenn auch Sweaborg nicht so verwahrt, bewahrt und armirt ist, so ist es doch gewiß, daß wenn die Oberbefehlshaber der alliirten Flotte nur die Möglichkeit vor sich gesehen hätten, Sweaborg zu erobern, sie sicher nicht angestanden hätten, dieses Ziel durch Fortsetzung des Bombardements zu erstreben. Aber die Möglichkeit lag ihrem Gesichtskreise zu fern, um ein solches Wagstück zu unternehmen. Das fernere Verhalten der verbündeten Flotte in der Ostsee bis zum Winter ist leer von allen erheblichen Ereignissen, weswegen wir die Flottenthätigkeit in der Ostsee als zu Ende geschildert betrachten. In den übrigen russischen Gewässern, dem weißen Meere u. s. w. geschah auch nichts von Belang, was einen Einfluß auf den Gang des großen Kampfes gehabt hätte, und so wenden wir unsere Aufmerksamkeit einem kriegerischen Schauplatze zu, auf welchem in der That Großes geleistet wurde.

Der Fall von Kars, um dessen Besitz so schwerer und blutiger Kampf geführt wurde, machte in der ganzen Welt, kann man sagen, einen ungeheuern Eindruck. Auf der einen Seite Jubel, auf der andern Trauer. Rußlands Anhänger jauchzten, die Freunde der Alliirten fanden sich durch dies Ereigniß gewaltig niedergeschlagen. Es war die letzte Großthat des unheilvollen Krieges und da sie zu Gunsten Rußlands ausfiel, so konnte dies Reich nun ehrenvoll in die ihm vorgelegten Friedensartikel ein-

willigen, das Czaarenthum trat mit einem Siege vom Kampfplatze zurück.

Kars ist die Hauptstadt eines Paschaliks im türkischen Ejalet Armenien, hart an der russischen, ehemals persischen Grenze. Es liegt auf einer rauhen fast 6000 Fuß hohen Hochebene, und zählt an 12,000 Einwohner, unter denen viele Armenier sind. Es ist eine sehr alte Stadt, war schon im 9. Jahrhundert Residenz eines armenischen Königs und wurde im 14. Jahrhundert von Timur Lenk zerstört, später von den Sultanen wieder aufgebaut und zu einer Grenzfeste gegen die Perser gemacht. Bei den Muselmännern ist Kars als Wallfahrtsort berühmt, weil sich daselbst einige Gräber mohamedanischer Heiligen und verschiedene in großen Ruf stehende Moscheen befinden. Im letzten Kriege zwischen der Türkei und Rußland nahm der nun (im Jahre 1856) verstorbene Feldmarschall Fürst Paskiewitsch das keinen Widerstand ihm entgegensetzende Kars ein. Die Festungswerke, in verschiedenen Zeiträumen aufgeführt, sind stark und die Oertlichkeit gut benutzt. Die Stadt liegt am nördlichen Fuße einer felsigen Höhenkette, die etwa 4 englische Meilen Länge hat. Am Westende dieses Höhenzuges befindet sich das Fort Thamop. Diese Höhenkette ist in der Mitte von einer tiefen Schlucht, in deren Schooße ein Strom fließt, durchfurcht, und ihr östliches Ende bildet ein felsiger Hügel, der den Namen Karadagh führt und gleichfalls sehr stark befestigt ist. Eine Reihe neuer Befestigungen ziehen sich zwischen dem östlichen und westlichen Ende der Höhenkette nach dem Nordtheile der Stadt hin, sie werden durch sogenannte Courtinen (Zwischenwälle) verbunden, bilden einen Halbmond und führen den Namen Inglis Tabias, was englische Schanzen bedeutet. Eine dieser Schanzen, Fort Lake genannt, enthält ein Blockhaus und ist der Schlüssel der ganzen Position. Sie ist dem Fort Thamop zunächst gelegen, bildet also mit diesem das Ende der nach dem Westende des Höhenzuges hin reichenden Befestigungen. Am Ostrande der die felsige Höhenkette durchschneidenden Schlucht befindet sich die große Erdschanze, Arab Tabia. Der Südtheil der Stadt schaut auf eine Ebene, deren einer Theil durch eine viereckige Reihe von Redouten und Brustwehren umschlossen wird. Diese Werke sind sämmtlich von Erde und erst in der neuesten Zeit gebaut. Die Citadelle liegt sehr hoch und obgleich sie durch ihre Lage und Festigkeit uneinnehmbar ist, so kann sie ohne den Besitz der Stadt doch auf die Dauer nicht gehalten werden. Die unter General Murawieff herangezogenen 35,000 Russen hofften mit dieser türkischen Festung ein leichtes Spiel zu haben, da bisher sämmtliche türkische Vertheidigungen in Kleinasien nur den russischen Waffen zum Ruhme dienten, indem die Türken eine Niederlage nach der andern erlitten hatten. Indeß das Blatt hatte sich gewendet.

Einige englische Offiziere waren im Stande gewesen, die Reste der mit so wenig Ruhm kämpfenden türkischen Armee Kleinasiens in eine Phalanx von Helden umzuwandeln, ein deutlicher Beweis, daß der Verlust der Schlachten in den meisten Fällen das Resultat der Ungeschicklichkeit der Führer zu sein pflegt. Die nämlichen von den Russen geschlagenen Abtheilungen der türkischen Armee kämpften nun, da sie mit Energie und Verstand geführt wurden, als Helden. In der Person des Generals Williams hatte die englische Regierung einen Mann auf den Kriegsschauplatz in Kleinasien geschickt, der die Reorganisation des türkischen Heeres aufs Glücklichste bewerkstelligte. General Williams, zu Annapolis in Neuschottland geboren, war Artillerieoffizier. In dieser Branche diente er bis zum Ausbruche gegenwärtigen Krieges gegen Rußland als diplomatischer Commissär Englands. Seine Gewandheit that sich vorzüglich bei der Regulirung der türkisch-persischen Grenze hervor und in Folge dieser Brauchbarkeit schickte ihn England auch im März 1855 nach Armenien, wo er unter dem Titel eines Brigadegenerals die Türken unterstützte.

In seinem Generalstabe befanden sich Männer von großem militärischen Genie, wie der

Oberst Lake, der Capitain Tresdale und Thompson. Mit Hilfe dieser Offiziere gelang es Williams die Wiedergeburt des muthlosen Türkenheeres zu bewirken. Vor allen Dingen brachten sie Ordnung und so viel sich thun ließ — denn dafür war schlecht oder gar nicht gesorgt — bessere Verpflegung unter die türkischen Truppen und lehrten sie, was Mannszucht heißt. Außerdem war Oberst Lake sehr thätig, an den schwächeren Punkten der Befestigungswerke von Kars furchtbare Redouten und Batterieen anzulegen und somit den Truppen die Ueberzeugung zu geben, daß jetzt auf eine etwas andere Art zu Werke geschritten werde. Dadurch kam Muth in die durch schwere Niederlage — eine Schuld ihrer Führer — das Vertrauen auf die Möglichkeit des Sieges verloren habenden türkischen Krieger und sie leisteten in der That Unerwartetes.

Die Russen hatten die Türken in fünf Schlachten besiegt und gingen überzeugt, daß die Schlachten-Victoria auch ferner ihre treuverbündete Begleiterin sein werde, mit Freuden im Monat Juli gegen Kars vor. Sie waren vollkommen zu den schönsten Hoffnungen, diese Festung schnell zum Falle zu bringen, berechtigt, denn sie wußten ganz genau, daß die türkische Armee seit fast 24 Monaten so gut wie keinen Sold empfangen hatte, sehr schlecht bekleidet war, was bei der Rauhheit des Klimas unendlich viel beitragen mußte, die ohnehin unter ihr stark grassirenden Seuchen unvertilgbar zu machen und so die Zahl der türkischen Soldaten zu decimiren. Der Rückzug der Letzteren in die Festungen des armenischen Hochlandes war ja schon der Beweis, daß sie den Russen keinen Stand zu halten vermochten. Darauf gründete der russische General Murawieff, der Oberbefehlshaber der russisch-asiatischen Armee, den Plan, Kars zu nehmen. Murawieff war kein durch besonderes Kriegstalent hervorragender Feldherr, aber er besaß jene russische Tugend, die sich selbst bei ihren Gegnern die allgemeinste Bewunderung errang, eine unverwüstliche Ausdauer, und diese half ihn zum Siege. Vielleicht dürfte die Schilderung, aus welchen Bestandtheilen Murawieffs Heer zusammengesetzt war, nicht uninteressant sein.

Wir entnehmen nachstehende Einzelnheiten dem Schreiben eines Arztes, aus dem russischen Lager bei Magharadschick in Kleinasien diktirt.

„Die irreguläre Reiterei," heißt es, „in dem activen Corps, bietet im Kleinen die seltsamste Verschiedenartigkeit und Buntscheckigkeit der kaukasischen Volks-Stämme. Viele derselben haben einander bis jetzt noch nie von Angesicht zu Angesicht geschaut. Neben einander gestellt tritt der Gegensatz um so greller hervor. Der breitschulterige Ossete auf seinem runden Gebirgsroß reitet neben dem ausgedörrten Barachen, der auf einem eben so dürren und wie ausgenommen scheinenden Klepper sitzt. Der schmucke Bewohner der Kabarda, stets schlicht gekleidet, mit eben so äußerlich einfach erscheinender Büchse, die jedoch von außerordentlich kostbarem innern Werthe ist, reitet einen starken, auf den weiten Feldern wohl trainirten Renner, und dieser kaukasische Reiter zieht vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich. Dicht neben ihm fehlt aber auch der Gegensatz nicht: Der Kurde mit seiner goldgestickten Kutka und dem bunten Turban, schilfrohrenen Lanze, die mit Straußenfedern beschlagen ist, auf einem Fuchshengst, der so fein geritten ist, daß man glauben möchte, er könne auf einem Rubel tanzen. Die verschiedensten im Laufe der Zeit in den Thälern des Kaukasus und seinen Ausläufern entstandenen Idiome (Sprecharten) kommen in unserem Lager zum Gehör. Alle diese Vertreter selbstständiger kaukasischer Stämme haben einander noch nicht kennen, nicht mit einander zu leben gelernt, obwohl sie zu gleichem Zwecke, dem Kaiser zu dienen, zusammenströmten. Für sie alle ist Arbeit genug, je nach der jedem inwohnenden Geschicklichkeit und eigenthümlichen Weise der Kriegführung. Es kommt indessen auch vor, daß, wenn sie einander im Felde begegnen, sie selbst nicht zu bestimmen vermögen, ob sie Freunde oder Feinde vor sich haben. Die regulären

Truppen Murawieffs sind wie sich von selbst versteht, Russen. Ohne diese wohlgeschulten Soldaten wäre kein General im Stande irgend einen Erfolg zu erringen und festzuhalten.

Murawieffs Heer mußte sich aus Mangel an Belagerungsgeschütz darauf beschränken, Kars so eng als nur möglich einzuschließen und so vergingen 17 volle Wochen, nachdem jedoch das fehlende Geschütz angekommen, zögerte Murawieff nicht zur That zu schreiten und setzte für den 29. September (1855) einen Hauptsturm an. Wenden wir zuerst unsere Aufmerksamkeit auf die Stürmenden, denen dieser Tag in der That ein ganz besonders unheilvoller ward.

Murawieff hatte sein Heer in vier Colonnen getheilt. Die erste, vom Generallieutenant Kowalewsky befehligt, hatte die Bestimmung gegen den rechten Flügel der türkischen Position vorzurücken, die zweite Colonne, geführt vom Generalmajor Maydel, hatte Ordre, den Berg Mucha zu besetzen und gleich nach Vollzug dieses Befehls sich geräuschlos in zwei Sturmsäulen zu theilen und die türkische Batterie auf der linken Flanke anzugreifen. Damit zwischen der ersten und zweiten Colonne eine unterstützende Verbindung stattfinde, stellte sich eine Mittelcolonne unter Generallieutenant Fürst Gagarin auf. Die dritte Hauptcolonne, unter Generalmajor Graf Nirod, mußte sich bei dem Dorfe Klein-Tikan sammeln und bis auf eine gegebene Distanz von 7000 Fuß gegen die feindlichen Werke anrücken. Die vierte Colonne, vom Generallieutenant Brimmer commandirt, hatte als Reserve die Nordseite von Kars zu beobachten.

Noch lag ein düsteres Grau über der Gegend, als die türkischen Wachen des Forts Thamay Geräusch vernahmen, das sich dem Fort nahte. Es war die zweite russische Colonne, die, Infanterie und Artillerie, im Thale einherzog. Das Geräusch wurde immer hörbarer und kaum war eine Stunde vergangen, als man ganz deutlich den gleichmäßigen Tritt der feindlichen Colonnen und das dumpfe Rollen von Kanonenrädern vernahm. General Kmety oder Ismail Pascha bei den Türken, bekannt als ein muthiger und umsichtiger Offizier, hatte, benachrichtigt vom Anzuge der Russen, die besten Maßregeln zu ihrem Empfange getroffen, die Kanoniere ladeten die Geschütze mit Kartätschen und die Aufmerksamkeit der Wachen verdoppelte sich. Endlich erblickte man eine dunkle Masse im Thale, d s mußten die russischen Colonnen sein und Kmety fand es für nöthig, ihnen einen feurigen guten Morgen zu bieten. Ein Kartätschenschuß krachte hinunter, dem unmittelbar ein fürchterliches Schmerzgeschrei von den zahlreich getroffenen feindlichen Soldaten folgte; aber dieser Schmerzensschrei ging sogleich in dem tausendstimmigen „Hurrah" der russischen Colonne unter, welche vom Nachtgrau gedeckt, die Nordwestecke des Werkes umringt hatte und sogleich die Türken in Front und Flanke mit einer unsäglichen Wuth angriffen, während zugleich eine andere russische Colonne abschwenkte, um ihren Gegner im Rücken anzugreifen. Da das Morgenroth noch nicht am Himmel heraufgezogen war, so mußte man vom Gebrauch der Artillerie absehen und die in bester Ordnung anrückenden russischen Sturmcolonnen wurden von den flankirenden Brüstungen mit einem fast ununterbrochenen Musketenfeuer begrüßt. Indeß wurde es mit jeder Minute heller und Capitains Tresdale Kanonen begannen nun ihr grauenvolles Tagewerk, indem sie die Russen von Zeit zu Zeit mit einem Kartäschenhagel überschütteten. Doch fielen auch Hunderte, so wankten die anstürmenden Russen doch nicht, sie drangen weiter vor und ihre kühne Unerschrockenheit wurde vom Glücke gekrönt.

Die Colonne unter General Maydel nahm die Redoute in Besitz, die Türken, welche bei der Vertheidigung derselben nicht gefallen waren, mußten weichen und ihren Gegnern mehrere Geschütze überlassen. Der Anfang des Sturmes verhieß den Russen einen siegvollen Ausgang, auch die Colonne des Generals Kowalewsky errang einen nicht unbedeutenden Vortheil, indem sie das türkische Detaschement, wel-

ches die Höhen von Schorah besetzt hielt, aus dieser Position trieb und zugleich die in den Inglis Tabia stehenden irregulären Truppen diese Forts zu verlassen zwang. Das russische Hurrah, gehoben von diesen Erstlingserfolgen, die so viel Glück für den ganzen Kampf in Aussicht stellten, schallte furchtbar in den Morgen hinein, indes die Türken ließen sich dadurch nicht einschüchtern und siehe da, das Glückslächeln trat bald auf ihre Seite. Der erste Schlag, der die Russen sehr hart traf, war der durch eine türkische Kugel veranlaßte Tod des Generals Kowalewsky, und als ob das Siegesglück sich für die anfänglich den Angreifenden bewiesene Gunst rächen wollte, so gestaltete sich in wenigen Viertelstunden die Lage der Dinge sehr ungünstig für sie. Von zwei Colonnen wurden fast alle höhere Offiziere schwerer oder leichter verwundet, die Mittel- oder Verbindungscolonne hatte ein gleiches Schicksal. Ihr Führer, Fürst Generallieutenant Gagarin, und viele Offiziere und Soldaten wurden getödtet, Viele schwer blessirt, so daß sich diese Colonne in Unordnung zurückziehen mußte. Die Colonne Kowalewsky that dasselbe, und die Türken dadurch angefeuert, warfen sich nun mit aller Macht auf die Truppen des Generals Maydel, der bei diesem ungestümen Kampfe bald zweimal verwundet wurde und schnell eine Menge seiner Offiziere durch den Tod verlor.

Nun war der volle Tag angebrochen und die russischen Bewegungen wurden deutlich von dem Befehlshaber der Festung, General Williams erkannt. Es galt, die Russen aus ihrer Position zu werfen. Zu diesem Zwecke sandte er drei Compagnien unter Kadir-Bei, einem der besten türkischen Offiziere, nach den englischen Tabias, diesen drei Compagnieen schlossen sich hundert Einwohner von Kars an und einige Truppen aus dem Fort Lase, und der Erfolg ihres Sturmes war ein glänzender, sie lösten vollkommen ihre Aufgabe, die Russen mußten mit großem Verluste ihre Stellung verlassen. Zu gleicher Zeit hatte der Capitain Thompson einige Compagnieen über die Schlucht und den Fluß geschickt, die unterhalb der Felsen, auf denen die englischen Tabias erbaut waren, eine flankirende Position behaupteten. Indem die Russen auf diese Weise in ihrem Rückzuge bedroht wurden, sahen sie sich auch durch Capitain Thompsons Genie in die größte Gefahr gestürzt, denn er ließ einige Kanonen unter großer Anstrengung auf die Höhe hinauf schaffen und die Wirkung dieser Geschütze war so sehr verheerend, daß auf diesem Punkte der russische Rückzug in offenbare Flucht ausartete.

Während dies bei den englischen Tabias vorging, brauste der Kampf bei dem ursprünglichen Angriffspunkte, Fort Thamay, ununterbrochen fort, die Russen schienen hier wieder im Vortheil zu kommen. Mit einem Ungestüm ohne Gleichen rangen sie um den Sieg und die Türken wurden zum Weichen genöthigt, indeß Kherim-Pascha traf zur rechten Zeit mit Verstärkungen ein und abermals wendete sich das Glück ihnen zu. Aus der Rückwärts-Bewegung wurde sogleich ein Vordringen. Eine tödtliche Salve in die russischen Reihen, die im Siegesrausche im Rücken des Forts Thamay vorwärts eilten, zwang die Siegesberauschten zur Rückwendung. Dieses wohlgezielte Geschützfeuer und vor allen Dingen das rechtzeitige Anstürmen der Türken unter Ismail Pascha, dessen Truppen mit dem Geschrei: „Sunghu! Sunghu!“ was Bajonett bedeutet, brachte eine vollkommene Wandlung des Kampfes zu Gunsten der Türken. Aus dem Bajonettangriffe wurde ein furchtbares Handgemenge, bei dem alle Waffen galten, das heißt, Jeder suchte seinen Gegner zu massacriren, so gut sich das thun ließ, mit Bajonett, Kolben, Fäusten u. s. w. Die Einwohner von Kars und die der Umgegend, Lasen genannt, blieben nicht unthätig dabei, auch bei diesem mörderischen Kampfe stellten sie ihr Contingent. Die russische Zähigkeit ist bekannt und bewährte sich hier aufs Neue. Trotzdem, daß der Tod förmlich auf sie nieder regnete, stürmten sie immer, obwohl stets zurückgetrieben, auf die gut vertheidigten Brustwehren los, doch stets erneute sich für sie das Geschick, unter ungeheu-

ern Verluste zurückgeworfen zu werden. Und hatten sie ja auf dem Walle schon einmal Posto gefaßt, so wurden sie das Opfer der türkischen Bajonette. Eine grauenvolle Verheerung richtete Capitain Lakes Artillerie an. Dieser englische Offizier commandirte persönlich zwei Hauptbatterieen, und die türkischen Offiziere — die Artillerie der Türken hat sich vorzüglich in diesem Kriege als deren Hauptwaffe bewährt — leisteten ihm die kräftigste Unterstützung.

Der russische Oberbefehlshaber sah die schlechte Wendung des Kampfes und zog alle seine Reserven in den Kampf, sie begann mit frischer Kraft und einer ruhmwürdigen Todesverachtung einen neuen Sturm, aber Alles war vergeblich. Die Oberoffiziere der russischen Colonnen fielen in dem entsetzlichen Feuer oder wurden als schwer verwundet fortgeschafft. Der größte Theil der älteren Offiziere und der Abtheilungschefs fanden ihrem Tod an diesem Morgen. Wenn auch die Russen für Momente einen kleinen Vortheil errangen, so sahen sie sich doch bald gezwungen, denselben nach großem Verluste wieder aufzugeben. Eine Menge russische Geschütze waren unbrauchbar geworden, da das türkische Feuer ihnen Bedienung und Bespannung geraubt hatte. Je höher die Verluste der Russen stiegen, desto mehr der Muth bei den Türken und in Schaaren betheiligten sich die Einwohner von Kars bei dem Kampfe. Es war bereits Mittagszeit, als Murawieff sich gezwungen sah, den Rückzug anzubefehlen, wenn er nicht seine Colonnen ganz zu Grunde gehen sehen wollte. Indeß dieser Rückzug war nicht ohne ungeheuren Verlust zu bewerkstelligen, denn zwei türkische Forts, Chim Tabia und Tek Tabia, feuerten mit ihren schweren Geschützen unablässig unter die Colonnen der zurückweichenden Russen und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an, die mit ihren Feldgeschützen ihnen keinen Schaden zufügen konnten, besonders rissen die vom Fort Chim Tabia geschleuderten Kugeln ganze Reihen der Russen nieder. Die Niederlage derselben wäre vollkommen worden, hätten die Türken sich im Besitz von Kavallerie gesehen, dieser Mangel machte es ihnen jedoch unmöglich, ihren Sieg weiter zu verfolgen und diente den Russen also zur Rettung.

Dieser Tag hatte viel Menschenleben gekostet. Der russische Oberbefehlshaber gab in seinem Berichte an den Kaiser gegen 6517 Kampfunfähige an, die Türken jedoch behaupten, allein 6300 Russen am Tage nach dem Sturme begraben zu haben, was freilich ein etwas greller Widerspruch zu Murawieffs Berichte ist. Es kann auch fast nicht anders sein, als daß die Russen einen viel größeren Verlust als den angegebenen erlitten haben, denn da die Türken an 4000 Todte und Verwundete und überdies 1000 Kampfunfähige ihrem Berichte nach hatten und doch hinsichtlich ihrer Position die geschützten waren, so ist es einleuchtend, daß ihre Gegner weit mehr Verluste gehabt haben müssen, da sie die nicht Geschützten waren. Der Sturm hatte besonders auch die Gegend der Nordseite von Kars getroffen, wo eine Reihe von Redouten sich befindet, welche die dortigen Hügel vertheidigen. Hier hatte Ismail Pascha (General Kmety) seinen Standpunkt in der Tschakmak-Tabia, eine Redoute bei dem Dorfe Tschakmak, welche den eigentlichen Schlüssel dieser Position bildet. Er bewährte seine glänzende Tapferkeit aufs Neue. Allgemein bezeichneten ihn die Türken als den Helden des Tages, der muthvoll, als die Russen sich zurückzogen, mit einer Schaar Freiwilliger ihnen nachstürmte und vielen Schaden that. Wir werden die Schilderung der Laufbahn dieses kühnen Führers gleich nach vollkommen beendigter Darstellung dieses Sturmes folgen lassen.

Der größte Uebelstand war der Mangel an Reiterei auf türkischer Seite, aber man hatte einige Wochen früher die Cavallerie aus der Festung schicken müssen, da das Futter für die Pferde fehlte. Sie würde große Dienste geleistet haben, hätte man sie gegen die sich zurückziehenden Russen verwenden können. Die allgemeinen Dispositionen waren von dem türkischen Oberbefehlshaber Wassiv-Pascha getroffen

worden, General Williams und besonders Oberst Kollmann, der die Arbeiten des Geniecorps leitete, stand ihm zur Seite. Der russische Rückzug wendete sich nach dem Dorfe Zaim, hinter dem das russische Lager sich befand. Von dem Sammelpunkte bei Zaim waren die Sturmcolonnen ausgegangen und die geschlagenen Angreifer kehrten natürlich auch dahin zurück, ob, um sich zum gänzlichen Rückzuge aus der Gegend von Kars anzuschicken, oder um aufs Neue Stellung zu nehmen, wußte man damals noch nicht. Man hoffte natürlich das Erstere, da die Verproviantirung der Festung leider nicht der Art war, daß man nicht hätte wünschen sollen, die Feinde abziehen zu sehen, die bereits, wie schon erwähnt, 17 volle Wochen jeden Proviantzuzug hemmten.

Interessant sind Berichte englischer Offiziere über den abgeschlagenen Sturm gleich nach dessen Beendigung. Wir entnehmen nur ein paar Stellen aus denselben, welche in der Times abgedruckt wurden. In einem derselben heißt es: „In die lauten Hurrahs der russischen Heerschaaren mischte sich bald der wilde Schlachtruf der Türken, welche mit wahrer Tigerwuth kämpften und wiederholt mit dem Bajonette angriffen. Weißbeturbante Bürger sah man sich mit geschwungenem Scimitar in den Kampf stürzen, und gleich den Wölfen sprangen die Bergbewohner hinter den Felsblöcken hervor und griffen mit den Flintenkolben oder dem breiten zweischneidigen Dolche an.“ Nach Schilderung des um die Mittagszeit endenden Sturmes beschreibt der Berichterstatter den Anblick des Schlachtfeldes, der ihm bei einem Ritte um die Batterieen zu Theil wurde. „Selten hat sich wohl, selbst dem ältesten Soldaten ein furchtbarerer Anblick dargeboten,“ sagt er. „Ich sah buchstäblich ganze Haufen von Todten, welche man ihrer Kleider beraubt hatte und dabei ertönte von allen Seiten das klägliche Stöhnen von Menschen, die mit zerschmetterten Gliedern auf diesen mit Garben von Menschenleibern bedeckten Aeckern umherlagen. Wir haben bereits über 4000 Russen begraben (gleich nach dem Kampfe) und auch unsere Hospitäler sind voller Feinde, die daselbst von den Türken auf Befehl des Muschirs Wassiv-Pascha als Musafirs oder Gäste behandelt werden sollten. Der Muschir hat verfügt, ihnen sogar eine noch sorgfältigere Pflege angedeihen zu lassen, als unsern eigenen Leuten.“ Als Nachschrift heißt es: „Ich öffne diesen Brief nochmals, um zu bemerken, daß wir bereits 6300 Russen begraben haben. Nach Aussage eines russischen Deserteurs, der gestern Abend zu uns kam, hat der General Murawieff einige tausend Karren voll Verwundete heute früh nach Gumri abgeschickt.“

Aus dem Bericht eines andern englischen Offiziers entnehmen wir Folgendes: „Unter den gebliebenen Russen sollen sich 300 Offiziere befinden, was nicht unglaublich klingt, da die russischen Offiziere stets an der Spitze ihrer Truppen kämpfen. Auch der Artillerie-General Baklanow befindet sich unter den Gefallenen und Murawieff soll bei dessen Leichenbegängnisse bitterlich geweint haben. Die Russen stürmten mit wunderbarem Muthe gegen die Batterien und Brustwehren an, wie das ihre in den Gräben und ringsum die Werke haufenweise liegenden Leichen beweisen. Die Türken fochten mehr wie Teufel als wie Menschen und ich muß leider gestehen, daß ihr Benehmen ein wahrhaft satanisches war. Die Karslis oder Bewohner von Kars, ein schöner Menschenschlag, dessen Tapferkeit von Alters her sprichwörtlich bekannt ist, waren stets in dem dichtesten Gewühle des Kampfes; Greise mit grauem Haar und Jünglinge im Knabenalter nahmen an der Schlacht Theil. Viele unter ihnen hatten einen furchtbaren Haß gegen die Russen eingesogen in Folge der Behandlung, die ihnen früher von deren Seite widerfahren war, da man ihre Häuser geplündert, ihre Familien mißhandelt und jegliche Schmach auf sie gehäuft hatte. Daher war ihr Durst nach Rache nicht gering. Einer von ihnen, der einen Russen niedergeschossen hatte, und sah, wie sein Blut hervorquoll, stürzte auf ihn zu, fing das Blut mit seinen Händen auf, trank es, schlug dann die Zähne in die

Leiche, schüttelte sie hin und her und riß ganze Stücke aus derselben heraus. Die türkischen Truppen waren ebenso wüthend und mögen wohl manchem Verwundeten mit dem Bajonette den Garaus gemacht haben. Ich that, was ich konnte, um dergleichen Gräuel zu verhüten; aber es ließ sich nichts dagegen machen; das Blut der Leute war in Aufruhr und sie waren nicht zu zügeln. Ich sah Mehrere sich auch ergehen, die Russenköpfe auf ihre Bajonette gespießt hatten, kurz, das Schauspiel ist nicht zu beschreiben. Die Türken nahmen und gaben kein Quartier (Pardon)."

Welch scheußliches Ungeheuer ist der Krieg! und welche Verantwortung fällt auf Den, der ihn hervorgerufen hat. An das Andenken des Kaisers Nikolaus I. von Rußland knüpft sich unendlicher Jammer. Vielleicht war das schon eine furchtbare Strafe für ihn, daß er keinen Sieg sah und starb mit dem Bewußtsein, ein Besiegter zu sein, ein Mann, der in trauriger Selbsttäuschung über seine Macht und sein Reich sich befunden.

Wenden wir uns jetzt zur Schilderung der kriegerischen Laufbahn des Generals Kmety oder Ismail-Pascha's, dem von allen Seiten der Ruhm bei der Vertheidigung von Kars am 29. September zugestanden wird.

Kmety, mit Vornamen Georg, ist ein Ungar, welcher als General nach der Waffenstreckung von Villagos (wo Arthur Görgey die ungarische Armee an den russischen Feldmarschall Paskiewicz übergab) in's Exil ging. Er diente vor den Ereignissen von 1848 als Lieutenant in der östreichischen Armee, und trat in den Revolutionsjahren in das ungarische Heer, wo er bald Major eines Honved-Bataillons wurde. Die Belagerung von Ofen fand ihn als Obrist unter den Belagerern, und er zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch seine Kaltblütigkeit eben so sehr, als durch seine Bravour aus. Er erhielt bald darauf den Befehl über ein unabhängiges Corps und schlug mit seinen Truppen den östreichischen General Kiß in einer namhaften Schlacht bei Csorma. Von nun an gehörte Kmety zu den populären Charakteren der ungarischen Armee und machte seinen Ruf durch unerschütterliche Tapferkeit fortwährend geltend. Nach der Schlacht von Temeswar, wo die Ungarn unter Anführung Bem's den letzten Kampf gegen die Oestreicher bestanden, lieferte Kmety mit einer kleinen Schaar von allen Seiten zusammenkommender Flüchtlinge der östreichischen Armee Haynaus, welche noch durch eine russische Division verstärkt war, eine Schlacht. Er mußte der mindestens zehnfach überlegenen Macht weichen und zog sich mit einigen Getreuen nach der türkischen Grenze zurück. In einem Dorfe der östreichischen Militairgrenze wurden sie von einem Bauernhaufen umringt und in einen Stall gesperrt, welchen die fanatischen Rumänen (eben diese Bauern) in Brand stecken wollten. Da kam eine Escadron Ulanen und die Bauern beschlossen ihre Gefangenen den östreichischen Soldaten zu überliefern. Die vermeintlichen Oestreicher waren aber zum Glück für Kmety eine Abtheilung der polnischen Legion, die ihre Waffenbrüder mit Jubel empfingen und sofort ihren Weg nach der Türkei fortsetzten. Kmety nahm bald türkische Dienste, aber in Folge östreichischer und russischer Reclamationen, blieb er ohne Commando und wurde in Aleppo internirt.

Hier beschäftigte er sich, so gut er konnte, mit der Organisation türkischer Truppen und leistete auch den in dieser Stadt ansässigen Christen manchen guten Dienst. Als Aleppo im Jahre 1851 von Nomadenhaufen überfallen wurde, vertheidigte er mit einigen andern Flüchtlingen das französische Consulat und schloß nach diesem Ereignisse innige Freundschaft mit dem damaligen Consul Lesseps. Der langen Unthätigkeit müde und ohne Aussicht auf eine baldige Anstellung, verließ er im Jahre 1852 die Türkei und ließ sich in England nieder. Hier schrieb er eine vortreffliche von den Fachmännern gerühmte Broschüre zur Widerlegung der in Görgeys Memoiren enthaltenen lügenhaften Angaben, durch die der ehemalige ungarische Feldherr (Görgey) sich vom Verrath rein zu

waschen suchte. Kmety war eben im Begriff nach Amerika sich zu begeben, wo er mit seinem nicht gewöhnlichen Talent als Pianofortespieler sich eine Stellung zu erwerben hoffte, als der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausbrach. Es war natürlich, daß er nun nicht nach Amerika ging, weil ihm die Concerte mit Kanonendonner besser gefielen, als die ohne solchem. Das erste nach Konstantinopel fahrende Schiff führte also den ungarischen Flüchtling nach der Türkei zurück, deren Regierung ihn nach dem asiatischen Kriegsschauplatz schickte, wo er an die Spitze der undisciplirten Baschi-Bozuks gestellt wurde. Es gehörte viel Energie dazu, sich bei diesen rohen Kriegern ein Ansehen zu erwerben, aber Kmety erreichte dies Ziel bei diesen verwahrlosten Truppen theils durch sein eigenes Beispiel unerschrockenen Muthes, theils auch durch seine rechtzeitig ihnen erwiesene Milde. Diese rohen Krieger verehrten und liebten ihn. In allen Kämpfen befehligte er die Vorhut und der siegreiche Kampf von Kars am 29. Septbr. umwob seinen Ruhm als Held mit einer Lorbeerkrone. Er stand im Jahre 1855 ungefähr im 41. Lebensjahre. Seine Gestalt ist von mittler Größe aber ungemein kräftig. Seine blauen, zuweilen finster drein blickenden Augen geben seiner Physiognomie einen eigenthümlichen Ausdruck. Ein ungeheurer Schnurbart und ein langer Bart machen seine Züge noch martialischer. Besonders imponirt den Türken sein ernstes, ruhiges und würdevolles Benehmen, wie sein Muth, sein ehrenhafter Charakter und seine zuvorkommende Offenheit ihm bei Allen beliebt machten. Er ist Christ geblieben und führte als solcher den Namen Ismail-Pascha.

Bald wurde es den Belagerten klar, daß der Russen-General keine Lust bezeigte, abzuziehen, im Gegentheil sich wieder um Zaim concentrirte. Das deutete an, daß die russische Zähigkeit hier ein Beispiel ihrer bekannten Ausdauer geben wolle. Da die Festung sehr wenig Proviant besaß und diesem Beispiele ihres Gegners also nichts gegenüber setzen konnte, was dessen Geduld ermüdet hätte, so sandte man in aller Eile Boten nach Erzerum und Trapezunt, um die dortigen Paschas aufzufordern, die in der feindlichen Aufstellung entstandenen Lücken zur Verproviantirung der Festung zu benutzen. Leider wußte man, daß die türkischen Truppen sowohl in Erzerum als in Trapezunt zusammen nicht stark genug seien, um den General Murawieff zur Aufhebung der Blokade zu zwingen, indeß man hoffte, daß theils der herannahende Winter, der in dortiger Gegend sehr streng ist, die Russen rechtzeitig zwingen werde, sich über den Arpatschai (Fluß) zurückzuziehen, und es den Paschas von Erzerum und Trapezunt gelingen würde, der Festung Lebensmittel zuzuführen, theils auch auf die von Omer Pascha unternommene Expedition.

Die auf dem asiatischen Kriegsschauplatze immermehr sich häufenden Niederlagen der türkischen Armee hatten die Pforte veranlaßt, Omer Pascha, auf dessen Talent sie so großes Vertrauen setzte, mit dem größten Theil der türkischen Krimtruppen nach Asien zu schicken, um dort in den Krieg eine neue und günstige Wendung zu bringen. Omer Pascha soll sich nicht gut mit den Generalen der Alliirten gestanden haben, sagt man, da er an befehlen gewöhnt, sich nicht dazu verstehen wollte, sich zu fügen, weshalb man in Bezug auf ihn die Versetzung auf einen anderen Kriegsschauplatz als passend fand, um jeder Unannehmlichkeit vorzubeugen. Mit 40,000 Mann landete er auf asiatischem Grund und Boden und nun hofften die tapferen Leute in Kars auf Entsatz; aber sie wie alle Welt erstaunten, daß Omer Pascha sich ein ziemlich weit entferntes Kriegstheater aussuchte, wo er die Kars belagernden Russen noch viel weniger störte, als früher von Schumla aus bei der Belagerung von Silistria, welches wenigstens an Proviant keinen Mangel litt. Murawieff und seine Russen richteten sich im Angesichte der Festung aufs Gemüthlichste für den Winter ein und die Blokade wurde dermaaßen verstärkt, daß auch nicht ein einzelner Reiter die Postenkette zu durchbrechen vermocht hätte. Der Befehlshaber der Trüken in Erzerum Vely-

Pascha und später der aus Trapezunt angelangte Selim-Pascha versuchten der Festung Hilfe zu bringen, jedoch vergebens. Sie mußten sich zurückziehen, da der russische General Susloff sie im Rücken bedrohte und ihre Truppenzahl viel zu schwach war, um dieser Gefahr Stand bieten zu können.

Mit jedem Tage nahm in der so eng eingeschlossenen Festung der Mangel an Proviant und Munition zu. Die winterlichen Feindseligkeiten begannen, auf den Bergen des Shalanlu fiel Schnee, was natürlich jede Aussicht auf Beistand von außen noch mehr verkümmerte und bald trat empfindliche Kälte ein. Denke man sich die Besatzung, unter der, da sie nichts Warmes zum Schutz gegen die Kälte auf dem Leibe hatten und ihre Lebensmittel bald von der Hälfte der gewöhnlichen Ration auf ein Drittel herabgesetzt werden mußten, von Seuchen und Hunger ergriffen, so daß Viele, Soldaten und Bürger buchstäblich verhungerten, und doch trotz dieser furchtbaren Leiden in Hoffnung auf einen ihnen günstigen Wechsel des Geschickes ausharrend, so hat man ein Bild der Lage der Vertheidiger von Kars, deren größter Ruhm im Unglück darin bestand, muthig und ergeben alle sie treffenden Leiden und Qualen zu tragen, ohne irgend einen Exceß zu begehen. Die englischen Offiziere hoben mit Recht diesen Umstand als einen besonders rühmenswerthen hervor. In dem Berichte des Dr. Sandwith heißt es wörtlich:

„Die Abmagerung der Leute ist erstaunlich, ihr Pulsschlag ist außerordentlich matt, Kälte überschleicht ihren Körper und sie sterben ohne Todeskampf. Manche dieser Leute hat die Verwaltung durch Bouillon von Pferdefleisch und durch warme Umschläge am Leben erhalten. Aerzte verabreichten im Lager solche Bouillon in der Gestalt und unter dem Namen von Arznei (weil sonst die Türken sie nicht genommen hätten). Man suchte am Leben gebliebene Pferde auf, und brachte sie in Sicherheit für die Zwecke des Spitals. Die Soldaten thaten demohngeachtet ihre Pflicht. Mit hohlen Wangen, schlotterndem Gange und jener eigenthümlich schwachen Stimme, welche nur den Verhungernden eigen ist, thaten sie, was verlangt war. Kaum fähig der Ansprache des die Runde machenden Offiziers zu antworten, ließen sie auf tröstende Zusprache stets den Ausruf: „Padischah sagh ossen! (Lange lebe der Sultan!) hören. Auch die Einwohner von Kars hielten sich wacker. So lange sie noch etwas hatten, theilten sie es freiwillig mit ihren Vertheidigern und beraubten sich selbst ihrer Betten, um einigen armen Kranken in den Spitälern Erleichterung zu verschaffen. Viele von ihnen nahmen auf das Thätigste und Tapferste an der Vertheidigung Theil."

Welch ein entsetzliches Bild des Elends und doch wie groß und erhaben die Ergebung in das schwere Geschick! und daß dies wirklich ein grauenvolles war, dürfte daraus hervorgehen, daß General Williams, um für sich eine Fleischspeise zu erwerben, 1 Pfund Sterling für — eine Ratte bezahlte. Ein Pfund Sterling ist 7 Thalern gleich. Unter diesem Elende war der November fast zu Ende gediehen, ein Entsatz nicht mehr zu hoffen und man entschied sich in dem mehrfach gehaltenen Kriegsrathe endlich zur Uebergabe der Festung und Stadt an die Russen. Wozu, wo alle Hoffnung auf Hilfe verloren war, noch länger zögern. Jeder neue Tag war der Sterbetag von Hunderten am Hungertode. Am 24. Novbr. erschien der Adjutant des General Williams, Capitain Teesdale im russischen Lager und bat um die Erlaubniß, daß genannter General am folgenden Tage unter Parlamentärflagge zu General Murawieff kommen dürfte, um die Uebergabe von Kars mit ihm zu besprechen. Murawieff ging bereitwillig darauf ein, er hatte das ja erwartet, jedenfalls jedoch nur früher. General Williams erschien also am nächsten Tage als Bevollmächtigter des Muschir-Wassim-Paschas bei Murawieff und schloß die Uebergabe von Kars mit diesem ab. Die Hauptpunkte dieses Vertrages waren: Ehrenvoller Ausmarsch der Garnison mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen,

Kriegsgefangenschaft der regulären Truppen, Entlassung der Redifs (Landwehr) und Baschi-Bozuks (Freiwillige) in ihre Heimath, Ueberlieferung sämmtlicher Vorräthe und Waffen an die Sieger, jedoch sollten als Zeichen der Hochachtung der Russen vor den tapfern Vertheidigern von Kars die Offiziere sämmtlich die Degen behalten. Mit diesem Vertrage kam Williams zurück in die Festung und am 27. Novbr. begab er sich begleitet von seinem Stabe und drei Paschas wieder zu Murawieff, um die Unterzeichnung der Kapitulation zu vollziehen. Der erste Punkt des Uebereinkommens wurde auf Bitten der türkischen Befehlshaber dahin abgeändert, daß die türkischen Truppen ihre Gewehre in Pyramiden zusammenstellen und Wachtposten bei der den Russen nun verfallenen Kriegsvorräthen lassen durften, bis die Russen sie ablösten. Um 2 Uhr Nachmittags den 28. November marschirten die Türken, bleiche von Hunger entkräftete Truppen, aus den Thoren. Ihr Anblick war traurig und Mitleid erregend. Wassiw-Pascha und General Williams begaben sich zu Murawieff, dessen Heer auf beiden Ufern des Kars-Tschai (Karsfluß) in Schlachtordnung aufgestellt war. Die türkischen Regimentsfahnen wurden vor die Front getragen und von einer Abtheilung Schützen vom Regiment Tula mit Musik und Hurrah empfangen. Von Battaillon zu Battaillon pflanzte sich dies Hurrah fort. Dann wurden die Redifs und Baschi-Bozuks, welche unter der Verpflichtung im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges nicht mehr gegen Rußland zu dienen, entlaffen wurden, unter Bedeckung nach dem ersten Nachtlager auf der ihnen vorgeschriebenen Marschroute, dem Dorfe Kotanli, gebracht, von wo sie am nächsten Tage weiter in der Richtung nach Tamara marschirten. Viele von diesen kraftlosen, ausgehungerten Menschen starben auf der Straße, wie auch nicht anders sein konnte, da Kälte und Kraftlosigkeit zwei furchtbare Feinde des menschlichen Körpers sind. Man denke sich einen Zug von 6000 Mann von Hunger geschwächt, mit Lumpen bekleidet, in solcher Witterung auf dem Marsche und in solcher Gegend, und unterwegs trotz der Anstrengung des Marschirens vielleicht kaum eine Brodrinde für den Mann — und es wird Jedem einleuchtend sein, daß nur wenige Tausende glücklich genug waren, in ihre vielleicht sehr ferne Heimath zu kommen.

Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß Murawieff sich durch Menschlichkeit einen wahrhaften Ruhm bei dieser Kapitulation erworben hat. Seine Bataillone hatten Befehl erhalten, Speise für die verhungerte Besatzung zu kochen, Brode wurden in Stücken geschnitten und Branntwein zur Stärkung für sie bereit gehalten. Mit Freude zogen die Russen ihre türkischen Gegner zu den dampfenden Kesseln, die Gutmüthigkeit des russischen Charakters zeigte sich hier einmal in einem glänzenden Lichte und es würde ein großes Unrecht sein, wollte man nicht solchen Edelmuthes gedenken, da er die schönste Zierde des Kriegers ist. Nach Entlassung der Redifs und Baschi-Bozuks empfing Murawieff eine Deputation der Stadt, die ihn deren Schlüssel überreichte und sich und ihre Mitbürger der Gnade des Kaisers empfahl, wogegen ihr der russische Oberbefehlshaber Sicherheit des Privateigenthumes und Schutz der öffentlichen Bauten und Denkmäler versprach. Kars ist bei den Türken wie schon angedeutet als Wallfahrtsort berühmt, da sich mehrere Gräber ihrer Heiligen und einige in großem Ruf stehende Moscheen daselbst befinden. Nachdem auch die türkische reguläre Besatzung gespeist war, hielt Murawieff über diese 8000 Mann Revue, sie wurden nach einigen Tagen Erholung ins Innere von Rußland abgeführt. Oberst de Sage an der Spitze einer russischen Abtheilung besetzte die Stadt und die Citadelle, auf welcher Letzteren man sogleich die russische Fahne wehen ließ. Die Beute der Russen bestand in 130 Geschützen und einen beträchtlichen Gewehrvorrath. Die Munition war jedoch so sehr herunter, daß kaum noch Schüsse für eine Vertheidigung von drei Tagen vorhanden waren. Von Proviant fand man nur wenige Spuren, er war fast rein aufgezehrt.

Die Türken selbst sind schuld, daß Rußland

hier einen Sieg feierte. Nur in den Monaten vom Juni bis Ende October ist es in dortiger Gegend allein möglich, daß ein Heer marschiren kann, die übrigen Monate des Jahres sind hinsichtlich der Witterungsverhältnisse, die mit den natürlichen Hindernissen der örtlichen Beschaffenheit des Landes Hand in Hand gehen, vollkommen zu einem solchen Unternehmen ungeeignet. Die Hilfe mußte also ausbleiben für die Vertheidiger von Kars, da nichts dergleichen als Vorbereitung auf ein so ernstes Ereigniß bei der passenden Zeit gethan worden war. Was Omer Paschas Zug betrifft, so befand er sich ganz in die Unmöglichkeit versetzt, den Vertheidigern von Kars ein Retter zu werden. Das Warum? mag in der folgenden Auseinandersetzung dargelegt werden.

Von seinem Landungsplatze Batum konnte Omer Pascha nur mittels eines Marsches durch das Tschorukthal über Artwei die Hochebene von Kars erreichen. Er hatte hier einen Paß von 6500 Fuß Höhe zu überschreiten. Die Kammhöhe der dortigen Gebirge ist mit ewigem Schnee bedeckt und schon der Marsch durch das Tschorukthal ist im Monat October ein Ding der Unmöglichkeit. Hätte er zur Sommerzeit den Marsch und zwar in gleicher Schnelligkeit wie eine Karavane reist, auch bewerkstelligen können, würde er allein einen vollen Monat wenigstens gebraucht haben. Von Batum bis auf die Hochebene von Erzerum im schnellsten Marsche würden 12 Tage darauf gegangen sein, nun mußte er nothwendig Rasttage in Erzerum, um sein erschöpftes Herr wieder zu Kräften kommen zu lassen. Und wieder 12 Tage bedurfte er, um von Erzerum über den Saghanlu-Paß nach dem Quellengebiete des Kur zu gelangen, zu dem das Plateau von Kars gehört. Mit gewöhnlichen Marschmitteln würde der Transport der Kanonen rc. gar nicht zu bewerkstelligen gewesen sein, denn Räderfuhrwerk sind in diesem Hochgebirge ganz nndenkbar, nur mittels Maulthieren ist der Transport zu ermöglichen. Eine Anzahl von 15,000 Maulthiere würde kaum gelangt haben, um die Munition und den Proviant zu transportiren und eine bedeutende Zahl dieser Saumthiere wäre wieder erforderlich gewesen, um das nöthige Futter für die 15,000 mitzuführen. Woher sollte Omer Pascha so viel Maulthiere nehmen? und woher das nöthige Futter für sie? Denke man sich nur die wahrhaft gräßlichen Wege in diesem Gebirgslande, wo ein falscher Tritt an den Abgründen hin den unvermeidlichen Tod bringt. Denke man sich die vier Höhen! Der Saghanlu-Paß, den er von Erzerum aus hätte passiren müssen, ist allein 7000 Fuß über Meereshöhe und schon im November gar nicht mehr zugänglich des tiefen Schnees wegen, weswegen auch der Pascha von Erzerum den Karsern keinen Beistand leisten konnte. Diesen unüberwindlichen Hindernissen gegenüber blieb Omer Pascha nichts übrig, als seinem Zuge den Charakter einer Diversion zu Gunsten Kars zu geben, indem er Kutais und Tiflis bedrohte, mit der Hoffnung, Murawieff werde sich dadurch bewogen fühlen, die Blokade von Kars aufzuheben. Indeß dies war nicht der Fall, die Russen sind nicht so leicht einzuschüchtern und wissen recht gut, was sie wagen, was sie nicht wagen können. Murawieff wich und wankte nicht aus seiner Stellung, im Voraus überzeugt, daß des Winters Vorschreiten dem Marsche Omer Paschas ein gebieterisches Halt zurufen werde.

So operirte denn der türkische Feldherr gegen das leichtzugängliche Tiefthal des Phasis, welches ein mildes Winterklima hat. Am 13. October rückte Omer Pascha, nachdem er und seine Armee noch das Siegesfest von Kars gefeiert hatten, von Suchum Kale gegen das Innere vor, seine Avantgarden waren schon früher etwas vorgeschoben worden. Die Straße von Suchum Kale nach Kutais, dem ersten Zielpunkt seiner Operationen, zieht sich nicht allzufern vom Meere hin, in welches zahlreiche kleine Flüsse vom Kaukasus herabströmen. Diese Uebergänge boten mannichfache Schwierigkeiten und an einen derselben hatten die Russen die ihnen in Mingrolien zu Gebote stehende Streitmacht concentrirt und suchten hier am 6. No-

vember das türkische Heer aufzuhalten, indem sie Redouten am Anakare- oder Onflourflusse in Georgien errichtet hatten, indeß dieser Widerstand, den 16,000 Mann den Truppen Omer Paschas boten, war bei der Heftigkeit des Angriffs der Letzteren nur von einer Dauer von 5 Stunden. So tüchtig sich auch die Russen wehrten, so erlagen sie doch dem mit Todesverachtung ausgeführten Sturm der Türken auf die Redouten und zogen sich wie erwähnt nach einem heftigen Kampfe von 5 Stunden unter Zurücklassung von 400 Todten, unter denen sich 2 Stabs- und einige 30 Subalternen-Offiziere befanden, 5 Kanonen und 7 Munitionswagen in voller Auflösung zurück. Der Verlust der Türken belief sich auf 68 Todte und 220 Verwundete. Die türkischen Truppen waren durch die Oertlichkeit genöthigt, tief im Wasser stehend, ihre Mannövers bei einem mörderischen feindlichen Feuer auszuführen. War dies auch ein Sieg, so wog er doch nicht besonders viel auf. Den Uebergang über den Oflourfluß hatten die Türken forcirt, indeß nun stellten sich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten ein. Ein anderer Sieg Omer Paschas am Rionflusse brachte auch kein Gewicht in die Waagschale der kriegerischen Ereignisse und endlich nöthigte ihn der Winter, die jämmerlichen Wege, der Mangel an Hilfsmitteln, sich wieder nach Suchum Kale zurückzuziehen.

Der Fall von Kars war das letzte große Ereigniß in diesem dem Ende so nahen Jahre 1855 und zugleich in diesem Kriege des europäischen Westens gegen Rußland. Angelangt an diesem Punkte, der in dem großen und blutigen Kriegsdrama das letzte hervorragende Ereigniß findet, halten wir es für zweckmäßig, zum Schluß dieses Kapitels eine Uebersicht der Begebenheiten dieses Krieges der Reihenfolge nach hier folgen zu lassen.

Im Jahre 1853.

Am 28. Febr. geschah des Fürsten Menschikows Ankunft zu Konstantinopel.

„ 2. März hatte er Audienz beim Großvezier.

„ 13. „ machte Rifaat Pascha den ceremoniellen Besuch bei Menschikow.

„ 16. „ richtete Menschikow an die Pforte eine Note, worin er sichere Garantie für die Aufrechthaltung der Rechte der griechischen Kirche in der Türkei forderte.

„ 19. „ legte Menschikow der Pforte einen Entwurf zu einer Convention mit Rußland vor.

„ 5. April kam der englische Gesandte Lord Stratfort de Redcliffe in Konstantinopel an.

„ 6. „ geschah die Ankunft des französischen Gesandten Herrn de la Court daselbst.

„ 19. „ richtete Menschikow eine neue Note an die Pforte, in welcher er die Einwürfe derselben gegen die vorgeschlagene Convention mit Rußland als ungegründet zu beseitigen suchte.

„ 5. Mai setzte der Pfortenminister des Auswärtigen den Fürsten Menschikow von dem vom Sultan erlassenen Ferman in Kenntniß, wornach alle Rechte und Privilegien der christlichen Kirchen im Oriente bestätigt wurden; Menschikow damit nicht zufrieden gestellt, verlangte eine besondere Garantie der griechischen Kirche in der Türkei durch förmlichen Vertrag.

Am 12. Mai rief der Sultan Redschid Pascha ins Ministerium.

„ 17. „ versammelte sich der große Pfortenrath und lehnte die Forderungen Menschikows ab.

„ 18. „ kündigte Menschikow der Pforte seine bevorstehende Abreise mit dem ganzen Gesandtschaftspersonale an.

„ 19. „ versuchte Reschid Pascha durch eine an Menschikow gesendete Note demselben auseinander zu setzen, daß durch den die Rechte aller christlichen Kirchen in der Türkei bestätigenden Ferman des Sultans, ja auch alle billigen Forderungen Rußlands befriedigt worden wären.

„ 21. „ geschah die Abbrechung aller diplomatischen Beziehungen Rußlands mit der Pforte und zugleich Menschikows Abreise von Konstantinopel.

„ 26. „ erließ die Pforte ein Memorandum (Denkschrift) an die Gesandten Englands, Frankreichs, Oestreichs und Preußens, worin sie die Notwendigkeit darlegte, sich gegen die

nun in Aussicht stehenden Angriffe in Vertheidigungsstand setzen zu müssen.

Am 31. Mai langte ein Ultimatum von dem russischen Reichskanzler Grafen Nesselrode an die Pforte an, in dem der Letztere nochmals, unter Gewährung einer achttägigen Frist zum Bedenken, eine Convention mit Rußland vorschlug.

" 1. Juni erließ der russische Reichskanzler an alle europäischen Mächte ein Circular, welches die Nothwendigkeit der kriegerischen Rüstungen Rußlands gegen die Türkei darstellte.

" 6. " wurde in Konstantinopel der großherrliche Ferman, durch den die christlichen Kirchen in ihren Besitzungen und Rechten bestätigt werden, veröffentlicht.

" 28. " erließ Kaiser Nikolaus I. von Rußland ein Manifest, in welchem er den Einmarsch seiner Armee in die Donaufürstenthümer rechtfertigte.

" 2. Juli beantwortete der russische Reichskanzler das von der Pforte an die Vertreter Englands, Frankreichs, Oestreichs und Preußens gerichtete Memorandum vom 26. Mai, natürlich alle Bedenken und Klagen der Pforte als unstatthaft wiederlegend.

" 2. " überschritt auch die russische Armee unter Befehl des Fürsten Gortschakoff den Pruth, rückte also thatsächlich in die Walachai, das Gebiet des Sultans, ein.

" 14. " erfolgte von Seiten der Pforte Einsprache gegen die Besatzung der Donaufürstenthümer durch die Russen.

" 15. " } beantwortete das englische und französische Cabinet die von dem russischen Reichskanzler
" 16. " } am 2. Juli an die Pforte gesendete Note.

" 10. August vereinigte sich die Conferenz der Gesandten in Wien über einen Vermittelungsvorschlag, zu dessen Annahme sich der russische Kaiser bereit erklärt.

" 19. " schlug die Pforte zu diesem Vermittelungsvorschlage einige mit der Würde und den Hoheitsrechten des Sultans eher verträgliche Abänderungen vor.

" 8. September erließ der russische Kaiser die Erklärung, auf diese türkischen Abänderungen nicht einzugehen.

" 25. " geschah die Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und von Oestreich in Olmütz.

" 26. " verwarf der große Rath der Pforte die Wiener Note.

Am 2. Octbr. kamen der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen in Warschau zusammen.

" 8. " besuchte der russische Kaiser den König von Preußen zu Potsdam.

" 9. " sendete Omer Pascha, der türkische Oberfeldherr, an den Fürsten Gortschakoff die Forderung, die Donaufürstenthümer zu räumen.

" 20. " segelte die englisch-französische Flotte durch die Dardanellen.

" 20. " machte man in Wien einen neuen Vermittelungsversuch.

" 23. " griffen die Türken bei Isaktscha die russische Donauflottille an.

" 25. " setzte ein türkisches Corps bei Kalafat über die Donau.

" 27. " reiste der Hospodar der Walachai, Fürst Stirbey, da er bei Anwesenheit der Russen nicht mehr Fürst in seinem Lande war, von Bukarest nach Wien ab.

" 28. " erstürmten die Türken Scheffatil in Kaukasien.

" 30. " stellte auch Fürst Ghika, Hospodar der Moldau, seine Function als solcher ein.

" 1. November erfolgte das Kriegsmanifest des Kaisers von Rußland.

" 4. " lieferten die Türken das siegreiche Treffen bei Oltenitza, welchen Ort sie eine Woche lang hielten, dann aber

" 12. " wieder zurück über die Donau gingen.

" 14. " } Gefechte { bei Bajaudur (Gumri) } in Klein-
" 26. " } Gefechte { bei Suplitz } Asien.

" 27. " übertrug Fürst Gortschakoff, da die Hospodare der Moldau und Walachai ihre Länder verlassen hatten, die Regierung beider Fürstenthümer an den russischen General Budberg.

" 30. " erfolgte durch den russischen Viceadmiral Nachimoff die Verbrennung von 11 türkischen und egyptischen Kriegsschiffen im Hafen von Sinope.

" 1. December schlug der russische General Bebutoff die Türken bei Basch Kadyk Kar und warf sie nach Kars zurück.

" 12. " machten die vier Mächte einen neuen Vorschlag, die Streitigkeiten zu schlichten.

" 20. " nahm der Großherr und sein Divan diesen Vorschlag an und erließ Antwort deshalb nach Wien.

Im Jahre 1854.

Am 2. Januar liefen die vereinigten Flotten in das schwarze Meer ein.

" 6. " siegten die Türken bei Zetate.

" 13. " sprach das Wiener Conferenz-Protokoll die Billigung der von dem Sultan gemachten Friedensbedingungen aus.

" 28. " erfolgte von Seiten des russischen Gesandten bei dem englischen Ministerium die Anfrage, was das Einlaufen der vereinigten Flotten in das schwarze Meer zu bedeuten habe.

" 29. " sendete Kaiser Napoleon III. seinen berühmt gewordenen Brief an den Kaiser von Rußland.

" 6. Februar. Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland einer- und England und Frankreich andrerseits.

" 7. " reiste der russische Bevollmächtigte, Graf von Orloff, von Wien ab.

" 10. " unternahmen die Russen einen Angriff auf die türkische Flottille bei Ruscuk.

" 21. " erließ Kaiser Nikolaus I. von Rußland ein Manifest über den Bruch zwischen ihm und den Westmächten.

" 27. " sendeten England und Frankreich eine Aufforderung an Rußland binnen 6 Tagen Zusicherungen über die Räumung der Donaufürstenthümer zu geben.

" 28. " wurde die neue Gerichtsform, nach der Türken, und Christen vor dem Gesetze gleich sein sollen vom Sultan erlassen.

" 2. März schickte der russische Reichskanzler an alle Vertreter Rußlands bei den auswärtigen Höfen in Betreff der griechischen Wirren, ein Note.

" 9. " erließ auch die Pforte in derselben Angelegenheit eine Note.

" 11. " lief die engl. Ostseeflotte aus Portsmouth aus.

" 13. " wurde die Trippel-Allianz zwischen den Westmächten u. der Pforte zu Konstantinopel unterzeichnet.

" 14. " erfolgte Seiten Oestreichs eine Note an die deutschen Mächte bezüglich d. oriental. Angelegenheit.

" 18. " gab der preußische Minister-Präsident, Herr von Manteuffel, in den Kammern eine Erklärung die preußische Politik in der orientalischen Frage betreffend.

" 19. " stellte die Pforte ein Ultimatum an Griechenland.

" 20. " passirte die englische Ostseeflotte den Sund.

" 21. " sandte Griechenland eine Entgegnung auf die Beschwerdeschrift der türkischen Regierung.

Am 23. März gingen die Russen über die Donau in die Dobrudscha.

" 27. " { Erklärung der Regierung von England an sein Parlament, so wie die französische Regierung an den gesetzgebenden Körper Frankreichs, daß sich die Westmächte im Kriegszustand mit Rußland befänden.
brach auch die Pforte ihre diplomatischen Beziehungen zu Griechenland ab und verfügte die Ausweisung sämmtlicher griechischer Unterthanen aus der Türkei.
erfolgte auch die Kriegserklärung Frankreichs an Rußland. }

" 28. " { gesellte sich von Seiten Englands die gleiche Erklärung an Rußland dazu.
fiel auch Hirsowa in die Gewalt der Russen. }

" 30. " erließ Rußland seine Kriegserklärung.

" 6. April besetzten die Russen die Dobrudscha und es erfolgte an diesem Tage auch die von ihnen bewerkstelligte Einnahme Tschernawodas.

" 9. " wurde ein neues Protokoll zu Wien entworfen.

" 11. " bemächtigten sich die Russen des Ortes Karassu und am selben Tage geschah auch ein Zusammenstoß der Russen und Franzosen in Kustendje.

" 12. " fertigten die Westmächte ein Ultimatum an Griechenland ab.

" 14. " begannen die Russen die Belagerung Silistria's.

" 15. " schlossen England und Frankreich ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß.

" 20. " geschah der Abschluß des östreichisch-preußischen Bündnisses (der sogenannte Aprilvertrag).

" 22. " bombardirte die englisch-französische Flotte die Stadt Odessa.

" 23. " veröffentlichte der Kaiser von Rußland ein Manifest an seine Völker.

" 27. " gerieth der Gesandte Frankreichs, Baraguay d'Hilliers (später Marschall) mit dem Pforten-Ministerium in Conflict, weil er hinsichtlich der von der Pforte verfügten Ausweisung der Griechen aus dem Reiche des Sultans, die katholischen Griechen von dieser Ausweisung befreit wissen wollte.

" 2. Mai erfolgte die Ratification des östreichisch-preußischen Bündnisses.

" 11. " rief Kaiser Napoleon den Grafen Baraguay d'Hilliers aus Konstantinopel zurück.

Am 17. Mai zogen die Türken in Crajowa, Hauptstadt der kleinen Walachei, ein
" 20. " unternahm die englische Flotte den Angriff auf Ecknäs.
" 22. " desgleichen auf Gustavsvärn.
" 23. " machten Oestreich und Preußen bezüglich der orientalischen Angelegenheiten eine Vorlage an den deutschen Bundestag. Desgleichen erfolgte zu Wien an diesem Tage die Bestätigung des am 9. April von den Conferenzmitgliedern entworfenen neuen Protokoll.
" 26. " trat die Bamberger Ministerconferenz zusammen und faßte den Beschluß einer gleichlautenden Note über die östreichisch-preußische Vorlage an den Bundestag. Au selben Monatstag besetzten französische und englische Truppen den Pyräus, den wichtigsten Hafen Griechenlands.
" 28. " schlugen die Türken den Sturm auf Silistria ab.
" 30. " geschah der Angriff der engl. Flotte auf Brahestad
" 1. Juni desgleichen ein Angriff auf Uleaborg.
" 3. " forderte Oestreich den Kaiser von Rußland zur Räumung der Donaufürstenthümer auf.
" 7. " griffen die Engländer Gamel-Carleby an.
" 8. " fand die Zusammenkunft des Kaisers von Oestreichs und des Königs von Preußen in Begleitung des Königs von Sachsen zu Tetschen statt.
" 9. " lieferten die Russen den Türken bei Osurgeti im Kaukasus ein Treffen.
" 12. " sandte die preußische Regierung zur Unterstützung der östreichischen Somnation oder Ultimatums eine Note nach Petersburg.
" 14. " fand die Uebereinkunft zwischen Oestreich und der Türkei hinsichtlich des Einrückens der östreichischen Truppen in die Donaufürstenthümer statt.
" 16. " gab Oestreich und Preußen Antwort auf die in Bamberg vereinbarte Note der Conferenz deutscher Mittelstaaten. Desgleichen erfolgte an diesem Tage die Verlegung des russischen Hauptquartiers nach Jassy. Die Russen befanden sich in vollem Rückzuge aus der Walachei. In Kleinasien dagegen gewannen sie an selbem Tage das Treffen bei Tschurukssu.
" 21. " wurde die Belagerung Silistrias aufgehoben, dagegen beschossen die verbündeten Truppen an diesem Tage zum erstenmale Bomarsund.
" 29. " erließ Rußland Antwort auf die östreichische Somnation.
" 3. Juli machte Schamyl einen Angriff auf Tiflis, zugleich ereignete sich auch bei Schildy ein Gefecht.

Am 7. Juli überschritt Omer Pascha bei Rustschuk die Donau uund es erfolgte darauf der Kampf bei Giurgewo.
" 22. " wurde von den Westmächten die russische Antwort auf die östreichische Somnation verworfen.
" 24. " faßte der Bundestag einen Beschluß über das östreichisch-preußische Bündniß.
" 29. " errangen die Russen einen Sieg bei Bajazid in Kleinasien.
" 4. August wurde den Türken bei Kuruk-Dere in Kleinasien eine Niederlage beigebracht.
" 8. " stellten Oestreich, Frankreich und England die Friedensgrundlagen im Oriente fest. Am selben Tage zogen die Türken in Bukarest ein.
" 16. " capitulirte Bomarsund.
" 20. " rückten die Oestreicher in die Walachei ein.
" 23. " beschossen die Engländer Kola in Lappland.
" 26. " verwarf Rußland die vier Friedenspunkte.
" 27. " zerstörten die Russen selbst ihr Fort Gustavsvärn.
" 2. September geschah die Schleifung Bomarsunds.
" 4. " wurde die Einschiffung der verbündeten Landungstruppen zu Varna beendigt.
" 5. " erfolgte deren Abfahrt nach der Krim. Au selbem Tage richtete auch Preußen eine Note an Rußland, die Annahme der 4 Punkte empfehlend.
" 12. " geschah auch von Seiten Oestreichs eine gleiche Empfehlung.
" 14. " landeten die verbündeten Flotten bei Eupatoria und die Ausschiffung der Truppen begann.
" 19. " Aufbruch der verbündeten Truppeu gegen die Russen.
" 20. " Schlacht an der Alma.
" 25. " Besetzung Balaklavas von den Verbündeten und Beginn der Belagerungsarbeiten gegen die Südseite Sebastopols.
" 17. October erstes Bombardement.
" 24. " Der russische General Liprandi erobert die türkischen Redouten bei Komora.
" 25. " glänzendes Reitergefecht bei Balaklava.
" 5. November Schlacht bei Inkermam.
" 14. " großer verheerender Orkan im schwarzen Meere, der die Verbündeten ihrer Wintervorräthe beraubte, 1500 Menschen das Leben kostete, 60 Millionen Fr. Werth Schaden anrichtete, und die Belagerungsarbeiten fast ganz in's Stocken brachte.

Von da bis zum Schluß des Jahres fielen fast alltäglich Kämpfe zwischen den feindlichen Parteien vor.

Im Jahre 1855.

Die nächtlichen Ausfälle der Russen dauerten mit kleinen Unterbrechungen fort.

Am 17. Februar. Verunglückter Angriff der Russen auf Eupatoria.

" 25. " Von den Russen zurückgeschlagener Angriff der Franzosen.

" 5. März. Fürst Menschikow übergab den Oberbefehl an Baron Osten-Sacken.

" 21. " großer jedoch nicht nicht gelungener Ausfall der Russen.

" 9. April. Beginn des zweiten Bombardements bis zum 20. April fortgesetzt, ohne großen Erfolg jedoch.

" 1. und 2. Mai. Blutige Kämpfe.

" 9. Mai. Eintreffen der ersten sardinischen Truppen auf der Krim.

" 19. " General Pelissier übernahm den Oberbefehl.

" 22. bis mit 25. Mai. Glückliche Nachtkämpfe für die Verbündeten.

" 24. Mai Einnahme von Kertsch und Beginn der damit von Seiten der Alliirten verbundenen Ausfegung des Asowschen Meeres.

" 6. Juni Beginn des dritten Bombardements mit günstigem Erfolg.

" 17. und 18. Juni von den Russen abgeschlagener großer Sturm.

" 8. August Beginn des Bombardements auf Sweaborg.

" 16. " Die Russen verloren die Schlacht an der Traktirbrücke.

" 6. September Beginn des letzten großen Bombardements.

" 8. " großer Sturm, Einnahme des Malakoff, die Russen räumten die Südseite Sebastopols, in deren Besitz sich die Verbündeten setzten.

" 13. " Ernennung General Pelissiers zum Marschall von Frankreich.

" 29. " glänzendes Reitergefecht bei Eupatoria gegen die Russen.

" 29. " siegreich abgeschlagener Sturm der Russen auf Kars.

" 17. October Einnahme der russischen Festung Kinburn.

" 28. November Uebergabe der Festung Kars an die Russen.

Das größte und glücklichste Ereigniß für ganz Europa war jedoch der am 30. März 1856 zu Paris geschlossene Friede, dessen Schilderung das folgende und zugleich letzte Kapitel dieses Werkes bildet.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Friede.

Russischer Versuch, Frankreich zu einem Separatfrieden zu bewegen. — Das Friedenswerk und dessen Gehalt. — Schilderung der Persönlichkeiten der Mitglieder des Friedens-Congresses zu Paris. — Einzelnheiten. — Häckeleien. — Napoleon III. als Günstling des Glückes. — Der Friede und seine Artikel. — Die Gebietsabtretung Rußlands in Bessarabien. — Verluste an Menschen. — Summen der Kriegskosten. — Die Friedhöfe der Verbündeten auf der Krim. — Die Ausbrüche des Glaubenshasses am heil. Grabe zu Jerusalem. —

Friede! schöner Trost in bangen Kummerstunden, Markstein unsäglichen Leids... Friede! Taube mit dem Oelzweig, Du warst herbeigesehnt von allen Völkern Europas, denn alle fühlten die fürchterliche Last des Krieges und seufzten unter dem Joche der Angst für die Zukunft. Endlich erschienst Du mit dem Lenze des Jahres 1856 und Europa jubelte, weil — Friede war. Dem Frieden ist dies Schlußkapitel gewidmet.

Frankreich schien an gar keinen Frieden zu denken, denn es sendete den früheren Oberbe-

fehlshaber auf der Krim, den General Canrobert nach Schweden und Dänemark, um diese Staaten in die Verbündung gegen Rußland zu ziehen. Daß Schweden wenig Ursache hat, Rußlands freundlich gesinnter Nachbar zu sein, begründete sich in der Vergangenheit, denn Rußland hat Schweden klein gemacht. Es wäre seltsam, wenn man sagen wollte, daß in einer Familie vergessen werden könnte, wie ehemals ihr Ansehen, ihre Macht u. s. w. von einer anderen Familie untergraben und theilweise vernichtet worden; solche Erinnerung bleibt im frischen Andenken, so lange noch ein Glied der ersteren Familie lebt. Warum sollte ein ganzes Volk, ein Staat, eher solche unangenehme Erinnerung vergessen, wie eine einzelne Familie? Wie es hieß, war Canrobert bei seiner Mission sehr glücklich. Von welcher Art dies Glück war, ist nicht an den Tag gekommen, eben weil Friede wurde.

Während dieser Versuche Frankreichs war Rußland auch nicht unthätig, nur auf eine andere Weise, bei welcher indeß seine Bestrebungen verunglückten. Es versuchte, Frankreich zu einem Separatfrieden zu bewegen. Gelang es, dann hätte Rußland ein Meisterstück vollbracht, denn indem es den Ehrgeiz Napoleons III. fesselte, ihn zu einem Bundesgenossen machte und die Aussicht im Bunde mit Rußland die größten Eroberungen (in Deutschland nämlich, das so mitten inne liegt) zu bewerkstelligen, war der Bruch mit England vollkommmen und Napoleon III. hätte sich England gegenüber genau in derselben Lage befunden, wie sein Oheim, Napoleon I. Um zu diesem Zwecke zu langen, schlug man von Seiten Rußlands den Weg der Intrigue ein. Zwischen Mitgliedern der kaiserlich russischen Familie und der Prinzessin Mathilde, früheren Fürstin Demidoff, der Cousine Napoleons, waren Freundlichkeiten angebahnt worden. Dabei war nichts Auffälliges, sie als geschiedene Gemahlin eines russischen Fürsten erschien nur als Gegenstand der Hochachtung der kaiserlich russischen Familie; indeß die Letzteren wußten allmählig die Prinzeß Mathilde zur Vermittelung bei dem Kaiser Napoleon anzuregen, ein deutscher Mittelstaat nahm sich der Sache gleichfalls an und dem Kaiser wurde in aller Stille ein Separatfriede mit Rußland angetragen und Frankreich Concessionen gemacht, welche noch specielle Vortheile für dasselbe in Aussicht stellten.

Doch Napoleon widerstand dieser Verlockung und theilte diesen russischen Versuch nach Wien und London mit. Rußland hatte sich selbst eine Grube gegraben. Denn als man in Wien die Nachricht von der Gefahr hörte (den Plan Rußlands, Deutschland durch die Allianz mit Frankreich gleichsam zum Schauplatz eines künftigen Krieges zu machen), änderte man den gutmüthigen Ton, den man bis jetzt bei allen von Oestreich gemachten Vermittelungsversuchen zwischen Rußland und Frankreich fest gehalten hatte und entwarf jene Vorschläge, welche in scharfer Fassung Rußland zur Annahme des Friedens zwangen, wenn es sich nicht auch einen kriegerischen Angriff Oestreichs aussetzen wollte. Rußland hatte verspielt, denn Oestreich hielt nun nur noch fester an Frankreich. Die russische Diplomatie merkte bald, daß ihr Manndver bei Frankreich verrathen worden sei und suchte sich Oestreich wieder zu nähern. Mit den Worten: „Nun, mein lieber Graf, ich bringe Ihnen den Frieden," trat der russische Fürst Gortschakoff in das Zimmer des Grafen Buol, östreichischen Ministerpräsidenten. Er brachte nämlich die Vorschläge, die bereits in Paris von Seiten Rußlands gemacht und nun in ein Circular (vom 22. Decbr.) eingekleidet worden waren. Zu seinem Erstaunen mußte aber Gortschakoff hören, daß jede russische Proposition zu spät komme, weil Oestreich selbst Propositionen aufgesetzt und sie England und Frankreich vorgelegt habe.

Mit diesen von England und Frankreich gutgeheißenen, energisch den Frieden fordernden oder den Krieg als unvermeidlich schildernden Propositionen schickte Oestreich den Fürsten Esterhazy nach Petersburg und was man erwartet hatte, Alexander II. nahm die ihn gemachten

Propositionen an, weil sein erschöpftes Reich eben so gebieterisch den Frieden verlangte und die Uebergabe der Festung Kars an die Russen doch wenigstens den Letzteren verstattete, mit Ehren vom Kampfplatze zu treten. Rußlands plötzlicher Umwandlung zum Frieden zufolge fanden sich am 1. Februar Mittags 12 Uhr die Repräsentanten Englands, Frankreichs, der hohen Pforte und Rußlands in dem k. k. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Wien, um in Gemeinschaft mit dem Grafen von Buol-Schauenstein, als dem Repräsentanten Oestreichs, ein Protokoll zu unterzeichnen, durch welches die Friedenspräliminarien bedeutende Kraft erlangten. Ein Waffenstillstand konnte selbstverständlich erst dann in's Leben treten, wenn in Paris, welche Hauptstadt man als Ort der Conferenzen gewählt hätte, — Rußland machte dadurch den Kaiser Napoleon und der französischen Nation ein großes Compliment, daß es für Paris stimmte — die Präliminarien unterzeichnet worden waren. Indem Rußland für Paris stimmte, war es des Friedens schon ziemlich gewiß, denn Napoleon III. mußte Alles aufbieten, um den Frieden zu erzielen, weil die Huldigung, die ihm und der Nation Frankreichs gebracht wurde, ihren Werth verloren haben würde, wenn der Congreß erfolglos geblieben wäre. In Paris mußte man die Dinge der Reihe nach entledigen: Unterzeichnung der Präliminarien, dann Abschließung eines Waffenstillstandes und hierauf zur Eröffnung der allgemeinen Unterhandlungen übergehen.

Beleuchten wir in Kürze die Motive des anzubahnenden Friedenswerkes in Bezug auf Oestreich, Rußland, Frankreich und England.

Derjenige, welcher glaubte, daß es in Oestreich einen einzigen Staatsmann gäbe, der da ernstlich gewünscht habe, daß Rußland bedeutend und dauernd geschwächt werde, befindet sich gewiß im größten Irrthum. Der Bestand Oestreichs würde keineswegs durch das Zerbrechen der Stütze der russischen Absolutie, der Macht des russischen Selbstherrschers und das Zerreißen der Solidarität der absoluten Interessen im Osten gesichert worden sein. Oestreich fühlt sich ganz zufrieden gestellt, wenn den russischen Uebergriffen in der Nähe seiner Grenzen Einhalt geschieht, aber Rußlands Macht im Uebrigen zu schmälern, kann und ist noch keinem östreichischen Staatsmann eingefallen. Um die russische Macht zu brechen, müßte vor allen Dingen Polen von Rußland gerissen werden. Gesetzt dies geschähe, brächte es Oestreich keinen Nutzen, denn es wäre an Oestreich (wenn dies nämlich darein willigte) ein Selbstmord. Wem sollte Polen, dies unlenksame Volk, anheim fallen? Polen als selbstständiges unabhängiges Zwischenreich an der Grenze des so leicht zum Aufstande geneigten Ungarns kann Oestreich nicht dulden, ein polnischer Staat mit Aussicht auf Verfassung, auf freie Presse und freie Discussion wäre der schlimmste Nachbar Oestreichs und ein verlockendes Beispiel für dessen angrenzende Provinzen. Wenn Oestreich dem Zwang nachgegeben hätte, Theil am Kriege gegen Rußland zu nehmen, so wäre es nur durch seine finanzielle Lage dazu genöthigt gewesen und dann würde es den Krieg so schnell als möglich beendet haben seiner selbst willen. So lange es zum Frieden ohne Krieg gelangen konnte, hielt es diese Bahn ein. Rußland konnte auf diesen Frieden getrost eingehen, da es im Voraus wußte, daß Oestreich die Bedingungen dazu annehmbar genug stellen würde. Und genau betrachtet befanden sich ja bei keiner der feindlichen Parteien so große Kriegstalente, daß irgend eine Lust zur Fortsetzung des kostspieligen Krieges hätte vorherrschend sein können.

Sehen wir nach Frankreich und England hin, finden wir, daß der weiterfortgesetzte Krieg für Beide eine schwere Last war, die täglich drückender wurde. Napoleon III. fühlte unter sich den Boden nicht sicher, und würde im tollen Uebermuthe sich selbst zu einem Sturze verholfen haben, denn der Glanz deckt viel zu, aber er erbleicht auch so schnell, daß man dann staunend fragt: war er nur ein Phantom? Frankreich brauchte Frieden und England war in derselben Lage. In England berechnet man

den Werth des Menschenlebens, dieser orientalische Krieg hatte schon schmerzlich tiefe Wunden in die englischen Familien gerissen, in Rußland sind hundert Menschenleben nicht in so hohem Werthe, als in England. Lord Palmerston hat darüber Erfahrung genug gemacht. Und was die Kriegskosten betrifft, die der Natur der Sache nach Rußland bezahlen mußte, so hatte Oestreich schon dafür gesorgt, daß hinsichtlich der Kriegsentschädigung, die den fünften Punkt oder Artikel ausmachte, keine Rede sein sollte. Das sicherte im Voraus den Friedensabschluß.

Dieser Krieg hat ungeheures Geld gekostet, Rußland hat jedoch, trotz seiner Verluste, so enorm sie auch sind, nur gewonnen, denn es hat dafür eine Erkenntniß eingetauscht, die es nun furchtbarer als je macht. Seine Seemacht im schwarzen Meere war hin und wirklich ruhmlos zu Grunde gegangen; aber dieser Verlust macht eben Rußland zu dem, was es sein kann und sein muß, zu einer ungeheuren Landmacht. Aus einem Seeungethüm ist es ein Landungeheuer geworden. Dieselben Summen, mit denen es seine nutzlose Flotte errichtete und erhielt, werden nun zur Erhaltung eines furchtbaren Landheeres dienen, das ist ein Vortheil, denn Rußland wird auf diese Weise gegen jeden Sturm gedeckt. Die ungeheuren Entfernungen des weiten Zaarenreiches werden unter einem Eisenbahnnetz verschwinden, dieser Krieg bleibt für Rußland eine nicht zu bezahlende Lehre. Was wiegt dagegen eine Million Menschenleben auf, die es verlor! Im Orient hat es ebenfalls nur scheinbar verloren, denn so lange es im Oriente eine griechische Religion giebt, so lange giebt es auch russische Gesinnungen daselbst. Wie der Katholik nach Rom, sieht der Grieche nach Petersburg, dort ist seines Glaubens Hort. Je mehr Freiheiten der Sultan seinen christlichen Unterthanen gegeben hat, um so größer wird Rußlands Einfluß dadurch im Oriente. Es hatte die Partie gegen die Westmächte verloren, indeß es überließ diesen so viel Wunden, daß sie genug daran haben konnten.

Und die Türkei? — nun, sie bleibt vor wie nach der kranke Mann, dessen Säfte theilweise noch ganz gut sind, der aber doch allmählig durch die vielerlei Medikamente, die er, er mag wollen oder nicht, auf Anrathen seiner Freunde in starker Dosis verschlucken muß, so geschwächt werden wird, daß er allen Halt verliert.

Der anzubahnende Friede beruhte also auf dem Grundsatz: „Jeder bezahle seine Couvert selbst“ und daher gelang dessen Abschluß auch.

Gehen wir nun zur Schilderung der Persönlichkeiten über, welche als Repräsentanten ihrer Regierungen in Paris sich zu der Friedensconferenz sammelten.

1. Rußland. Der Generaladjutant und Obercommandant des kaiserl. Hauptquartiers, General der Cavallerie und Mitglied des Reichsrathes, Graf Alexis Feodorowitsch Orlow, ein stattlicher und kräftiger Siebenziger, der alle Kriege Rußlands in diesem Jahrhundert mitgemacht hat. Bei Austerlitz (1805) wurde er zuerst blessirt, dann aber zu sieben verschiedenen Malen auf dem Schlachtfelde von Borodino (1812). Sein Bruder Michael, der bei Alexander I. in hoher Gunst stand, war Unterzeichner der Capitulation von Paris (1814) und er, Alexis, wurde Adjutant Alexanders. Im Jahre 1825, als Nikolaus I. den Thron bestieg, eilte er als General-Major mit dem Regimente Garde zu Pferde zuerst herbei, um die Person des neuen Kaisers am 26. December gegen die empörten Soldaten zu schützen. Von diesem Tage an betrachtete ihn der Kaiser und dessen ganze Familie als einen intimen Freund. Es gab kein wichtiges Ereigniß für Rußland im Verlaufe der Jahre seit 1825, bei dem Graf Orlow nicht betheiligt gewesen wäre. Ueber ihn stand eben nur der Kaiser im russischen Reiche. Nikolaus erhob ihn in den Grafenstand. Noch in seinen letzten Augenblicken gedachte Nikolaus I. seines treuen Freundes Orlow.

Ihm zur Seite fungirte der Wirkliche Geheimerath Baron Philipp von Brunnow, aus einer edeln kurländischen Familie stammend.

1797 zu Dresden geboren; zu Leipzig gebildet, trat er im Jahre 1819 in Dienst und war bei der Verwaltung in Südrußland angestellt, wo er u. A. mit dem Geheimenrath Stourdza ein Civilgesetzbuch für Bessarabien redigirte. Als Legationssekretär in London (1822) nahm er an den Verhandlungen des Congresses zu Verona Theil. 1829 arbeitete er zum ersten Male mit dem obengenannten Grafen Orlow gemeinschaftlich bei dem Adrianopoler Friedensschlusse und begleitete als Staatsrath den Grafen Orlow nach Konstantinopel, dann nach Holland und England. 1833 war er wieder bei der Gesandtschaft in Konstantinopel und begleitete den Reichskanzler Nesselrode zu mehreren Conferenzen, auch war er ein Jahr lang russischer Gesandter zu Stuttgart, zugleich als solcher zu Darmstadt beglaubigt. Seine besondere Wirksamkeit auf diplomatischem Gebiete datirt von Mitte des Jahres 1839. Er wurde von seiner Regierung nämlich nach London geschickt, um die englische Politik mehr im Einklang mit der russischen zu bringen. Dieser schwierige Auftrag gelang ihm so gut, daß er als der eigentliche Urheber des Juli-Vertrages von 1840 zwischen Preußen, Rußland, Oestreich und England zu betrachten ist. Nun wurde er wirklicher Gesandter zu London und blieb auf diesem hohen Posten bis zum Ausbruch dieses Krieges, wo er London verlassen mußte und seit dem Herbst 1855 Gesandter beim deutschen Bunde war. Hinsichtlich der äußeren Erscheinung zwischen Orlow und ihm waltet ein großer Unterschied. Orlow macht in seinem Aeußeren den Eindruck eines alten biederen Offiziers, der wenig Worte macht, aber was er sagt, mit Nachdruck spricht. Er ist ein schöner martialischer Greis, dessen Anblick Respekt einflößt. Bei der pariser Friedens-Conferenz wurde er der Liebling der Pariser. Er war schlau genug, sich zu stellen, als wäre ihm die französische Sprache nicht geläufig genug und er verstünde Manches nicht. Dies geschah jedoch nur, um Zeit zur Reflexion (Ueberlegung) hinsichtlich seiner Antworten und Meinungsäußerungen zu gewinnen. Bei Napoleon III. gelangte er durch sein würdevolles Benehmen in sehr hohe Gunst. Baron von Brunnow macht nicht solch entschieden günstigen Eindruck. Er trägt eine goldene Brille mit graublauen Gläsern, die sein Gesicht verfinstert. Seine Reden leiden etwas an Breite und Weitschweifigkeit, obwohl sie jederzeit, wie bei solch einem Manne nur selbstverständlich ist, ihren Gegenstand mit Klarheit behandeln.

2. **Großbrittanien** hatte einen Mann von hoher Abkunft gesendet, den George William Frederick Villiers, vierter Graf von Clarendon und Baron Hyde, Peer von England, Mitglied des Geheimenrathes, Ritter vom blauen Bande und Großkreuz vom Bathorden, zu London im Jahre 1800 geboren. Er ist ein Villiers von dem Stamme der Grafen von Jersey, an welche Namen und Titel der alten Hyde durch die Großtochter Henry Hyde's, letzten Grafen von Clarendon und Rochester, gelangten. In den Jahren von 1820—23 Attaché der brittischen Gesandtschaft zu Petersburg, dann bei der innern Verwaltung thätig, kam er 1831 nach Frankreich zum Abschluß eines Handelsvertrages und wurde von 1833 an bis 1839 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Englands zu Madrid; von 1840 bis 1842 bekleidete er die hohe Stelle eines Lord-Siegelbewahrers und war von 1846 bis 1847 Handelsminister, in welchem letzteren Jahre er Lord-Statthalter von Irland wurde und dies bis 1852 blieb. Seit 1853 aber ward er Minister-Staatssekretair für die auswärtigen Angelegenheiten und sein Name viel genannt. Clarendon ist durch und durch Engländer ohne irgend welchen Beigeschmack von besonderer Höflichkeit. Bei der Conferenz sagte er Dinge, die eben nur ein Engländer sagen konnte, seine Reden waren derb und oft mehr als rücksichtslos.

Sein Beistand war der Neffe des Herzogs von Wellington, Henry Richard Wellesley, zweiter Baron **Cowley**, Peer von Großbrittanien, Mitglied des Geheimenraths und Großkreuz vom Bathorden, geboren 1804 in Hart-

fortstreet. Seit 1824, wo er der englischen Gesandtschaft zu Wien attachirt wurde, hatte dieser Staatsmann eine Menge Gesandtschaftsposten bekleidet, im Haag, in Stuttgart, in Konstantinopel, bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, in Frankfurt am Main und befand sich seit 1852 als Ambassadeur Großbrittaniens zu Paris.

3. **Frankreich**, welches den Congreß in seiner Hauptstadt versammelt sah, gab demselben auch dessen Vorsitzenden in der Person **Alexanders Napoleon Colonna Graf Walewsky**, Groß-Offizier der Ehrenlegion, Senator des Kaiserreiches und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, 1808 zu Warschau geboren. Er betheiligte sich lebhaft an dem großen Polen-Aufstande 1830 als Adjutant Chlopickis (Dictator Polens), dann ging er als Geschäftsträger der Revolution nach London, um das englische Cabinet für die polnische Revolution zu gewinnen, was ihm jedoch mißglückte. Seit der Zeit lebte er als Emigrant fern von Polen im Auslande, bis er durch gewisse Familienbande (er ist ein natürlicher Sohn Napoleon I.) mit dem Hause Bonaparte verbunden, unter der Präsidentschaft des jetzigen Kaisers in französische Dienste trat und Gesandter in Florenz wurde. Graf Walewsky ward der Nachfolger von Drouin de l'Huys auf dem Botschafter-Posten in London, als dieser 1851 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs ernannt wurde und seltsam genug ersetzte er abermals den genannten Staatsmann, als dieser in Folge der Wiener-Conferenzen seinen Abschied nahm, am 7. Mai 1855 als Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Sein Beistand war Edmund Baron **Bourqueney**, Großoffizier der Ehrenlegion, 1851 Attaché der französischen Gesandtschaft zu Konstantinopel, 1852 erster Secretair derselben und seit den 29. März 1853 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Frankreichs am kaiserlichen Hofe zu Wien.

4. **Oestreich** hatte in der Person des Karl Ferdinand Reichsgraf von **Buol-Schauenstein** zu Riedberg, Stroßberg und Ehrenfels, seinen Hauptvertreter nach Paris geschickt. Dieser Staatsmann, 1797 geboren und mit der Prinzeß von Isenburg-Birnstein vermählt, ist der Sohn des sich um Oestreich als Bundestags-Gesandter und Staatsminister viel Ruhm erworben habenden Grafen Buols. Im Jahre 1850, nachdem er Oestreich an verschiedenen Höfen, u. A. zu Stuttgart und Petersburg vertreten hatte, begleitete er den Fürsten Schwarzenberg zu den bekannten Dresdener-Conferenzen und wurde seit dem 11. April 1852 Minister des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angegenheiten. Seine jüngste Schwester ist die Gemahlin des kaiserlich russischen Oberst-Hofmeisters Freiherrn von Meyendorff, der Rußland so lange Jahre an den Höfen zu Berlin u. s. w. vertrat. Als Attaché bei der pariser Friedens-Conferenz war ihm

Joseph Alexander Freiherr von **Hübner**, k. k. Wirklicher Geheimer-Rath beigegeben. 1804 geboren, begann er seine Carriere als Attaché der kaiserlichen Gesandtschaft zu Paris, war dann als Secretair bei verschiedenen Legationen, bis er östreichischer General-Consul in Leipzig wurde. Diese Stellung war damals eine vorwiegend politische und Herr von Hübner führte zugleich eine Art Oberaufsicht über die Presse. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph wurde Herr von Hübner durch den Fürsten Schwarzenberg nach Wien berufen und war mit thätig bei der Abfassung der Charte von Ollmütz. Im Jahre 1849 wurde er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Paris bei dem Präsidenten der Republick und 1853 bei Napoleon III. beglaubigt.

5. **Sardinien** fand seinen Repräsentanten in seinem Minister-Präsidenten, Camillo Grafen von **Cavour**, dessen Vater durch gelungene Speculationen im Getreidehandel zu großen Reichthümern gelangt war und von König Albert den Grafentitel erhalten hatte. Graf Camillo 1809 zu Turin geboren, machte sich erst 1847, als die politische Reformepoche

begann, bemerklich, indem er mit dem Grafen Balbo und Anderen das constitutionelle Blatt: »Il risorgimento« gründete und in diesem Blatte das Freihandelssystem vertheidigte. 1849 wurde er Deputirter, gehörte jedoch der gemäßigten Opposition an. Nach dem Tode des Handels- und Agrikultur-Ministers, Santa Rosa, ward er dessen Nachfolger und übernahm 1851 die Leitung des Finanzministeriums. Anfang November 1852 ward er, nach d'Azeglio's Austritt, Präsident des Ministeriums.

Sein Assistent war der schon seit längerer Zeit als Gesandter in Paris weilende Marquis de Villamarita.

6. Türkei. Ihre Interessen wurden von dem Großvezier und Schwager des Sultans Mehemed Ali nnd von dem zu Paris beglaubigten türkischen Gesandten Mehemed Dschemil Bey vertreten. Der Erstere diente von unten herauf, als Seecadet auf dem Flaggenschiffe des Kapudan Pascha, Papudschi Achmet, kam 1829 als Page in das Serail des Sultans Mahmud, avancirte allmählig zum Range eines zweiten Kämmerers und trat, als Sultan Mahmud, sein Gönner, gestorben war, mit dem Range eines Pascha in die Armee ein. Dann verwaltete er mehrere hohe Aemter und zeichnete sich besonders als Kapudan Pascha Seriasker aus. Nach dem Sturze Ali Paschas wurde er Großvezier, welche Stellung er zwar später an Reschid Pascha abtrat, doch sie wieder nach dessen Rücktritt übernahm. Er ist ein Mann im kräftigsten Lebensalter, muthig und energisch.

Somit hätten wir dem Leser die die Conferenz formirenden Mitglieder vorgeführt und gehen nun weiter in Schilderung der Einzelnheiten sowohl als des Resultats dieser Zusammenkunft der Repräsentanten der 6 Großmächte. Am 25. Februar (1856) wurde die erste Sitzung gehalten. Die Pariser, die auf Alles, was auch nur ein wenig interessant ist, aufpassen, beschäftigten sich sehr angelegentlich über all die Kleinig- und Kleinlichkeiten, welche auf die Conferenz und auf deren Mitglieder Bezug hatten. So bemerkte man, daß die Sardinier am pünktlichsten eintrafen, das heißt, vorfuhren, nach ihnen stellten sich die türkischen, dann die englischen und östreichischen Bevollmächtigten ein; die russischen ließen am längsten auf sich warten, denn sie fuhren erst $1/4$ nach 1 Uhr vor. Sie trugen sämmtlich schwarze Fracks und runde Hüte, mit Ausnahme der türkischen Abgeordneten, die den Feß, die hohe spitze Mütze, trugen. Die erste Sitzung dauerte bis $4 1/2$ Uhr. Das neutrale Preußen war von der Conferenz ausgeschlossen und sollte auch erst nach Unterzeichnung der Präliminarien zum Beitritt eingeladen worden, was auch geschah. Die Conferenz-Sitzungen wurden auf dem Ministerium des Aeußeren abgehalten, wo ein Salon zu diesem Zweck eingerichtet worden war. Von diesem Salon aus ging ein Telegraph nach den Tuilerien, mittels dessen Kaiser Napoleon III. alle Viertelstunden von dem Gang der Verhandlungen in Kenntniß gesetzt wurde. Ueberdies erhielt er auch stets nach Schluß der Sitzungen die Protokolle, ehe sie den Bevollmächtigten mitgetheilt wurden.

Wie sehr man auf Alles Bedacht genommen, um die Eintracht unter den die Eintracht anbahnen sollenden Abgeordneten nicht etwa aufs Spiel zu setzen, mag aus der Sitzordnung derselben hervorgehen. Diese war nach dem Alphabet arrangirt: Oestreich (Autriche), Frankreich, Großbritanien, Rußland, Sardinien, die Türkei; jedoch so daß Graf Walewski als Präsident den Sessel in der Mitte inne hatte. Um die Engländer und Russen auseinander zu halten, war der kleine viereckige Tisch, an dem Herr Benedetti protokollirte, gerade an dieser Stelle an den großen angeschoben. Andererseits trennten die Türken durch einen glücklichen Zufall die Oestreicher von den Sardiniern. Letzteres hatte seinen Platz Frankreich gerade gegenüber, welchem England zur Rechten, Oestreich zur Linken zur Seite waren. Gewiß konnte man dem Alphabete Dank wissen, daß es solchergestalt erbitterte Gegner trennte. Es scheint lächerlich, daß man unter solchen gebildeten Männern dergleichen Vorsorge zu treffen sich genö-

thigt glaubte, indeß wie leicht konnte ein einziges Wort hinreichen, um den ganzen Congreß resultatlos zu machen! Derjenige, welcher die Geschichte des westphälischen Friedensschlusses kennt, wird wissen, wie leicht die lächerlichste Kleinigkeit im Stande ist, ein großes Werk zu Nichte zu machen oder wenigstens zum Unheil für die Völker zu verzögern. Damals war es der elendeste Streit um den Vorrang der Gesandten, welcher den Friedensschluß aufhielt und doch wußten diese großen Herren sammt und sonders, wie nothwendig nach 30jährigem Kriege der Friede für Europa war!

Als was besonders Bewunderungswürdiges galt das goldene Dintenfaß, welches aus der Zeit des ersten Kaiserreiches herstammend, in der Mitte des Conferenztisches stand und einen Werth von 16,000 Fr. hatte. Es war keine Dinte für jetzt darin, jede Partei hatte ihr eigenes Schreibzeug vor sich stehen. Erst als der Friede unterzeichnet wurde, war das goldene Gefäß mit Dinte gefüllt. Um die Verhandlungen des Congresses möglichst geheim zu halten, mußten die beiden Lithographen, deren Aufgabe darin bestand, nach jeder Sitzung die Protokolle zu autographiren, im Hotel des Ministeriums des Auswärtigen wohnen, das sie weder bei Tage noch bei Nacht verlassen durften und unter steter Aufsicht standen. Eine ähnliche Zurückgezogenheit beobachteten die Conferenzmitglieder während den Sitzungen. Keiner von ihnen verließ von Anfang bis zum Ende einer Sitzung seinen Platz am Rathstische und verkürzte sich die Zeit durch Nehmen von Erfrischungen, oder Rauchen einer Cigarre oder einen Spaziergang im Garten des Grafen Walewski.

Unter den feindlichen Parteien der Conferenz-Mitglieder gab's trotz aller Vorsorge nicht wenig Häckeleien und es kamen dabei manche hübsche Bonmots zu Tage, besonders waren Rußland und Oestreich immerdar gegeneinander in gereizter Stimmung. Bei der Frage über die Grenzlinie in Bessarabien hatte Graf Buol den von Oestreich gemachten Vorschlag lebhaft vertheidigt, während Graf Orlow die Unhaltbarkeit desselben darlegte, indem er jedoch mit bescheidener Miene hinzufügte, Graf Buol könne vielleicht Recht haben, denn Oestreich sei in derartigen (Gebietsabtretungen) Fragen bewanderter als Rußland, das jetzt zum erstenmale in diesem Fall komme. Graf Buol nahm den Stich wohl oder übel hin und Niemand verzog eine Miene, was eine Unschicklichkeit unter Männern von solchem Range gewesen sein würde. Sogar auswärts spielten diese Häckeleien. Beim Ball des Staatsministers Fould fragte dessen Gemahlin den Grafen Buol nach dessem Vaterlande, worauf er antwortete, Oestreich sei reich an allen Segnungen. Graf Orlow, der dabei stand, entgegnete lächelnd: „Es ist nicht schwer reich sein, wenn man seine Schulden nicht bezahlt." — „O wir zahlen unsere Schulden," fiel der östreichische Minister ein — „nur fangen wir mit den älteren an." Dergleichen Stiche und fühlbare Repliken kamen öfterer vor und die Pariser ergötzten sich daran.

Preußen war zum Congreß nachträglich eingeladen worden und sein Vertreter, der Minister-Präsident Freiherr von Manteuffel kam am 16. März Nachmittags zu Paris an. Der 16. März (Palmsonntag) war für Kaiser Napoleon ein großer ereignißvoller Tag, denn ihm war ein Thronerbe am Morgen dieses Tages früh ¼ Uhr geboren worden und der Donner von 101 Kanonenschüssen setzte die ganze Bevölkerung in lebhafteste Bewegung. Gewiß, Niemand auf Erden hatte bis dahin mehr Ursache mit dem Glücke zufrieden zu sein als Napoleon III. Alle seine Wünsche mit Erfolg gekrönt sehen, ist etwas Seltenes. Er wollte in Frankreich herrschen und — wurde Präsident der Republik. Er wollte wie sein Oheim, Kaiser der Franzosen sein und — wurde es. Er wollte das ihm feindliche und allmächtig gewordene Rußland demüthigen und — es gelang ihm. Ganz Europa wallfahrtete nach Paris, um ihm, dem früher verachteten Emporkömmling, zu huldigen. Er wollte Frieden und — schon am 16. März war er so gut wie gewiß. Er wollte seine Dynastie befestigt sehen und — ein

Prinz wurde ihm geboren. Konnte ein Sterblicher mehr verlangen? es ist unmöglich, er hatte den Gipfel seines Glückes erreicht, das Geschick diente ihm. Aber wer weiß, ob dieser gewaltige Glücksgünstling, um dessen Freundschaft alle Häupter Europas buhlen, nicht an dem Tage seines höchsten Glückes, einen Erben seiner Macht zu besitzen, auch einen Kummer, ein Grauen empfand bei dem Rückblick auf die Reihenfolge der Beherrscher Frankreichs. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß von der Thronbesteigung Ludwigs XIV. an bis zu der gegenwärtigen Zeit kein einziger König oder Beherrscher Frankreichs — wie wohl, mit Ausnahme Ludwigs XVIII. keiner von ihnen kinderlos war — seinen Sohn zum Nachfolger hatte. Ludwig XIV. überlebte seinen Sohn, seinen Enkel, und mehrere seiner Urenkel und hatte zuletzt eines der jüngeren Kinder eines Enkels, des Herzogs von Burgund, zum Nachfolger. Ludwig XV. überlebte seinen Sohn und hatte seinen Enkel, Ludwig XVI., zum Nachfolger. Ludwig XVI. hinterließ einen Sohn, der jedoch in der Revolution elend als Kind endete. Napoleons Sohn, der König von Rom und Herzog von Reichsstädt, starb als Oberst in östreichischen Diensten. Ludwig XVIII. war kinderlos. Sein Bruder Karl X. sah noch bei Lebzeiten seinen Sohn durch den Dolch des Mörders Louvel sterben. Ludwig Philipps ältester Sohn, der bei den Franzosen so beliebte Herzog von Orleans verunglückte bei Lebzeiten seines Vaters, der 1848 flüchtig Frankreich verlassen mußte; kein Orleans lebt auf Frankreichs Erde. Seit zweihundert Jahren also lastet dies eigenthümliche Mißgeschick auf Frankreich, Grund genug, auch dem Günstling des Glücks, Napoleon III., in den Becher seiner Freuden, bittre Wermuthstropfen banger Ahnung zu träufeln.

Wenden wir uns wieder dem Friedenswerke zu, das nun rasch seinem Ende zuschritt.

Am 30. März, Nachmittags $^3/_4$2 Uhr wurde der Friede von sämmtlichen Bevollmächtigten unterzeichnet und 600 Kanonenschüsse, deren 100 vom Invalidenhotel, und 100 von jedem der Forts zu Vincennes, Bicêtre, Issy, Valerien und Romainville abgefeuert wurden, verkündeten Paris und der Umgegend das große Ereigniß. Auf den Telegraphenlinien hin flog das heilige Wort **Friede** in alle Welt. Es war etwas Großes, Heiliges um diese freudige Kundgebung, ein ganzer Erdtheil hatte sie mit Sehnsucht erwartet. Die Akten, welche unterzeichnet werden mußten, bestanden aus dem Friedens-Instrumente, einer Zusatzakte und zwei Annexen. Da jedes Dokument 7 mal unterzeichnet werden mußte (mit Preußen waren 14 Bevollmächtigte zugegen), so hatten die Conferenzmitglieder jeder 28 Unterschriften zu geben, was 392 ausmacht und dies Geschäft nahm $1^1/_2$ Stunde in Anspruch. Jede Macht unterzeichnete auf das ihr bestimmte Exemplar obenan und die anderen folgten in alphabetischer Ordnung und jeder Unterschrift wurde das Privatsiegel des betreffenden Bevollmächtigten beigegeben. Graf Walewski, als Präsident des Congresses, unterzeichnete zuerst. Ganz den diplomatischen Gebräuchen zuwider, erwiesen die Bevollmächtigten der Kaiserin Eugenie von Frankreich die Artigkeit, der Vertrag mit einer für sie bestimmten Feder zu unterzeichnen, die auf Veranstaltung des Herrn Feuillet de Conchet dem Flügel des Königsadlers im zoologischen Garten entnommen worden. Das goldne Dintenfaß war gefüllt. Besagte Adlerfeder wurde unter Glas und Rahmen gebracht und mit dem geeigneten Protokoll und den Siegeln der 7 Mächte der Kaiserin als Andenken überreicht. Gleich nach geschehener Unterzeichnung des Friedens wurde an Marschall Pelissier die dieses Ereigniß betreffende Nachricht mittels Telegraph gesandt und der bereits zwischen den kämpfenden Parteien seit Anfang März eingetretene Waffenstillstand um 4 Wochen verlängert, die zu den ferneren Arrangements nöthig waren. Desgleichen wurde nun auch die bis dahin noch fortdauernde Seeblokade aufgehoben. Somit war hauptsächlich der Friede eingeleitet. Die Artikel bestanden im folgendem Uebereinkommen.

1) Sämmtliche Mächte versprachen allen

denjenigen Unterthanen, welche durch irgend eine Theilnahme an den Kriegsereignissen zu Gunsten des Friedens compromittirt worden sein möchten, volle und unbeschränkte Amnestie.

2) Die Kriegsgefangenen werden unverzüglich von beiden Theilen zurückgegeben.

3) Sämmtliche christliche an der Conferenz betheiligte Mächte erklären die hohe Pforte als zur Theilnahme des öffentlichen Rechtes und des europäischen Concerts zugelassen, die Unabhängigkeit und territoriale Integrität zu achten und sollte dieselbe von irgend einer Macht angegriffen werden, einen solchen Akt als eine Frage von allgemeinem Interesse zu betrachten.

4) Jede zwischen der hohen Pforte und irgend einer der bei diesem Frieden betheiligten sechs Mächte entstehende Mißhelligkeit soll von der Ersteren, ehe sie den Weg der Gewalt betritt, den andern Mächten zur Vermittelung vorgelegt werden.

5) Alle während des Krieges besetzten oder eroberten Territorien werden von beiden Theilen zurückgegeben werden.

6) Rußland verpflichtet sich, der hohen Pforte Stadt und Citadelle von Kars zurückzugeben, während

7) Frankreich, England, Sardinien und die hohe Pforte dagegen versprechen an Rußland die Städte und Häfen von Sebastopol, Balaklava, Kamiesch, Eupatoria, Kertsch, Jeni-Kale, Suchum-Kale und alle andern Punkte zurückzugeben, die im Besitz ihrer resp. Truppen sind.

8) Sämmtliche christliche an der Conferenz theilnehmende Mächte erkennen den hohen Werth der vom Sultan seinen christlichen Unterthanen gewährte Gleichstellung hinsichtlich bürgerlicher und religiöser Rechte mit seinen mohamedanischen Unterthanen und verpflichten sich, jeder Einmischung in die Angelegenheiten zwischen dem Sultan und seinen Unterthanen zu entsagen.

9) Der Vertrag vom 13. Juli 1841, welcher die alte Regel des ottomanischen Reiches, Betreffs der Schließung der Meerenge des Bosporus und der Dardanellen aufrecht erhält, ist nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft revidirt worden und diese Revision, dem gegenwärtigen Friedens-Vertrage annexirt, soll die nämliche Geltung haben, als wenn er in demselben vollständig aufgenommen wäre.

10) Das schwarze Meer ist neutralisirt: der Handels-Marine aller Nationen geöffnet, sind seine Gewässer und Häfen förmlich und auf ewig den Kriegsflaggen der Uferstaaten (Rußland und der Türkei) sowohl, als der aller andern Mächte untersagt, die in nachfolgenden Artikeln erwähnten ausgenommen.

11) Rußland und die Türkei haben eine Convention hinsichtlich der Stärke und der Zahl der leichten, zum Dienste ihre Küsten nothwendigen Schiffe abgeschlossen und hat diese Uebereinkunft denselben Werth, als sei sie in gegenwärtigem Friedens-Vertrage vollkommen aufgenommen.

12) Um die Ausführung des Reglements zu sichern, die unter gemeinschaftlicher Uebereinstimmung angefertigt worden sind, wird jeder der contrahirenden Mächte das Recht haben, zwei leichte Schiffe an den Donaumündungen stationiren zu lassen.

13) Rußland und die Türkei versprechen in allen ihren am schwarzen Meere gelegenen Hafenstädten, Zulaß der fremden Consule.

14) Rußland und die Türkei verpflichten sich, auf dem Littorale des schwarzen Meeres kein militärisch-maritimes Arsenal zu errichten, oder zu behalten.

15) Die Schifffahrt auf der Donau kann hinfüro keiner Beschränkung und Abgabe unterworfen werden, welche nicht in den folgenden Artikeln als allein gültig vorausgesehen. Die Polizei- und Quarantäne-Reglements zur Sicherheit der Staaten, die dieser Fluß trennt oder durchschneidet, werden der Art sein, daß die Circulation der Schiffe so viel als thunlich begünstigt wird.

16) Eine Commission von Vertretern der 7 Mächte gebildet, wird mit der Bezeichnung und der Ausführung beauftragt werden, die

von Isaktscha an nothwendig sind, um die Mündungen der Donau, so wie die Theile des daranstoßenden Meeres, von dem Sande und den andern Hindernissen zu befreien, die sie verstopfen. Die Kosten dieser Arbeiten werden durch eine von der Commission allen Schiffen ohne Ausnahme auferlegte Abgebe gedeckt.

17) und 18) enthält Weiteres über diese Donau-Schifffahrts-Angelegenheit, wornach die Donaufürstenthümer gleichfalls Commissaire zu dieser Regelung zu beordern haben, welche jedoch im Verlauf von 2 Jahren vollständig beendet sein muß.

19) Der wichtigste aller Artikel. Rußland giebt, um die Donauschifffahrt zu sichern, seine Zustimmung zur Rectification seiner Grenze in Bessarabien. Die neue Grenze wird am schwarzen Meere, ein Kilometer ostwärts vom See Burnu Sola beginnen, die Straße von Akermann senkrecht erreichen, diese Straße bis zum Trajans-Thale verfolgen, südwärts am Bolgrad vorbeilaufen, längs des Flusses Yalpuck bis zur Höhe von Saratsika und in Katamori am Pruth enden. Eine Commission von den 7 Mächten ernannt, wird diese neue Grenzscheide feststellen.

20) Dies von Rußland abgetretene Gebiet wird an das Fürstenthum Moldau und unter die Oberhoheit des Sultans fallen. Die Einwohner des ungefähr 12 Meilen umfassenden Landstrichs sollen 3 Jahre Frist haben, sich zum Bleiben daselbst oder zum Uebersiedeln nach Rußland zu entschließen.

21) Die Donaufürstenthümer stehen fortan unter der Oberherrlichkeit der Pforte und bezüglich ihrer Privilegien unter Garantie der sechs christlichen Mächte. Keiner derselben ist ein Eingriff in die innern Angelegenheiten der Fürstenthümer gestattet. (Das Protectorat Rußlands war somit für immer aufgehoben).

Die fünf folgenden Artikel 22, 23, 24, 25 und 26 enthalten alles Das, was der Sultan in Betreff der Donaufürstenthümer zu thun sich verpflichtet, um die Interessen der Bevölkerung derselben zu wahren.

27) Das Fürstenthum Serbien behält seine unabhängige und nationale Verwaltung, vollständige Freiheit des Cultus, der Gesetzgebung, des Handels und der Schifffahrt, jedoch in derselben Abhängigkeit von der hohen Pforte wie bisher und unter Collektiv-Garantie der Mächte.

28) Die hohe Pforte hat wie früher das Garnisonsrecht in Serbien. Keine bewaffnete Intervention kann in Serbien ferner stattfinden, ohne vorherige Uebereinstimmung der contrahirenden Mächte.

Artikel 29, 20, 31 und 32 enthalten die Bestimmungen, Alles gegenseitig auf denselben Fuß zu setzen, wie es vor dem Kriege bestanden, also den status quo wieder herzustellen.

33) Die zwischen Frankreich, England und Rußland abgeschlossene Convention wegen der Alandsinseln (Nichtwiederaufbau) wird dem Friedensvertrage beigeschlossen und also zu derselben Gültigkeit erhoben wie dieser.

Artikel 34 enthält, wie alle Verträge, den üblichen Schlußsatz hinsichtlich der Ratificationsauswechselung zu Paris.

Das einzig merkwürdige Ereigniß, welches dieser Friede gebracht hat, ist die von Seiten Rußlands eingegangene Abtretung eines kleinen Landstrichs von Bessarabien, indeß auch diesmal kam Rußland unverhältnißmäßig gut weg, wenn man in Erwägung zieht, zu welchen Abtretungen es sich bereits am 16. Januar, Oestreich gegenüber, verstanden hatte. Nachdem am 16. Januar gemachten und acceptirten Vorschlage sollte die neue Grenze Rußlands vom Chotym im äußersten Norden Bessarabiens mitten durchs Land bis zum Sasyksee gezogen werden. Dadurch würde Rußland auf einer Strecke die in grader Linie 59 deutsche Meilen beträgt, zurückgedrängt und mindestens halb Bessarabien mit 400,000 Einwohnern verloren haben. Land und Leute wären wieder an die Moldau zurückgefallen. Die Herren Bevollmächtigten beim Congresse zu Paris waren jedoch sehr gütiger Gesinnung gegen Rußland und solchergestalt wurde das Resultat der von ihnen geforderten und von Rußland zugestandenen Gebietsabtret-

ung ein sehr klägliches und ist ein noch viel kläglicheres geworden durch die zahllosen Abänderungen und Vertragswidrigkeiten, welche von Seiten Rußlands der zur Regulirung der neuen Grenze bestimmten Commission gemacht und in den Weg geworfen wurden.

Der nordwestliche Endpunkt der neuen russischen Grenze beginnt am Pruth beim Dorfe Kotomare, liegt 8 deutsche Meilen südöstlich von Jassy, und $2^1/_2$ deutsche Meilen nördlich von der moldauischen Grenzstadt Husch, wenig unterhalb der Mündung des an Jassy vorbeifließenden Flüßchens Bachlui in den Pruth. Von hier läuft die Grenze in südöstl. Richtung $5^1/_2$ deutsche Meilen bis Saratzyka, welches 4 deutsche Meilen nordöstlich von der Grenzstadt Leowa am Pruth, auf der nach der Hauptstadt Bessarabiens, Kischenew, führenden Straße, dicht an den Quellen des kleinen Flüßchens Jalpuch liegt. Der ganze dem Pruth parallel und immer 4 bis 5 deutsche Meilen von demselben entfernt nach Süden gehende Lauf dieses Flüßchens bildet dann die Grenze bis zu dessen Mündung in die nördliche Spitze des Jalpuchsees, der westlich von Ismail mit der Donau in Verbindung steht. Am Nordende des Jalpuchsees, 6 deutsche Meilen nördlich von Ismail, liegt der Flecken Tabak oder Bolgrad. Tabak nach tatarischer, Bolgrad nach bulgarischer Mundart benannt, der Mittelpunkt, der von Rußland nach dem Kriege von 1828 aus der Türkei herübergeführten und in der südlichen von den tatarischen Einwohnern meist verlassenen bessarabischen Steppe angesiedelten bulgarischen Colonien. Dieser Punkt wird nun hinfort die südöstlichst vorgeschobene Ecke des russischen Gebietes bilden. Die Grenze des Letzteren folgt nun immer in 4 bis 5 deutschen Meilen Entfernung von dem nördlichsten Donauarme und der Küste bleibend, der Linie der alten aus römischer Zeit stammenden Grenzwälle, für die sich bei dem walachisch-romänischen Landvolk der traditionelle Name der Trajansschanzen erhalten hat. Von Tatarbunnar am Sassyksee an bildet die Akjermanner Heerstrasse noch $5^1/_2$ deutsche Meilen gegen Ost-Nordost, oder bis $4^1/_2$ deutsche Meilen von Akjermann die Grenze, die dann hier südlich umbiegt und mit 2 Meilen die Küste erreicht, an einem Punkte, der $4^1/_2$ deutsche Meilen von der Kiliamündung der Donau entfernt liegt, nahe dem östlichen Ende des östlichsten der kleinen Salzseen an der Küste des Burnas.

Mit dieser Umgrenzung bildet demnach das abzutretende Gebiet, soweit dadurch der Türkei das im Jahre 1812 Verlorene zurückerstattet wird, einen an den Enden nur 1 bis 2, durchschnittlich aber 4 bis 5 und nirgends über 6 Meilen breiten Landstreifen von ungefähr 160 oder mit Ausschluß der Seen 150 Quadrat-Meilen Flächeninhalt, also etwa $^1/_6$ der Größe ganz Bessararabiens. Hierzu ist dann noch zu rechnen, das etwa 40 deutsche Meilen große, aber der sumpfigen Beschaffenheit wegen fast unbewohnbare Delta zwischen den Mündungsarmen der Donau, welches die Türken im Frieden von Adrianopel 1829 an Rußland abzutreten gezwuugen wurden, welches nun an die Türkei zurückfällt. Der nördlich vom Delta gelegene Streifen, also der östliche Theil des abgetretenen russischen Gebiets, ist großentheils kalkiger, wenig bewässerter, den Anbau nur wenig lohnender Steppenboden, von seinen frühern tatarischen Bewohnern längst ganz verlassen, und von neuen Ansiedlern meist Russen und Bulgaren, nur wenigen Walachen, Juden und Zigeunern besetzt; indeß stellt sich der Verlust Rußlands durch die in der Abtretung inbegriffenen, meist von Russen und Griechen bewohnten, in neuester Zeit durch Handel emporblühenden Donaustädte Kilia (7000 Einw.), Reni (7300 Einw.), und Tutschkow mit der Festung Ismail (26,300 Einw.) empfindlicher heraus. Dagegegen ist der zwischen Jalpuch und Pruth sich nach Norden erstreckende westliche Streifen des abzutretenden Gebietes üppig fruchtbarer Boden, der bis auf eine Zahl von Russen in der neuentstandenen Kreishauptstadt Kagul (früher Formosa genannt, mit 2700 Einw.) durchaus seine romänisch redenden moldauwalachischen Urbewohner erhalten hat. Die Ein-

wohnerzahl des von Rußland abgetretenen Gebietes beläuft sich ohngefähr auf 130—140,000, es kommen noch nicht 900 Seelen auf die deutsche Quadrat-Meile. Es versteht sich von selbst, daß die Grenzregulirung, der so viele Schwierigkeiten von Rußland bereitet wurden, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Grenzlinie selbst und dadurch mittelbar auf den Umfang des abzutretenden Gebietes, so wie auf die damit unmittelbar verbundene Einwohnerzahl bleiben mußten.

Die RatificatIons-Urkunden wurden in der That am 27. April Nachmittags 3 Uhr ausgewechselt, bei welcher Handlung die Bevollmächtigten in großer Uniform erschienen und das darüber ausgefertigte Protokoll unterzeichneten. Rechnet man die ungeheuren Opfer an Menschenleben und die Millionen Geld, so fragt man sich, warum eigentlich führte man den Krieg, da von einer Entschädigung von Seite Rußlands auch gar keine Sylbe in dem Friedensvertrage erwähnt ist? Officiellen russischen Berichten zufolge hat die russische Armee vom Tage des Ueberganges über den Pruth bis zum Friedensschlusse 277000 Mann verloren, an Gebliebenen auf den Schlachtfeldern, und durch Wunden und in den Spitälern an Seuchen, Krankheiten u. s. w. Gestorbenen. Außer diesem enormen Verluste hatten noch 23,000 Seeleute von der Schwarzen-Meer-Flotte, die im Ganzen 32,800 Mann zählte, das Leben verloren. Die Verluste der russischen Milizen, obwohl diese nicht ins Feuer kamen, ist unbekannt; aber hinsichtlich des weiten Marsches, den sie machen mußten, starb gewiß eine bedeutende Zahl von ihnen auf den Wegen nach dem Süden durch Krankheiten verschiedener Art. Nach dem officiellen Berichte im „Moniteur de l'Armee" beträgt die Zahl der Todten der orientalischen Armee (Franzosen nämlich) vom Tage ihrer Ausschiffung in der Türkei an bis zur Friedens-Unterzeichnung 62,492 Mann, worunter 1284 Offiziere, 4403 Unteroffiziere, Corporale und Brigadiers und 56,805 Soldaten, inbegriffen die auf den Schlachtfeldern Gebliebenen, wie die an Wunden, Seuchen, Krankheiten u. s. w. Gestorbenen. Daß das Verhältniß der Verluste zu den Uebrigbleibenden kein ganz unbedeutendes war, geht aus der Angabe der officiellen Berichte Sardiniens hervor, denn das sardinische Contingent verlor vom Tage des Ausmarsches bis zur Rückkehr 1552 Mann. Daß die Engländer und vorzüglich die Türken gleichfalls bedeutende Schaaren der Ihrigen in das Reich der Schatten ablieferten, ist selbstverständlich, und man kann im Ganzen die Summe einer halben Million Menschen annehmen, welche in diesem Kriege das Leben verloren. Und welche Summen fraß dieser Kampf, den ein Friede schloß, welchen halb Europa als einen „faulen" bezeichnete.

Die Kosten dieses Krieges wurden nach oberfächlicher Schätzung auf mindestens 7 Milliarden berechnet. Die Milliarde ist so viel als 1000 Millionen, folglich 7000 Millionen Franks. Hiervon entfallen auf Frankreich 2 Milliarden, auf England 2 ½ Milliarden (ohne das Kriegsbudget in Rechnung zu bringen), auf die Türkei als der nachweisliche, wenn auch geringste Theil seiner Verluste 120 Millionen, Rußland hat Anleihen im Betrag von 580 Millionen contrahirt, die gänzliche Erschöpfung seiner finanziellen Hilfsquellen ungerechnet. Der Rest enthält auf die Kriegsbereitschaft anderer Staaten (Preußen brauchte allein 30 Millionen Thaler dazu) und andere Verluste. Und für alles Das blieb den Alliirten nichts als der traurige Ruhm, Sebastopols Südseite und die kleinen Städte des Asowschen Meeres zertrümmert zu haben. Das ist freilich sehr wenig und man möchte bei dieser Betrachtung des französischen Sprichwortes: Quelle bruit pour une omelette (welcher Lärm um ein Omelett)! gedenken.

Sebastopols Belagerung hat nicht nur vielen Tausenden der verbündeten Truppen das Leben gekostet, sondern auch den Russen, welche laut ihrer Angabe im Verlauf der Belagerung 66,800 ihrer Soldaten daselbst begruben, desgleichen kamen nach ihrer Berechnung im Ver-

laufe des ganzen Krimfeldzugs 100,000 russische Kämpfer, von denen ein großer Theil noch gar kein Pulver gerochen, durch Seuchen u. s. w. auf der Halbinsel um. Die Krim ist ein wahrhaftes Leichengebiet geworden, Freund und Feind liegen hier gebettet in Frieden, von dem man mit Recht sagen kann, er sei ein ewiger. Ein Berliner Witzblatt hat auch den zu Paris geschlossenen Frieden einen ewigen genannt, jedoch mit der folgenden Definition: „Da ewig unberechenbar ist, so ist auch der Pariser Friede ein ewiger, weil seine Dauer nicht berechnet werden kann.“ In später Zeit werden die Nachkommen der jetzigen Krimbewohner die Friedhöfe der Verbündeten in der Nähe Sebastopols als Erinnerung an die furchtbaren Kämpfe betrachten, die hier der Westen Europas mit dem Norden ausfocht. Wir weben hier eine Schilderung dieser als Denkzeichen der Krim verbliebenen Friedhöfe der alliirten Truppen ein.

Die britische Armee hat Wochen lang daran gearbeitet, ihren gefallenen Kamaraden Denkmäler zu errichten. Die Franzosen gaben sich weniger Mühe mit ihren Gräbern. Einen großen Kirchhof legten sie bei dem alten Inkerman-Lager an, aber im Allgemeinen haben sie ihre Begräbnißplätze nicht eingefriedigt. Die Sardinier haben ein Piedestal und einen Obelisk aus Stein auf den Höhen von Balaklava dicht bei ihrem Hospital zum Andenken an ihre geschiedenen Kameraden errichtet und die Engländer haben ähnliche Monumente auf den Höhen von Inkerman und auf der Ebene von Balaklava zur Erinnerung an den 5. November und an den 25. October aufgestellt. Dieselben werden Jahrhunderte stehen, wenn keine menschliche Hand sich an ihnen vergreift. Dem vorspringenden Winkel des Redan gegenüber, nur wenige Yards von dem Graben erhebt sich ein schöner weißer steinerner, mit Inschriften versehener Obelisk zur Verewigung Jener, welche bei den Stürmen auf den Redan fielen. Am Malakoff steht blos ein großes hölzernes Kreuz auf einem Hügel, der viele Leichen deckt, es trägt folgende Unterschrift in weißer Farbe:

„Unis pour la victoire.
Reuni par la mort.
Du soldat c'est la gloire.
Du brave c'est le sort.“
(„Verbunden erst als Sieger,
Vereint im Tode dann:
Das ist der tapferen Krieger
Loos auf der Ruhmesbahn.)“

Außerhalb des Weinbergs im englischen Hauptquartiere liegt ein kleiner Kirchhof, der nur zwei Monumente enthält, Eines aus einer marmornen Platte gebildet, bezeichnet die Stätte, wo der englische General-Adjutant ruht; es hat außer einigen russischen Worten die einfache Inschrift: „dem Andenken des General-Majors J. Buckall Estcourt, General-Adjutanten der brittischen Armee, der am 24. Juni 1855 an der Cholera starb. Geboren 1802.“ Das andere ist ein schönes Kreuz und schmückt die Grabstätte eines auch an der Cholera gestorbenen Offiziers vom Stabe Lord Raglans. Die übrigen Gräber haben keine Monumente.

Auf einem kleinen eingefriedigten Raume an den Abhängen von Inkermann sind drei Monumente, unter welchen mehrere Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine ruhen. Eine Menge anderer Gräber liegt uneingefriedigt zerstreut am Abhange des Hügels und ein großer eingeschlossener Raum ist fast ausschließlich dem 30. Regiment gewidmet. Wenn man das Inkermann-Plateau verläßt und zur Woronzoffstraße herabsteigt, kommt man an die Rückseite der Gordon-Batterie. Hier biß mancher brave Kerl ins Gras und fand dann auf dem Schauplatze seines letzten Kampfes einen Ruheplatz. In einer Schlucht liegen die Leichen der Mannschaften von der Flottenbrigade, welche in der Krim fielen. Der Kirchhof derselben ist von einer Mauer mit Thor eingeschlossen. Besonders zeichnet sich hier ein Grabmal durch seine Inschrift aus. Sie heißt: „J. Tobin, gestorben an in der Schlacht empfangenen Wunden,“ dazu folgender Vers in englischer Sprache:

„Vor Anker lieg ich unten hier,
Wie viele Flottenbrüder;
Ruft Christ einst, unser Admiral,
Dann geh'n in See wir wieder."

Das Gras ist über diese Gräber gewachsen und wilde Blumen wuchern in dem fruchtbaren Erdreiche dieser Schlucht. An der Straße von Balaklava liegen zwei große Kirchhöfe mit Steinplatten und zwei Monumenten, von denen das eine den Offizieren und Gemeinen des Armee-Handwerker-Corps, das andere den Offizieren und Gemeinen des Landtransport-Corps errichtet ist. In der Ebene unterhalb des türkischen Lagers erhebt sich ein einsames von einer festen Mauer umgebenes Denkmal mit der Inschrift: „Gewidmet dem Andenken des Oberst Balfour Ogilvy, welcher am 22. Juli 1855 starb. Dieser Stein ward als ein Zeichen der Verehrung von seinen Mitoffizieren errichtet." Auch der Begräbnißplatz der Unteroffiziere und Gemeinen der Gardebrigade ist mit einer festen Mauer eingeschlossen.

Wir sind somit zum Ende dieses Werkes gelangt, von dem wir wünschen, daß es der Leser als das Bild einer traurigen Zeit betrachte, die wie so vieles Schlimme nun überwunden ist. Die Wehen dieses Krieges empfand auch Deutschland in nicht geringem Grade, obwohl es nicht thätigen Antheil daran genommen; aber die durch denselben hervorgerufene Theuerung, die Arbeitslosigkeit und das Stocken aller Geschäfte machte sich in jeder Familie fühlbar. Schweren Herzens schaute mancher wackere arbeitsame Hausvater, dem die Arbeit fehlte, in die Zukunft, welche in finsteren, dichten Wetterwolken heraufzuziehen schien, doch der Friede kam — er zerstreute das ängstigende Gewölk und die Sonne der Hoffnung, des neu belebten Vertrauens ging auf zum Troste von Millionen, die nach ihr mit banger Seele geseufzt hatten. Keine der kriegführenden Parteien hat einen Gewinn aus dem Kampfe davon getragen, nur tiefe Wunden, die man künstlich zu verdecken suchte, um deren Heilung der Alles heilenden Zeit zu überlassen. Möge die Zukunft alle Völker Europas behüten vor den Greueln des Krieges und deren Lasten, unter denen Glück und Wohlfahrt der Staaten erlöschen. Der Osten Europas ist zum großen Friedhofe für viele, viele Tausende wackerer Krieger geworden. Sei er eine Lehre, eine unvergängliche Warnung für Fürsten und Völker.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Die dem Kriege vorhergehenden Ereignisse in Konstantinopel.

Drittes Kapitel.

Die Stellung der Rajah unter der türkischen Regierung.

Viertes Kapitel.

Die Wiener Conferenz.

Seite.

Zehntes Kapitel.

Erstlings-Ereignisse in der Ostsee.

Elftes Kapitel.

Bomarsunds Fall und die Expedition im weißen Meere.

Zwölftes Kapitel.

Die Russen vor Silistria.

Dreizehntes Kapitel.

Die Belagerung von Silistria und deren Ende.

Seite.

Vierzehntes Kapitel.

Die Orient-Armee und die Räumung der Walachei von den Russen.

Fünfzehntes Kapitel.

Einzelnheiten und der Kriegsschauplatz in Asien.

Sechzehntes Kapitel.

Kriegerische Operationen.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Almaschlacht.

Achtzehntes Kapitel.

Bombardement Sebastopols und die Schlacht bei Inkerman.

Neunzehntes Kapitel.

Einzelnes bis zum März 1855.

Notiz für die Herren Buchbinder, wegen Plazirung der Bilder.



Der durch die Türken geschlichtete Parteienkampf unter den Christen
in d. heil. Grabkirche zu Jerusalem am Palmsonntage 185[illegible]



Die russische Armee unter Fürst Gortschakoff überschreitet den Pruth
am 2 Juli 1853.



3.

Zusammenkunft der Kaiser v. Russland u. Oestreich u. des Königs von Preussen in Warschau.
am 2 October 1853





Das Treffen bei Oltenitza am 4 Novbr. 1853.



3.

Verbrennung von 11 türkischen u. egyptischen Kriegsschiffen im Hafen von Sinope
durch den russ. Viceadmiral Nachimoff am 30. Novbr. 1853.



Der englische Admiral Sir Charles Napier bringt bei einem Gastmahle einen Toast auf den baldigen Fall der russ. Festung Cronstadt aus.



7.

Das Treffen bei Betale am 6 Januar 1854.



8

Des ruſſ. Groß-Admiral Fürſten Menzikoff's Audienz im türkiſchen Staatsrath
am 2 März 1854.



Auslaufen der englischen Ostseeflotte aus Portsmouth
am 11. März 1854.



10

Einsegnung der ruſſ. Sturmcolonnen vor Siliſtria.
am 22 Mai 1854.



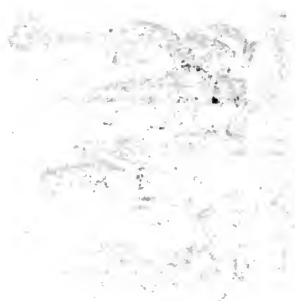
II.

Der unglückliche Sturm der Russen auf Silistria.
am 23. Mai 1854.



12

Die Uebergabe der von der Ostseeflotte zerstörten russ. Festung Bomarsund.
am 15 Aug. 1854.







13.

Einzug der Oestreicher in Bucharest.
am 6. Sept. 1854.



14

Landung der Alliirten bei Eupatoria.
am 14 Septbr. 1854.





15

Die von den Russen verlorene Schlacht an der Alma.
am 20 Septbr. 1854.



16

Russischer Angriff auf Balaklava.
am 25 Octbr. 1854.



17

Lagerleben der Franzosen in der Krim.



18

Niederlage der Russen bei Inkermann vor Sebastopol.
am 5 Novbr. 1854.





19

Ueberführung der Leiche des englischen Obergenerals Lord Raglan aus der Krim nach England.
am 4 Juli 1855.





20.

Einzug der Franzosen u. Engländer in das zerstörte Sebastopol.
am 11 Sept. 1855.



21.

Bombardement der alliirten Flotte auf Sweaborg 1855.



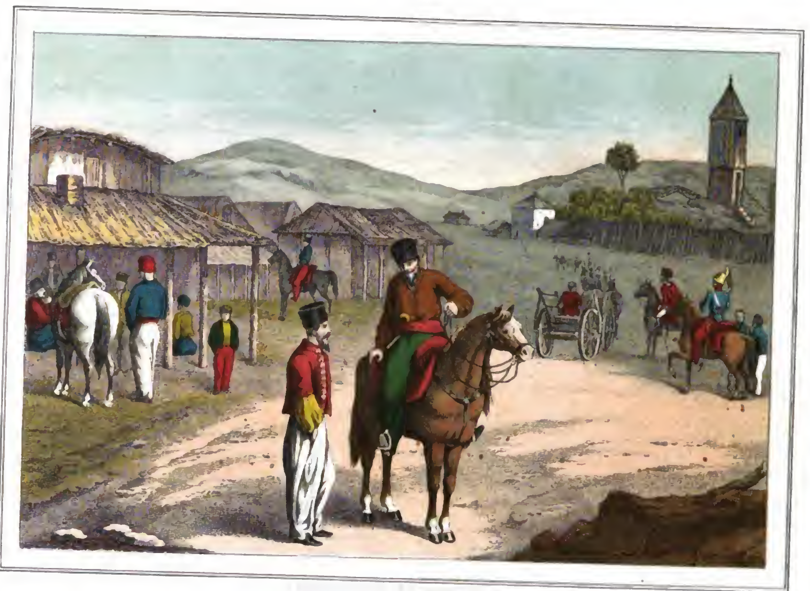
22.

Rückzug der Russen über die Traktir-Brücke (1855).



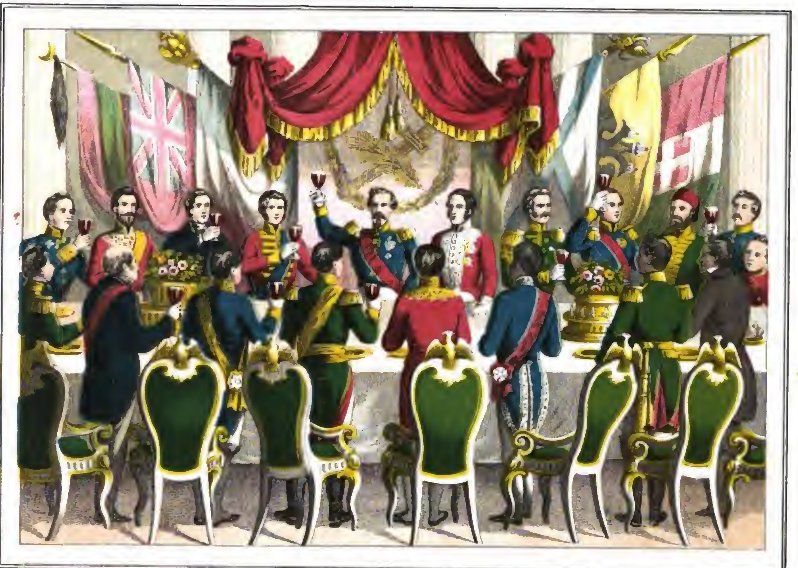
23.

Die Napoleonstraße in der von den Alliirten neu begründeten Stadt und Festung Kamiesch bei Sebastopol.
(1855)



24

Ein Tatarendorf im Baidarthale bei Sebastopol (1855).



25

Das Friedens-Bankel zu Paris am 12 April 1856.

Prospectus.

Im Verlage der J. G. Walde'schen Buchhandlung in Löbau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Weltkampf gegen Russland

und

seine großen Ereignisse.

Verbunden

mit den Schilderungen der Oertlichkeiten, der Sitten und Lebensweisen der verschiedenen bei dem Kampfe betheiligten Völker; nebst den Biographien der hervorragendsten Persönlichkeiten aller Krieg führenden Parteien.

Ein

geschichtliches Gedenkbuch für alle Volksklassen

von

Fr. Lubojatzky.

Erster Band in 15 monatlichen Lieferungen,
mit schwarzem Bilde à $2\frac{1}{2}$ Sgr.; $8\frac{1}{2}$ Xr. Conv.-M.; 10 Xr. Rhein.
mit colorirtem Bilde à 3 Sgr.; 10 Xr. Conv.-M.; 12 Xr. Rhein.

Erste Lieferung.

Wir stehen mitten inne in einer Zeit, die Großes, vor wenig Jahren nicht möglich Geglaubtes, ja nicht einmal Geahntes gebiert. Der Krieg im Osten zwischen Rußland und der Türkei, welcher hinsichtlich der Bundesgenossenschaft, die die Letztere in ihrer Abwehr gegen Rußlands Anmaßungen und Ansprüche unterstützt, zu einem der merkwürdigsten Zeitereignisse geworden ist, zieht die Augen der ganzen civilisirten Welt auf sich. Kein Land der Erde hat ein größeres Recht alle Aufmerksamkeit auf dieses Zeitereigniß zu richten, das sich wie ein buntes Bild vor uns aufrollt und von dem wir nicht mit Bestimmtheit sagen können, wir sehen das nahe Ende desselben bereits vor unsern Augen, als eben unser großes Gesammt-Vaterland, Deutschland, dem es erstens nicht

☛ Es wird gebeten, die Lieferungsbedingungen auf der Rückseite weiter zu lesen.

gleich sein kann, welchen Nachbar es zur Seite hat und zweitens, dessen Handels-Interessen im Osten Europas außerordentlich gefährdet sind durch die bereits erlebten Kriegsereignisse in den Donauländern und namentlich durch deren ungewissen Ausgang. Jeder Tag, jede Woche mischt neue Farben in dies Kriegsbild, die es noch verworrener machen. Mit Ueberzeugung, daß ein historisches Werk, welches dies große Zeitereigniß von seinem Ursprung an, in allen mannichfachen Wechseln glücklicher und unglücklicher Kämpfe treu und gewissenhaft schildert, das regste Interesse bei Jedermann erwecken wird, hat der Verfasser dasselbe begonnen, und die Verlagshandlung glaubt es Jedem mit größtem Rechte empfehlen zu können, da es von allen bereits erschienenen Werken dieser Art ein ganz und gar verschiedenes ist; kein Bruchstück, sondern eine fortlaufende Erzählung aller merkwürdigen Begebenheiten dieses Krieges. Um es möglichst vollkommen zu machen, sind, wie der Titel schon besagt, die Schilderungen der Oertlichkeiten, der Sitten und Lebensweisen der verschiedenen Völker dortiger Länder, deren Religionsverhältnisse und Stellungen in der civilisirten Welt und, was das Interesse bedeutend erhöhen dürfte, die kurz gefaßten Biographien der hervorragendsten Persönlichkeiten in diesem folgenschweren Kriege mit hineinverwebt, und somit dem Leser ein deutliches, anschauliches Bild der Zustände jener von dem großen, man kann sagen, Weltkampfe berührten Länder und Völker geboten. Dies Werk wird daher eben so unterhaltend als lehrreich sein. Dessen weiteste Verbreitung nach Möglichkeit zu unterstützen, läßt es die unterzeichnete Verlagshandlung in Lieferungen von **2** Bogen (Großquart) Text, nebst einem lithographirten Bilde erscheinen. Es wird ohngefähr 15 monatlich erscheinende Lieferungen ausmachen, jede zu dem billigen Preise von **2½** Sgr.; **8½** Xr. Conv.-M.; **10** Xr. Rhein. mit schwarzem Bilde, und **3** Sgr.; **10** Xr. Conv.-M.; **12** Xr. Rhein. mit colorirtem Bilde. — Jeder Abonnent erhält mit der letzten Lieferung ein großes lithographirtes Kunstblatt: Der Sultan Abd-ul-Medschid hält Revue über die englisch-französischen Hülfstruppen zu Constantinopel im Jahre 1854, als Prämie. Wer jedoch dieselbe Prämie in Farbendruck zu erhalten wünscht, hat nur die geringe Vergütung von **6** Sgr.; **20** Xr. Conv.-M.; **24** Xr. Rhein. zu entrichten. —

Zu gleicher Zeit wird den geehrten Subscribenten das Kunstblatt: „Der Mutter Geburtstag" zur Auswahl mit vorgelegt. Für Nichtsubscribenten ist der feste Preis für jedes dieser beiden Blätter Ein Thaler.

Im Vertrauen, daß dies gut ausgestattete, von dem als Schriftsteller wohl Allen bekannten und durch seine Schriften beliebten Verfasser mit Fleiß und Liebe gearbeitete Werk allgemeinen Anklang findet, ladet zu zahlreicher Subscription hochachtungsvoll ein

Löbau, im December 1854.

die Verlagshandlung.

Buchdruckerei von Ferdinand Rühle in Dresden.



